

AR 1764

4/28

Joseph Roth Collection

IVE Gruber, Fritz

59-1/7

GRUBER, FRITZ: DAS ORIGINAL HEIMATZUG JOSEPH ROTH, 1939

od

## Der dreifach heimatlose Joseph Roth

Ein Vetter Joseph Roths, Dr. Fritz Gruebel (Leipzig) sendet uns aus London folgende Zuschrift:

M. Fred Bérence zitiert in den Erinnerungen, die Sie (in der „Pariser Tageszeitung“ vom 3. Juni) wiedergeben, und aus denen so viel liebevolle Verehrung für den Entschlafenen spricht, was Roth für gut hielt, ihm über seine Abstammung zu sagen, und er zieht daraus — durchaus mit Recht — Folgerungen für Roths Denken und Tun. Welche Gesichtspunkte Roth veranlasst haben, diese Schilderung seiner Vergangenheit zu geben, weiss ich nicht. Nun, da er in die Geschichte des deutschen Schrifttums als leider so früh abgeschlossenes Kapitel eingegangen ist, halte ich es — gerade im Interesse einer vollen und richtigen Würdigung seiner Persönlichkeit — für geboten, die von M. Bérence angeführten Angaben zu berichtigen.

Roths Heimat ist das kleine im äussersten Zipfel der Donaumonarchie gelegene Städtchen, das er im „Radetzky-marsch“ mit so viel Liebe schildert, und dessen sonnige Seiten er der mährischen Kreisstadt verleiht, in der der „Herr Bezirkshauptmann“ sein k. u. k. Beamten-dasein führt. Beide Städtchen sind eins und sind getreue Schilderungen ein und desselben Brody, in dem er als Sohn jüdischer Eltern das damals deutsch geführte Gymnasium besuchte und die Sehnsucht nach der westlichen und deutschen Welt mit vielen oder den meisten jungen Juden seiner Heimat teilte, nach der Welt, für die das alte kaiserliche Wien der Inbegriff war.

Vaterlos — sein Vater starb wirklich im Wahnsinn, aber nicht als österreichischer Beamter, sondern im Lehrhaus unter den vielen namenlosen Jüngern eines ostjüdischen Rabbi, wuchs er im durchaus jüdischen Hause unseres gemeinsamen Grossvaters auf, um nach den ersten paar Wiener Semestern als schwächerer junger Mensch an der russischen Front k. u. k. Leutnant zu werden und in seinem revolutionären Herzen die Liebe zur Menschlichkeit des österreichischen Offiziers der alten Schule und zum konservativen Oesterreicher überhaupt zu entdecken. Die Kaiser-treue war in ihm ein Erbstück galizisch-jüdischer Tradition, der die scheinbar zeitlose Gestalt Franz Josephs I. die Oeffnung der Tür nach Europa bedeutete.

Es bedurfte nicht erst der Hitlerzeit, damit er sein Judesein entdeckte. Die Gestalt des ewig heimatlosen und ewig

r gegen alles  
Empörer ge-  
ein Priester  
nahmen mit  
to tyrans is

ie Jugendlich-  
terzens liessen  
ein, als einen  
in Lyriker ge-  
ösen Dingen  
dend oder gar  
Er hatte einen  
die Güte des  
m doch genug  
und er hatte  
en gegenüber  
ar dieses Miss-  
mann nicht ver-  
m Institutionen  
wirklichen be-  
Dichter Toller  
eine Kluft zwi-  
und der Wirk-  
auch handelnd  
et viel ihr nah

ten wir Juan  
sterpräsidenten  
an Tollers  
Toten für Spa-  
en, für all das  
den Landsleute

ollers Schuld,  
einen Träumen  
immer grösser  
hen der Welt.  
der Welt, wie  
er kämpfte da  
oller rang dar-  
Menschheit ge-  
klichkeit wach-  
er Mensch aber  
drückt und ein-  
ssen Stadt trotz  
daran zu Grunde  
! In den Zeiten  
tionäre Hoff-  
im „Hinke-  
ob die Umge-  
ng der sozialen  
land — die er  
otwendigkeit er  
itärischer Kom-  
en in München  
atte — ob sie  
menschlichen  
könne: den  
in.

Grunde diese  
nicht mehr lei-  
gläubig, war



den  
digen Kompro-  
s eigenen Han-  
r Verinnerung  
die Glücks-  
Was nützt es  
liches Herz —  
en und einem  
Zeit, da es des  
u sein scheint.  
Was muss er ge-  
t und auch wir  
arf daraus hat-  
uer aus dem Le-  
uss. — werden  
Zin Mut für ihn  
lange durchge-  
z  
Vincent Sheean.  
f Clubs an Tol-  
ff, als die Ur-  
ou Todes, jene  
ge uns alle um-  
p  
n seiner letzten  
denen er sein  
ewidmet hatte.  
„Lasst uns wei-  
ten!“ rief Sin-  
die gekommen  
etrauern. Lasst  
e fechten!  
**Bodo Uhse.**

**çaise  
nsthäl**

Frankreichs  
rd in der kom-  
ogramm soeben  
k von Hugo von  
r Schwierige“,  
ie Uebersetzung  
modernen Re-  
u. a. folgende  
ce faite à Ma-  
s Hauts de Hur-  
nts“), nach dem  
„Le Jeu de  
on Romain Rol-  
von Julien Lu-  
von François  
La Voix Humai-  
lousie“.

**OLFF  
Pontius  
-1934**

chen Journalis-  
igen Werk die  
schildert, die  
rieges geführt  
itung. Basel  
inen Fr. 11.—  
/New York

**THEK  
UROPE“**

ETRANGERE  
ra 80-54  
Madeleine)

wachen und ewig müd-melancholischen  
Juden mit dem scharfen Verstand und  
Witz neben zeitvergessender Träumerei,  
nämlich die Gestalt der Menschen, un-  
ter denen er aufgewachsen und die er  
nie zu lieben vergass, ist in der oder je-  
ner Form in jedem seiner Werke zu fin-  
den. Der Mann, der die „Juden auf  
Wanderschaft“ entdeckt hat und der aus  
tiefstem eigenem Erleben den „Hiob“  
schrieb, war kein Apostat! Ich weiss,  
dass er grosse Bewunderung hegte für  
die kluge Pracht und weise Menschen-  
behandlung der Katholischen Kirche,  
deren letzter weltlicher Repräsentant sein  
geliebtes Oesterreich war. Ob er die  
Taufe genommen, weiss ich nicht. Ich  
kann es mir nicht gut vorstellen. Dass  
seine ganze Erziehung und seine Jugend  
im Rahmen jüdischer Traditionstreue  
gestanden haben, und dass er sich stets  
als Glied des durch die Völker und  
Zeiten wandernden Volkes, in dessen  
Wanderung er die Friedensmission unter  
den ewig hadernden „jungen“ Völkern  
gesehen hat, fühlte, weiss ich bestimmt.

Roths Tragik liegt in dreifacher Hei-  
matlosigkeit als Jude, als deutscher Dich-  
ter des Exils und als Mensch österrei-  
cher Form nach dem Untergang des kai-  
serlichen Wien. Sein Wesen und sein  
Schaffen ist das Abschiedsgeschenk der  
seit Jahrzehnten verschwundenen kaiser-  
lich fühlenden Juden Galiziens an das in  
Trümmer gegangene alte Oesterreich des  
alten, schon bei Lebzeiten beinahe my-  
thischen Kaisers Franz Joseph I.

Ich glaube, im Sinne des Verständnis-  
ses für den Mann und Dichter Joseph  
Roth wäre es nicht ganz falsch, wenn  
diese Feststellung einen Platz in Ihrem  
Blatt fände, das sich mit solcher Her-  
zenswärme des Werks und des Anden-  
kens dieses gütigen Menschen annimmt,  
der für mich nicht nur der Dichter, son-  
dern auch der getreulich zugetane  
Freund und Blutsverwandte gewesen ist.

Fritz Gruebel.

**LEGALE Ueberweisungen**  
nach **POLEN, UNGARN** etc.  
mit ca. 25 Prozent Ersparnis durch  
**Reisebüro „Pariser Tageszeitung“**  
**20, Rue Laffitte — Paris (9°)**  
Geöffnet 9-12 u. 2-6 U., Sonnabende 9-12 U.

**Josef Messer**  
Feine Masschneiderei  
39, Bld. Haussmann OPE. 78-95

Direction: **F. WOLFF**  
**VERLAG PARISER TAGESZEITUNG**  
Registre de Commerce No. 668-249  
LE GERANT: JEAN LECLERCQ  
IMPRIMERIE J.E.P., 7, RUE CADET, PARIS (9°)

*Archiv*

DER DREIFACH HEIMATLOSE JOSEPH ROTH

Ein Vetter Joseph Roths, Dr. Fritz Gruebel (Leipzig) sendet uns aus London folgende Zuschrift:

M. Fred Bérence zitiert in den Erinnerungen, die Sie (in der "Pariser Tageszeitung" vom 3. Juni) wiedergeben, und aus denen so viel liebevolle Verehrung für den Entschlafenen spricht, was Roth für gut hielt, ihm über seine Abstammung zu sagen, und er zieht daraus - durchaus mit Recht - Folgerungen für Roths Denken und Tun. Welche Gesichtspunkte Roth veranlasst haben, diese Schilderung seiner Vergangenheit zu geben, weiss ich nicht. Nun, da er in die Geschichte des deutschen Schrifttums als leider so früh abgeschlossenes Kapitel eingegangen ist, halte ich es - gerade im Interesse einer vollen und richtigen Würdigung seiner Persönlichkeit - für geboten, die von M. Bérence angeführten Angaben zu berichtigen.

Roths Heimat ist das kleine im äussersten Zipfel der Donaumonarchie gelegene Städtchen, das er im "Radetzkymarsch" mit so viel Liebe schildert, und dessen sonnige Seiten er der mährischen Kreisstadt verleiht, in der der "Herr Bezirkshauptmann" sein k. k. Beamtendasein führt. Beide Städtchen sind eins und sind getreue Schilderungen ein und desselben Brody, in dem er als Sohn jüdischer Eltern das damals deutsch geführte Gymnasium besuchte und die Sehnsucht nach der westlichen und deutschen Welt mit vielen oder den meisten jungen Juden seiner Heimat teilte, nach der Welt, für die das alte kaiserliche Wien der Inbegriff war.

Vaterlos - sein Vater starb wirklich im Wahnsinn, aber nicht als österreichischer Beamter, sondern im Lehrhaus unter den vielen namenlosen Jüngern eines ostjüdischen Rabbi, wuchs er im durchaus jüdischen Hause unseres gemeinsamen Grossvaters auf, um nach den ersten paar Wiener Semestern als schwächerer junger Mensch an der russischen Front k. u. k. Leutnant zu werden und in seinem revolutionären Herzen die



Liebe zur Menschlichkeit des österreichischen Offiziers der alten Schule und zum konservativen Österreicher überhaupt zu entdecken. Die Kaisertreue war in ihm ein Erbstück galizisch-jüdischer Tradition, der die scheinbar zeitlose Gestalt Franz Josephs I. die Öffnung der Tür nach Europa bedeutete.

Es bedurfte nicht erst der Hitlerzeit, damit er sein Jude-sein entdeckte. Die Gestalt des ewig heimatlosen und ewig wachen und ewig müd-melancholischen Juden mit dem scharfen Verstand und Witz neben zeitvergessender Träumerei, nämlich die Gestalt der Menschen, unter denen er aufgewachsen und die er nie zu lieben vergass, ist in der oder jener Form in jedem seiner Werke zu finden. Der Mann, der die "Juden auf Wanderschaft" entdeckt hat und der aus tiefstem eigenem Erleben den "Hiob" schrieb, war kein Apostat! Ich weiss, dass er grosse Bewunderung hegte für die kluge Pracht und weise Menschenbehandlung der Katholischen Kirche, deren letzter weltlicher Repräsentant sein geliebtes Österreich war. Ob er die Taufe genommen hat, weiss ich nicht. Ich kann es mir nicht gut vorstellen. Dass seine ganze Erziehung und seine Jugend im Rahmen jüdischer Traditionstreue gestanden haben, und dass er sich stets als Glied des durch die Völker und Zeiten wandernden Volkes, in dessen Wanderung er die Friedensmission unter den ewig hadernden "jungen" Völkern<sup>K</sup> gesehen hat, fühlte, weiss ich bestimmt.

Roths Tragik liegt in dreifacher Heimatlosigkeit als Jude, als deutscher Dichter des Exils und als Mensch österreichischer Form nach dem Untergang des kaiserlichen Wien. Sein Wesen und sein Schaffen ist das Abschiedsgeschenk der seit Jahrzehnten verschwundenen kaiserlich fühlenden Juden Galiziens an das in Trümmer gegangene alte Österreich des alten, schon bei Lebzeiten beinahe mystischen Kaisers Franz Joseph I.

Ich glaube, im Sinne des Verständnisses für den Mann und Dichter Joseph Roth wäre es nicht ganz falsch, wenn diese Feststellung einen Platz in Ihrem Blatt fände, das sich mit solcher Herzenswärme des Werks und des Andenkens dieses gütigen Menschen annimmt, der für mich nicht nur der Dichter, sondern auch der getreulich zugetane Freund und Blutsverwandte gewesen ist.

Fritz Gruebel



## Der dreifach heimatlose Joseph Roth

Ein Vetter Joseph Roths, Dr. Fritz Gruebel (Leipzig) sendet uns aus London folgende Zuschrift:

M. Frédéric Bérance zitiert in den Erinnerungen, die Sie (in der „Pariser Tageszeitung“ vom 3. Juni) wiedergeben und aus denen so viel liebevolle Verehrung für den Entschlafenen spricht, was Roth für gut hielt, ihm über seine Abstammung zu sagen, und er zieht daraus — durchaus mit Recht — Folgerungen für Roths Denken und Tun. Welche Gesichtspunkte Roth veranlassen haben, diese Schilderung seiner Vergangenheit zu geben, weiss ich nicht. Nun, da er in die Geschichte des deutschen Schrifttums als leider so früh abgeschlossenes Kapitel eingegangen ist, hatte ich es — gerade um Interesse einer vollen und richtigen Würdigung seiner Persönlichkeit — für geboten, die von M. Bérance angeführten Angaben zu berichtigen.

Roths Heimat ist das kleine im äussersten Zipfel der Böhmenmonarchie gelegene Städtchen, das er im „Radetzkymerch“ mit so viel Liebe schildert, und dessen sonnige Seiten er der mährischen Kreisstadt verleiht, in der der „Herr Bezirkshauptmann“ sein k. u. k. Beamten-dasein führt. Beide Städtchen sind eins und sind getreue Schilderungen ein und desselben Brody, in dem er als Sohn jüdischer Eltern das damals deutsch geführte Gymnasium besuchte und die Sehnsucht nach der westlichen und deutschen Welt mit vielen oder den meisten jungen Juden seiner Heimat teilte, nach der Welt, für die das alte kaiserliche Wien der Inbegriff war.

Vaterlos — sein Vater starb wirklich im Wahnsinn, aber nicht als österreichischer Beamter, sondern im Lehrhaus unter den vielen namenlosen Jüngern eines ostjüdischen Rabbi, wuchs er im durch das jüdische Haus unseres gemeinsamen Grossvaters auf, um nach den ersten paar Wiener Semestern als schwächlicher junger Mann in der russischen Front k. u. k. Leutnant zu werden und in seinem revolutionären Herzen die Liebe zur Menschlichkeit des österreichischen Offiziers der alten Schicksale und zum konservativen Österreicher überhaupt zu entdecken. Die Kaisertruppe war es, die ihn ein Erbstück galizischer Tradition, das die scheinbar stillen Gemüter Franz Josephs I. die Öffnung der Tür nach Europa befehlige.

Es bedurfte nicht erst der Hitzzeit, damit er sein Judassein entdeckte. Die Gestalt des ewig heimatlosen und ewig wachen und ewig müd-melancholischen Juden mit dem scharfen Verstand und Witz neben weitvergeessener Träumeri, nämlich die Gestalt der Menschen, unter denen er aufgewachsen und die er nie zu lieben vergass, ist in der oder jener Form in jedem seiner Werke zu finden. Der Mann, der die „Juden auf Wanderschaft“ entdeckt hat und der aus tiefstem eigenem Erleben den „Hiob“ schrieb, war kein Apostat. Ich weiss, dass er grosse Bewunderung hegte für die kluge Pracht und weise Menschenbehandlung der katholischen Kirche, deren letzter weltlicher Repräsentant sein geliebtes Oesterreich war. Ob er die Tschechen genommen, weiss ich nicht. Ich kann es mir nicht gut vorstellen. Dass seine ganze Erziehung und seine Jugend im Rahmen jüdischer Traditionen gestanden haben, und dass er sich stets als Glied des durch die Völker und Zeiten wandernden Volkes, in dessen Wanderung er die Friedensmission unter den ewig hadernden „jungen“ Völkern gesehen hat, fühlte, weiss ich bestimmt.

Roths Tragik liegt in dreifacher Heimatlosigkeit als Jude, als deutscher Dichter des Exils und als Mensch österreichischer Form nach dem Untergang des kaiserlichen Wien. Sein Wesen und sein Schaffen ist das Abschiedsgeschenk der seit Jahrzehnten verschwundenen kaiserlich-führenden Juden Galiziens an das in Trümmer gegangene alte Oesterreich des alten, schon bei Lebzeiten beinahe mythischen Kaisers Franz Joseph I.

Ich glaube, im Sinne des Verständnisses für den Mann und Dichter Joseph Roth sollte es nicht ganz falsch, wenn diese Feststellung einen Platz in Ihrem Blatt fände, das sich mit solcher Herzenswärme des Werks und des Andenkens dieses gültigen Menschen annimmt, der für mich nicht nur der Dichter, sondern auch der getreulich zugezogene Freund und Blutsverwandte gewesen ist.

Fritz Gruebel.

AR 1764

4/29

Joseph Roth Collection

IV E Güntel, Maria S 4717

GRISSEL, Maria, 1904, 1905



[1964 2.]

Grübel, Joseph Roth

Joseph Roth war mein angeheirateter Neffe. Mein Mann, der im Jahre 1880 in Brody (ehem. Galizien) geboren war, lebte vor seiner Verheiratung in Nürnberg, kam im Jahre 1925 nach Wien, wo wir im selben Jahr heirateten. Unsere Ehe war überaus glücklich. Mein Mann und seine Brüder waren in der Hopfenbranche (einem Familienunternehmen) tätig, sie alle hatten ein gutes Einkommen und lebten in geordneten Verhältnissen. Die Ehe Joseph Roths Mutter, geb. Grübel, wurde geschieden und so kam es, dass die ganze Familie sich um die Erziehung Joseph Roths kümmerte und sich bemühte, sein trauriges Los zu verschönern.

Joseph Roth schrieb uns selten, doch so oft er nach Wien kam, waren wir zusammen. Er sagte stets: "Zu meinem Lieblingsonkel Willy komme ich immer gern." Letztens sahen wir uns im Jahre 1938. Wir fanden Joseph Roth sehr bedrückt und führten diesen Umstand auf die Krankheit seiner Frau zurück. Eine kleine Episode bei unserem letzten Treffen: Mein Neffe, Kurt Schärf, damals 3 Jahre alt, zeigte Joseph Roth auf Verlangen seinen Daumen. Roth prophezeite ihm Mathematiker zu werden. Heute arbeitet mein Neffe als Mathematiker im International Atomic Energy Agency in Seibersdorf b/Wien. Mein Mann und alle seine Brüder wurden von den Schergen Hitlers umgebracht.

Klara Grübel  
Wien 22.,  
Siebenbürgerstr. 4/66/8

Klara Grübel



heine, ew. Fassung

Archives

Joseph Roth war ein Neffe meines Mannes Willy Gruebel. Die Mutter meines Mannes ist frühzeitig verstorben und so kam es, dass seine Schwester, die spätere Mutter Joseph Roths, meinen Mann als kleines Kind zu sich nahm und ihn erzogen hat. Etwa im Jahre 1892 heiratete diese Schwester den Rabbinatskandidaten Roth. Es stellte sich bald heraus, dass er ein grosser Verschwender war, die erhaltene Mitgift angebracht hat und auch sonst ganz merkwürdig war. Eines Tages ging er durch und liess sich nicht mehr blicken. Die Ehe wurde sodann geschieden. Joseph Roth dürfte damals 2 Jahre alt gewesen sein. Sein Vater verstarb etwa im Jahre 1910, einige Jahre nach dem ersten Weltkrieg ist Joseph Roths Mutter an Krebs gestorben.

Mein Mann und seine drei älteren Brüder waren in der Hopfenbranche tätig, jeder einzelne unter eigenem Namen. Auch ihr Vater arbeitete, wie ich glaube, in der Hopfenbranche. Mit etwa 20 Jahren ging mein Mann nach Nürnberg, seine Brüder lebten in Lemberg, kamen während des ersten Weltkrieges nach Wien, wo ein Bruder verblieben ist, während die beiden anderen Brüder nach Lemberg zurückgingen. Im Jahre 1925 kam mein Mann nach Wien, wo wir im selben Jahr heirateten. Unsere Ehe war überaus glücklich. Mein Mann und seine Brüder hatten ein gutes Einkommen, sie alle lebten in geordneten Verhältnissen.

Joseph Roth studierte, spielte gern Geige, die Kosten seines Studiums übernahmen die Verwandten, die sich auch sonst bemühten sein trauriges Los zu verschönern, indem sie ihn moralisch und finanziell unterstützten. Joseph Roth schrieb uns selten, doch so oft er nach Wien kam, besuchte er uns. Er pflegte stets zu sagen: " Zu meinem Lieblingsonkel Willy komme ich immer gern ". Mit seiner Cousine Paula Gruebel war er dauernd in Kontakt. Sie wurde im Jahre 1942 in einen politischen Prozess ~~xxx~~-

~~xxxxxx~~ in Frankreich verwickelt und, obzwar vom Gericht freigesprochen, von den Deutschen nachher erschossen.

Letztens sahen wir uns mit Joseph Roth im Jahre 1936. Wir fanden ihn sehr bedrückt und führten diesen Umstand auf die Krankheit seiner Frau zurück.

Mein Mann, seine beiden Brüder, die Frauen, Kinder und sonstige Angehörige der Familie Gruebel wurden von ~~den Schergen~~ den Schergen Hitlers umgebracht.

Klara Gruebel  
Wien 22., *Gruebel*  
Siebenbürgerstr. 4/66/8

Wien, 15. Jänner 1965

AR 1764 4/30

Joseph Roth Collection IVE Harvard, Entk 54717



FILE WITH ROTH, J.

WASHINGTON UNIVERSITY



ST. LOUIS, MISSOURI. 63130

DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES AND LITERATURES

April 16,

APR 17 1975

Dear Mr. Grubel,

I attach a copy of Fritz Hackert's article on the Roth-Nachlaß in accordance with your request.

Very cordially,

*David Bronsen*

David Bronsen

02/250/5  
4/18/75

001 Fritz Hackert

002

003 Joseph Roths Nachlaß

004 im Leo-Baeck-Institut

005

006 Im Sommer 1969 hatte ich bei einem Besuch in New York die  
007 Gelegenheit, das Leo-Baeck-Institut zu besichtigen und insbe-  
008 sondere den Nachlaß von Joseph Roth zu mustern, der dort  
009 vorläufig archivalisch geordnet ist. Materialien daraus wurden  
010 seit der Werkausgabe mehrfach in Forschungsbiographien ge-  
011 nannt<sup>1</sup>, in vielen Aufsätzen und Untersuchungen zitiert, so-  
012 wie zum Teil auch vollständig veröffentlicht<sup>2</sup>. Mit diesem  
013 Aufsatz hoffe ich eine Vorstellung davon geben zu können,  
014 wie der Nachlaß von der Forschung zu nutzen ist. Ich beziehe  
015 mich dabei auf das Inhaltsverzeichnis des Leo-Baeck-Instituts  
016 (Siglen AR 1836-1841)<sup>3</sup>, folge aber nicht dessen Anordnung,  
017 sondern biete thematische Zusammenfassungen von Doku-  
018 menten, die oft unter verschiedenen Rubriken der Sammlung  
019 geführt werden. Soweit sich aus diesem Verfahren Zuord-  
020 nungshinweise ergeben, ist mit ihnen kein Entdeckeran-  
021 spruch verbunden, denn schon frühere Benutzer des Archivs  
022 hielten als Randprodukte ihrer Spezialarbeiten häufig auch  
023 Beobachtungen zur archivalischen Revision fest.

024 Im ersten Teil des Aufsatzes gehe ich die Materialien durch,  
025 welche in Beziehung zu den Erzählwerken und Essaysamm-  
026 lungen stehen. Diese führe ich alphabetisch nach ihren Titeln  
027 an, weil der Nachlaß unter anderem auch Datierungsfragen  
028 aufwerfen wird.

029 Zum ANTICHRIST findet sich in der Sammlung von Rezen-  
030 sionen (1840/1. Nr. 54.-61.) der Widerhall aus katholisch-  
031 konservativen Kreisen in Europa, unter denen das Luzerner  
032 »Vaterland«, konservatives Zentralorgan für die Mittel-  
033 schweiz, besonders begeistert in die biblisch-apokalyptischen  
034 Visionen einstimmt (Rez. Sergius Sax, Nr. 89 v. 13. 4. 1935).  
035 Über die Entstehung des Buches geht aus einem Vertrag mit  
036 Allert de Lange hervor, daß Roth ursprünglich das Thema *Die*  
037 *Juden und ihre Antisemiten* bearbeiten wollte (1841/1. - s. Ver-  
038 trag v. 27. Juli 1933 und die Vertragsänderung ohne Datum).  
039 Daneben hat er sich anscheinend mit dem Plan für eine *Bio-*  
040 *graphie über den ‚letzten Zaren‘* befaßt (Punkt 8. des Vertrags),  
041 ihn aber ebenso wie die Behandlung des Antisemitismus dann  
042 zugunsten des ANTICHRIST aufgegeben.

043 Die zeitgenössischen Rezensionen kennzeichnen für den  
044 Literarhistoriker die konkrete und spezifische Situation, wel-  
045 cher der Text entstammt: bei der Aktualisierung des ‚soziali-  
046 stischen Roth‘ sollte nicht übersehen werden, daß ihn gerade  
047 die politische Kritik seiner Zeit relativierend zu den Dichtern  
048 von »Klassenkampf und Seelenschmerzen« zählte, der im Mi-  
049 lieu der armen Leute eher den lyrischen Reiz als das sozialpo-  
050 litische Problem aufsuchte (vgl. 1840/1. Nr. 1: Rez. Berliner  
051 Tageblatt vom 22. 8. 1926 zum BLINDEN SPIEGEL und zu  
052 APRIL<sup>4</sup>). Im übrigen zeichnet sich in den Zeitungskritiken ein  
053 Stück Kulturindustrie nicht nur der zwanziger Jahre, sondern  
054 auch der Emigration ab.

055 Der oben erwähnte Schweizer Rezensent besprach auch die  
056 BEICHTE EINES MÖRDERS (1840/1. Nr. 87: s-x, in: »National-  
057 Zeitung« Basel v. 7. 12. 1936), wobei er das Werk in den Rang  
058 der »grandiosen Dämmer-Welt Dostojewskis« erhob; und  
059 Carl Seelig, dessen Beziehungen zu Roth der Briefwechsel bei-  
060 der Männer dokumentiert, setzte die Aussagen des Ich-Erzäh-  
061 lers in Parallele zu den weltliterarischen Konfessionen Kafkas  
062 und Gogols<sup>5</sup>. Manuskriptteile der BEICHTE EINES MÖRDERS  
063 dürften sich, wie z. B. jene das Rahmengeschehen präsent hal-  
064 tende Anredeformel »meine Freunde« erweist, unter der  
065 Sammlung noch nicht zugeordneter Handschriften befinden  
066 (1837/9. Nr. 20), und zwar in verschiedenen Lagen dieses  
067 Konvolutteils. Ebenso stecken nach meinem Eindruck in  
068 Typoskripten des sogenannten Trotzki-Konvoluts, aus dem  
069 DER STUMME PROPHET rekonstruiert wurde, Blätter zur BEICH-

34/1

H bibliographien



070 TEFINES MÖRDERS (1836/3. Nr. 3.-8. mit 97 Seiten in Maschi-  
071 nenschrift). Ein Brief Roths aus dem Hotel Foyot gibt für den  
072 Roman gegenüber dem Züricher Humanitas-Verlag den Ar-  
073 beitstitel *Der Stammgast* an und erklärt im Hinblick auf das  
074 Werk die vertragliche Bindung an Allert de Lange (1841/1. -  
075 Paris, 19. November 35, an Dr. Menzel<sup>6</sup>). Mit der jiddisch-  
076 sprachigen »Folkscajtung« Warschau schloß am 30. 1. 1937 in  
077 Lemberg einen vorliegenden Vertrag über den Abdruck des  
078 Romans (1841/3.).

079 Zwei Exemplare eines maschinenschriftlichen Durch-  
080 schlags liegen zur Novelle DER BLINDE SPIEGEL vor (1838/7.  
081 Nr. 1 - 55 S.). Für ihre Einschätzung durch die zeitgenössische  
082 Kritik gilt im wesentlichen dasselbe, was von der Erzählung  
083 APRIL gesagt wurde (s. o.).

084 Für DIE BÜSTE DES KAISERS erbrachte der Einblick in den  
085 Nachlaß eine neue Textlage<sup>7</sup>. Neben der Handschrift im  
086 Nachlaß Stefan Zweigs ist jetzt eine weitere im Leo-Baeck-In-  
087 stitut anzuführen. Sie besteht aus 13 Blättern in unterschied-  
088 lichem Format, die mit der bekannten winzigen Handschrift  
089 bedeckt sind. Der Held trägt den Namen Morstin. (1837/1.  
090 Nr. 1). In den beigegeführten zwei Typoskripten (1837/1. Nr. 2)  
091 dagegen heißt er Franz Xaver Rej. Von diesen beiden Maschi-  
092 nenschriften weist ein Exemplar die breitere Schilderung auf,  
093 während das andere die Erzählung strafft. Beide sind mit  
094 handschriftlichen Korrekturen versehen. Ein vierter Text im  
095 Nachlaß verwendet wieder den Namen Morstin. Dabei han-  
096 delt es sich um einen maschinenschriftlichen Durchschlag  
097 (1838/7. Nr. 2), in dem aber der Schluß der gedruckten Fas-  
098 sung fehlt. - Das exemplarische Moment der Erzählung em-  
099 pfahl sie offenbar von Beginn an für Anthologien<sup>8</sup>, denn »The  
100 Times Literary Supplement« vom 21. Jan. 1939 (1840/1. Nr.  
101 96) rühmte sie als beste einer ganzen Sammlung von *Great Sto-*  
102 *ries from Austria* (compiled by Count Strachwitz, Pallas Pu-  
103 blishing Co.). Ihre legitimistische Tendenz war Roth so wich-  
104 tig, daß er sich im Briefwechsel mit der »Telegraf-Zeitungs-  
105 Ges. m. b. H.« in Wien ausdrücklich für seine Abschlüsse die  
106 von ihm gestellte Bedingung bestätigen ließ, »etwa notwendi-  
107 ge Streichungen« dürften »sich keinesfalls auf die legitimisti-  
108 sche Moral des Artikels beziehen« (1841/3.: Brief der Agentur  
109 vom 16. 12. 1936). Ein Schreiben desselben Absenders spezi-  
110 fiziert unter demselben Datum die Lieferungsbedingungen  
111 für die Geschichte: »... eine Novelle DIE BÜSTE DES KAISERS  
112 im Ausmaße von 30 Maschinenschreibseiten, mehr oder we-  
113 niger, zum Preise von franz. Francs 1500,- ... Sie liefern die  
114 Novelle in der ungefähren Zeit von etwa drei Wochen ...«  
115

116 Ein achtseitiges Manuskript, das im Nachlaß der FLUCHT  
117 OHNE ENDE gezählt wurde (1837/3. Nr. 1.), umfaßt ein  
118 Textstück jenes Teils des STUMMEN PROPHETEN, den schon  
119 die Werkausgabe enthielt (III, 93ff.). Hingegen rangiert das  
120 anschließend eingeordnete Typoskript mit handschriftlichen  
121 Korrekturen (1837/3. Nr. 3.) zurecht unter der FLUCHT OHNE  
122 ENDE. In einem XII. Kapitel ist darin die gemeinsame Kadet-  
123 tenzeit von Erzähler und Hauptfigur (Tunda), in einem XIII.  
124 Kapitel ein Wiedersehen zwischen ihnen geschildert. Eine  
125 kleine Notiz zum Romanhelden (»Franz Tunda ...«) ist unter  
126 den Varia desselben Dossiers zu finden (1837/9 bei Nr. 19  
127 oder 20), und das Konvolut der Balkanreportagen im näch-  
128 sten Dossier enthält den maschinenschriftlichen Durchschlag  
129 eines Berichts über Belgrad (1838/1. Nr. 3.), dessen angehef-  
130 tetes Schlußblatt nochmals das Stichwort mit dem Namen  
131 »Tunda« gibt. - Von den gesammelten Besprechungen des  
132 Buchs (1840/1. Nr. 8.-20.) verdient das Urteil eine Erwäh-  
133 nung, die FLUCHT OHNE ENDE sei der »Roman eines Kultur-  
134 pessimisten«<sup>9</sup>. Attribute von Roths späterer Selbstcharakteri-  
135 stik stammen offenbar ebenfalls aus einer Kritik dieses Ro-  
136 mans, in welcher der Satz angestrichen ist: »Dieses Buch ist  
137 böse und wahr«<sup>10</sup>.

34/2

L Roth

L z



138 Daß Roths erzählende Prosa nicht wenig vom Feuilletoni-  
139 sten und Episodenschilderer geprägt wurde, wird besonders  
140 unter dem entstehungsgeschichtlichen Blickwinkel klar. So  
141 existiert zur GESCHICHTE VON DER 1002 NACHT die Kopie  
142 eines Typoskripts (1838/7. Nr. 3), das mit dem Titel *Die Frau*  
143 *Matzner*, von Joseph Roth überschrieben ist. Zur Datierung  
144 der Romanabfassung trägt ein Brief des Verlags De Gemeen-  
145 schap bei (1841/3. - An Roth, v. 23. 6. 1938), in dem das Ein-  
146 treffen der Korrekturfahnen bestätigt wird und es von der KA-  
147 PUZINERGRUFT heißt, daß man den Erhalt einzelner Kapitel  
148 anzeige. Daß DIE GESCHICHTE VON DER 1002 NACHT vor der  
149 KAPUZINERGRUFT verfaßt wurde, geht auch aus Folgendem  
150 hervor: 1937 schon monierte De Gemeinschaft Zahlungen für  
151 Übersetzungsrechte an dem Roman (1841/3. - Brief v. 7. Ok-  
152 tober 1937), und zwar für Übertragungen ins Polnische, Eng-  
153 lisch-Amerikanische und Jiddische. ~~Der Vorschlag zum~~  
154 ~~Waschzetteltext und Jiddische~~ Der Vorschlag zum Wasch-  
155 zetteltext akzentuiert entsprechend der Verlagstendenz den  
156 moraltheologischen Aspekt: »Der Besuch eines orientalischen  
157 Herrschers in Wien hat moralische Zerrüttung und sozialen  
158 Untergang zur Folge, welche sich nicht beschränken auf jene,  
159 die Fehlritte begehen, weil die Sünde, wie ein Polyp, ihre gif-  
160 tigen Fänge nach allen Seiten ausbreitet.« (1841/3. - An Roth,  
161 v. 9. 4. 1937) Der Einstellung Roths um jene Zeit lief dieser  
162 Text wohl kaum zuwider.

163 Ein noch zu lokalisierender Aufsatz Hermann Kestens bie-  
164 tet ein Jahr nach dem Erscheinen des HIOB unter der Über-  
165 schrift »Moderne Epiker. Der Schriftsteller Joseph Roth« die  
166 meisten der Deutungsformeln, die Kesten auch in seinen Es-  
167 says zur erneuten Bekanntmachung Roths nach dem Kriege  
168 immer wieder gebrauchte (1840/1. Nr. 31 - datiert v. 26. 6.  
169 1931). Der Erfolg des Buchs in den USA ist bekannt, und so  
170 braucht es nicht zu wundern, daß Marlene Dietrich den HIOB  
171 als ihr »favourite book« bezeichnete<sup>11</sup>. Mit der Verfilmung  
172 des Stoffs dürfte das nichts zu tun haben, denn sie ging ziem-  
173 lich verschlungene Wege, die ein Artikel in der »Pariser Ta-  
174 geszeitung« nachzeichnete (1840/1. Nr. 98: hk., HIOB als Film,  
175 6. 7. 1939). Daß im Drehbuch schließlich der Melamed in  
176 einen Mesner und der Ort Zuchnow in das Tiroierdorf Gos-  
177 sensass verwandelt wurden, sowie das Produkt dann den Titel  
178 *Die Sünden der Väter* bzw. *Sins of Man* erhielt, dies erschien  
179 nicht nur als eine Schicksalsironie gegenüber Roth, sondern  
180 hatte ihm noch zu Lebzeiten scharfen jüdischen Protest einge-  
181 tragen<sup>12</sup>. Die Frage nach dem Autor der Theaterfassung, wel-  
182 che in einer Besprechung der Aufführung bei der Trauerfeier  
183 gestellt wurde<sup>13</sup>, beantwortete der Bearbeiter, Viktor Kele-  
184 men, in einem Artikel des New Yorker »Aufbau« selbst<sup>14</sup>,  
185 wobei er die Verständigung mit Roth und mit dem Regisseur  
186 Paul Gordon darlegt, der die Dramatisierung angeregt, sowie  
187 dann die französische und englische Inszenierung besorgt hat-  
188 te. Auch in Roths Korrespondenz lassen sich nähere Umstän-  
189 de zur Entstehung der Dramenversion ermitteln. Kelemens  
190 Dramatisierung wurde von einer Agentur mit einem Begleit-  
191 brief vom 8. 5. 1937 an Roth geschickt<sup>15</sup>. Ebenso enthält der  
192 Nachlaß den Vertrag über das Urheberrecht an der Dramen-  
193 fassung, der mit den »Charles Kelemen Plays, New York« am  
194 22. März 1937 in Wien abgeschlossen wurde (1841/3.).

195 Den Anfang der Manuskriptsammlung im Nachlaß macht  
196 eine umfangreiche Handschrift der HUNDERT TAGE (1836/1.  
197 - 220 S.). Auf Papier verschiedenen Formats sowie unter-  
198 schiedlicher Qualität wechselt auch die Schriftgröße immer  
199 wieder; Kapitel- und Seitenzahlen sind offenbar von Roth no-  
200 tiert worden. Ein handschriftlich korrigiertes Typoskript zum  
201 gleichen Roman bildet das nächste Konvolut (1836/2. - 885.).  
202 Aus ihm ist zu ersehen, daß Wokurka, analog zu anderen Ich-  
203 Erzählern Roths, in einer Rahmenerzählung zur eigentlichen  
204 Geschichte figurieren sollte, denn Roth als Erzähler beginnt  
205 folgendermaßen:

206 *Diese Geschichte von den hundert Tagen, die ich auf den folgenden*  
207 *Blättern aufgeschrieben habe, hat mir der gottselige Anton Wo-*  
208 *kurka erzählt, der Freund meines Großvaters. « Es heißt dann von*  
209 *ihm, er sei ein »polnischer Legionär in der großen Armee des Kai-*  
210 *sers gewesen« und weiter: »Jedes Jahr, in den Ferien, wenn ich in*  
211 *das Dorf meines Großvaters kam, betrachtete ich ihn stumm und*  
212 *lange, wie er dasaß auf seinem Schemel. . . «. Schließlich hebt Wo-*  
213 *kurka an: »Ich werde seiner in dieser Geschichte vorkommen*

34/3

→  
←  
→ yf

{ Typen wechseln; evtl. normale  
wie im laufenden Text verwendet,  
denn es handelt sich um  
die gleiche Person.



215 Erst danach fängt in dem Typoskript das Kapitel I der Druck-  
216 fassung an (II, 643), und der Text schließt mit dem Ende des  
217 ersten Buchs (II, 686). - Die reiche Rezensionssammlung  
218 (1840/1. Nr. 69. - 85.) umfaßt zumeist englische Kritiken, die  
219 sich auf das übersetzte Buch beziehen und vor der literari-  
220 schen Einschätzung manchmal erst historische Urteilsbarrie-  
221 ren gegenüber Napoleon zu meistern haben. Zu prüfen wären  
222 Hinweise auf Publikationsorte aus Roths Geschäftskorrespon-  
223 denz, so z. B. die Mitteilung Landauers: DIE HUNDERT TAGE  
224 werden in einer holländischen Übersetzung in »Het Vader-  
225 land« erscheinen, der angesehensten Zeitung des Haag<sup>16</sup>.  
226 Abweichend von der Druckversion in der Werkausgabe  
227 (III, 625) heißt der Titel des Rothschen Manuskripts: JUDEN  
228 AUF DER (O) WANDERSCHAFT (1837/5. Nr. 1.-4. - 22 S.). Die  
229 Vermutung, welche in der Bibliographie der Werkausgabe  
230 über einen Nachtrag geäußert wurde (III, 847), kann nun be-  
231 stätigt werden. Unter der Handschrift im Nachlaß befindet  
232 sich tatsächlich ein »Nachwort« aus dem Jahr 1937, das die Si-  
233 tuation der Juden in der Sowjetunion neu beleuchtet und den  
234 Bürgerkrieg in Spanien einbezieht.  
235 Von der KAPUZINERGRUFT gibt es im Nachlaß mehrere  
236 Kapitel in Typoskripten und Durchschlägen (1838/6. Nr.  
237 1.-2. - 91 S.), denen ein nicht identifizierter Zeitungsaus-  
238 schnitt beigelegt ist (Nr. 3.). Ein anderes Konvolut, vorläufig  
239 als »Unvollständiger Essay« bezeichnet (1838/4. Nr. 10.), hat  
240 Joachim Beug 1966 im Leo-Baeck-Institut der KAPUZINER-  
241 GRUFT zugeschrieben, und ich stimme diesem Befund zu. Es  
242 handelt sich dabei ebenfalls um Typoskripte (31 S.) und ma-  
243 schinenschriftliche Durchschläge (32 S.). Ein Einzelblatt des  
244 Romans scheint unter das Teilmanuskript des RADETZ-  
245 KYMARSCHS geraten zu sein (1837/7. Nr. 1., Blatt mit der Zif-  
246 fer 55.). Bei einer kritischen Edition des Romans wären auch  
247 die Vorabdrücke in der »Oesterreichischen Post« zu berück-  
248 sichtigen. Die Textgeschichte der KAPUZINERGRUFT ist noch  
249 genauer zu klären als ich es andernorts versucht habe<sup>17</sup>, ein  
250 Stand der Dinge, welcher Interpreten natürlich nicht davon  
251 abhält, die ‚wachstümliche‘ Einheit des Werkes zu ‚erken-  
252 nen‘<sup>18</sup>. Was sich der literaturwissenschaftlichen Analyse als  
253 Strukturparallele zwischen der KAPUZINERGRUFT und der  
254 FLUCHT OHNE ENDE darstellt<sup>19</sup>, erschien dem Leiter des Ver-  
255 lags De Gemeenschap, welchen Roths zwei Bücher fast rui-  
256 niert hatten, als geschäftliche Unfairneß, deretwegen er den  
257 Autor zur Rede stellte: »Es ist uns aufgefallen, daß das letzte  
258 Kapitel der KAPUZINERGRUFT, das Sie uns zugeschickt haben,  
259 fast wörtlich dasselbe lautet wie das letzte Kapitel Ihrer DIE  
260 FLUCHT OHNE ENDE. - Ist dies ein Irrtum? Man kann doch  
261 nicht in zwei verschiedene Bücher ein genau dasselbe Kapitel  
262 aufnehmen<sup>20</sup>«. Zu fragen wäre nun, welches Kapitel hier ge-  
263 meint ist und ob Roth es auf den Einspruch hin verändert oder  
264 erweitert hat. Zu Beginn des Jahres 1939 jedenfalls ~~war~~ das  
265 Buch auf dem Markt, denn im Januar teilte der Verlag die  
266 Versendung von Frei-Exemplaren mit, u. a. wiederum an Carl  
267 Seelig und Sergius Sax (s. o.)<sup>21</sup>. Die reichlich erhalten geblie-  
268 bene Korrespondenz mit »De Gemeenschap« aus den Jahren  
269 1937/38 kommentiert die Entstehung des Romans und zeigt  
270 die vielen Extrawünsche und Fahrlässigkeiten Roths im Ge-  
271 schäftsverkehr. Vermutlich lautete der Arbeitstitel zunächst  
272 *Ein Mann sucht sein Vaterland*<sup>22</sup> und darauf in Vorbereitung des  
273 Leitmotivs *Der Kelch des Lebens*, von dem De Gemeenschap in  
274 einem Brief vom 31. Mai 1938 ein weiteres Kapitel erwartete  
275 (1841/3.). Am 23. Juni 1938 lagen dem Verlag insgesamt acht  
276 Kapitel des Romans DIE KAPUZINERGRUFT vor (Brief an Roth:  
277 1841/3.), und im gleichen Schreiben ist ein beigelegter Vor-  
278 schuß registriert, der für den geplanten Abdruck einiger Ka-  
279 pitel der KAPUZINERGRUFT in der Zeitschrift »De Gemeen-  
280 schap« gezahlt wurde<sup>23</sup>. Diese Belege bekräftigen Stellen aus  
281 den schon publizierten Briefen, deren Kontext die quälenden  
282 Umstände widerspiegelt, unter welchen sich die Arbeit an  
283 dem Roman hinzog<sup>24</sup>.

34/4  
1

1 »

1 u (Annot. u!)



284 DIE LEGENDE VOM HEILIGEN TRINKER liegt im Nachlaß in  
285 einer maschinenschriftlichen (1837/6. 81837/6. - 40 S.) mit  
286 handschriftlichen Korrekturen vor, die wohl von Roth her-  
287 rühren. Fraglich dagegen scheint mir, ob der mit Bleistift ein-  
288 getragene Titel am Kopf des ersten Blattes, »Die Legende vom  
289 Trinker Andreas«, ebenfalls von der H<sup>nd</sup> Roths stammt. Das  
290 Typoskript stellt wohl die Abschrift jenes Manuskripts dar,  
291 von dem eine Blaupause im Besitz des Schiller-Museums,  
292 Marbach a. N., ist<sup>25</sup>. Eine textkritische Untersuchung hätte  
293 neben dem von Hermann Kesten genannten Vorabdruck in  
294 der »Pariser Tageszeitung<sup>26</sup>« auch die im »Neuen Tagebuch«  
295 veröffentlichten Schlußkapitel (XIV. und XV.) zu berück-  
296 sichtigen<sup>27</sup>. Erst am 27. April 1939 war Roth von Allert de  
297 Lange, Amsterdam, brieflich die Vertragsregelung bestätigt  
298 worden (1841/3.), daß er statt einer Clémenceau-Abhand-  
299 lung, über die es ein Abkommen vom 8. 2. 39 gab<sup>28</sup>, DIE LE-  
300 GENDE DES HEILIGEN TRINKERS (sic) schreiben werde.

301 Die Druckgeschichte des LEVIATHANS ist mit dem Nach-  
302 laßmaterial weiter zurückzuverfolgen. Zwei Exemplare der  
303 Novelle sind in Form von Druckseiten vorhanden (1838/7.  
304 Nr. 5.), auf deren Titelblätter das Jahr 1937 als Erscheinungs-  
305 datum steht<sup>29</sup>. Zweifellos gehört das vorhergehende Doku-  
306 ment im Konvolut, der handschriftlich korrigierte Durch-  
307 schlag eines Typoskripts (1838/7. Nr. 4 - 25 S.), auch zu dieser  
308 Erzählung, denn sein Titel lautet KORALLEN<sup>30</sup>.

309 Neben der kleinen Handschrift aus dem RADETZKY-  
310 MARSCH (1837/7. Nr. 1.), der ein Notenblatt mit der Marsch-  
311 melodie beiliegt, sowie einem Druck des Romans (1837/7. Nr.  
312 2.) ist die von Roth bewahrte Rezensionssammlung interes-  
313 sant, die zum Beispiel auch die Anzeigenwerbung auf dem  
314 Buchmarkt der USA enthält (1840/1. Nr. 34), eine Huldi-  
315 gung durch Felix Salten in der »Neuen Freien Presse« (1840/1.  
316 Nr. 40: noch undatiert) und eine Meldung Roths an das hol-  
317 ländische »Algemeen Handelsblad« (1840/1. Nr. 42.: noch  
318 undatiert), der RADETZKYMARSCH sei in Preußen beschlag-  
319 nahmt worden. Die Geschäftskorrespondenz im Nachlaß be-  
320 steht auch aus Briefen, die zwischen Roths Verlagen und  
321 Agenturen hin- und hergingen und an ihn wohl zur Informa-  
322 tion weitergeleitet wurden. So teilt »Bemporad & Figlio, Fi-  
323 renze« der Schweizer Agentur »Orcovente«, welche von Kie-  
324 penheuer bei der Vertragsauflösung die Rechte erworben hat-  
325 te, den italienischen Vorabdruck des RADETZKYMARSCHES  
326 mit: »RADETZKYMARSCH a été déjà publié en langue italienne  
327 dans la Revue 'Secolo XX'. Le volume paraîtra en Janvier ou  
328 Février prochain.« (Brief vom 25. 10. 1933). Ein Kuriosum  
329 aus dem Verwertungsbereich bildet der Brief von Oskar  
330 Strauß im Nachlaß, in dem jener das Gerücht zurückweist, er  
331 »solle die Musik« zum Roman schreiben<sup>32</sup>.

332 In den noch unsortierten Handschriften des Nachlasses  
333 (1837/20. - 26.) liegen u. a. auch Manuskriptblätter von  
334 RECHTS UND LINKS, wenn man als Indiz dafür die Erwähnung  
335 der Figur von »Brandes« (sic) annehmen darf, die ursprüng-  
336 lich im Mittelpunkt des Romans stehen sollte.

337 Zum STATIONSCHIEF FALLMERAYER kann der Durchschlag  
338 einer Maschinenschrift eingesehen werden (1838/7. Nr. 6).

339 Weiter oben schon stellte ich die Vermutung auf, daß acht  
340 Manuskriptblätter, die im Nachlaß der FLUCHT OHNE ENDE  
341 zugeschlagen wurden, in Wirklichkeit zum STUMMEN PRO-  
342 PHETEN gehören (1837/3. Nr. 1). Andere Handschriften dazu  
343 wurden schon früher identifiziert, so die irrümlicherweise  
344 dem FALSCHEN GEWICHT zugeordneten beiden Blätter  
345 (1837/9. Nr. 3.) und acht kleine Zettel in mikroskopischer  
346 Handschrift, auf denen die Namen »Friedrich« und »Herr  
347 von Märker« erscheinen (1837/9. Nr. 15 - zunächst als Teil  
348 von RECHTS UND LINKS angenommen). Von den unbestimm-  
349 ten Handschriften desselben Konvoluts (1837/9. Nr. 20.-26.)  
350 wären in diesem Zusammenhang noch Notizblätter zu unter-  
351 suchen, in denen »Hilde« und »Berzejew« eine Rolle spielen  
352 und die damit jenes noch zu klärende Verhältnis zwischen der  
353 FLUCHT OHNE ENDE und dem STUMMEN PROPHETEN berüh-

Fassung  
34/5

Lan

354 ren, auf das auch Werner Lengning bei der Herausgabe des  
355 STUMMEN PROPHETEN (S. 281) hinwies. Abgesehen davon,  
356 daß Roth häufig unter Arbeitstiteln schrieb, die bei der Publi-  
357 kation des Werks dann fallen gelassen wurden, war es auch  
358 nichts Ungewöhnliches für ihn, Materialien und Textstücke  
359 verschiedener Projekte in ein neues Konzept zu überführen<sup>33</sup>.  
360 Deshalb lohnte sich in diesem Fall die Frage, ob das Konvolut  
361 zum STUMMEN PROPHETEN (1836/3. Nr. 1.-8.), das Lengning  
362 textkritisch analysierte, auch Texte enthält, die erst einmal in  
363 DIE FLUCHT OHNE ENDE eingearbeitet wurden. Auszuscheiden  
364 ist dabei, wie schon am Anfang bemerkt, ein Typoskript zur  
365 BEICHTE EINES MÖRDERS.

366 Je deutlicher Roths Biographie aus der Forschung hervor-  
367 zutreten beginnt, desto besser erkennen wir, daß die wieder-  
368 holt verwendeten Erzählfiguren, die man zunächst in Werk-  
369 statistiken erfaßte (Jansen, Kap. 7), in besonderem Maße auf  
370 sein dichterisches Verfahren deuten, die Wirklichkeit für sei-  
371 ne Fiktionen Modell stehen zu lassen. Davon zeugt eindrucks-  
372 voll der nach Abfassung dieses Nachlaß-Aufsatzes erschiene-  
373 ne Band David Bronsens, »Joseph Roth. Eine Biographie«  
374 (Köln 1974), dessen Ergebnisse hier nicht mehr eingearbeitet  
375 werden konnten.

376 Dem Erinnerungscharakter der meisten Werke und ihrer  
377 historischen Ansiedlung gemäß treten oft Jugendfreunde und  
378 Kriegskameraden in den Romanen auf, wie etwa Leo Ceno-  
379 wer, der sich 1938 aus der Schweiz hilfeschend an Roth  
380 wandte (B, 523, 525). Auf diese Weise geht auch der Name  
381 Kristianpoller im TARABAS auf eine Jugendbekanntschaft zu-  
382 rück, an die im Nachlaß eine Visitenkarte erinnert: »Dawid  
383 Leo Kristianpoller / Einj. Freiw. des k.u.k. I. Reg. 95« (1837/8.  
384 unter den Adressen der Varia). Die Beziehung datiert, wie die  
385 Briefe ausweisen, bis in die Schulzeit zurück, wo Roth und  
386 Kristianpoller (sic) in freundschaftlichem Umgang mitein-  
387 ander standen<sup>34</sup>. Wendet man sich der Transformation sol-  
388 cher realen Modelle in die fiktiven Gestalten der Dichtung zu,  
389 dann vermitteln sicher Roths Notizzettel einige Aufschlüsse  
390 über die Art seiner poetischen Einfälle, der provisorisch fixier-  
391 ten Metaphern und Bilder (1837/9. Nr. 20.-26. enthält solche  
392 Notizen). Doch eben auch für den Dichter wäre wie für den  
393 Reporter Roth festzuhalten, daß seine Formulierungen oft un-  
394 mittelbar der Beobachtung entsprangen, die er im Vorwort  
395 zur FLUCHT OHNE ENDE sogar an die Stelle der Erfindung tre-  
396 ten ließ (II, S. 377). Möglich ist, daß er zur schnelleren Fixie-  
397 rung von Beobachtungen manchmal die Stenographie benutz-  
398 te<sup>35</sup>. Auf demselben Blatt im Nachlaß, das zu dieser Vermu-  
399 tung berechtigt, ist auch eine Personencharakteristik notiert,  
400 die wohl verschiedene Wahrnehmungen zur späteren Ver-  
401 wertung konservieren soll: »... mittelgroß, stark gebaut, brü-  
402 nett, starke aber gut geformte Hände, starke Nase, fehlerhafte  
403 Zähne...«. Aber nochmals zum TARABAS zurück, das in die-  
404 sem Abschnitt mehr Anlaß zu einem Exkurs als den Gegen-  
405 stand der Darstellung bildete. Bei Durchsicht der Rezensionen-  
406 sammlung (1840/1. Nr. 44-52) fällt die Kulturbarriere auf,  
407 welche der angelsächsischen Kritik insbesondere das Ver-  
408 ständnis des Romans aus der osteuropäischen Situation und  
409 der Tradition der russischen Literatur zu erschweren scheint.  
410 Umgekehrt wirkt sich in diesem Fall mißlich aus, daß die  
411 »amerikanische« Ausgangsbasis des TARABAS den Leser der  
412 Übersetzung zu einer falschen Identifizierung provoziert,  
413 denn selbstverständlich spielt sich die Eröffnungsszene nicht  
414 im realen New York, sondern in jener »großen steinernen  
415 Stadt« ab (II, 141), deren europäische Fama der Amerikanis-  
416 mus der zwanziger Jahre gewoben hatte. Dem Freundeskreis  
417 unter den Kritikern wiederum war die Tradition geläufig, an  
418 die Roth anknüpfte<sup>36</sup>. Uneinigkeit bestand über den Haupt-  
419 schauplatz des Romans<sup>37</sup>.

34/6



001 Entgegen der pessimistischen Mutmaßung in der Werk-  
 002 ausgabe (III, 200), tauchte nicht nur DIE BÜSTE DES KAISERS  
 003 wieder in der deutschen Fassung auf, sondern mit dem Nach-  
 004 laß auch ein deutsches Typoskript vom TRIUMPH DER SCHÖN-  
 005 HEIT (1838/7. Nr. 7 – 34 S.). Der Text ist als »Novelle« (Fran-  
 006 zösisch in: III, 201; auf Deutsch jetzt in: E, 13) bezeichnet und  
 007 mit handschriftlichen Korrekturen – wahrscheinlich von  
 008 Roth – versehen. Unter dem Konvolut der Varia im gleichen  
 009 Dossier befindet sich eine Maschinenschrift mit der polni-  
 010 schen Übersetzung der Geschichte (1838/9. Nr. 1. – 36 S.)  
 011 Bei ihrer Untersuchung von Roths Frühwerk erzielte Inge-  
 012 borg Sültemeyer (S. 52–59) auch aufschlußreiche Ergebnisse  
 013 zur Stilentwicklung des schriftstellerischen Anfängers, die  
 014 z. B. aus den von ihr verglichenen Versionen einer wiederent-  
 015 deckten Erzählung, DER VORZUGSSCHÜLER<sup>38</sup>, hervorgingen.  
 016 Ihrer Darstellung der Textverhältnisse im Falle dieser Erzäh-  
 017 lung ist fürs erste hinzuzufügen, daß der Nachlaß zwei ver-  
 018 schiedene handschriftliche Fassungen enthält. (1838/8.: Va-  
 019 ria, ca. 60 Manuskriptblätter mit ‚Frühen Aufsätzen‘). Sie di-  
 020 vergieren, wie die Vorlagen Sültemeyers, gleich im Anfangs-  
 021 satz, und zwar beginnt eine Fassung mit der Wendung »Des  
 022 Briefträgers Andreas Wanzel's Söhnchen, Anton/ hatte ein L)  
 023 merkwürdiges Kindergesicht . . .« (Blatt 24.), die andere mit  
 024 dem Satz: »Des Briefträgers Andreas Wanzel's Söhnchen, An-  
 025 ton, hatte das merkwürdigste Kindergesicht von der Welt.«  
 026 (Blatt 42.). Nach der erneuten Veröffentlichung der Ge-  
 027 schichte in der Fassung aus »Österreichs Illustrierter Zeitung«  
 028 (10. 9. 1916)<sup>39</sup> sind Bedenken gegenüber der Behauptung  
 029 Wittlins (s. Seite . . .) angebracht, es handle sich um eine Satire  
 030 auf den Literaturhistoriker Kindermann, der damals Assistent  
 031 von Walther Brecht war<sup>40</sup>. Gewiß lassen Wittlins Studien-  
 032 erinnerungen und die Partie über die akademische Karriere  
 033 des Helden diesen Schluß zu, aber der aufstiegsfördernden  
 034 Servilität kam gerade hier traditionsgemäß eine Institution  
 035 entgegen, die Auslesewirkung für den Typus besaß. Physiog-  
 036 nomisch übrigens bildet der Vorzugsschüler »mit den gerade-  
 037 zu markanten Zügen<sup>41</sup>«, die er schon als Kind aufweist, fast  
 038 einen Kontrast zum »Leutnant Kindermann« im RADETZKY-  
 039 MARSCH, der nun tatsächlich eine ‚Kinder- oder besser Baby-  
 040 Erscheinung vorstellt: »Er bestand aus einer blonden, rosigen  
 041 und undurchsichtigen Substanz . . .« (I, 63). Schließlich  
 042 spricht für Roths Absicht, den Typus Musterknaben im VOR-  
 043 ZUGSSCHÜLER zu treffen, auch sein Gebrauch des Begriffs in  
 044 einem Brief, wo er ihn zwar sicher ironisch verwendet, aber  
 045 doch einen Grund hat, sich mit ihm selbst zu charakterisieren.  
 046 Er teilt da mit, daß er »letzten eine Privatlektüre aufgegeben  
 047 bekommen« habe und folgert: »Das kommt alles daher, daß  
 048 ich ein Vorzugsschüler bin . . .« (1840/3. Nr. 7: 3 handschrift-  
 049 liche Blätter, ohne Ort und Datum).  
 050 Dringend notwendig ist nun eine genauere Inventarisie-  
 051 rung und Zusammenstellung aller erreichbaren Skripten zu  
 052 den Erzählungen und Romanen. Dies als Gemeinschaftsauf-  
 053 gabe mehrerer Roth-Forscher und interessierter Institutionen  
 054 anzupacken, würde nach meiner Ansicht den Versuch begün-  
 055 stigen, in begründeten Fällen auch die in Privatbesitz ver-  
 056 streuten Unterlagen für eine Edition zugänglich zu machen<sup>42</sup>.  
 057 Mit der erneuten Hochschätzung des Dichters Roth wurden  
 058 seine Manuskripte entsprechend wertvolle Objekte des Au-  
 059 tographenmarkts, der bekanntlich nicht nur den Gesetzen  
 060 von Kunst oder Sammeleifer gehorcht. So ist es kaum wahr-  
 061 scheinlich, daß eine vollständige Bestandsaufnahme der exi-  
 062 stierenden Materialien gelingen wird; indessen wäre vom phi-  
 063 lologischen Standpunkt für einzelne Werke durchaus schon  
 064 eine kritische Ausgabe zu befürworten. In Umrissen sollte da-  
 065 mit erkennbar geworden sein, was die Auswertung des Nach-  
 066 lasses für die Erzählwerke Roths verspricht.

bezieht sich wohl  
 auf den im Band  
 abgedruckten Aufsatz;  
 also wäre Seitenzahl  
 nach Umbau ein-  
 zusetzen.



35/2

067 Einigen Überlegungen zur Beschäftigung mit den Feuille-  
068 tons, welche die Sammlung enthält, den Gedichten, Briefen  
069 und sonstigen persönlichen Zeugnissen möchte ich den zwei-  
070 ten und kürzeren Teil meines Berichts widmen. Die Nachlaß-  
071 materialien kommen natürlich auch der textkritischen Arbeit  
072 an den *Feuilletons* zugute, von denen eine Vielzahl in Hand-  
073 schriften, Typoskripten und Ausschnitten des Erstdrucks  
074 aufbewahrt sind. Sofern man dieser Frage eine Bedeutung zu-  
075 mißt, ist hier die Datierung der Entstehung meist viel schwie-  
076 riger als bei den größeren Texten, denn die ‚kleine Ware‘ wur-  
077 de dem Autor zwar nach der Herstellung oft gleich abgekauft,  
078 jedoch dann nach Belieben der Redaktionen veröffentlicht  
079 oder auch nicht. Das Feuilleton besitzt eben, so weit es sich  
080 nicht auf aktuelles Geschehen bezieht, die Eigenschaft von  
081 ‚zeitloser Dichtung‘. Deshalb stellte ‚Das Neue Tagebuch‘ in  
082 Paris, als es mit dem Abdruck von *Rast in Jablonowka* (23. 9.  
083 1939; III, 355ff.) des toten Dichters gedachte, in der Spalte  
084 den Vermerk voran: »Aus einer Anzahl ungedruckter Manu-  
085 skripte Roths, die sich im Lauf der Jahre bei der Redaktion  
086 dieser Zeitschrift sammelten.« (1839/2. Nr. 37). Nicht selten  
087 gelangten gerade die Feuilletons erst über den ‚Zwischenhan-  
088 del‘ in die Presse: Agenturen übernahmen es, sie den Zeitun-  
089 gen anzubieten, und rechneten dann mit dem Autor wieder  
090 ab. Dem Typoskript *Der Tennismeister* etwa (1838/3. Nr. 6.)  
091 folgt im Nachlaß ein Zeitungsausschnitt des Abdrucks, mit  
092 dem die »Oesterreichische Korrespondenz H. Pauli, Wien  
093 XVII., Weimarer Str. 31« den Verkauf des Feuilletons belegte.  
094 Manchmal handelt es sich dabei um den zweiten oder dritten  
095 Druck ein- und desselben Artikels. Aus einer Abrechnung der  
096 zuerst in Wien, dann in Prag ansässigen Agentur »Ilse Schol-  
097 ley« zum Beispiel lassen sich an Publikationsorten und Roth-  
098 schen Titeln zitieren: »... Bohemia: *Alte und neue Photogra-*  
099 *phien* / Prager Illustrierte: *Madame Annette* / Pester Lloyd: *Alte*  
100 *und neue Photographien* / Sozialdemokrat: *Der Herr aus dem Pu-*  
101 *blikum* / Bohemia: *Die Dame im Coupé* / Bohemia: *Ein Mensch hat*  
102 *Langeweile*...<sup>43</sup>«. Exemplarisch nur sei an einem einzigen Feu-  
103 illeton, das als bisher unveröffentlicht gilt<sup>44</sup>, der Aufschluß-  
104 wert des Nachlasses demonstriert. Neben der Maschinen-  
105 schrift des Feuilletons *Alba-Alba, der Schnelläufer* enthält der  
106 Nachlaß gleich den Beleg für den Abdruck, nämlich den be-  
107 treffenden Ausschnitt aus der Zeitung »Der Wiener Tag«  
108 vom 19. 7. 1936 (1838/3. Nr. 1). Außerdem jedoch ist noch  
109 mals ein Druck zu erschließen, und zwar aus einem hand-  
110 schriftlich vom 3. 6. 1939 datierten Blatt der »Pariser Tages-  
111 zeitung«, in dem für die kommende »Sonntagsbeilage« zu  
112 Roths Gedenken die Veröffentlichung des Anfangs der LE-  
113 GENDE VOM HEILIGEN TRINKER sowie der Abdruck »einer äl-  
114 teren Erzählung Roths« angekündigt wird, »die Beschreibung  
115 eines Jugenderlebnisses: *Alba-Alba, der Schnelläufer* (1840/4  
116 Nr. 8). Wie im Falle der Rezensionen kann auch die Feuille-  
117 tonsammlung dazu dienen, die existierenden Werkbibliothek-  
118 ~~graphien~~aphien, wo sie auf unsicheren Quellen beruhen oder Lücken-  
119 haft sind, zu korrigieren und zu ergänzen<sup>45</sup>. Eine solide publi-  
120 zistische Untersuchung wären einmal die Reisefeuilletons  
121 wert, wobei von vornherein die apologetische Einstellung ge-  
122 genüber dem ‚Scharfblick‘ des Dichters vermieden und eine  
123 kritische Auseinandersetzung mit der Entstehung der Texte  
124 und ihrem Wiederhall bei den Lesern sowie den ‚Betroffenen‘  
125 versucht werden müßte. Selbst wenn sich Roth mit touristi-  
126 scher Gewissenhaftigkeit auf ein Reiseziel vorbereitete, wie  
127 angestrichene Stellen in einem russischen (!) Moskau-Führer  
128 zum Beispiel zeigen (1840/5. Nr. 21), ja vielleicht dann erst  
129 recht wird sich die Frage lohnen, welchen Teil ihrer atmo-  
130 sphärischen Einzigartigkeit die beschriebenen Lokalitäten  
131 und Menschen aus dem impressionistischen Wortkunstwerk  
132 des Journalisten beziehen, der hier und da auch bloß nach  
133 flüchtigster Besichtigung schon sein Formulierungsvermögen  
134 spielen läßt. Der Leser der ‚Saarbrücker Zeitung‘, die auf  
135 Roths Cuneus-Briefe reagierten (1840/1. Nr. 92-94), trafen  
136 durch ihren Vorwurf, es sei mit snobistisch-oberflächlichen  
137 Impressionen nicht getan, gewiß keine ganz unempfindliche  
138 Stelle des Berichterstatters, der prompt recht heftig darauf er-  
139 widerte.

L ←

L y  
L gr

H Die



3513

140 Im Nachlaß bestätigt sich, was von der Forschung immer  
141 deutlicher herausgearbeitet wurde, nämlich daß Roth neben  
142 seinen Prosawerken in kleinerer Zahl stets noch GEDICHTE  
143 schrieb<sup>46</sup>. In einem Handschriftenkonvolut von Varia Roths  
144 (1837/8.) dürften auf einem Blatt mit Notizen wie »Mysti-  
145 sches«, »Rein Erlebtes« u. ä. lyrische Motive gemeint sein. Aus  
146 den publizierten Briefen unter anderem gehen die lyrischen  
147 Stilimitationen des jungen Roth hervor (vgl. den anakreonti-  
148 schen Versuch: B, S. 24/25), welchen man möglicherweise  
149 auch die beiden Strophen »An meinen Freund« zurechnen  
150 darf (1840/5. 12), es sei denn, man vermutet aufgrund einer  
151 unleserlichen Unterschrift in Roth eher den Empfänger als  
152 den Verfasser<sup>47</sup>. Die verschiedenen lyrischen Versuche ent-  
153 hält das von Paula Grübel gesammelte Briefkonvolut  
154 (1840/3.), aus dem nur wenige Stücke im Briefband erschei-  
155 nen. Ein ungedrucktes Gedicht ist z. B. auf der Schlußseite  
156 dreier undatiertes Blätter zu finden (1840/3. Nr. 9). Sein An-  
157 fang lautet: »Es fliegt mein Lied . . .«  
158 Von der im Nachlaß enthaltenen Korrespondenz wurden  
159 bisher in diesem Aufsatz BRIEFE dazu verwendet, die verschie-  
160 densten Aspekte des Rothschen Erzählwerks zu erhellen. Im  
161 Hinblick auf die Entstehungsgeschichte der Werke stehen in  
162 den Briefwechseln mit den Verlagen und Agenturen wertvol-  
163 le Unterlagen zur Verfügung<sup>48</sup>. Mit Recht hat Hermann Ke-  
164 sten bei der Zusammenstellung des Briefbands auf solche Do-  
165 kumente für ein philologisches Interesse verzichtet. Wir lasen  
166 seine Auswahl zunächst einmal als Vorläufer der erwarteten  
167 Biographie. An ihr nun, die David Bronsen vorgelegt hat,  
168 muß geprüft werden, inwieweit Roths Korrespondenz be-  
169 nützt ist, in welchem Umfang und von welcher Art man wei-  
170 tere Aufschlüsse aus ihr gewinnen kann. Nicht wenige der Ju-  
171 gendbriefe tragen ersichtlich nicht nur Mitteilungscharakter,  
172 sondern sind gleichzeitig literarische Fingerübungen, wie un-  
173 ter anderem ein »romantischer« Liebesbrief an eine Adressatin  
174 mit dem Namen »Wilma« (1837/8. - Manuskript unter den  
175 Varia) oder das mit der Unterschrift »Ihr Feind« versehene  
176 Schreiben aus dem »Unterstand« an eine Russin in dem Roth  
177 das primitive Freund-Feind-Denken ironisiert (1837/9. Nr.  
178 20.-26. - datiert Lemberg, 7. 2. 1918). L belegen,  
179 Eine Fundgrube für den Biographen bildet das Konvolut  
180 mit über hundert verschiedenen FOTOGRAFIEN sowie aufbe-  
181 wahrten Negativen (1840/2.). Es sind meistens Amateur-Auf-  
182 nahmen, die Roth selbst, seine Frau und Personen aus dem  
183 Verwandten- und Freundeskreis abbilden. Dabei erscheinen  
184 viele der europäischen Reisesationen, über die Roth seine Re-  
185 portagen schrieb. In den Jahren 1925/26 war offenbar seine  
186 Frau stets mit ihm unterwegs, denn die Fotos zeigen sie - ele-  
187 gant und von mädchenhafter Grazie - in Warschau und Za-  
188 kopane, in Berlin und Hamburg, in Abbazia und in Paris. Mit  
189 ihr zusammen aufgenommen sind oft Paula Grübel und die  
190 Schwägerin Roths, Hedy Davis, die sich nach der Erkrankung  
191 Friedl Roths ihrer Schwester annahm, bis sie vor der Judenver-  
192 folgung in Österreich fliehen mußte. Neben Familienfotos aus  
193 Lemberg gibt es Bilder von den Jugendfreunden, unter ande-  
194 rem eine Gruppenaufnahme aus der Militärzeit, auf der auch  
195 Wittlin zu sehen ist und auf der die im Krieg Gefallenen of-  
196 fenbar durch Roth markiert wurden. Friedl Roth posiert mit  
197 Gisela Kisch (Paris, Juni 1925), der Frau des *Rasenden Repor-*  
198 *ters*, oder mit der kleinen Tochter von Stefan Fingal (Berlin,  
199 Mai 1925), dessen einstmalige Wiener Adresse auf den von  
200 Roth gesammelten Franz-Josephs-Postkarten steht und der  
201 einen bewegenden Nachruf auf Roth schrieb sowie die Beer-  
202 digung und die Grabkosten bezahlte<sup>49</sup>. Walter Landauer zum  
203 Beispiel ist von den Berufskollegen porträtiert, und einen der  
204 nächsten Geistesverwandten hält das Foto von Max Picard  
205 fest. Sollte man sich zu einer Bestandsaufnahme der von Roth  
206 selbst existierenden Porträts entschließen, so wären außer den  
207 vielfältigen Aufnahmen in dieser Sammlung noch hauptsäch-  
208 lich die Pressefotos von ihm zu berücksichtigen, welche zu-  
209 sammen mit den Interviews, Kritiken und ähnlichem Mate-  
210 rial auf verschiedene Konvolute des Nachlasses verteilt sind.  
211 Die chronologische Galerie der Fotografien ergäbe eine faszinierende  
212 physiognomische Biographie.



213 Die Relevanzfrage braucht man bei der Beschäftigung mit  
214 dem Werk und der Person Roths nicht zu umgehen. Für die  
215 politisch-publizistische Entwicklung in der westdeutschen  
216 Nachkriegsgesellschaft war es bezeichnend, daß bei der viel  
217 beredeten Vergangenheitsbewältigung zunächst die Apologe-  
218 ten das Wort hatten. Nicht Roth zum Beispiel konnte den  
219 Blick auf den Weg zum Völkermord in Europa zurückwen-  
220 den, sondern sein dermaliger Nachfolger als Korrespondent  
221 der Frankfurter Zeitung in Paris, Friedrich Sieburg. Daß er  
222 jene Zeit dem katastrophemüden Nachkriegspublikum in  
223 kulturseliger Erinnerung als UNSERE SCHÖNSTEN JAHRE  
224 (1950) pries, dies lud zur historischen Simplifizierung einer  
225 ‚Friedenszeit‘ ein, in der die Emigranten – der Wahrheit etwas  
226 näher – die ‚Vorkriegszeit‘ erblickt hatten.

227 Indessen wäre es verkehrt, hier einem Sündenbock gegen-  
228 über den politischen Roth herausstreichen zu wollen, dessen  
229 Legitimus biographisch einzusehen, aber wohl kaum mehr  
230 als politische Perspektive zu rechtfertigen ist. Unbestreitbar  
231 hat sich Roth als Monarchist persönlich viel aktiver in die  
232 praktische Politik eingemischt als in seiner frühen, doch wohl  
233 mehr sozialromantischen Phase. »Manchmal«, so wußten sei-  
234 ne Freunde, »fuhr er nach Wien, sprach mit Schuschnigg, und  
235 wenige Tage vor dem Hitler-Einmarsch munkelte man, daß er  
236 einen Putsch vorbereiten hülfe, der Otto von Habsburg auf  
237 den Thron bringen sollte. Skubl, der Polizeipräsident von  
238 Wien, gab Roth den ‚Rat‘, schnell zu verschwinden. Schusch-  
239 nigg wollte nicht, daß ‚deutsches Blut‘ fließe. Skubl und  
240 Schuschnigg haben ihm –, so oder so‘ – das Leben gerettet<sup>50</sup>«. 35/4  
241 Den Legitimus dokumentieren nicht nur Roths Artikel in  
242 der ‚Österreichischen Post‘, sondern jetzt auch privatere Zeug-  
243 nisse, so etwa im erschienenen Briefband oder im Nachlaß die  
244 Empfangsbestätigungen aus Steenockerzeel für Aufsätze, wel-  
245 che an Otto von Habsburg gegangen waren<sup>51</sup>. Dabei beobach-  
246 teten schon seine Zeitgenossen einen Widerspruch zwischen  
247 diesem Engagement und dem impliziten Todesurteil, daß  
248 Roths Werke eigentlich der k. u. k.-Monarchie gesprochen  
249 hatten. Ja, für manche stellte Roth sich geradezu als korrump-  
250 pierter Kritiker Altösterreichs dar: »... in seltsamem Mißver-  
251 stehen sah er, der den Verfall des alten Österreich geschildert,  
252 ja geißelt hatte, sich mit einem Male von den Geschilderten  
253 und Geißelten bewundert (Fingal)«. Den Dichter betref- ← Lj  
254 fend, hatte sicher Georg Lukács recht, wenn er in Roths Hin-  
255 wendung zum Hause Habsburg die literarische Imaginations-  
256 quelle respektierte und die Qualität des RADETZKYMARSCHES  
257 daraus ableitete, daß der Verfasser existentiell in die Erlebnis-  
258 welt seines Romans verstrickt war<sup>52</sup>.

259 Es ist heute leicht, die politische Selbsttäuschung zu verur-  
260 teilen, der die sogenannte humanistische Front im Glauben an  
261 eine antifaschistische Widerstandseinheit zunächst erlegen  
262 war. Die Gegensätze zwischen den Weltanschauungen und  
263 Parteien waren ja auch in der Emigration nie verschwunden.  
264 Was dennoch den Begriff eines radikalen Humanismus zu Lauf  
265 bringen ist, der vorläufig einmal benennen mag, wodurch die  
266 gegensätzlichsten Geister gleichzeitig in die Emigration ge-  
267 trieben wurden, dies war ihrer aller Forderung nach Bewäh-  
268 rung der humanistischen Überzeugung in der Praxis. »Nur  
269 Blinde können glauben, daß mit der ‚rein literarischen‘ Wir-  
270 kung eines Mannes nicht eng zusammenhängen: seine Leiden-  
271 schaft, an der sogenannten ‚Aktualität‘ teilzunehmen; seine  
272 Liebe zum Tag und alles was zu ihr gehört: das Volk, die Bit-  
273 terkeit der Armut und die Härte des Reichtums und seiner  
274 Gesetze. Niemand kann sich über die Erde erheben, auf der er  
275 lebt. Es gibt keine Grenze zwischen einer Stellungnahme zu  
276 den öffentlichen Gemeinheiten und einer tapferen ‚zur Ewig-  
277 keit hingewendeten‘ Arbeit. Ein Mensch, den ein Zeitungsbe-  
278 richt über eine Schändung der Menschlichkeit nicht unmit-  
279 telbar zur Tat ruft, kann nicht mehr Recht haben, über Ge-  
280 sichter und Handlungen zu schreiben.« Der Zusammenhang,  
281 in dem diese Sätze von Roth stehen, eine ‚Enquete‘ über  
282 Zola<sup>53</sup>, verwandelt sie so wenig in eine literarhistorische Be-  
283 trachtung wie die begründete Vermutung, daß manche Pas-  
284 sagen noch Programmteile der Neuen Sachlichkeit zu vertei-  
285 digen suchen. Wir mögen es literarisch nicht so wichtig halten ↓ für



286 »wer von den deutschen berühmten Schriftstellern« sich je  
287 »schon einen Lokomotivführer angeschaut« hat. Aber »den  
288 Fluch der professionellen Ästhetiker« erlitt nicht nur die  
289 deutsche Literatur. Am wenigsten vergessen wird dem  
290 deutschen Faschismus, wie er die gesellschaftliche Schizo-  
291 phrenie ausnützte, bei der die Humanität im ästhetischen Fe-  
292 tisch Kultur aufging und daneben die grauenvollste Lebens-  
293 praxis herrschte. Roth bekam dazu, wie er meinte, »die  
294 Symbolik gratis und franco ins Haus, in die Feder . . . gelie-  
295 fert<sup>54</sup>«. Unter den letzten Manuskripten von seiner Hand be-  
296 findet sich auch die Glosse über DIE EICHE GOETHES IN BU-

297 CHENWALD:

298 *»Der Wahrheit die Ehre! Man verbreitet falsche Nachrichten*  
299 *über das Konzentrationslager Buchenwald; man möchte sagen:*  
300 *Greuelmärchen. Es ist, scheint mir, an der Zeit, diese auf das rechte*  
301 *Maß zu reduzieren. . . Erstens hat Buchenwald nicht immer so ge-*  
302 *heißen, sondern Ettersberg. Unter diesem Namen war es unter den*  
303 *Kennern der Literaturgeschichte einst berühmt: Goethe pflegte sich*  
304 *dort mit der Frau von Stein zu treffen; unter einer schönen, alten*  
305 *Eiche. Diese steht unter dem sogenannten ‚Natur-schutz-Gesetz‘!*  
306 *Als man in Buchenwald, will sagen: in Ettersberg, den Wald zu*  
307 *roden begann, um dort für die Bewohner des Konzentrationslagers*  
308 *eine Küche südlich, eine Wäscherei nördlich einzurichten, ließ*  
309 *man allein die Eiche stehen: die Eiche Goethes; die Eiche der Frau*  
310 *von Stein . . . «*

311 Sublim könnte die Glosse mit dieser Pointe enden, aber Roth  
312 scheint im Zweifel, ob sich noch ein ethisch-kritisches Be-  
313 wußtsein gegen die geschichtskräftigen Fakten und Normen  
314 durchzusetzen vermag. Und so steuert er auf einen expliziten  
315 Schluß zu: ». . . an der Eiche, unter der Goethe mit Frau von  
316 Stein gesessen ist und die dank dem Naturschutzgesetz noch  
317 wächst, ist bis jetzt, meines Wissens, noch kein einziger der In-  
318 sassen des Konzentrationslagers ‚angebunden‘ worden; viel-  
319 mehr an den andern Eichen, an denen es in diesem Wald nicht  
320 mangelt.«

(001) Anmerkungen

(002)

- <sup>003</sup> 1 Zuletzt bei Sültemeyer (s. Literatur-Verzeichnis).
- <sup>004</sup> 2 So 1965 bereits DER STUMME PROPHET, kompiliert von Werner Lengning  
<sup>005</sup> aus den im Nachlaß befindlichen Manuskripten (vgl. sein Nachwort, S.  
<sup>006</sup> 281-285). Eine Auswahl der (nicht nur von ihm) »neu gefundenen Arbeiten«  
<sup>007</sup> publizierte Sültemeyer (S. 259ff.). - Hermann Kesten wählte aus der  
<sup>008</sup> Korrespondenz im Nachlaß für den Briefband Einzelstücke aus (vgl. B, S.  
<sup>009</sup> 629, Danksagung an das Leo-Baeck-Institut).
- <sup>010</sup> 3 Die sechs Dossiers sind durch römische Ziffern bzw. eine Siglenfolge  
<sup>011</sup> gruppiert und mit arabischen Ziffern in Konvolute untergliedert. Die  
<sup>012</sup> Gesichtspunkte des *Inhaltsverzeichnis* lauten: I. Manuskripte: Romane  
<sup>013</sup> (AR-C.660/1836), II. Manuskripte: Novellen, Essays etc. Maschinenschrift,  
<sup>014</sup> Druckfahnen etc., auch Ztg. (AR-A.557/1838), IV. Zeitungsaufsätze  
<sup>015</sup> (AR-Z. 435/1839), V. Persönliches (AR-C. 662/1840), VI.  
<sup>016</sup> Geschäftspapiere, Verträge, Abrechnungen, Korrespondenz mit Verlegern  
<sup>017</sup> (AR-C. 663/1841). - In den folgenden Belegen wird die letzte Ziffer der Sigle  
<sup>018</sup> für das Dossier und die Ziffer des Konvolut angegeben, in dem sich das  
<sup>019</sup> jeweilige Dokument befindet. So z.B. rangiert die Fotosammlung unter  
<sup>020</sup> 1840/2., d.h. sie bildet das zweite Konvolut des Dossiers »V. Persönliches«.  
<sup>021</sup> - Sofern die Einzelstücke eines Konvolut detailliert verzeichnet und  
<sup>022</sup> numeriert sind, setze ich noch die Nummer des *Detailverzeichnis* hinzu.
- <sup>023</sup> 4 Von der Geschichte APRIL befinden sich im Nachlaß elf Seiten  
<sup>024</sup> Druckfahnen (1838/2.).
- <sup>025</sup> 5 Ich korrigiere bei dieser Gelegenheit den bibliographischen Fehler in meiner  
<sup>026</sup> Dissertation (Kulturpessimismus, S. 179), wo diese Rez. aus der »Neuen  
<sup>027</sup> Zürcher Zeitung« vom 6.1.1937 Hermann Hesse zugeschrieben wird. Sie ist  
<sup>028</sup> aber mit den Initialen Carl Seeligs (C. S.) gezeichnet, und es schließt sich die  
<sup>029</sup> Rez. eines anderen Buchs durch Hesse an, der mit vollem Namen zeichnete.
- <sup>030</sup> 6 Vgl. dazu auch Briefe, S. 434 (An Stefan Zweig, vom 7.11. 1935), S. 459 (An  
<sup>031</sup> Stefan Zweig, vom 26.3.1936), S. 473 (An Blanche Gidon, vom 26.5.1936;  
<sup>032</sup> erst jetzt erhält der Roman seinen endgültigen Titel!).
- <sup>033</sup> 7 Dadurch ist meine Darstellung in der Reclam-Ausgabe überholt (Joseph  
<sup>034</sup> Roth: DIE BÜSTE DES KAISERS/KLEINE PROSA. Stuttgart 1969, S. 77).
- <sup>035</sup> 8 Walther Killy nahm neuerdings die Kap. IV-VII in die Sammlung *Die*  
<sup>036</sup> *Deutsche Literatur, Texte und Zeugnisse* auf (20. Jahrhundert: 1880-1933,  
<sup>037</sup> München 1967, S. 832-844). Fälschlicherweise ist der Text dort als  
<sup>038</sup> »Rückübersetzung« der französischen Fassung in der Werkausgabe (III,  
<sup>039</sup> 179-200) bezeichnet: vgl. das Werkregister, S. 1189. Die dem Sammelband  
<sup>040</sup> *Romane, Erzählungen, Aufsätze* (1964) entnommene deutsche Fassung beruht  
<sup>041</sup> jedoch auf der Handschrift aus dem Nachlaß Stefan Zweigs.
- <sup>042</sup> 9 Hermann Menkes, in einem noch nicht identifizierten Zeitungsausschnitt  
<sup>043</sup> mit der Nummer 12.216 vom 27. November 1927 (1840/1. Nr. 9).
- <sup>044</sup> 10 Zeitungsausschnitt einer Rez. von Rudolf Jeremias Kreuzt, ohne  
<sup>045</sup> Erscheinungsort und Datum (1840/1. Nr. 18).
- <sup>046</sup> 11 Peter Halley: *Marlene Dietrich confeset*, Interview. In: Sunday Referee, 1.  
<sup>047</sup> November 1936 (1840/1. Nr. 86). - Vgl. dazu auch Roths Brief an Blanche  
<sup>048</sup> Gidon aus Wilno, 28. Februar 1937 (B, 490: Briefschluß).
- <sup>049</sup> 12 Vgl. Brief an Roth von Schalom Ben Chorin, Jerusalem, 30. Dezember 1938  
<sup>050</sup> (1840/1. Nr. 95.), und den beiliegenden Ausschnitt *Mendel Singer läßt sich*  
<sup>051</sup> *taufen* in Hebräisch aus der »Haaretz« (Das Land), dem eine Kopie des auf  
<sup>052</sup> deutsch geschriebenen Typoskripts beigefügt ist. - Das Moment der  
<sup>053</sup> Schicksalsironie gegenüber Roth, dem Kritiker der filmischen Scheinwelt,  
<sup>054</sup> gewinnt bedrückende Formen, wenn man in der Korrespondenz mit Stefan  
<sup>055</sup> Zweig (s. Briefe) verfolgt, wie dankbar Roth für die finanziell einträgliche  
<sup>056</sup> Verfilmung eines seiner Bücher gewesen wäre.
- <sup>057</sup> 13 1840/1. Nr. 97: Harry Kahn HIOB: *Joseph Roths Roman auf dem Theater*,  
<sup>058</sup> Pariser Tageszeitung vom 5. Juli 1939.
- <sup>059</sup> 14 1840/1. Nr. 99: Viktor Kelemen: *Joseph Roths Hiob*. Aufbau vom 29. März  
<sup>060</sup> 1940. - Diese Unterlagen korrigieren und ergänzen die Angaben Houskas,  
<sup>061</sup> die ich in meiner Dissertation zitierte (s. 218, Anm. 15); so muß u.a. der  
<sup>062</sup> Name des Dramenautors richtiggestellt werden.
- <sup>063</sup> 15 1841/1.: Brief der »Komödie. Büro für Film- und Bühnenrechte« vom 8. Mai  
<sup>064</sup> 1937 an Herrn Joseph Roth p. Adr. Frau Hedy Pompan, Wien II.
- <sup>065</sup> 16 1841/1.: Brief an Roth, Allert. de Lange/Deutsche Verlagsabteilung,  
<sup>066</sup> Amsterdam, 31. Oktober 1935.
- <sup>067</sup> 17 Hackert II, S. 176/77.
- <sup>068</sup> 18 Vgl. Scheible, S. 161 oben.
- <sup>069</sup> 19 Vgl. Hackert, S. 107/8 - Scheible (S. 160/61) stellt einen ausführlichen  
<sup>070</sup> Vergleich an
- <sup>071</sup> 20 1841/3.: Brief des Verlagsleiters Nelissen vom 5. November 1938 an Roth  
<sup>072</sup> - Wortlaut grammatisch leicht korrigiert (Hackert).
- <sup>073</sup> 21 1841/3.: Brief von De Gemeenschap, 24. Januar 1939.
- <sup>074</sup> 22 1841/3.: erwähnt in Briefen der Gemeenschap vom 13. Juli 1937, 28.  
<sup>075</sup> September 1937 und 7. Oktober 1937.

hier scheint "III." zu fehlen!



076 24 Da dieser Brief auch bestätigt, daß die Korrekturen der GESCHICHTE VON  
 077 DER 1002. NACHT eingegangen sind, dürfte eher dies der *Roman* sein, für  
 078 welchen Roth laut seinem Brief an Blanche Gidon vom 28. Februar 1937 (B.  
 079 489) das Honorar schon hatte, das ihm dann gestohlen wurde. Es ist kaum  
 080 wahrscheinlich, daß Roth, wie es im Anmerkungsteil des Briefbandes  
 081 (S. 608) steht, schon am Anfang des Jahres 1937 das Honorar für DIE  
 082 KAPUZINERGRUFT besaß, deren Manuskripte er erst im darauffolgenden  
 083 Jahr zu liefern begann.

084 24 Ich beziehe folgende, in den Anmerkungen des Briefbandes nicht erläuterte  
 085 Stellen auf DIE KAPUZINERGRUFT und ~~unterreicht~~ den betreffenden *→ versaliere*  
 086 Kern: An das Ehepaar Gidon, Bruxelles, 20. Juni 1937: »...Von Büchern  
 087 habe ich nichts mehr. Ein neues ist schon gesetzt: 'Die Geschichte der 1002.  
 088 Nacht', aber nicht korrigiert und durchgearbeitet. Ein drittes Buch muß ich  
 089 anfangen, wenn ich halbwegs leben will...« (S. 495). - An Stefan Zweig, 2.  
 090 August 1937: »...Ich schreibe jetzt *das fünfte Buch* - in drei Jahren...« (S. 501).  
 091 - An Stefan Zweig, 8. August 1937: »...Ich habe den großen Roman '1002.  
 092 Nacht' fertig, *den zweiten* zu drei Vierteln, ich muß Anfang September den  
 093 zweiten abliefern...« (S. 503). Im gleichen Brief zeichnet sich vielleicht ab,  
 094 weshalb dann DIE GESCHICHTE VON DER 1002. NACHT erst nach der  
 095 KAPUZINERGRUFT auf dem Buchmarkt erschien: »Ich habe bei diesem  
 096 Verleger erreicht, daß mein nächstes Buch nicht Weihnachten, sondern erst  
 097 38 erscheint. Aber bis Ende 37 zu leben, habe ich mich verpflichtet, bis  
 098 Anfang September *noch einen Roman* abzuliefern.« (S. 503). Roth machte sich,  
 099 wie die Briefe zeigen, um diese Zeit Sorgen darüber, in den Ruf des  
 100 Vielschreibers zu kommen. Nach meiner Annahme, die ich in diesem  
 101 Zusammenhang nicht weiter erhärten kann, führte die zuletzt zitierte  
 102 Verabredung mit De Gemeenschap und die schleppende, weit ins Jahr 1938  
 103 hinüberreichende Fertigstellung der KAPUZINERGRUFT schließlich dazu,  
 104 daß DIE GESCHICHTE VON DER 1002. NACHT 1939 publiziert wurde.

105 25 Vgl. dazu Hackert, S. 153, sowie ebd. S. 217, Anm. 6). - Zur Textkritik setzte  
 106 ich bei der Interpretation der Geschichte an (ebd., S. 135/36).

107 26 Hermann Kesten: *Deutsche Literatur im Exil*. Wien/München/Basel 1964, S.  
 108 99. - Das Konvolut der Nachrufe enthält die entsprechende Ankündigung  
 109 der »Pariser Tageszeitung« (1840/4. Nr. 8). In dem handschriftlich  
 110 datierten Blatt vom 3. Juni 1939 wird darauf hingewiesen, daß »die morgen  
 111 erscheinende *Sonntagbeilage*... dem Andenken des Dichters *Joseph Roth*  
 112 gewidmet sein« wird. Dann heißt es: »Sie enthält die Anfangskapitel des  
 113 letzten Buches, das Roth geschrieben hat: der LEGENDE VOM HEILIGEN  
 114 TRINKER.« *L uf*

115 27 1839/2. Nr. 36: »Das Ende der Legende vom heiligen Trinker«, Das Neue  
 116 Tagebuch, Paris, 10. Juni 1939.

117 28 Die Abhandlung über Clemenceau, von der ein Stück in der Werkausgabe  
 118 abgedruckt ist (III, 400/401), wurde inzwischen im Manuskript  
 119 aufgefunden und ins Leo-Baeck-Institut verbracht.

120 29 »Joseph Roth / Der Leviathan / Novelle / 1937 / Querido Verlag N.V.  
 121 Amsterdam« - Vgl. dazu auch Briefe, S. 462 (An Stefan Zweig, 28. März  
 122 1936) und die Anmerkung auf S. 606; sowie S. 469 (An Stefan Zweig, 4. Mai  
 123 1936), wo von mehreren, an Querido verkaufte Novellen die Rede ist.  
 124 Jedenfalls war DER LEVIATHAN aber schon im März 1936 geschrieben.

125 30 In dem Nachruf auf Roth, den Stefan Fingal für die »Pariser Zeitung« vom  
 126 28./29. Mai schrieb, findet sich - wie zusätzlich vielleicht noch Roths Briefe  
 127 bezeugen werden - der Arbeitstitel »Das Korallenmännchen« (1840/4.  
 128 Nr. 2).

129 31 Vgl. Roths Darstellung in den Briefen S. 351.

130 32 Oscar Strauß an Roth; Paris, 17. Mai 1938, (1841/3.). Der in dem Schreiben  
 131 erwähnte Graf Treuberg, von dem Strauß die Information erhalten haben  
 132 will, scheint sich um die Verfilmung des Romans bemüht zu haben, denn  
 133 das gleiche Konvolut im Nachlaß enthält noch ein Blatt, datiert mit »Paris,  
 134 den 2. Mai«, in welchem ihm die »Weltfilmrechte« zediert werden; eine  
 135 Unterschrift allerdings fehlt.

136 33 Auf diese Weise entstand z.B. DER ANTICHRIST. - Offenbar resultierte  
 137 DAS FALSCHGEWICHT aus einem anderen Projekt, da Roth an Stefan  
 138 Zweig (4. Mai 1936) schrieb: »Ich korrigiere meinen ersten Roman  
 139 [BEICHTE EINES MÖRDERS - Hackert], dann schreibe ich am zweiten. Da  
 140 werfe ich schnell alles hinein, was ich an Materie für den großangelegten  
 141 Roman DIE ERDBEEREN hatte.« (B, 496). - Vgl. über diesen Roman: David  
 142 Bronsen, Die verlorene Heimat. Zur Klärung eines fingierten Briefes und  
 143 eines nie veröffentlichten Romans von Joseph Roth (P. U. Hohendahl,  
 144 Hrsg., Essays on European Literature. In Honor of Liselotte Dieckmann, St.  
 145 Louis/Missouri 1972, S. 101-112). Und: Joseph Roth, Erdbeeren.  
 146 Romanfragment (Sonderband TEXT + KRITIK, München 1974, S.  
 147 101-121). Sowie: David Bronsen, Zum »Erdbeeren«-Fragment. Joseph Roths  
 148 geplanter Roman über die galizische Heimat (ebd., S. 122-131).

149 34 B, 23 (An Resia Grübel, Schwabendorf, während der Ferien 1911). Ein  
 150 undatiertes, nicht in den Briefband aufgenommenes Schreiben teilt mit:  
 151 »...soeben verläßt Kristianpoller unser Zimmer...« (1840/3. Nr. 9). David  
 152 Bronsen verdanke ich dazu die Mitteilung, daß der Vater dieses  
 153 Schulfreundes das Modell zum Wirt Kristianpoller im TARABAS abgab.

154 35 Stenographische Notizen enthält das unter 1840/3. Nr. 27 geführte  
 155 Handschriftenblatt.

36/13

156 <sup>36</sup> Vgl. besonders wieder die Rezensionen Carl Seeligs, 1. in: »Berner Tagblatt«  
157 vom 4. Juli 1934 und 2. in: »Neue Zürcher Zeitung« vom 17. Juli 1934, wo  
158 auf Tolstois Erzählung *Wiewiel Erde braucht der Mensch?* Bezug genommen  
159 ist.

160 <sup>37</sup> So spricht z.B. Hermann Hesse davon, Tarabas habe es übernommen, »im  
161 neuen Rußland ein Regiment zu bilden...« (»National-Zeitung« Basel, 6.  
162 Mai 1934), während eine Besprechung in der »New York Herald Tribune«  
163 auf Litauen tippt: »a new republic which seems to be Lithuania...« (19.  
164 November 1934).

165 <sup>38</sup> Die Dissertation schwankt in der Schreibweise des Titels. In der  
166 Bibliographie (S. 236) trägt das erste Wort des Kompositums das Genitiv-s,  
167 im Titel des Abdrucks (S. 272) nicht.

168 <sup>39</sup> ebd., S. 272-284. - Die zweite und längere Fassung ist abgedruckt in: E,  
169 7-24.

170 <sup>40</sup> Sültemeyers Hinweis auf das erstmalige Erscheinen von »Mizzi Schinagl« in  
171 dieser Erzählung (S. 56, Anm. 1) kann dahingehend erweitert werden, daß  
172 im Umkreis der Figur noch mehr Personen und Motive auftauchen, die  
173 dann in der GESCHICHTE DER 1002. NACHT wiederverwendet wurden (vgl.  
174 den Text bei Sültemeyer, S. 282). Aus dem »Xandl Hummer« des  
175 VORZUGSCHÜLERS dürften später die Personen von »Xandl« und »Ignaz  
176 Trummer« geworden sein. Mit der »Pension« der »Tante« Waclawa  
177 Jancic« wird in der ersten Geschichte das Bordellmotiv umschrieben.

178 <sup>41</sup> Text bei Sültemeyer, S. 272.

179 <sup>42</sup> Der Nachlaß Stefan Zweigs müßte wohl daraufhin nochmals genau  
180 durchgesehen werden. In Einzelfällen sind sicher auch noch Skripten in  
181 anderem Privatbesitz (vgl. die Mitteilung über ein Typoskript zur  
182 LEGENDE VOM HEILIGEN TRINKER in meiner Dissertation, S. 217, Anm.  
183 6).

184 <sup>43</sup> Brief »Ilse Scholley, Praha II, Karlovo náměstí 16« an: »Herrn Joseph Roth,  
185 c/o Fr. Grete Freund, Paris, 56, Rue Faubourg St. Honoré, Chambre 209«,  
186 datiert vom 22. August 1938 (1841/3.). - Vgl. dazu auch noch den im  
187 gleichen Konvolut befindlichen Schiedsvertrag Roths mit dieser Agentur  
188 aus dem Jahr 1937.

189 <sup>44</sup> ALBA-ALBA, DER SCHNELL-LÄUFER, als unveröffentlicht registriert bei  
190 Sültemeyer, S. 250.

191 <sup>45</sup> So sind in der Bibliographie meiner Dissertation folgende Datierungen zu  
192 ändern: S. 166 »Frankfurter Zeitung« *Südslawien und Albanien. Innere*  
193 *Probleme*, veröffentlicht am 8. Juni 1927 (nicht unter dem 16. Juli). S. 167  
194 »Frankfurter Zeitung« LENINGRAD, veröffentlicht am 17. März 1928,  
195 (nicht unter dem 18. März).

196 <sup>46</sup> Als erster druckte Böning (S. 191f.) ein paar frühe Gedichte ab, die dann von  
197 Sültemeyer (S. 263-267) in den Anhang ihrer Dissertation übernommen  
198 wurden.

199 <sup>47</sup> Klar lesbar ist die Datierung: »Wien, am 29. Juni 1915.«

200 <sup>48</sup> Außer den bereits genannten sind noch die Briefe des Verlags Rój,  
201 Warschau, an Roth hervorzuheben (1841/3.).

202 <sup>49</sup> Vgl. dazu Bronsen III, S. 100 und Seite ████ 2

203 <sup>50</sup> Stefan Fingal: *Joseph Roth gestorben*. In: »Pariser Tageszeitung«, 28./29. Mai  
204 1939.

205 <sup>51</sup> 1841/3.: 3 Briefe an Roth; Steenockerzeel vom 23. Juli 1938, 2. August 1938  
206 und 20. August 1938. - Entwürfe und Texte über Monarchie und  
207 Legitimitismus befinden sich u.a. in dem Handschriften-Konvolut der Varia  
208 1837/9, Nr. 20.-36; wie sehr Roth von dem Thema gefesselt war, zeigen die  
209 immer wieder auftauchenden Notizen, so z.B. unter 1838/10., wo auf Papier  
210 des Hotels Bristol, Wien, ein Bekenntnis zum Monarchismus entworfen ist.

211 <sup>52</sup> Vgl. Georg Lukács: RADETZKYMARSCH. In: Hackert, S. 147ff.

212 <sup>53</sup> Roths »Enquete« über Zola steht auf zwei Blättern von  
213 Zeitungsausschnitten (1839/4. Nr. 12), die noch nicht lokalisiert und  
214 datiert sind. Dem Artikel voraus geht ein Aufsatz von Martin  
215 Andersen-Nexö. Ein Anhaltspunkt für die Datierung bei Roth ist vielleicht  
216 die Erwähnung der »Hinrichtung Saccos und Vancettis« in den USA.

217 <sup>54</sup> Manuskript der Glosse DIE EICHE GOETHES IN BUCHENWALD mit einem  
218 Vermerk in anderer Schrift: »Letzter Artikel vor seinem Tode Montag  
219 22.V.1939«; enthalten in den Blättern Nr.27/28 des Konvoluts 1837/9, Nr.  
220 9. Im ganzen Wortlaut ist der Text abgedruckt in: TEXT + KRITIK  
221 Sonderband »Joseph Roth« München 1974 S. 5. Ihm fügte (ebd. S. 6)  
222 Eleonora Halldén eine edirionskritische Notiz an.  
223 In der Buchkritik *Life under the Swastika* von TIME (The Weekly  
224 Newsmagazine, August 9, 1971: The 12-Year-Reich, *A Social History of Nazi*  
225 *Germany, 1933-1945*, by Richard Grunberger) wird bezeichnenderweise  
226 von den Details des besprochenen-Berichts gerade dieses hervorgehoben:  
227 »Goethe's favorite oak tree near Weimar became the central point around  
228 which the Buchenwald extermination camp was built.«

? nicht im Manuskript  
vermerkt!



Hackert, Fritz: Joseph

Roth: Hacklars im LeoBaeck-Institut - Aufsatz, 28 p., Ablichtg. von  
Typoskript, nebst Anmerkungen, 12 p., Abh.  
v. Typoskr., datiert Juli 1971

Fritz Hackert/Athens, Georgia

Juli 1971

JOSEPH ROTHS NACHLAß IM LEO BAECK INSTITUT

Im Sommer 1969 hatte ich bei einem Besuch in New York die Gelegenheit, das Leo Baeck Institut zu besichtigen und insbesondere den Nachlaß von Joseph Roth zu mustern, der dort vorläufig archivalisch geordnet ist. Materialien daraus wurden seit der Werkausgabe (3 Bde., Köln/Berlin 1956) mehrfach in Forschungsbibliographien genannt<sup>1)</sup>, in vielen Aufsätzen und Untersuchungen zitiert, sowie zum Teil auch vollständig veröffentlicht<sup>2)</sup>. ~~Obwohl die mir verfügbare Zeit zur raschen~~ Mit diesem Aufsatz hoffe ich ~~Sichtung der Unterlagen zwang, hoffe ich, mit meinen Notizen~~ eine Vorstellung davon geben zu können, wie der Nachlaß von Ich beziehe mich dabei der Forschung zu nutzen ist. ~~Mein Abriss bezieht sich auf das~~ Inhaltsverzeichnis des Leo Baeck Instituts (Siglen AR 1836-1841)<sup>3)</sup>, folge aber nicht dessen Anordnung, sondern biete thematische Zusammenfassungen von Dokumenten, die oft unter verschiedenen Rubriken der Sammlung geführt werden. Soweit sich aus diesem Verfahren Zuordnungshinweise ergeben, ist mit ihnen kein Entdeckeranspruch verbunden, denn <sup>schon</sup> frühere Benutzer des Archivs hielten als Randprodukte ihrer Spezialarbeiten häufig auch Beobachtungen zur archivalischen Revision fest.

Im ersten Teil des Aufsatzes gehe ich die Materialien durch, welche in Beziehung zu den Erzählwerken und Essaysammlungen stehen. Diese führe ich alphabetisch nach ihren Titeln an, weil der Nachlaß unter anderem auch Datierungsfragen aufwerfen wird.



Zum "Antichrist" findet sich in der Sammlung von Rezensionen (1840/1.Nr.54.-61.) der Widerhall aus katholisch-konservativen Kreisen in Europa, unter denen das Luzerner "Vaterland", konservatives Zentralorgan für die Mittelschweiz, besonders begeistert in die biblisch-apokalyptischen Visionen einstimmt (Rez. Sergius Sax, Nr.89v.13.4.1935). Über die Entstehung des Buches geht aus einem Vertrag mit Allert de Lange hervor, daß Roth ursprünglich das Thema "Die Juden und ihre Antisemiten" bearbeiten wollte (1841/1. - s. Vertrag v.27.Juli 1933 und die Vertragsänderung ohne Datum). Daneben hat er sich anscheinend mit dem Plan für eine "Biographie über den 'letzten Zaren'" befaßt (Punkt 8. des Vertrags), ihn aber ebenso wie die Behandlung des Antisemitismus dann zugunsten des "Antichrist" aufgegeben.

Die zeitgenössischen Rezensionen kennzeichnen für den Literaturhistoriker die konkrete und spezifische Situation, welcher der Text entstammt: bei der Aktualisierung des 'sozialistischen Roth' sollte nicht übersehen werden, daß ihn gerade die politische Kritik seiner Zeit relativierend zu den Dichtern von "Klassenkampf und Seelenschmerzen" zählte, der im Milieu der Armen Leute eher den lyrischen Reiz als das sozialpolitische Problem aufsuchte (vgl.1840/1.Nr.1: Rez. Berliner Tageblatt vom 22.8.1926 zum "Blinden Spiegel" u. zu "April").<sup>3a)</sup> Im übrigen zeichnet sich in den Zeitungskritiken ein Stück Kulturindustrie nicht nur der zwanziger Jahre, sondern auch der Emigration ab, ~~schon wenn man die Namen aus Roths Freundes- und seinem Kritikerkreis vergleicht, die oft identisch sind~~ / Der oben erwähnte

Schweizer Rezensent besprach auch die "Beichte eines Mörders" (1840/1.Nr.87: s-x, in: National-Zeitung Basel v.7.12.1936), wobei er das Werk in den Rang der "grandiosen Dämmer-Welt Dostojewskis" erhob; und Carl Seelig, dessen Beziehungen zu Roth der Briefwechsel beider Männer dokumentiert<sup>4)</sup>, setzte die Aussagen des Ich-Erzählers in Parallele zu den weltliterarischen Konfessionen Kafkas und Gogols.<sup>5)</sup> Manuskriptteile der "Beichte eines Mörders" dürften sich, wie ~~unter~~ <sup>z.B.</sup> jene das Rahmengeschehen präsent haltende Anredeformel "meine Freunde" erweist, unter der Sammlung noch nicht zugeordneter Handschriften befinden (1837/9.Nr.20), und zwar in verschiedenen Lagen dieses Konvolutteils. Ebenso stecken nach meinem Eindruck in Typenskripten des sogenannten Trotzki-Konvoluts, aus dem "Der stumme Prophet" rekonstruiert wurde, Blätter zur "Beichte eines Mörders" (1836/3.Nr.3.-.8. mit 97 Seiten in Maschinschrift). Ein Brief Roths aus dem Hotel Foyot gibt für den Roman gegenüber dem Züricher Humanitas-Verlag den Arbeitstitel "Der Stammgast" an und erklärt im Hinblick auf das Werk die vertragliche Bindung an Allert de Lange (1841/1. - Paris, 19. November 35, an Dr. Menzel<sup>6)</sup> <sup>jiddisch-sprachigen</sup>). Mit der "Folkscajtung" Warschau schloß Roth am 30.1.1937 in Lemberg einen vorliegenden Vertrag über den Abdruck des Romans (1841/3.).

Zwei Exemplare eines maschinenschriftlichen Durchschlags liegen zur Novelle "Der blinde Spiegel" vor (1838/7.Nr.1 - 55 S.). Für ihre Einschätzung durch die zeitgenössische Kritik gilt im wesentlichen dasselbe, was von der Erzählung "April" gesagt



wurde (s.o.). Für "Die Büste des Kaisers" erbrachte der Einblick in den Nachlaß eine neue Textlage<sup>7)</sup>. Neben der Handschrift im Nachlaß Stefan Zweigs ist jetzt eine weitere im Leo Baeck Institut anzuführen. Sie besteht aus 13 Blättern in unterschiedlichem Format, die mit der bekannten winzigen Handschrift bedeckt sind. Der Held trägt den Namen Morstin. (1837/1.Nr.1.) In den beigefügten zwei Typoskripten (1837/1.Nr.2) dagegen heißt er Franz Xaver Rej. Von diesen beiden Maschinenschriften weist ein Exemplar die breitere Schilderung auf, während das andere die Erzählung strafft. Beide sind mit handschriftlichen Korrekturen versehen. Ein vierter Text im Nachlaß verwendet wieder den Namen Morstin. Dabei handelt es sich um einen maschinenschriftlichen Durchschlag (1838/7.Nr.2), in dem aber der Schluß der gedruckten Fassung fehlt. - Das exemplarische Moment der Erzählung empfahl sie offenbar von Beginn an für Anthologien<sup>8)</sup>, denn "The Times Literary Supplement" vom 21. Jan. 1939 (1840/1.Nr.96) rühmte sie als beste einer ganzen Sammlung von "Great Stories from Austria" (compiled by Count Strachwitz, Pallas Publishing Co.). Ihre legitimistische Tendenz war Roth so wichtig, daß er sich im Briefwechsel mit der "Telegraph-Zeitungs-Ges.M.B.H." in Wien ausdrücklich für seine Abschlüsse die von ihm gestellte Bedingung bestätigen ließ, "etwa notwendige Streichungen" dürften "sich keinesfalls auf die legitimistische Moral des Artikels beziehen" (1841/3.: Brief der Agentur vom 16.12.1936). Ein Schreiben desselben Absenders spezifiziert unter demselben Datum die Lieferungsbedingungen für die Geschichte: "...eine Novelle 'Die Büste des Kaisers'

im Ausmaße von 30 Maschinenschreibseiten, mehr oder weniger, zum Preise von franz. Francs 1500.- ... Sie liefern die Novelle in der ungefähren Zeit von drei Wochen...". Ein achtseitiges Manuskript, das im Nachlaß der "Flucht ohne Ende" zugezählt wurde (1837/3.Nr.1.), umfaßt ein Textstück jenes Teils des "Stummen Propheten", den schon die Werkausgabe enthielt (Bd. III, S.93ff.). Hingegen rangiert das anschließend eingeordnete Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen (1837/3.Nr.3.) zurecht unter der "Flucht ohne Ende". In einem XII. Kapitel ist darin die gemeinsame Kadettenzeit von Erzähler und Hauptfigur (Tunda), in einem XIII. Kapitel ein Wiedersehen zwischen ihnen geschildert. Eine kleine Notiz zum Romanhelden ("Franz Tunda...") ist unter den Varia desselben Dossiers zu finden (1837/9.bei Nr. 19. oder 20.), und das Konvolut der Balkanreportagen im nächsten Dossier enthält den maschinenschriftlichen Durchschlag eines Berichts über Belgrad (1838/1.Nr.3.), dessen angeheftetes Schlußblatt nochmals das Stichwort mit dem Namen "Tunda" gibt. - Von den gesammelten Besprechungen des Buchs (1840/1.Nr.8.-20.) verdient das Urteil eine Erwähnung, die "Flucht ohne Ende" sei der "Roman eines Kulturpessimisten"<sup>9)</sup>. Attribute von Roths späterer Selbstcharakteristik stammen offenbar ebenfalls aus einer Kritik dieses Romans, in welcher der Satz angestrichen ist: "Dieses Buch ist böse und wahr".<sup>10)</sup>

Daß Roths erzählende Prosa nicht wenig vom Feuilletonisten und Episodenschilderer geprägt wurde, wird besonders unter dem



entstehungsgeschichtlichen Blickwinkel klar. So existiert zur "Geschichte von der 1002.Nacht" die Kopie eines Typoskripts (1838/7.Nr.3.), das mit dem Titel "Die Frau Matzner, von Joseph Roth" überschrieben ist. Zur Datierung der Romanabfassung trägt ein Brief des Verlags De Gemeinschaft bei (1841/3. - An Roth, v.23.6.1938), in dem das Eintreffen der Korrekturfahnen bestätigt wird und es von der "Kapuzinergruft" heißt, daß man den Erhalt einzelner Kapitel anzeige. Daß "Die Geschichte von der 1002.Nacht" vor der "Kapuzinergruft" verfaßt wurde, geht auch aus Folgendem hervor: 1937 schon monierte De Gemeinschaft Zahlungen für Übersetzungsrechte an dem Roman (1841/3.-Brief v.7.Oktober 1937), und zwar für Übertragungen ins Polnische, Englisch-Amerikanische und Jiddische. Der Vorschlag zum Waschzetteltext akzentuiert entsprechend der Verlagstendenz den moraltheologischen Aspekt: "Der Besuch eines orientalischen Herrschers in Wien hat moralische Zerrüttung und sozialen Untergang zur Folge, welche sich nicht beschränken auf jene, die Fehlritte begehen, weil die Sünde, wie ein Polyp, ihre giftigen Fänge nach allen Seiten ausbreitet." (1841/3.-An Roth, v.9.4.1937) Der Einstellung Roths um jene Zeit lief dieser Text wohl kaum zuwider.

Ein noch zu lokalisierender Aufsatz Hermann Kestens bietet ein Jahr nach dem Erscheinen des "Hiob" unter der Überschrift "Moderne Epiker. Der Schriftsteller Joseph Roth" die meisten der Deutungsformeln, die Kesten auch in seinen Essays zur erneuten Bekanntmachung Roths nach dem Kriege immer wieder

gebrauchte (1840/1.Nr.31 - datiert v.26.6.1931). Der Erfolg des Buchs in den USA ist bekannt, und so braucht es nicht zu wundern, daß Marlene Dietrich den "Hiob" als ihr "favourite book" bezeichnete.<sup>11)</sup> Mit der Verfilmung des Stoffs dürfte das nichts zu tun haben, denn sie ging ziemlich verschlungene Wege, die ein Artikel in der "Pariser Tageszeitung" nachzeichnete (1840/1.Nr.98: hk., "Hiob" als Film, 6.7.1939). Daß im Drehbuch schließlich der Melamed in einen Mesner und der Ort Zuchnow in das Tirolerdorf Gossensass verwandelt wurden, sowie das Produkt dann den Titel "Die Sünden der Väter" bzw. "Sins of Man" erhielt, dies erschien nicht nur als eine Schicksalsironie gegenüber Roth, sondern hatte ihm noch zu Lebzeiten scharfen jüdischen Protest eingetragen.<sup>12)</sup> Die Frage nach dem Autor der Theaterfassung, welche in einer Besprechung der Aufführung bei der Trauerfeier gestellt wurde<sup>13)</sup>, beantwortete der Bearbeiter, Viktor Kelemen, in einem Artikel des New Yorker "Aufbau" selbst<sup>14)</sup>, wobei er die Verständigung mit Roth und mit dem Regisseur Paul Gordon darlegt, der die Dramatisierung angeregt, sowie dann die französische und englische Inszenierung besorgt hatte. Auch in Roths Korrespondenz lassen sich nähere Umstände zur Entstehung der Dramenversion ermitteln. Kelemens Dramatisierung wurde von einer Agentur mit einem Begleitbrief vom 8.5.1937 an Roth geschickt.<sup>15)</sup> Ebenso enthält der Nachlaß den Vertrag über das Urheberrecht an der Dramenfassung, der mit den "Charles Kelemen Plays, New York" am 22.März 1937 in Wien abgeschlossen wurde (1841/3.).



Den Anfang der Manuskriptsammlung im Nachlaß macht eine umfangreiche Handschrift der "Hundert Tage" (1836/1.-220 S.). Auf Papier verschiedenen Formats sowie unterschiedlicher Qualität wechselt auch die Schriftgröße immer wieder; Kapitel- und Seitenzahlen sind offenbar von Roth notiert worden. Ein handschriftlich korrigiertes Typoskript zum gleichen Roman bildet das nächste Konvolut (1836/2.-885.). Aus ihm ist zu ersehen, daß Wokurka, analog zu anderen Ich-Erzählern Roths, in einer Rahmenerzählung zur eigentlichen Geschichte figurieren sollte, denn Roth als Erzähler beginnt folgendermaßen:

"Diese Geschichte von den hundert Tagen, die ich auf den folgenden Blättern aufgeschrieben habe, hat mir der gottselige Anton Wokurka erzählt, der Freund meines Großvaters." Es heißt dann von ihm, er sei ein "polnischer Legionär in der großen Armee des Kaisers gewesen" und weiter: "Jedes Jahr, in den Ferien, wenn ich in das Dorf meines Großvaters kam, betrachtete ich ihn stumm und lange, wie er dasaß auf seinem Schemel...". Schließlich hebt Wokurka an: "'Ich werde selber in dieser Geschichte vorkommen' - so begann er...".

Erst danach fängt in dem Typoskript das Kapitel I der Druckfassung an (wie in Bd.II,S.643), und der Text schließt mit dem Ende des ersten Buchs (II,S.686).- Die reiche Rezensionssammlung (1840/1.Nr.69.-85.) umfaßt zumeist englische Kritiken, die sich auf das übersetzte Buch beziehen und vor der literarischen Einschätzung manchmal erst historische Urteilsbarrieren gegenüber Napoleon zu meistern haben. Zu prüfen wären Hinweise auf Publikationsorte aus Roths Geschäftskorrespondenz, so z.B. die Mitteilung Landauers: "Die hundert Tage werden in einer holländischen Übersetzung in HET VADERLAND erscheinen, der angesehensten Zeitung des Haag."<sup>16)</sup>

Abweichend von der Druckversion in der Werkausgabe (Bd.III, S.625) heißt der Titel des Rothschen Manuskripts: "Juden auf der(!) Wanderschaft" (1837/5.Nr.1.-4. - 22 S.). Die Vermutung, welche in der Bibliographie der Werkausgabe über einen Nachtrag geäußert wurde (Bd.III,S.847), kann nun bestätigt werden. Unter der Handschrift im Nachlaß befindet sich tatsächlich ein "Nachwort" aus dem Jahr 1937, das die Situation der Juden in der Sowjetunion neu beleuchtet und den Bürgerkrieg in Spanien einbezieht. Von der "Kapuzinergruft" gibt es im Nachlaß mehrere Kapitel in Typoskripten und Durchschlägen (1838/6. Nr.1.-2. - 91 S.), denen ein nicht identifizierter Zeitungsausschnitt beigelegt ist (Nr. 3.). Ein anderes Konvolut, vorläufig als "Unvollständiger Essay" bezeichnet (1838/4.Nr.10.), hat Joachim Beug 1966 <sup>im Leo Baeck Institut</sup> ~~im Archiv~~ der "Kapuzinergruft" zugeschrieben, und ich stimme diesem Befund zu. Es handelt sich dabei ebenfalls um Typoskripte (31 S.) und maschinenschriftliche Durchschläge (32 S.). Ein Einzelblatt des Romans scheint unter das Teilmanuskript des "Radetzkymarschs" geraten zu sein (1837/7.Nr.1, Blatt mit der Ziffer 55.). - Die Textgeschichte der "Kapuzinergruft" ist noch genauer zu klären als ich es andernorts versucht habe<sup>17)</sup>, ein Stand der Dinge, welcher Interpreten natürlich nicht davon abhält, die 'wachstümliche' Einheit des Werkes zu 'erkennen'<sup>18)</sup>. Was sich der literaturwissenschaftlichen Analyse als Strukturparallele zwischen der "Kapuzinergruft" und der "Flucht ohne Ende" darstellt<sup>19)</sup>, erschien dem Leiter des Verlags De Gemeenschap, welchen Roths zwei Bücher fast ruiniert hatten, als ge-



geschäftliche <sup>fairness</sup> ~~Unredlichkeit~~, deretwegen er den Autor zur Rede stellte: "Es ist uns aufgefallen, daß das letzte Kapitel der Kapuzinergruft, das Sie uns zugeschickt haben, fast wörtlich dasselbe lautet wie das letzte Kapitel Ihrer "DIE FLUCHT OHNE ENDE". - Ist dies ein Irrtum? Man kann doch nicht in zwei verschiedene Bücher ein genau dasselbe Kapitel aufnehmen."<sup>20)</sup>

Zu fragen wäre nun, welches Kapitel hier gemeint ist und ob Roth es auf den Einspruch hin verändert oder erweitert hat.

Zu Beginn des Jahres 1939 jedenfalls war das Buch auf dem Markt, denn im Januar<sup>teife</sup> (der Verlag die Versendung von Frei-Exemplaren mit, u.a. wiederum an Carl Seelig und Sergius Sax (s.o.)<sup>21)</sup>. Die reichlich erhalten gebliebene Korrespondenz mit De Gemeinschaft aus den Jahren 1937/38 kommentiert die Entstehung des Romans und zeigt die vielen Extrawünsche und Fahrlässigkeiten Roths im Geschäftsverkehr. Vermutlich lautete der Arbeitstitel zunächst "Ein Mann sucht sein Vaterland"<sup>22)</sup> und darauf in Vorbereitung des Leitmotivs "Der Kelch des Lebens", von dem De Gemeinschaft in einem Brief vom 31. Mai 1938 ein weiteres Kapitel erwartete (1841/3.). Am 23. Juni 1938 lagen dem Verlag <sup>ins,</sup> gesamt acht Kapitel des "Romans 'Die Kapuzinergruft'" vor (Brief an Roth: 1841/3.), und im gleichen Schreiben ist ein beigelegter Vorschuß registriert, der für den geplanten Abdruck einiger Kapitel der "Kapuzinergruft" in der Zeitschrift DE GEMEINSCHAP gezahlt wurde.<sup>23)</sup> ~~AN~~ Diese Belege <sup>bekräftigen</sup> ~~schließen~~ Stellen aus den schon publizierten Briefen ~~an~~, deren Kontext die quälenden Umstände widerspiegelt, unter welchen sich die Arbeit an dem Roman hinzog.<sup>24)</sup>

"Die Legende vom Heiligen Trinker" liegt im Nachlaß in einer maschinenschriftlichen Fassung (1837/6.-40 S.) mit handschriftlichen Korrekturen vor, die wohl von Roth herrühren. Fraglich dagegen scheint mir, ob der mit Bleistift eingetragene Titel am Kopf des ersten Blattes, "Die Legende vom Trinker Andreas", ebenfalls von der Hand Roths stammt. Das Typoskript stellt wohl die Abschrift jenes Manuskripts dar, von dem eine Blaupause im Besitz des Schiller-Museums, Marbach a.N., ist.<sup>25)</sup> Eine textkritische Untersuchung hätte neben dem von Hermann Kesten genannten Vorabdruck in der "Pariser Tageszeitung"<sup>26)</sup> auch die im "Neuen Tagebuch" veröffentlichten Schlußkapitel (XIV. und XV.) zu berücksichtigen.<sup>27)</sup> Erst am 27. April 1939 war Roth von Allert de Lange, Amsterdam, brieflich die Vertragsregelung bestätigt worden (1841/3.), daß er statt einer Clémenceau-Abhandlung, über die es ein Abkommen vom 8.2.39 gab<sup>27a)</sup>, "Die Legende des heiligen Trinkers" (sic) schreiben werde.

Die Druckgeschichte des "Leviathan" ist mit dem Nachlaßmaterial weiter zurückzuverfolgen. Zwei Exemplare der Novelle sind in Form von Druckseiten vorhanden (1838/7.Nr.5.), auf deren Titelblätter das Jahr 1937 als Erscheinungsdatum steht.<sup>28)</sup> Zweifellos gehört das vorhergehende Dokument im Konvolut, der handschriftlich korrigierte Durchschlag eines Typoskripts (1838/7. Nr.4 - 25 S.), auch zu dieser Erzählung, denn sein Titel lautet "Korallen".<sup>28a)</sup>

Neben der kleinen <sup>d)</sup> Handschrift aus dem "Radetzky Marsch" (1837/7. Nr.1.), der ein Notenblatt mit der Marschmelodie beiliegt,



sowie einem Druck des Romans (1837/7.Nr.2.) ist die von Roth bewahrte Rezensionssammlung interessant, die zum Beispiel auch die Anzeigenwerbung auf dem Buchmarkt der USA enthält (1840/1. Nr.34), eine Huldigung durch Felix Salten in der "Neuen Freien Presse" (1840/1.Nr.40: noch undatiert) und eine Meldung Roths an das holländische "Algemeen Handelsblad" (1840/1.Nr.42.: noch undatiert), der "Radetzkmarsch" sei in Preußen beschlagnahmt worden. Die Geschäftskorrespondenz im Nachlaß besteht auch aus Briefen, die zwischen Roths Verlagen und Agenturen hin- und hergingen und an ihn wohl zur Information weitergeleitet wurden. So teilt "Bemporad & Figlio, Firenze" der Schweizer Agentur "Orcovente", welche von Kiepenheuer bei der Verlagsauflösung die Rechte erworben hatte, <sup>28b)</sup> den italienischen Vorabdruck des "Radetzkmarsches" mit: "'Radetzkmarsch' a été déjà publié en langue italienne dans la Revue 'Secolo XX'. Le volume paraîtra en Janvier ou Février prochain." (Brief vom 25.10. 1933) Ein Kuriosum aus dem Verwertungsbereich bildet der Brief von Oskar Strauß im Nachlaß, in dem jener das Gerücht zurückweist, er "solle die Musik" zum Roman schreiben.<sup>29)</sup>

In den noch unsortierten Handschriften des Nachlasses (1837/20.-26.) liegen u.a. auch Manuskriptblätter von "Rechts und Links", wenn man als Indiz dafür die Erwähnung der Figur von "Brandes" (sic) annehmen darf, die ursprünglich im Mittelpunkt des Romans stehen sollte. <sup>√</sup> Zum "Stationschef Fallmerayer" kann der Durchschlag einer Maschinenschrift eingesehen werden (1838/7.Nr.6). <sup>√</sup>

Weiter oben schon stellte ich die Vermutung auf, daß acht Manuskriptblätter, die im Nachlaß der "Flucht ohne Ende" zugeschlagen wurden, in Wirklichkeit zum "Stummen Propheten" gehören (1837/3. Nr.1). Andere Handschriften dazu wurden schon früher identifiziert, so die irrtümlicherweise dem "Falschen Gewicht" zugeordneten beiden Blätter (1837/9.Nr.3.) und acht kleine Zettel in mikroskopischer Handschrift, auf denen die Namen "Friedrich" und "Herr von Märker" erscheinen (1837/9.Nr.15 - zunächst als Teil von "Rechts und Links" angenommen). Von den unbestimmten Handschriften desselben Konvoluts (1837/9.Nr.20.-26.) wären in diesem Zusammenhang noch Notizblätter zu untersuchen, in denen "Hilde" und "Berzejew" eine Rolle spielen und die damit jenes noch zu klärende Verhältnis zwischen der "Flucht ohne Ende" und dem "Stummen Propheten" berühren, auf das auch Werner Lengning bei der Herausgabe des "Stummen Propheten" hinwies.<sup>30)</sup> Abgesehen davon, daß Roth häufig unter Arbeitstiteln schrieb, die bei der Publikation des Werks dann fallen gelassen wurden, war es auch nichts Ungewöhnliches für ihn, Materialien und Textstücke verschiedener Projekte in ein neues Konzept zu überführen<sup>31)</sup>. Deshalb lohnte sich in diesem Fall die Frage, ob das Konvolut zum "Stummen Propheten" (1836/3.Nr.1.-8.), das Lengning textkritisch analysierte, auch Texte enthält, die erst einmal in "Die Flucht ohne Ende" eingearbeitet wurden. Auszuscheiden ist dabei, wie schon am Anfang bemerkt, ein Typoskript zur "Beichte eines Mörders".



Je deutlicher Roths Biographie aus der Forschung hervorzutreten beginnt, desto besser erkennen wir, daß die wiederholt verwendeten Erzählfiguren, die man zunächst in Werkstatistiken erfaßte<sup>32)</sup>, in besonderem Maße auf sein dichterisches Verfahren deuten, die Wirklichkeit für seine Fiktionen Modell stehen zu lassen. ~~"Wie bitte Sie herzlich," so wendet er sich in einem Brief am 12.5.1938 an Blanche Cidon, "wenn es geht, für Dr. Broczyner einzutreten. Er ist das Vorbild meines Dr. Demant aus dem Radetzky-Marsch." (Briefe, S.520).~~ Dem Erinnerungscharakter der meisten Werke und ihrer historischen Ansiedlung gemäß treten oft Jugendfreunde und Kriegskameraden in den Romanen auf, wie etwa Leo Cenower, der sich 1938 aus der Schweiz hilfeschend an Roth wandte.<sup>33)</sup> Auf diese Weise ~~steht~~ <sup>geht</sup> auch der ~~Hirt~~ <sup>Name</sup> Kristianpoller im "Tarabas" auf eine Jugendbekanntschaft ~~der~~ <sup>zurück,</sup> an die im Nachlaß eine Visitenkarte erinnert: "Dawid Leo Kristianpoller / Einj. Freiw. des k.u.k. I.Reg.95" (1837/8. unter den Adressen der Varia). Die Beziehung datiert, ~~aber,~~ wie die Briefe ausweisen, bis in die Schulzeit zurück, wo Roth und Kristianpoller (sic) in freundschaftlichem Umgang miteinander standen.<sup>34)</sup> Wendet man sich der Transformation solcher realen Modelle in die fiktiven Gestalten der Dichtung zu, dann vermitteln sicher Roths Notizzettel einige Aufschlüsse über die Art seiner poetischen Einfälle, der provisorisch fixierten Metaphern und Bilder (1837/9. Nr.20.-26. enthält solche Notizen). Doch eben auch für den Dichter wäre wie für den Reporter Roth festzuhalten, daß seine Formulierungen oft unmittelbar der Beobachtung entsprangen, die er im Vorwort zur "Flucht ohne Ende" sogar an die Stelle

der Erfindung treten ließ (vgl. Werkausgabe Bd.II, S.377). Möglich ist, daß er zur schnellen Fixierung von Beobachtungen manchmal die Stenographie benutzte<sup>35)</sup>. Auf demselben Blatt im Nachlaß, das zu dieser Vermutung berechtigt, ist auch eine Personencharakteristik notiert, die wohl verschiedene Wahrnehmungen zur späteren Verwertung konservieren soll: "...mittelgroß, stark gebaut, brünett, starke aber gut geformte Hände, starke Nase, fehlerhafte Zähne...". Aber nochmals zum "Tarabas" zurück, der in diesem Abschnitt mehr Anlaß zu einem Exkurs als den Gegenstand der Darstellung bildete. Bei Durchsicht der Rezensionssammlung (1840/1.Nr.44-52) fällt die Kulturbarrriere auf, welche der angelsächsischen Kritik insbesondere das Verständnis des Romans aus der osteuropäischen Situation und der Tradition der russischen Literatur zu erschweren scheint. Umgekehrt wirkt sich in diesem Fall mißlich aus, daß die "amerikanische" Ausgangsbasis des "Tarabas" den Leser der Übersetzung zu einer falschen Identifizierung provoziert, denn selbstverständlich spielt sich die Eröffnungsszene nicht im realen New York, sondern in jener "großen steinernen Stadt" ab (Bd.II, S.141), deren europäische Fama der Amerikanismus der zwanziger Jahre gewohnt hatte. Dem Freundeskreis unter den Kritikern, wiederum war die Tradition geläufig, an die Roth anknüpfte<sup>36)</sup>. Uneinig <sup>keit bestand</sup> ~~war man sich~~ über den Hauptschauplatz des Romans<sup>37)</sup>.

Entgegen der pessimistischen Mutmaßung in der Werkausgabe (Bd.III, S.200), tauchte nicht nur "Die Büste des Kaisers" wieder in der deutschen Fassung auf, sondern mit dem Nachlaß auch ein deutsches



Typoskript vom "Triumph der Schönheit" (1838/7.Nr.7 - 34 S.). Der Text ist als "Novelle" bezeichnet und mit handschriftlichen Korrekturen - wahrscheinlich von Roth - versehen. Unter dem Konvolut der Varia im gleichen Dossier befindet sich eine Maschinenschrift mit der polnischen Übersetzung der Geschichte (1838/9.Nr.1. - 36 S.)<sup>37a)</sup>. Bei ihrer Untersuchung von Roths Frühwerk erzielte Ingeborg Sültemeyer auch aufschlußreiche Ergebnisse zur Stilentwicklung des schriftstellerischen Anfängers, die z.B. ~~an~~<sup>aus</sup> den von ihr verglichenen Versionen einer wiederentdeckten Erzählung, "Der Vorzugsschüler", ~~hervorgehen~~ hervorgingen.<sup>38)</sup> Ihrer Darstellung der Textverhältnisse im Falle dieser Erzählung ist fürs erste hinzuzufügen, daß der Nachlaß zwei verschiedene handschriftliche Fassungen enthält. (1838/8.: Varia, ca.60 Manuskriptblätter mit 'Frühen Aufsätzen') Sie divergieren, wie die Vorlagen I. Sültemeyers, gleich im Anfangssatz, und zwar beginnt eine Fassung mit der Wendung "Des Briefträgers Andreas Wanzel's Söhnchen, Anton hatte ein merkwürdiges Kindergesicht..." (Blatt 24.), die andere mit dem Satz: "Des Briefträgers Andreas Wanzel's Söhnchen, Anton, hatte das merkwürdigste Kindergesicht von der Welt." (Blatt 42.)

Nach der erneuten Veröffentlichung der Geschichte in der Fassung aus "Österreichs Illustrierter Zeitung" (10.9.1916)<sup>39)</sup> sind Bedenken gegenüber der Behauptung Wittlins angebracht, es handle sich um eine Satire auf den Literarhistoriker Kindermann, der damals Assistent von Walther Brecht war<sup>40)</sup>. Gewiß lassen Wittlins Studienerinnerungen und die Partie über die akademische Karriere

des Helden diesen Schluß zu, aber der aufstiegsfördernden Servilität kam gerade hier traditionsgemäß eine Institution entgegen, die Auslesewirkung für den Typus besaß. Physiognomisch übrigens bildet der Vorzugsschüler "mit den geradezu markanten Zügen"<sup>41)</sup>, die er schon als Kind aufweist, fast einen Kontrast zum "Leutnant Kindermann" im "Radetzkmarsch", der nun tatsächlich eine 'Kinder'- oder besser Baby-Erscheinung vorstellt: "Er bestand aus einer blonden, bröseligen und undurchsichtigen Substanz..." (Werkausgabe, Bd.I, S.63). Schließlich spricht für Roths Absicht, den Typus Musterknaben im "Vorzugsschüler" zu treffen, auch sein Gebrauch des Begriffs in einem Brief, wo er ihn zwar sicher ironisch verwendet, aber doch einen Grund hat, sich mit ihm selbst zu charakterisieren. Er teilt da mit, daß er "letztens eine Privatlektüre aufgegeben bekommen" habe und folgert: "Das kommt alles daher, daß ich ein Vorzugsschüler bin..." (1840/3.Nr.7: 3 handschriftliche Blätter, ohne Ort und Datum). ~~Es wird die Aufgabe einer ge-~~

"Dringend notwendig ist nun eine genauere Inventarisierung und Zusammenstellung aller erreichbaren Skripten zu den Erzählungen und Romanen. Dies als Gemeinschaftsaufgabe mehrerer Roth-Forscher und interessierter Institutionen anzupacken, würde nach meiner Ansicht den Versuch begünstigen, ~~XXX~~ in begründeten Fällen auch die in Privatbesitz verstreuten Unterlagen für eine Edition zugänglich zu machen.<sup>42)</sup> Mit der erneuten Hochschätzung des Dichters Roth wurden seine Manuskripte entsprechend wertvolle Objekte des Autographenmarkts, der bekanntlich nicht nur den Gesetzen von Kunst oder Sammeleifer gehorcht. So ist es kaum wahrscheinlich, daß eine vollständige Bestandsaufnahme der ~~vorhandenen~~ <sup>existierenden</sup> Materialien ~~gelingen wird; andererseits~~ wäre vom philologischen Standpunkt für einzelne Werke durchaus schon eine kritische Ausgabe zu befürworten."

In Umrissen sollte damit erkennbar geworden sein, was die Auswertung des Nachlasses für die Erzählwerke Roths verspricht.



Einigen Überlegungen zur Beschäftigung mit den Feuilletons, welche die Sammlung enthält, den Gedichten, Briefen und sonstigen persönlichen Zeugnissen möchte ich den zweiten und kürzeren Teil meines Berichts widmen. Die Nachlaßmaterialien kommen natürlich auch der textkritischen Arbeit an den Feuilletons zugute, von denen eine Vielzahl in Handschriften, Typoskripten und Ausschnitten des Erstdrucks aufbewahrt sind. Sofern man dieser Frage eine Bedeutung zumißt, ist hier die Datierung der Entstehung meist viel schwieriger als bei den größeren Texten, denn die 'kleine Ware' wurde dem Autor zwar nach der Herstellung oft gleich abgekauft, jedoch dann nach Belieben der Redaktionen veröffentlicht, oder auch nicht. Das Feuilleton besitzt eben, so weit es sich nicht auf aktuelles Geschehen bezieht, die Eigenschaft von 'zeitloser Dichtung'. Deshalb stellte 'Das Neue Tagebuch' in Paris, als es mit dem Abdruck von "Rast in Jablonowka" (23.9.1939) des toten Dichters gedachte, in der Spalte den Vermerk voran: "Aus einer Anzahl ungedruckter Manuskripte Roths, die sich im Lauf der Jahre bei der Redaktion dieser Zeitschrift sammelten." (1839/2.Nr.37) Nicht selten gelangten gerade die Feuilletons erst über den 'Zwischenhandel' in die Presse: Agenturen übernahmen es, sie den Zeitungen anzubieten, und rechneten dann mit dem Autor wieder ab. Dem Typoskript "Der Tennismeister" etwa (1838/3.Nr.6.) folgt im Nachlaß ein Zeitungsausschnitt des Abdrucks, mit dem die "Oesterreichische Korrespondenz H. Pauli, Wien XVII., Weimarerstr. 31" den Verkauf des Feuilletons belegt. Manchmal handelt es sich dabei um den

zweiten oder dritten Druck ein- und desselben Artikels. Aus einer Abrechnung der zuerst in Wien, dann in Prag ansässigen Agentur "Ilse Scholley" zum Beispiel lassen sich an Publikationsorten und Rothschen Titeln zitieren: "...Bohemia: Alte und neue Photographien/ Prager Illustrierte: Madame Annette/ Pester Lloyd: Alte und neue Photographien/ Sozialdemokrat: Der Herr aus dem Publikum/ Bohemia: Die Dame im Coupé/ Bohemia: Ein Mensch hat Langeweile..."<sup>43)</sup>. Exemplarisch nur sei an einem einzigen Feuilleton, das als bisher unveröffentlicht gilt<sup>44)</sup>, der Aufschlußwert des Nachlasses demonstriert. Neben der Maschinenschrift des Feuilletons "Alba-Alba, der Schnellläufer" enthält der Nachlaß gleich den Beleg für den Abdruck, nämlich den betreffenden Ausschnitt aus der Zeitung "Der Wiener Tag" vom 19.7.1936 (1838/3.Nr.1). Außerdem jedoch ist nochmals ein Druck zu erschließen, und zwar aus einem handschriftlich vom 3.6.1939 datierten Blatt der 'Pariser Tageszeitung', in dem für die kommende "Sonntagsbeilage" zu Roths Gedenken die Veröffentlichung des Anfangs der "Legende vom heiligen Trinker" sowie der Abdruck "einer älteren Erzählung Roths" angekündigt wird, "die Beschreibung eines Jugenderlebnisses: ALBA-ALBA der Schnellläufer" (1840/4.Nr.8). Wie im Falle der Rezensionen kann auch die Feuilletonsammlung dazu dienen, die existierenden Werkbibliographien, wo sie auf unsicheren Quellen beruhen oder lückenhaft sind, zu korrigieren und zu ergänzen.<sup>45)</sup> Eine solide publizistische Untersuchung wären einmal die Reisefeuilletons wert, wobei von vornherein die apologetische Einstellung gegenüber



dem 'Scharfblick' des Dichters vermieden und eine kritische Auseinandersetzung mit der Entstehung der Texte und ihrem Wiederhall bei den Lesern sowie den 'Betroffenen' versucht werden müßte. Selbst wenn sich Roth mit touristischer Gewissenhaftigkeit auf ein Reiseziel vorbereitete, wie angestrichene Stellen in einem russischen (!) Moskau-Führer zum Beispiel zeigen (1840/5.Nr.21), ja vielleicht dann erst recht wird sich die Frage lohnen, welchen Teil ihrer atmosphärischen Einzigartigkeit die beschriebenen Lokalitäten und Menschen aus dem impressionistischen Wortkunstwerk des Journalisten beziehen, der hier und da auch nach bloß flüchtigster Besichtigung schon sein Formulierungsvermögen spielen läßt. Die Leser der 'Saarbrücker Zeitung', die auf Roths Cuneus-Briefe reagierten (1840/1.Nr.92-94), trafen durch ihren Vorwurf, es sei mit snobistisch-oberflächlichen Impressionen nicht getan, gewiß keine ganz unempfindliche Stelle des Berichterstatters, der prompt recht heftig darauf erwiderte.

Im Nachlaß bestätigt sich, was von der Forschung immer deutlicher herausgearbeitet wurde, nämlich daß Roth neben seinen Prosawerken her in kleinerer Zahl stets noch Gedichte schrieb.<sup>46)</sup> In einem Handschriftenkonvolut von Varia Roths (1837/8.) dürften auf einem Blatt mit Notizen wie "Mystisches", "Rein Erlebtes" u.ä. lyrische Motive gemeint sein. ~~Aus viel späterer Zeit sicher stammt eine Handschrift von 4 Blättern Papier des Café Corso, Salzburg, die in Gedichtform eine antifaschistische Thematik behandelt und im Refrain den klerikalen Ständestaat unterstützt.~~

~~"Darum mein Herr, nenn ich mich Katholik." (1837/9.Nr.4)~~ Aus den publizierten Briefen unter anderem gehen die lyrischen Stilimitationen des jungen Roth hervor (vgl. den anakreontischen Versuch: Briefe, S.24/25), welchen man möglicherweise auch die beiden Strophen "An meinen Freund" zurechnen darf (1840/5.12), es sei denn, man vermutet aufgrund einer unleserlichen Unterschrift in Roth eher den Empfänger als den Verfasser.<sup>47)</sup> Die verschiedensten lyrischen Versuche enthält das von Paula Grübel gesammelte Briefkonvolut (1840/3.), aus dem ~~jedoch~~ nur wenige Stücke im Briefband erscheinen. Ein ungedrucktes Gedicht ist z.B. auf der Schlußseite dreier undatiertes Blätter zu finden (1840/3.Nr.9). Sein Anfang lautet: "Es fliegt mein Lied...".

Von der im Nachlaß enthaltenen Korrespondenz wurden bisher in diesem Aufsatz Briefe dazu verwendet, die verschiedensten Aspekte des Rothschen Erzählwerks zu erhellen. Im Hinblick auf die Entstehungsgeschichte der Werke stehen in den Briefwechseln mit den Verlagen und Agenturen wertvolle Unterlagen zur Verfügung.<sup>48)</sup> Mit Recht hat Hermann Kesten bei der Zusammenstellung des Briefbands auf solche Dokumente für ein philologisches Interesse verzichtet. Wir lesen seine Auswahl zunächst einmal als Vorläufer der noch ausstehenden Biographie. An ihr dann, die David Bronsen vorlegen wird, muß geprüft werden, inwieweit Roths Korrespondenz benützt ist, in welchem Umfang und von welcher Art man weitere Aufschlüsse aus ihr gewinnen kann. Nicht wenige der Jugendbriefe tragen ersichtlich nicht nur Mitteilungsscharakter, sondern sind



gleichzeitig literarische Fingerübungen, wie unter anderem ein 'romantischer' Liebesbrief an eine Adressatin mit dem Namen "Wilma" (1837/8. - Manuskript unter den Varia) oder das mit der Unterschrift "Ihr 'Feind'" versehene Schreiben aus dem "Unterstand" an eine Russin, in dem Roth das primitive Freund-Feind-Denken ironisiert (1837/9.Nr.20.-26. - datiert Lemberg, 7.2.1918). ~~Eine interessante Relativierung zu dem von Kesten abgedruckten Urteil Einsteins über Roths "Hiob" (Briefe, S. 405) erlaubte sich schon die zeitgenössische Literaturkritik, welches aus der Reklame dieses Autoritätenlob bekannt war. Verächtlich schließt der Rezensent von "The New Statesman and Nation" seinen Artikel: "An odd, silly book! The oddest thing about it is that Einstein should have been found to praise it." (1840/1.Nr.57. C.F.M. Joad, a.a.O.). Das Postscriptum des Briefs von Einstein an Roths amerikanischen Verleger modifiziert denn auch das Moment der persönlichspontanen Äußerung, indem erlaubt wird, von ihr "in einer der Verbreitung des Buches förderlichen Art Gebrauch zu machen." (Briefe, S.405).~~

Eine Fundgrube für den Biographen bildet das Konvolut mit über hundert verschiedenen Fotografien sowie aufbewahrten Negativen (1840/2.). Es sind meistens Amateur-Aufnahmen, die Roth selbst, seine Frau und Personen aus dem Verwandten - und Freundeskreis abbilden. Dabei erscheinen viele der europäischen Reisesstationen, über die Roth seine Reportagen schrieb. In den Jahren 1925/26 war offenbar seine Frau stets mit ihm unterwegs, denn die Fotos zeigen sie - elegant und von mädchenhafter Grazie - in Warschau

und Zakopane, in Berlin und Hamburg, in Abba<sup>Z</sup>zia und in Paris. Mit ihr zusammen aufgenommen sind oft Paula Grübel und die Schwägerin Roths, Hedy Davis, die sich nach der Erkrankung Friedl Roths ihrer Schwester annahm, bis sie vor der Judenverfolgung in Österreich fliehen mußte. Neben Familienfotos aus Lemberg gibt es Bilder von den Jugendfreunden, unter anderem eine Gruppenaufnahme aus der Militärzeit, auf der auch Wittlin zu sehen ist und auf der die im Krieg Gefallenen offenbar durch Roth markiert wurden. ~~Von den Romanfiguren taucht Heinrich Wagner, der Hauptmann aus dem "Radetzkmarsch" und Freund Roths~~ <sup>49)</sup> ~~in den Bildern auf.~~ Friedl Roth posiert mit Gisela Kisch (Paris, Juni 1925), der Frau des 'rasenden Reporters', oder mit der kleinen Tochter von Stefan Fingal (Berlin, Mai 1925) dessen einstmalige Wiener Adresse auf den von Roth gesammelten Franz-Josephs-Postkarten steht und der ~~nicht nur~~ einen bewegenden Nachruf auf Roth schrieb (Pariser Tageszeitung, 28./29.5.1939), ~~sondern auch während der Nachkriegszeit als Korrespondent in Paris so lange die Obhut der ersten Grabstätte übernahm bis man sowie die Beerdigung und die Grabkosten bezahlte. sich wieder von Staats wegen des Dichters erinnerte~~ <sup>50)</sup>. Walter Landauer zum Beispiel ist von den Berufskollegen porträtiert, und einen der nächsten Geistesverwandten hält das Foto von Max Picard fest. Sollte man sich zu einer Bestandsaufnahme der von Roth selbst existierenden Porträts entschließen, so wären außer den vielfältigen Aufnahmen in dieser Sammlung noch hauptsächlich die Pressefotos von ihm zu berücksichtigen, welche zusammen mit den Interviews, Kritiken und ähnlichem Material auf verschiedene



Konvolute des Nachlasses verteilt sind. Die chronologische Galerie der Fotografien ergäbe eine faszinierende physiognomische Biographie.

Die Relevanzfrage braucht man bei der Beschäftigung mit dem Werk und der Person Roths nicht zu umgehen. ~~Selbst ein pro-~~

Für die politisch-publizistische Entwicklung in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft war es bezeichnend, daß bei der viel beredeten Vergangenheitsbewältigung zunächst die Apologeten das Wort hatten. Nicht Roth zum Beispiel konnte den Blick auf den Weg zum Völkermord in Europa zurückwenden, sondern sein dormaliger Nachfolger als Korrespondent der Frankfurter Zeitung in Paris, Friedrich Sieburg. Daß er jene Zeit dem katastrophemüden Nachkriegspublikum in kulturseliger Erinnerung als "Unsere schönsten Jahre" (1950) pries, dies lud zu ~~einer~~ historischen Simplifizierung ~~jener~~ 'Friedenszeit' ein, in der die Emigranten, der Wahrheit etwas näher, die 'Vorkriegszeit' erblickt hatten.

~~...~~ Als Auslandskorrespondent war er ~~publizistischen~~ Ausweichmanövern infolge politischen Drucks womöglich noch stärker abgeneigt, so daß "die Zeitung einen neuen Vertreter nach Paris schickte und diesem die unkameradschaftliche Bedingung zubilligte, daß er hier ganz allein wirtschaften und auch über die Vertretung des Feuilletons verfügen könnte: dieser Vertreter ... hieß Friedrich Sieburg." 52)

~~Nicht zuletzt für die politisch-publizistische Entwicklung in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft war es bezeichnend, daß Sieburg jene Pariser Zeit dem Publikum in kulturseliger Erinnerung als "unsere schönsten Jahre" (1950) pries und damit zu einer historischen Simplifizierung der 'Friedenszeit' einlud, in der die Emigranten eher die 'Vorkriegszeit' erblicken mußten.~~

Indessen wäre es verkehrt, hier einem Sündenbock gegenüber

den politischen Roth herausstreichen zu wollen, dessen Legitimus biographisch einzusehen, aber wohl kaum mehr als politische Perspektive zu rechtfertigen ist. Unbestreitbar hat sich Roth als Monarchist persönlich viel aktiver in die praktische Politik eingemischt als in seiner frühen, doch wohl mehr sozialromantischen Phase. "Manchmal", so wußten seine Freunde, "fuhr er nach Wien, sprach mit Schuschnigg, und wenige Tage vor dem Hitler-Einmarsch munkelte man, daß er einen Putsch vorbereiten hülfe, der Otto von Habsburg auf den Thron bringen sollte. Skubl, der Polizeipräsident von Wien, gab Roth den 'Rat', schnell zu verschwinden. Schuschnigg wollte nicht, daß 'deutsches Blut' fließe. Skubl und Schuschnigg haben ihm - , so oder so' - das Leben gerettet."<sup>53)</sup> Den Legitimus dokumentieren nicht nur Roths Artikel in der 'Österreichischen Post', sondern jetzt auch privatere Zeugnisse, so etwa im erschienenen Briefband oder im Nachlaß die Empfangsbestätigungen aus Steenockerzeel für Aufsätze, welche an Otto <sup>von</sup> Habsburg gegangen waren.<sup>54)</sup> Dabei beobachteten schon seine Zeitgenossen einen Widerspruch zwischen diesem Engagement und dem impliziten Todesurteil, das Roths Werke eigentlich der k.u.k. - Monarchie gespörchen hatten. Ja, für manche stellte Roth sich geradezu als korrumpierter Kritiker Altösterreichs dar: "...in seltsamem Missverstehen sah er, der den Verfall des alten Oesterreich geschildert, ja gegeißelt hatte, sich mit einem Male von den Geschilderten und Gegeißelten bewundert."<sup>55)</sup> Den Dichter betreffend hatte sicher Georg Lukács



recht, wenn er in Roths Hinwendung zum Hause Habsburg die literarische Imagination<sup>1</sup>quelle respektierte und die Qualität des "Radetzkmarsches" daraus ableitete, daß der Verfasser existentiell in die Erlebniswelt seines Romans verstrickt war.<sup>56)</sup>

Es ist heute leicht, die politische Selbsttäuschung zu verurteilen, der die sogenannte humanistische Front im Glauben an eine antifaschistische Widerstandseinheit zunächst erlegen war. Die Gegensätze zwischen den Weltanschauungen und Parteien <sup>waren ja auch</sup> ~~brachen früh genug schon~~ in der Emigration <sup>nie verschwunden.</sup> ~~selbst auf~~. Was dennoch auf den Begriff eines radikalen Humanismus zu bringen ist, der vorläufig einmal benennen mag, wodurch die gegensätzlichsten Geister gleichzeitig in die Emigration getrieben wurden, dies war ihrer aller Forderung nach Bewährung der humanistischen <sup>Überzeugung</sup> in der Praxis. "Nur Blinde können glauben, daß mit der 'rein literarischen' Wirkung eines Mannes nicht eng zusammenhängen: seine Leidenschaft, an der sogenannten 'Aktualität' teilzunehmen; seine Liebe zum Tag und alles was zu ihr gehört: das Volk, die Bitterkeit der Armut und die Härte des Reichtums und seiner Gesetze. Niemand kann sich über die Erde erheben, auf der er lebt. Es gibt keine Grenze zwischen einer Stellungnahme zu den öffentlichen Gemeinheiten und einer tapferen 'zur Ewigkeit hingewendeten' Arbeit. Ein Mensch, den ein Zeitungsbericht über eine Schändung der Menschlichkeit nicht unmittelbar zur Tat ruft, kann nicht mehr das Recht haben, über Gesichter und Handlungen zu

schreiben." Der Zusammenhang, in dem diese Sätze von Roth stehen, eine 'Enquete' über Zola<sup>57)</sup>, verwandelt sie so wenig in eine literarhistorische Betrachtung wie die begründete Vermutung, daß manche Passagen noch Programnteile der Neuen Sachlichkeit zu verteidigen suchen. Wir mögen es literarisch nicht für so wichtig halten "wer von den deutschen berühmten Schriftstellern" sich je "schon einen Lokomotivführer angeschaut" hat. Aber "den Fluch der professionellen Ästhetiker" erlitt nicht nur die deutsche Literatur. Am wenigsten vergessen wird dem deutschen Faschismus, wie er die gesellschaftliche Schizophrenie ausnützte, bei der die Humanität im ästhetischen Fetisch Kultur aufging und daneben die grauenvollste Lebenspraxis herrschte. Roth bekam dazu, wie er meinte, "die Symbolik gratis u. franco ins Haus, in die Feder ... geliefert."<sup>58)</sup> Unter den letzten Manuskripten von seiner Hand befindet sich auch die Glosse über "Die Eiche Goethes in Buchenwald":

"Der Wahrheit die Ehre! Man verbreitet falsche Nachrichten über das Konzentrationslager Buchenwald; man möchte sagen: Greuelmärchen. Es ist, scheint mir, an der Zeit, diese auf das rechte Maß zu reduzieren... Erstens hat Buchenwald nicht immer so geheißen, sondern Ettersberg. Unter diesem Namen war es unter den Kennern der Literaturgeschichte einst berühmt: Goethe pflegte sich dort mit der Frau von Stein zu treffen; unter einer schönen, alten Eiche. Diese steht unter dem sogenannten 'Natur-schutz-Gesetz'! Als man in Buchenwald, will sagen: in Ettersberg, den Wald zu roden begann, um dort für die Bewohner des Konzentrationslagers eine Küche südlich, eine Wäscherei nördlich einzurichten, ließ man allein die Eiche stehen; die Eiche Goethes; die Eiche der Frau von Stein. ..."

Sublim könnte die Glosse mit dieser Pointe enden, aber Roth scheint im Zweifel, ob sich noch ein ethisch-kritisches Bewußtsein gegen



die geschichtskräftigen Fakten und Normen durchzusetzen vermag. Und so steuert er auf einen expliziten Schluß zu: "...an der Eiche, unter der Goethe mit Fr.v.Stein gesessen ist und die dank dem Naturschutzgesetz noch wächst, ist bis jetzt, meines Wissens, noch kein einziger der Insassen des Konzentrationslagers 'angebunden' worden; vielmehr an den andern Eichen, an denen es in diesem Wald nicht mangelt."

Hackert: Joseph Roths Nachlaß.

#### ANMERKUNGEN

- 1) zuletzt bei: Ingeborg Sültemeyer, Studien zum Frühwerk Joseph Roths, Mit einem Anhang: bisher unbekannte Arbeiten aus dem Zeitraum 1915-1926, Diss. Frankfurt a.M. 1969.
- 2) So 1965 bereits "Der stumme Prophet", kompiliert von Werner Lengning aus den im Nachlaß befindlichen Manuskripten (vgl. sein Nachwort, S.281-285). - Eine Auswahl der (nicht nur von ihr) "neu gefundenen Arbeiten" publizierte I. Sültemeyer in einem Textanhang zu ihrer Diss. (a.a.O., S.259ff.). - Hermann Kesten wählte aus der Korrespondenz im Nachlaß für den Briefband Einzelstücke aus: Joseph Roth, Briefe 1911-1939, hrsg. u. eingeleitet von Hermann Kesten, Köln/Berlin 1970, vgl.S.629, Danksagung an das Leo Baeck Institut.
- 3) Die sechs Dossiers sind durch römische Ziffern bzw. eine Siglenfolge gruppiert und mit arabischen Ziffern in Konvolute untergliedert. Die Gesichtspunkte des Inhaltsverzeichnis <sup>cauten</sup> sind: I. Manuskripte: Romane (AR-C.660/1836), II. Manuskripte: Novellen und einzelne Kapitel (AR-C.661/1837), III. Novellen, Essays etc. Maschinenschrift, Druckfahnen etc., auch Ztg. (AR-A.557/1838), IV. Zeitungsaufsätze (AR-Z.435/1839), V. Persönliches (AR-C.662/1840), VI. Geschäftspapiere, Verträge, Abrechnungen, Korrespondenz mit Verlegern (AR-C.663/1841). - In den folgenden Belegen wird die letzte Ziffer der Sigle für das Dossier und die Ziffer des Konvoluts angegeben, in dem sich das jeweilige Dokument befindet. So z.B. rangiert die Fotosammlung unter 1870/2. d.h. sie bildet das zweite Konvolut des Dossiers "V. Persönliches". - Sofern die Einzelstücke eines Konvoluts detailliert verzeichnet und numeriert sind, setze ich noch die Nummer des Detailverzeichnisses hinzu.



- 3a) Von der Geschichte "April" befinden sich im Nachlaß elf Seiten Druckfahnen (1838/2.).
- 4) Briefe, a.a.O., s. Namenregister.
- 5) Ich korrigiere bei dieser Gelegenheit den bibliographischen Fehler in meiner Diss. (Kulturpessimismus und Erzählform, Bern 1967, S. 179), wo diese Rez. aus der "Neuen Zürcher Zeitung" v.6.1.1937 Hermann Hesse zugeschrieben wird. Sie ist aber mit den Initialen Carl Seeligs (C.S.) gezeichnet, und es schließt sich die Rez. eines anderen Buchs durch Hesse an, der mit vollem Namen zeichnete.
- 6) Vgl. dazu auch Briefe, S.434 (An Stefan Zweig, v.7.11.1935), S.459 (An Stefan Zweig, v.26.3.1936), S.473 (An Blanche Gidon, v.26.5.1936: erst jetzt erhält der Roman seinen endgültigen Titel!).
- 7) Dadurch ist meine Darstellung in der Reclam-Ausgabe überholt (Joseph Roth, Die Büste des Kaisers / Kleine Prosa, Stuttgart 1969, S.77).
- 8) Walther Killy nahm neuerdings die Kap.IV-VII in die Sammlung "Die Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse" auf (20. Jahrhundert: 1880-1933, München 1967, S.832-844). Fälschlicherweise ist der Text dort als "Rückübersetzung" der französischen Fassung in der Werkausgabe (Bd.III, S.179-200) bezeichnet: vgl. das Werkregister, S. 1189. Die dem Sammelband "Romane, Erzählungen, Aufsätze" (1964) entnommene

deutsche Fassung beruht jedoch auf der Handschrift aus dem Nachlaß Stefan Zweigs.

- 9) Hermann Menkes, in einem noch nicht identifizierten Zeitungsausschnitt mit der Nummer 12.216 vom 27. November 1927 (1840/1.Nr.9).
- 10) Zeitungsausschnitt einer Rez. von Rudolf Jeremias Kreutz, ohne Erscheinungsort und Datum (1840/1.Nr.18).
- 11) Peter Halley, Marlene Dietrich confesses, Interview in: Sunday Referee, 1. Nov. 1936 (1840/1.Nr.86). - Vgl. dazu auch Roths Brief an Blanche Gidon aus Wilno, 28.2.1937 (Briefe, S.490: Briefschluß).
- 12) vgl. Brief an Roth von Schalom Ben Chorin, Jerusalem 30.12.1938 (1840/1.Nr.95.) und den beiliegenden Ausschnitt "Mendel Singer läßt sich taufen" in Hebräisch aus der Zeitschrift "Haaretz" (Das Land), dem eine Kopie des auf deutsch geschriebenen Typoskripts beigelegt ist. - Das Moment der Schicksalsironie gegenüber Roth, dem Kritiker der filmischen Scheinwelt, gewinnt bedrückende Formen, wenn man in der Korrespondenz mit Stefan Zweig (s. Briefe) verfolgt, wie dankbar Roth für die finanziell einträgliche Verfilmung eines seiner Bücher gewesen wäre.
- 13) 1840/1.Nr.97: Harry Kahn, "Hiob". Joseph Roths Roman auf dem Theater, Pariser Tageszeitung v.5.7.1939.



- 14) 1840/1.Nr.99: Viktor Kelemen, Joseph Roths Hiob, Aufbau v.29.3.1940. - Diese Unterlagen korrigieren und ergänzen die Angaben Houskas, die ich in meiner Diss. zitierte (a.a.O., S.218, Anm.15); so muß u.a. der Name des Dramenautors richtiggestellt werden.
- 15) 1841/1.: Brief der "Komödie. Büro für Film- und Bühnenrechte" vom 8.5.1937 an Herrn Joseph Roth p.Adr. Frau Hedy Pompan, Wien II.
- 16) 1841/1.: Brief an Roth, Allert de Lange/Deutsche Verlagsabteilung, Amsterdam, 31.10.35.
- 17) Fritz Hackert, Joseph Roth. Zur Biographie, DVjs Jg. 43 (1969), H.1, S.176/77.
- 18) vgl. Hartmut Scheible, Joseph Roth. Mit einem Essay über Gustave Flaubert, Stuttgart 1971, S.161 oben.
- 19) vgl. Hackert, Kulturpessimismus und Erzählform, a.a.O., S.107/8 - Scheible stellt einen ausführlichen Vergleich an, a.a.O., S.160/61.
- 20) 1841/3.: Brief des Verlagsleiters Nelissen vom 5.11.38 an Roth - Wortlaut grammatisch leicht korrigiert (Hackert).
- 21) 1841/3.: Brief von De Gemeenschap, 24.1.39.
- 22) 1841/3.: erwähnt in Briefen der Gemeenschap vom 13.7.37, 28.9.37 und 7.10.37.

- 23) Da dieser Brief auch bestätigt, daß die Korrekturen der "Geschichte von der 1002. Nacht" eingegangen sind, dürfte eher dies der "Roman" sein, für welchen Roth laut seinem Brief an Blanche Gidon vom 28.2.1937 (Briefe, S.489) das Honorar schon hatte, das ihm dann gestohlen wurde. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Roth, wie es im Anmerkungsteil des Briefbands (S.608) steht, schon am Anfang des Jahres 1937 das Honorar für "Die Kapuzinergruft" besaß, deren Manuskripte er erst im darauffolgenden Jahr zu liefern begann.
- 24) Ich beziehe folgende, in den Anmerkungen des Briefbands nicht erläuterte Stellen auf "Die Kapuzinergruft" und unterstreiche den betreffenden Kern: An das Ehepaar Gidon, Bruxelles, 20.Juni 1937: "...Von Büchern habe ich nichts mehr. Ein neues ist schon gesetzt: 'Die Geschichte der 1002.Nacht', aber nicht korrigiert und durchgearbeitet. Ein drittes Buch muß ich anfangen, wenn ich halbwegs leben will...." (S.495) - An Stefan Zweig, 2.August 1937: "...Ich schreibe jetzt das fünfte Buch - in drei Jahren...." (S.501) - An Stefan Zweig, 8.August 1937: "...Ich habe den großen Roman '1002.Nacht' fertig, den zweiten zu drei Vierteln, ich muß Anfang September den zweiten abliefern. ...." (S.503) Im gleichen Brief zeichnet sich vielleicht ab, weshalb dann "Die Geschichte von der 1002.Nacht" erst nach der "Kapuzinergruft" auf dem Buchmarkt erschien: "Ich habe bei diesem Verleger erreicht, daß mein nächstes Buch nicht Weihnachten,



sondern erst 38 erscheint. Aber bis Ende 37 zu leben, habe ich mich verpflichtet, bis Anfang September noch einen Roman abzuliefern." (S.503) Roth machte sich, wie die Briefe zeigen, um diese Zeit Sorgen darüber, in den Ruf des Vielschreibers zu kommen. Nach meiner Annahme, die ich in diesem Zusammenhang nicht weiter erhärten kann, führte die zuletzt zitierte Verabredung mit De Gemeenschap und die schleppende, weit ins Jahr 1938 hinüberreichende Fertigstellung der "Kapuzinergruft" schließlich dazu, daß "Die Geschichte von der 1002.Nacht" erst 1939 publiziert wurde.

- 25) Vgl. dazu Hackert, Kulturpessimismus und Erzählform, S.153, sowie ebd. S.217, Anm. 6). - Zur Textkritik setzte ich bei der Interpretation der Geschichte an (ebd., S.135/36).
- 26) Hermann Kesten, Deutsche Literatur im Exil, Wien/München/Basel 1964, S.99. - Das Konvolut der Nachrufe enthält die entsprechende Ankündigung der "Pariser Tageszeitung" (1840/4.Nr.8). In dem handschriftlich datierten Blatt vom 3.6.39 wird darauf hingewiesen, daß "die morgen erscheinende Sonntagsbeilage ... dem Andenken des Dichters Joseph Roth gewidmet sein" wird. Dann heißt es: "Sie enthält die Anfangskapitel des letzten Buches, das Roth geschrieben hat: der 'Legende vom heiligen Trinker'."
- 27) 1839/2.Nr.36: "Das Ende der Legende vom heiligen Trinker", Das Neue Tagebuch, Paris, 10.6.1939.

- 27a) Vermutlich ist die in der Werkausgabe gedruckte Charakteristik ein Stück dieser Arbeit (Bd.III, S.400/401: Clémenceau).
- 28) "Joseph Roth / Der Leviathan / Novelle / 1937 / Querido Verlag N.V. Amsterdam" - Vgl. dazu auch Briefe, S. 462 (An Stefan Zweig, 28.3.36) und die Anmerkung auf S. 606; sowie S.469 (An Stefan Zweig, 4.5.1936), wo von mehreren an Querido verkauften Novellen die Rede ist. Jedenfalls war "Der Leviathan" aber schon im März 1936 geschrieben.
- 28a) In dem Nachruf auf Roth, den Stefan Fingal für die 'Pariser Tageszeitung' vom 28./29.Mai schrieb, findet sich - wie zusätzlich vielleicht noch Roths Briefe bezeugen werden - der Arbeitstitel "Das Korallenmännchen". (1840/4.Nr.2).
- 28b) Vgl. Roths Darstellung in den Briefen, S.351.
- 29) Oscar Strauß an Roth; Paris, 17. Mai 1938, (1841/3.). Der in dem Schreiben erwähnte Graf Treuberg, von dem Strauß die Information erhalten haben will, scheint sich um die Verfilmung des Romans bemüht zu haben, denn das gleiche Konvolut im Nachlaß enthält noch ein Blatt, datiert mit "Paris, den 2.Mai", in welchem ihm die "Weltfilmrechte" zediert werden; eine Unterschrift allerdings fehlt.
- 30) vgl. Joseph Roth, Der stumme Prophet, Köln/Berlin 1965, Nachwort S.281.
- 31) Auf diese Weise entstand z.B. "Der Antichrist". - Offenbar



resultierte "Das falsche Gewicht" aus einem anderen Projekt, da Roth an Stefan Zweig (4.5.1936) schrieb: "Ich korrigiere meinen ersten Roman ('Beichte eines Mörders' - Hackert), dann schreibe ich am zweiten. Da werfe ich schnell alles hinein, was ich an Materie für den großangelegten Roman, 'Die Erdbeeren' hatte." (Briefe, S.469).

- 32) Vgl. Peter Wilhelm Jansen, Weltbezug und Erzählhaltung. Eine Untersuchung zum Erzählwerk und zur dichterischen Existenz Joseph Roths. Diss. Freiburg i.Br. (Masch), 1958, Kap.7 mit Anmerkungen.
- 33) Vgl. Roths Briefe an Cenower im Briefband, S.523 und 525.
- 34) Vgl. Briefband, S.23 (An Resia Grübel, Schwabendorf, während der Ferien 1911). Ein undatiertes, nicht in den Briefband aufgenommenes Schreiben teilt mit: "...soeben verlässt Kristiampoller unser Zimmer..." (1840/3.Nr.9). David Bronsen verdanke ich dazu die Mitteilung, daß der Vater dieses Schulfreundes das Modell zum Wirt Kristiampoller im "Tarabas" abgab.
- 35) Stenographische Notizen enthält das unter 1840/3.Nr.27 geführte Handschriftenblatt.
- 36) Vgl. besonders wieder die Rezensionen Carl Seeligs 1. in: Berner Tagblatt vom 4.7.1934 und 2. in: Neue Zürcher Zeitung vom 17.7.1934, wo auf Tolstois Erzählung 'Wieviel Erde braucht der Mensch?' Bezug genommen ist.
- 37) So spricht z.B. Hermann Hesse davon, Tarabas habe es übernommen, "im neuen Russland ein Regiment zu bilden..."

(National-Zeitung Basel, 6.5.1934), während eine Besprechung in der New York Herald Tribune auf Litauen tippt: "a new republic which seems to be Lithuania..." (19.11.1934).

- 37a) Bis jetzt (Herbst 1971) wurde der deutsche Text noch nirgends abgedruckt.
- 38) Vgl. I. Sültemeyer, a.a.O., S.52-59. - Die Diss. schwankt in der Schreibweise des Titels. In der Bibliographie (S.236) trägt das erste Wort des Kompositums das Genitiv-S, im Titel des Abdrucks (S.272) nicht.
- 39) ebd., S. 272-284.
- 40) I. Sültemeyer zitiert die betreffende Stelle bei Wittlin: ebd., S.52, Anm.1. - Ihr Hinweis auf das erstmalige Erscheinen von "Mizzi Schinagl" in dieser Erzählung (ebd., S.56, Anm.1) kann dahingehend erweitert werden, daß im Umkreis der Figur noch mehr Personen und Motive auftauchen, die dann in der "Geschichte von der 1002.Nacht" wiederverwendet wurden (vgl. den Text bei I. Sültemeyer, ebd., S.282). Aus dem "Xandl Hummer" des "Vorzugschülers" dürften später die Personen von "Xandl" und "Ignaz Trummer" geworden sein. Mit der "'Pension'" der "'Tante' Waclawa Jancic" wird in der ersten Geschichte das Bordellmotiv umschrieben.
- 41) Text bei I. Sültemeyer, ebd., S.272.
- 42) Der Nachlaß Stefan Zweigs müßte wohl daraufhin nochmals



genau durchgesehen werden. In Einzelfällen sind sicher auch noch Skripten in anderem Privatbesitz (vgl. die Mitteilung über ein Typoskript zur "Legende vom heiligen Trinker" in meiner Diss., a.a.O., S.217, Anm.6).

- 43) Brief "Ilse Scholley, Praha II, Karlovo náměstí 16" an:  
"Herrn Joseph Roth, c/o Fräulein Grete Freund, Paris, 56,  
Rue Faubourg St. Honoré, Chambre 209", datiert vom 22.8.1938. -  
(1841/3.) - Vgl. dazu auch noch den im gleichen Konvolut  
befindlichen Schiedsvertrag Roths mit dieser Agentur aus  
dem Jahr 1937.
- 44) "Alba-Alba, der Schnell-Läufer", als unveröffentlicht  
registriert bei I. Sültemeyer, a.a.O., S. 250.
- 45) So sind in der Bibliographie meiner Diss. folgende Datierungen  
zu ändern: S.166 Frankfurter Zeitung "Südslawien und  
Albanien. Innere Probleme", veröff. am 8.6.1927 (nicht  
unter dem 16.7.). S.167 Frankfurter Zeitung "Leningrad",  
veröff. am 17.3.1928 (nicht unter dem 18.3.).
- 46) Als erster druckte Hansjürgen Böning in seiner Diss. über  
"Joseph Roths 'Radetzkmarsch'" (München 1968) ein paar  
frühe lyrische Gedichte ab (S.191/92), die dann von  
I. Sültemeyer in den Anhang ihrer Diss. übernommen wurden  
(a.a.O., S.263-267).
- 47) Klar lesbar ist die Datierung: "Wien, am 29. Juni 1915."

- 48) Außer den bereits genannten sind noch die Briefe des Verlags Rój, Warschau, an Roth hervorzuheben (1841/3.).
- ~~49) Vgl. auch die Briefe (Namenregister) zum "Hauptmann Wagner" vgl. "Radszky-Marsch" (Werke, Bd. I, S. 159ff).~~
- 50) 50) Vgl. dazu: David Bronsen, Tod eines Mythomanen. Die letzten Tage und die Beerdigung Joseph Roths, in: MONAT, 21. Jg. Heft 254, November 1969, S. 100. - Das dort beschriebene Grab wurde 1970 aufgehoben. Nach der Umbettung lautet die neue Inschrift auf dem marmornen Grabstein nun: "Joseph Roth, un écrivain autrichien, 1894 - 1939". (bkp: Der Nomade findet Ruhe. Joseph Roth erhielt ein neues Grab in Paris, in: FAZ vom 23.4.1970) auch die ursprüngliche Inschrift. Im tein h.
- ~~Zur Biographie, DVjs 1969, S. 186) abgeändert. Sie lautet jetzt: "Joseph Roth, un écrivain autrichien, 1894-1939" (bkp: Der Nomade findet Ruhe. Joseph Roth erhielt ein neues Grab in Paris, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.4.1970).~~
- ~~51) Stefan Fingal: Joseph Roth gestorben, Pariser Tageszeitung 28./29. Mai 1939.~~
- ~~52) Rudolf Leonhard: Bemerkungen. Geschichten vom Joseph Roth, in: 'Weltbühne' vom 22.6.1939, S. 792ff.~~
- 53) Stefan Fingal, ~~xxxxx~~ Joseph Roth gestorben, in: Pariser Tageszeitung, 28./29. Mai 1939.
- 54) 1841/3.: 3 Briefe an Roth; Stee<sup>u</sup>ckerzeel vom 23.7.38, 2.8.38 und 20.8.38. - Entwürfe und Texte über Monarchie und Legitimus befinden sich u.a. in dem Handschriften-Konvolut der Varia 1837/9.Nr.20.-26; wie sehr Roth von dem Thema



gefesselt war, zeigen die immer wieder auftauchenden Notizen, so z.B. unter 1838/10., wo auf Papier des Hotels Bristol, Wien, ein Bekenntnis zum Monarchismus entworfen ist.

- 55) Fingal, a.a.O.
- 56) Vgl. Georg Lukács: "Radetzky marsch", in: Hackert, Kulturpessimismus und Erzählform, a.a.O., S.147ff.
- 57) Roths 'Enquete' über Zola steht auf zwei Blättern von Zeitungsausschnitten (1839/4.Nr.12), die noch nicht lokalisiert und datiert sind. Dem Artikel voraus geht ein Aufsatz von Martin Andersen-Nexö. Ein Anhaltspunkt für die Datierung bei Roth ist vielleicht die Erwähnung der "Hinrichtung Saccos und Vancettis" in den USA.
- 58) Manuskript der Glosse "Die Eiche Goethes in Buchenwald" mit einem Vermerk in anderer Schrift: "Letzter Artikel vor seinem Tode Montag 22.V.1939"; enthalten in den Blättern Nr.27/28 des Konvoluts 1837/9.Nr.9.
- In der Buchkritik 'Life Under the Swastika' von TIME (The Weekly Newsmagazine, August 9, 1971: The 12-Year Reich, A Social History of Nazi Germany, 1933-1945, by Richard Grunberger) wird bezeichnenderweise von den Details des besprochenen Berichts gerade dieses hervorgehoben: "Goethe's favorite oak tree near Weimar became the central point around which the Buchenwald extermination camp was built."

AR 1764

4/31

Joseph Roth Collection IV E Howell, Betty 54717

HOWELL, BETTY

1971



THE SPIDER WEB

by

Joseph Roth

translated by Betty Howell

Mrs. Betty Howell  
41850 Cote des Neiges # 1107 Montreal 247, Canada (who visited us with Ann. 15, 71)

Theodor Lohse grew up in his father Wilhelm's house. Wilhelm Lohse was a railway customs inspector and former sergeant. Young Theodor was blond, industrious, and well-behaved. The importance he later achieved he had yearned for but never dared believe possible. One could say that he exceeded expectations he had never had.

His father did not live long enough to experience his son's greatness. He was only fortunate enough to see his son as a reserve lieutenant. But he had never wanted anything more than that. He died in the fourth year of the Great War, and the last moments of his life were made glorious by the thought that Lieutenant Theodor Lohse would be walking behind his coffin.

A year later Theodor was no longer a lieutenant but a law student and private tutor in the home of Efrussi the jeweller. Each day at the jeweller's house he was given coffee with cream and a ham roll and each month a little money. These things were the basis of his material existence, since the Civil Defense League, to which he belonged, seldom had any jobs, and what they did have was hard work and badly paid. Once a week he got dried vegetables from the Reserve Officer's Association.



These he shared with his mother and sisters, with whom he lived, barely tolerated, unpopular, hardly noticed, or when he was, treated with contempt. His mother was sickly, his sisters fading. They were getting older and could not forgive him for being twice mentioned in official army communiqués but not killed in action. After all, a dead son would have been the family's pride and joy: a demobilized lieutenant, a victim of the revolution, was only a burden. Theodor lived with his family like an old grandfather who would have been honored if he were dead but was treated with scorn simply because he was still alive.

A lot of the unpleasantness could have been avoided if there had not existed between them, like a wall, a kind of silent hostility. He could have told his sisters that he was not to blame for his bad luck, that he cursed the revolution, that he nurtured his hate for socialists and Jews, that he bore each day like a painful yoke on bent shoulders and felt locked in his life as in a gloomy dungeon. No deliverance from outside could be glimpsed; escape was impossible.

But he said nothing, he had always been close-mouthed, he had always felt an invisible hand over his lips, always, even as a boy. He could only recite what he had learned by heart, when the phrases were fluent and, silently rehearsed a dozen times, rested comfortably in his ears and throat. He had to practice for a long time till the brittle words became flex-

ible and inserted themselves in his brain. He memorized stories the way one would poems, the printed image in front of his eyes the way it appeared in the book with the page number at the top and a doodle of a nose in the margin.

Every hour had an unfamiliar face. Everything took him by surprise. Every new event was frightening, just because it was new and gone, before he had got to know it. His fearfulness made him meticulous; he became more diligent and did his work with stubborn devotion and then discovered over and over again that his preparation was still insufficient. But he multiplied his efforts and became second in his class. The top of the class was the Jew Glaser, who strolled around the playground during recess, smiling, not burdened with books or problems. He could hand in a perfect Latin composition in 20 minutes; in his head words, declensions, exceptions, irregular verbs seemed to grow all by themselves.

The Efrussi boy was so much like Glaser that Theodor had a hard time maintaining his authority in front of him. He had to suppress a slight but persistent timidity before correcting his pupil, who would write down or pronounce a mistake with such self-confidence that Theodor would be inclined to doubt his textbook and let his pupil's error pass. And it had always been like that. Theodor had always believed in authority, in any stranger who confronted him. Only in the army had he been happy. Then he had had to believe whatever he was told and



the others had to do the same when he gave the orders. Theodor would have been happy to stay in the army for the rest of his life.

Civilian life was different, cruel, filled with unexpected malice. If you made an effort it had no goal, you wasted your energy on uncertainties, it was the incessant building of card houses that were blown over by a mysterious wind. No endeavour was of any use, no hard work was rewarded. There was no senior officer whose moods you could get to know whose desires could be guessed. Everybody was in charge, the people in the street, fellow students in the lecture hall, even mothers and sisters. Everybody had it easy, the Efrussis and the Glasers easiest of all. One was the first in class and the other a rich jeweller's son. But in the army they wouldn't have got anywhere, hardly even been sergeants. There justice won out over fraud. Because it was all a fraud, Glaser's knowledge dishonestly acquired just like the jeweller's money. Things were not done properly when a soldier named Greenbaum was given leave and when Efrussi made some deal. The revolution was a fraud, the Kaiser had been betrayed, the General made a fool of, the Republic itself was a jew deal. Theodor realized all this himself, and the opinions he collected from others strengthened his belief. Smart fellows like Wilhelm Tieckmann, Professor Koethe, Assistant Professor Bastelmann, Lorrantz the physicist, Mannheim the race expert, asserted, proved the harmfulness of the Jewish race at the German Law Students' League's evening lectures, and in their books, displayed in the "Germania" reading room.

Wilhelm Lohse had often warned his daughters against mixing with the Jewish boys in their dancing classes. He had heard such stories. It even happened to him, Railway Customs Inspector Lohse, at least twice a month that Jews from Posen, who were the worst of all, tried to bribe him. In the war they were exempted, declared unfit for service, worked as clerks in the hospitals and in the offices far from the front.

In the law seminars they always had plenty to say, they would suggest new situations in which Theodor felt out of place and forced to do more hard study.

Now they had destroyed the army, now they ran the state, they invented Socialism, internationalism, love for the enemy. It said in the Elders of Zion--all the members of the Reserve Officer's Association got a copy with their dried vegetables on Friday--that they wanted to rule the world. They controlled the police and persecuted the nationalist organizations. And Germans were left giving lessons to their sons, forced to live off them, live badly--and how did they live?

Oh how magnificently they lived! The Efrussi mansion was surrounded by a wide, green lawn and fenced off from the common street by a gray, almost silver railing. The white gravel shone, the stairs leading up to the door were even brighter. Paintings in gold frames hung in the vestibule. A servant in green and gold livery opened the door and bowed. The jeweller was lean and tall, always dressed in black, with a high vest whose small neck opening revealed only a bit of a black neckcloth and a pearl the size of a hazel nut.



Theodor's family lived in 3 rooms in Moabit, and the best room contained two rickety wardrobes, a sideboard as a showpiece, and the only decoration was a silver centerpiece that Theodor had rescued from the castle of Amiens and hidden in the bottom of his suitcase just before the arrival of strict Major Krause who didn't allow such things.

No! Theodor didn't live in a villa behind a silvery fence. And no rank consoled him in his distress. He was a private tutor with failed expectations, <sup>and</sup> buried courage but ambition which continually tortured him. Women, with sweet tempting music in their swaying hips passed him by, they were unapproachable and yet he was made to possess them. As a lieutenant he could have had them all, even young Madame Mfrussi, the jeweller's second wife.

How remote she was, She came from that great world Theodor had almost succeeded in penetrating. She was a lady, Jewish but a lady. He ought to approach her in a lieutenant's uniform, not dressed as a tutor. Once when he was a lieutenant on leave in Berlin he had had an adventure with a lady. You could call her that, a lady, the wife of a cigarette merchant who was in Flanders. His photograph hung in the dining room. She wore violet panties. They were the first violet panties in Theodor's male existence.

What did he have to do with ladies now! He had the cheap girls, the quick minutes of cold love in the darkness of a hall, in an alcove, surrounded with the dread of a neighbor's chance

return, the desire that was extinguished by the fear of an unexpected footstep. He had the barefoot peasant girl from the North, the woman with the raw calloused hands, whose caresses were rough and touch was chilling, with dirty underwear and sweaty stockings.

Madame Frussi was not from his world. When he heard her voice he knew she must be a good person. No one had ever spoken such nice things to him so simply and sincerely. "You do so well, Mr. Lohse. Do you like it here? Are you comfortable with us?" Oh how good she was, how beautiful and young. Theodor would have liked a sister like her.

Once he froze when he saw her walk out of a store. In a sudden moment of clarity he realized that he had been thinking about her the whole time. He was horrified by the realization that she was alive inside him. In spite of himself he stood stock still, he accepted her offer of a ride, and he almost got into the car before she did. He was thrown against her a few times, he brushed against her arm and quickly apologized. He had to pay careful attention to keep from bumping her again and so he missed her question, and then he bumped against her anyway. He got ready for the moment when he would get out of the car but they stopped sooner than he expected and there was no longer time to get out and offer her his hand. He sat without moving and made them wait until he stood up outside, the box he was planning to carry for her already in the chauffeur's hand. Her parting words reached his ear as from a great distance but her smile appeared before his eyes from unavoidably close: as if the mirror image of a woman speaking at a distance



was smiling at him.

He could never have her--how, even if he wanted to? His desire was ardent enough, but his belief in his ability was crushed, now that he was no longer a lieutenant. He would have to become one again. That was what he wanted, to be a lieutenant again or something. Not stay concealed, not be safe, not be a contented brick in a wall, not the last and least of the fellows, not their appreciative audience when they told stories or dirty jokes, not lonely in the midst of others, alone with his futile desire to be listened to and the eternal disappointment of someone who was mostly ignored or tolerated because of his gratified attentiveness. Oh did they think he was harmless? They'd see. Everyone would see. Soon he would walk out of his anonymous corner as a conquerer, no longer trapped by the times, no longer oppressed by the yoke of his life. Somewhere on the horizon there were trumpets blaring.

AR 1764

4/32

Joseph Roth Collection

IV E

Wehlmann,  
Michael

547/7

WEHLMANN, MICHAEL : DIS-UNTERSUCHUNG UBER DAS WORT "BOHEM", 1909  
TRANSCRIPT OF AN INTERVIEW



*Archive*

DIE VERLORENE WELT DES JOSEPH ROTH

und über die Schwierigkeit, sie im Film wiederauferstehen  
zu lassen.

Ein Gespräch mit Michael Kehlmann und dessen Roth-Verfilmungen  
"Radetzkmarsch" 1965, "Hiob" 1978 und "Tarabas" 1982

Gestaltung und Redaktion:  
Christl Kulnigg-Carman

Eine Produktion des ORF  
Länge: 38'31  
Sendung: 24.10.84, FS 2

Anfangstitel über  
2 Roth-Fotos

Musik

Kulnigg

Frage, was Kehlmann so an  
Roth fasziniert

Kehlmann on

Joseph Roth halte ich für den größten österreichischen  
Prosaschriftsteller in diesem Jahrhundert. Das ist natürlich  
eine ganz subjektive persönliche Meinung. o o o

Warum - nicht nur wegen seines literarischen Ranges. Fernsehen  
ist eigentlich der Versuch, eine Geschichte in Bildern zu er-  
zählen. Ich habe immer bei der Auswahl der Stoffe, auch der  
Stücke, der Filmdrehbücher, von wem immer sie waren, versucht  
diese Maxime einzuhalten, d.h. dem Publikum eine  
spannende Geschichte zu erzählen. In Bildern! o o o

Kulnigg:

Die Sprache von Joseph Roth  
ist sehr bildhaft, da sind ungeheuer schöne, einprägsame  
Bilder oft in einem Satz oder in ein- zwei Sätzen entsteht  
eine ganze Landschaft. Ist das gerade nicht sehr schwer  
dieses in Fernsehen, in Film umzusetzen?



Kehlmann on

Natürlich ist ~~es~~ mein Bild, nicht identisch mit dem Bild jedes anderen Menschen. Es kommt nur drauf an, daß es nicht ganz anders ist als alle Menschen es sich vorstellen, die einen Roman von Joseph Roth lesen. Roths bildhafte Sprache - die wirklich zum Schönsten gehört, was es in deutscher Zunge überhaupt gibt - verwende ich gelegentlich als Erzähler selber, den spreche ich selbst. Nicht um die Dramaturgie, nicht um die Handlung zu erklären, sondern um Reflexionen darzustellen - äh, die des Autors, die des einzelnen Menschen, der geschildert wird zu dem, was an Handlung passiert. Ich versuche also, sofern das im Film überhaupt geht - große Teile, nein, kleine Teile der Prosa von Roth zu erhalten, indem ich einen Erzähler einführe. Das habe ich in allen meinen Verfilmungen so gehalten und werde es auch in Zukunft so halten, denn ich habe die Absicht, doch noch einige Romane von Joseph Roth - nicht bloß "Flucht ohne Ende" - zu verfilmen.

Zuspielung

TARABAS

2. Teil

2'01

Szene Tarabas und Kristianpoller

"Du bist schuld!" ....

"Ich bin nicht freiwillig Jude geworden"....

Kehlmann liest anschließend

""orte danken.....

Kehlmann

Die bildhafte Sprachbedeutung aber zugleich gewissermaßen einen genauen Hinweis auf die Motivauswahl. Auf die Besetzung, auf die Landschaft, auf die Stimmung, auf die Atmosphäre - man muß es nur umsetzen können. Auch wenn man die Sprache nicht wörtlich zitiert.

Kulnigg

Sehr wichtig für Roth ist seine galizische Heimat. Die er ja immer wieder in dem Essay "Juden auf der Wanderschaft" beschreibt. Und zwar immer mit den selben Bildern: Das sind die Frösche die quaken, die Lerchen die schmettern, der Summ der den Schotter frißt, der immer wieder aufgeworfen wird... Wo kann man heute noch dieses Ost-Galizien finden, wenn man einen Film dreht und nicht dorthin fahren kann?

Kehlmann

Man kann aus politischen Gründen nicht hinfahren, sonst würde man ja hinfahren. Man findet es leichter als man denkt. Denn, das was Sie gerade sagten, Roths Schilderung der Landschaft, setzt sich aus vielen kleinen Einzelheiten zusammen. Und die kann man - ich habe es bewiesen - in Niederösterreich finden und 'zusammentragen' wie Teile eines großen Puzzles, das man dann zusammensetzt. Man muß beweglich sein, man muß von einem Motiv zum andern. Man kann nicht alles in der gleichen Landschaft drehen, aber es geht.

Kulnigg

Und wo finden Sie die Dörfer, die Städtel?

Kehlmann

In Nieder...Na, die Städtel muß man bauen. Die Städtel muß man auf offenem Felde bauen. In 'Garrabas' hab' ich



M. Z. Zuspieldung  
T. R. B. S. 2. Teil

1'10

Hubmann Fotos  
"Jüdisches Familienleben"  
und Galizien

Insert:

Josepn Roth:  
"Radetzkymarsch"

Tarabas rückt mit seinen  
Soldaten nach dem Programm aus.  
Das Städtchen brennt.

Sprecher:

Die Grenze zwischen Österreich und  
Rußland, im Nordosten der Monarchie,  
war um jene Zeit eines der merkwürdigsten  
Gebiete. Das Jägerbataillon Carl Josephs  
lag in einem Ort von zehntausend Ein-  
wohnern.

. Von den zehntausend Ein-  
wohnern der Stadt ernährte sich unge-  
fähr ein Drittel von Handwerk aller  
Art. Ein zweites Drittel lebte kümmer-  
lich von seinem kargen Grundbesitz.  
Und der Rest beschäftigte sich mit  
einer Art von Handel. ... *Pause!*  
Sumpfgelobene waren die Menschen dieser  
Gegend. Denn die Sümpfe lagen unheim-  
lich ausgebreitet über der ganzen  
Fläche des Landes, zu beiden Seiten der  
Landstraße.

Viele kamen um und ihre  
Hilferufe hatte keiner gehört. Alle aber,  
die dort geboren waren, kannten die Tücke  
des Sumpfes und besaßen selbst etwas  
von seiner Tücke. Im Frühling und im  
Sommer war die Luft erfüllt von einem  
unaufhörlichen, satten Quaken der Frösche.

Unter den Himmeln jubelte ein ebenso  
sattes Trillern der Lerchen. Und es  
war eine unermüdliche Zwiesprach' des  
Himmels mit dem Sumpf.

Kulnigg (Bildrolle 3)

Die Sehnsucht nach der Geborgenheit im jüdischen Städtel  
- klingt aus allen Romanen von Joseph Roth, auch wenn sie  
garnicht als jüdische Städte genannt werden. Aber es ist  
irgendwo ein Ort an der russischen Grenze - wo Slawen und uere:  
Juden gewohnt haben.

Kehlmann (Bildrolle 3)

Beim Roth finden Sie immer die Sehnsucht nach...  
nicht nach der 'heilen' sondern nach der geschlossenen, Ganz-  
heit der Welt. In der österreichisch-ungarischen Monarchie  
mit ihrem Vielfölkerstaat einerseits und andererseits in  
der Geschlossenheit des jüdischen Lebens, in jüdischen  
Siedlungen, im Ghetto, in seiner Heimat aus der er ja ausge-  
brochen ist, wie sehr viele ja seit Karl-Emil Franzos, die  
Mauern des Ghetto überstiegen haben und hinaus ins Leben sind  
Aber dieser Mikrokosmos in dem alles stimmt, in dem oben und  
unten, links und rechts stimmt, in dem Gott und die Welt  
in einem Lot zueinander stehen - wie es im wirklichen Leben,  
im anderen Leben der Nichtjuden, der Nichtfrommen chassidisch  
Juden nicht mehr der Fall ist, das ist für ihn der Ursprung  
aus dem er kommt. Egal ob er später zum Katholizismus über-  
getreten ist oder nicht, er hat sich nie taufen lassen.  
Das war auch nicht nötig, das sind äußerliche Signata, in  
Wirklichkeit war er überall zu Hause, überall wo Gott eine  
entmentschte Welt im Stich gelassen hat und er etwas  
dafür tun wollte, daß ER sich wieder ihrer annimmt.  
Daher das Schicksal des Hiob, daher diese erschütternde  
Figur, die unser aller Figur ist. Eines der mit Gott  
hadert und sagt: Warum ich, warum tritt das-----alles  
Schreckliche was DU da vorhast, DU böser Alter Mann, warum  
kommt das gerade mir. Ich bin doch immer fromm und brav  
gewesen. Und diese Rechnung jgibt es eben im Schicksal nicht.



Es gibt sie nicht im Schicksal, es gibt sie nicht in der Schicksalstragödie, es gibt sie nicht bei Euripides, es gibt sie nicht bei Dostojewski, es gibt sie nicht bei Roth, es gibt sie bei den Großen nicht. Die Welt und das Schicksal der Menschen sind nicht vom Standpunkt eines Bilanzbuchhalters her aufzuschlüsseln, und aufzudröseln und das ist der Inhalt des HIOB.

Maz "Hiob"  
3. Teil,  
3'52

Mendel will seine Gebetsriemen  
verbrennen

"Es galt noch eine Beziehung zu  
lösen..."

--"Mendel hat den Wahnsinn, Tod"

Kulnigg

Haben Sie nicht das Gefühl - und das habe ich wo gelesen und ich fand auch sehr schön - daß bei Roth die Tragik darin besteht, daß er selber ausgeschlossen ist aus seinem jüdischen Städtel oder aus seiner unmittelbaren Verbindung zur Religion?

Kehlmann

Nein, dieses Gefühl habe ich nicht, denn Roth - er hat das auch geschrieben - aber, Roth war zwar ausgeschlossen, aber wir alle sind von irgendwas ausgeschlossen. Will sagen: Die Heimatlosigkeit, das nicht zuhause sein in einer Ideologie ist ja kein Zustand, den der Joseph Roth alleine hat und das ist sein Erfolg in der Literatur, sein Erfolg beim Leser, beim Rezipienten, die ... es gibt nur die Frage, wie Du alleine mit deinem Schicksal fertig wirst. Du allein, Sie, ich, jeder! Die Geborgenheit in der Religion, die gibt es. Aber die Geborgenheit auf Erden in der Ideologie - die gibt es eigentlich, wenn wir uns die Wahrheit eingestehen, und nicht ganz verbohrt Ideologen sind, nicht. Roth hat in seinem Leben viele Wandlungen durchgemacht weil er immer - wie jeder von uns - wo dazugehören wollte.

Als Roth in Paris gestorben ist und es diese berühmte und traurige Feier an seinem Grab gab. Feier im Sinne von Begräbnis: da hat ein Mensch den jüdischen Kaddisch gesprochen - ein Jude - und ein Pfarrer hat ihn eingesegnet nach katholischem Ritus. Und ein Vertreter der... Otto von Habsburg hat einen Kranz niedergelegt und ein Vertreter der Linken, der Sozialisten und der Kommunisten hat gesprochen. Alle dachten - er ist ihrer! Und er war ihrer alle. Weil er ein kleiner Cosmos war und weil seine vom Schnaps schlecht verhüllte Traurigkeit, deswegen hat er soviel getrunken, deswegen ist er am Trinken gestorben, den Weg gewiesen hat zu seiner Einsamkeit und wahrscheinlich ist jeder große Dichter sehr einsam. Denn es ist ja nicht möglich,



daß einer sich in einer billigen und etwas ranzigen  
 Ideologie zuhause fühlt und eine Heimat findet, wenn  
 er durch die Dinge und durch die Menschen hindurchsehen  
 kann. Wie der Roth das konnte.

Fotos Roth

Sprecher:

Die verschiedenen politischen Lager,  
 von den Kommunisten bis zu den  
 Monarchisten konnten Roth deshalb  
 für sich reklamieren, weil sich seine  
 politische Anschauung so grundlegend  
 gewandelt hatte. In den frühen  
 Zwanzigerjahren galt "der rote Joseph",  
 wie er einige seiner Zeitungsartikel  
 zeichnete, als Anarchist und Kommunist,  
 während er in den Dreißigerjahren,  
 vor seinem Tod, enttäuscht von den  
 Folgen der russischen Revolution die  
 Bolschewisten wütend bekämpfte. Im  
 Pariser Exil glaubt er, daß einzig  
 eine Wiederherstellung der k&k  
 Monarchie Europa vor dem drohenden  
 Untergang - das ist vor den Nazis -  
 retten könne. In seinen Romanen und  
 Novellen sind seine extremen politi-  
 schen Anschauungen relativiert; der  
 junge Roth weiß, daß ein Leben in ab-  
 soluter Freiheit unmöglich ist, ge-  
 nauso weiß der ältere Roth, daß  
 eine Rückkehr zu den Werten der Väter  
 ausgeschlossen ist. Roth trauert  
 mit seinen Helden um die von Gott

Sprecher:

Zeichnungen  
von Roth

Es gibt kein wahrhaft wertvolles Talent  
ohne die folgenden Eigenschaften:

- 1.) Mitgefühl für die unterdrückten  
Menschen;
- 2.) Liebe zum Guten
- 3.) Haß gegen das Böse
- 4.) Mut, das Mitgefühl für die Schwachen,  
die Liebe zum Guten, den Haß gegen  
das Böse auch laut und unzweideutig,  
also deutlich zu verkünden

Insert:

Joseph Roth:

"Unerbittlicher Kampf"  
Wiener Tageblatt 1934

Kulnigg: (Bildrolle 2)

War Roth für Sie ein politischer Dichter? /

Ein politischer Dichter im Sinn, daß Literatur etwas  
ändern kann?

Kehlmann

Ich glaube, Literatur kann garnix verändern. Und das wußte  
der Roth. Er wollte nur schildern --- den Hintergrund. Er  
wollte den Vordergrund und den Hintergrund. Schicksal und  
die Abbildung des Schicksals. Die Widerspiegelung! des Schick-  
sals schildern. Ändern kann kein Schriftsteller etwas. Und  
einer der das glaubt, muß Leitartikel schreiben und selbst  
die sind sehr umstritten in ihrer Wirkung.

Kulnigg

Ich hab' gelesen, daß der Joseph Roth sehr verwundert war,  
daß die Monarchisten, seine monarchistischen Freunde ~~so~~  
nicht einverstanden waren mit der Schilderung des Kaiser Franz  
Joseph im 'Radetzky-Marsch'. Verstehen Sie das?

Kehlmann

Ja und nein. Das hat ja sogar damals, als ich den



Kehlmann (Bildrolle 2)

'Radetzkymarsch' verfilmt hab' zu einem kleinen Skandal geführt. Es hat ihn genauso gewundert und es hat mich auch gewundert. Der Roth hat den Kaiser gütig und fein, etwas verkalt und sehr alt geschildert, wie er war und sehr bezaubernd und sehr tief. Daß das damals - aber das ist lange ~~MAZ~~ her, vielleicht ist die Kenntnis der Historie heute ein bißchen größer - zu Mißverständnissen und Irrtümern ~~mancher~~ mancher Betrachter geführt hat, war nicht meine Absicht. So wie es nicht die des Roth war.

Man hat mir damals vorgeworfen z.B., daß der Kaiser im Nachthemd gezeigt wurde. *damit!* es hat sich aber auch bald wieder gelegt, denn das Wesentliche war eben des Kaisers Güte, des Kaisers Traurigkeit und jener Blick aus dem Fenster in sein Reich, von dem der Roth damals schrieb! In dem die Sonne unterging! Nicht, in dem sie nicht mehr unterging.

MAZ Radetzkymarsch 2. Teil

Kaiser im Nachthemd

2. Teil, Rolle 3

2'17

ein: Anfang Bett

aus: ---jetzt hab ich ihnen eine viertelstunde weggenommen

Kulnigg

... war das Faszinierende <sup>für</sup> ~~an~~ Joseph Roth an dieser k.&k.

Monarchie?

Kehlmann

Der Mikrokosmos! So große sie auch war, war sie doch klein genug. Das Miteinanderleben von Wolkern, von Weltanschauungen, von Glauben----- eine Widerspiegelung werden hier wieder Innen und Außen, die sich decken. Des großen Weltgedankens in einem Reich. Das zwar durch seine Vielvölkerhaftigkeit zum Untergang verurteilt war, es war aber jener Untergang, der den Roth fasziniert hat, weil er nach Moschus und Lavendel roch und nicht nach Tod. Und das hat ihn fasziniert.

MAZ Radetzkymarsch  
2. Teil, Akt 1 und 2

ein: "seit dem Essen beim Fürsten..."

aus: "Verrückte wie ich Gold machen"

4 Min. 10

Herr von Trotta beim Grafen  
Chojnitzky

"Vaterland ist nicht mehr wahr..

neue Religion ist Nationalismus..

Kaiser darf von Gott nicht verlassen werden.."



Kulnigg (Bildrolle 2)

Was macht für Sie den Wert der Romane von Joseph Roth aus?  
Die Geschichte, der Stil, die Menschen?

Kehlmann

Die Innenwelt Joseph Roths, die sich in seiner meisterhaften Außenwelt widerspiegelt, macht für mich den Wert aus. Jedes Wort ist unersetzlich. Die feuilletonistische und dennoch tiefe Schilderung von Menschen, Inhalten, von Handlungen - aber von dem, was dahintersteht. Es gibt im Werk Roths natürlich bessere und schlechtere Arbeiten, aber es gibt keine einzige, wo nicht der Flügelhauch des Schicksals dahinter ist. Wenn man nicht die Schwingen des Lebens, des lieben Gottes, wenn Sie so wollen, hört - und verspürt. Das macht den Wert Joseph Roths aus. Das heißt: die Liebe zu den Menschen! Eine ungeheure Liebe zur Armen, in jeder Position armen - auch bei den Reichen - armen im Sinne des Jaspers ins Leben geworfenen Kreatur. Oder des Heidegger, wenn Sie so wollen. Seine ungeheuer tiefe Gefühlswelt und die große Vergänglichkeit, das ist es, was ich mit dem 'Flügelhauch des Schicksals' gemeint habe. Die in jeder Person, in jeder Handlung vorkommt, drin ist. Alles ist uns nur geliehen: Leben, Existenz, Glück - alles ist nur vorübergehend. Roth war ein sehr gläubiger Mensch. Er war später ein gläubiger Katholik, früher ein gläubiger Jude, er hat also in einer ständigen Korrespondenz mit Gott sich befunden. In einem Dialog gewissermaßen. Und das merkt man seiner Prosa an. Das 'warum bin ich hier'? Das: Wohin geht es, wenn es wohin geht.

Kulnigg

Wie kann man das jetzt in einem Film ausdrücken? (Ist das jetzt nicht ganz besonder schwer diese).....

Kehlmann

Ja, es ist ganz besonders schwer. Man kann das überhaupt nicht ausdrücken. Man kann nur versuchen, daß der Zuschauer bemerkt, daß es dahinter steht. Wenn der Tarrabas seinem schlafenden Vater die Hand küßt - stumm, der garnicht merkt, das er ins Zimmer gekommen ist und der ihn nie wiedersehen wird zu seinen Lebzeiten.....Man kann Situationen beschwören das will ich damit sagen, durch solche Szenen in denen den Menschen klar wird, wie traurig, wie hinfällig alles ist. Und wie vorübergehend!

Zuspielung Tarabas  
2. Teil

Tarabas schleicht ins Zimmer  
des Vaters und küßt ihm die  
Hand

2'14

Kehlmann weiter

..... In einer Welt in der Menschen ihre Kinder mißhandeln weil sie sie am...ich weiß nicht...am Betrachten eines Länderspiels im Fernsehen stören, und in der in zunehmendem Maße Luxus und Brutalisierung sich die Hände geben und gemeinsam am Niedergang arbeiten, weil die luxuriöse Seele eine immer brutalere wird - scheint mir die Lehre eines Joseph Roth die zu sein, daß - wenn man den Goethe bemühen darf - daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, bei Roth nur eines ist: LIEBE. Die Liebe in all ihren seelischen Varianten und ganz einfach die Liebe vom ICH zum DU. Und das hat der Roth vorgelebt. Und eigentlich uns allen auch vorgeschrieben.



Zuspielung  
HIOB 3. Teil

5'15

Stehkader  
Letztes Foto von  
Roth  
Schlußtitel

Skowronek fragt nach Menuchim  
der gibt sich langsam zu erkennen,  
bis: "Deborah hat es gesagt"

Musik

AR 1764

4/33

Joseph Roth Collection

IV E

Urispin, Egbert 547/7

URISPIN, EGEBERT, 1974



THE UNIVERSITY OF GEORGIA  
DEPARTMENT OF GERMANIC AND SLAVIC LANGUAGES  
ATHENS, GEORGIA 30602

EGBERT KRISPYN  
MEIGS HALL

19 December, 1974

Mr. Fred Grubel, Secretary,  
Leo Baeck Institute,  
129 East 73rd Street,  
New York,  
N. Y. 10021

DEC 23 1974

Dear Mr. Grubel,

Re: Your letter P/161-FG/IS of March 15, 1974

With reference to your abovementioned letter, and my reply of March 19, I enclose a copy of a paper I prepared on the Joseph Roth translation of a Dutch poem, of which you so kindly gave me a photostat almost two years ago. I wrote this paper for presentation at a symposium on exile literature to be held next March at the University of Alabama, in conjunction with the "modern German literature" section at the annual meeting of the Modern Language Association. The tenor of the paper is in part determined by the format of the symposium, which is intended to deal with specifics and literary technicalities, rather than with grandiose generalizations. I think it will provide a fitting forum for a discussion of this Roth text, and it is my understanding that there will be no other papers presented, dealing with Joseph Roth. It is intended to publish the collected contributions to this symposium afterwards.

I would be most grateful for any comments, corrections or suggestions to improve the paper, which you might see fit to make. I am painfully aware that much more could and should be said about Joseph Roth's attitude both toward religious and political questions, but as it is, my text is almost twice as long as it was supposed to be. I hope and expect, however, that those aspects could be developed in subsequent discussion. I will be spending the week of the 23rd to the 30th of this month in Philadelphia and New York, and will during that time try to reach you by telephone for your possible reaction.

Yours sincerely,

*E. Krispyn*

Joseph Roth and the Art of Adaptation

In its issue of October 16, 1938, Der Deutsche Weg. Ein Blatt für deutschsprechende Katholiken, which was published in Holland,<sup>1</sup> printed a German version of a poem by the Dutch writer Anton van Duinkerken under the title "Jawohl, mein Herr, ich bin ein Katholik!" The text was preceded by an editorial note reading as follows: "Dieses Gedicht stammt von einem der bedeutendsten katholischen Dichter Hollands. Der Dichter beantwortet hier die Angriffe, die aus Nazikreisen gegen ihn gerichtet wurden. Die deutsche Nachdichtung ist von Joseph ROTH." Anton van Duinkerken, whose real name is Wilhelmus J. M. Antonius Asselbergs, was born in 1903 in the province of Brabant, and educated at a Jesuit institution. In the thirties he was, indeed, one of the most prominent Catholic writers in the Netherlands, and in his essays and poems forcefully represented the cause of his religious minority against the Protestant domination of political, cultural and economic affairs. In 1935, as a member of a committee of experts, he had voted for a subsidy to be awarded by the city of Amsterdam for a production at the theater there, of Lagerkvist's anti-fascist play "The Hangman." After the play had run for a few weeks, the National Socialists mounted a campaign against it in their party newspaper, and organized disturbances during the performances, which soon caused the theater to remove the work from the program. After the first brawl, which took place on Sunday, December 1, the Dutch Nazi leader Anton Mussert published a front page article on the matter in the party's weekly paper.<sup>2</sup> In this piece, the blame for the theatrical "abomination" ("liederlijkheid") that offended the fascists' sense of order was put on those who had been instrumental in securing a subsidy for its production. The culprits included, in Mussert's formulation, "den zich katholiek noemenden Van Duinkerken." This rather derogatory expression which implied that he called himself a Catholic, but was not really one, or at least not a good one, elicited in response the poem subsequently translated by Joseph Roth, entitled "Ballade van de Katholiek."

Mussert's disparaging remark about the soundness of Van Duinkerken's Catholicism was not so much a personal attack, as



2

an attempt to spare the feelings of the other catholic party members by dissociating the object of his criticism from their religious interests. This circumspection was, in turn, motivated by the party's awkward situation with regard to the Roman Catholic Church at this point. The provocative attitude and statements on the part of a prominent, nominally catholic Nazi, named d'Ansembourg, had aroused the hostility of the Church authorities, leading in February, 1934, to a Charge warning the believers against the "shortsighted recklessness" ("kortzichtige roekeloosheid") of joining or making propaganda for the party, and thereby incurring a "heavy responsibility" ("zware verantwoordelijkheid") for which they would have to answer God and their conscience. The Church's concern was greatly increased when in the elections of April, 1935, the Nazis obtained their highest percentage of votes in the solidly catholic province of Limburg, and eventually, in May, 1936, another Charge was issued to the effect that those who supported the National Socialist party would not be admitted to the Holy Sacraments.<sup>3</sup> In the meantime, Mussert was anxious not to lose catholic party members under these pressures, not only because he needed every one he could get, but also because the southern Catholics, with their ingrained grudge against the protestant north, might have less loyalty toward the established state, and thus be more inclined to subversive politics, than the average citizen. This interpretation of Mussert's motivation for the slur on Van Duinkerken's religious standing is corroborated by a comment in his article of December 7, 1935, concerning a catholic member of another committee involved in the subsidy for the Lagerkvist play. "But the Catholic was in favor too. We would be doing the real Catholics within and without our ranks an injustice, if we did not add that this man obviously has no conception of catholicism." ("Maar ook de katholieke was er voor. Wij zouden de werkelijke katholieken binnen en buiten onze gelederen te kort doen, wanneer wij daaraan niet toevoegden, dat deze man blijkbaar van katholicisme geen begrip heeft ...") Against this background it is clear that Van Duinkerken's ballad reflects primarily the critical attitude of the Dutch Roman Catholic Church

establishment toward the Dutch National Socialist movement. In a restrained, rather condescending tone, it asserts the superiority of the Catholic Church with its long civilizing tradition, over the upstart barbaric Nazis, who had presumed to dictate to that august institution. Although the Dutch Nazi leaders, with the aid of Mussolini, unsuccessfully tried to involve the Pope and the Vatican in this conflict, it was and remained a local issue.

As such, it was of little interest to Joseph Roth and his public, who in the later half of 1938 had plenty of other things of greater significance to worry about. In the three years that had passed since the clash between Mussert and Van Duinkerken, Hitler had left no doubt about his insatiable thirst for conquest. Half a year before the publication of the Roth translation, his homeland Austria had been annexed, and now the Führer was in the process of solving the Sudeten German question. In fact, on the very day the text appeared in Der Deutsche Weg he was meeting with Chamberlain at Berchtesgaden. These developments were, of course, extremely ominous for the small European countries that had so far preserved their independence, like Holland, and under the circumstances there was ample justification for prayers to be spared violence and tyranny. This motif was as appropriate in the European context of 1938, as it had been in Holland in 1935 in the face of fascist violence and arrogance.

Ich bete wohl und falte meine Hände,  
wie ich's zu Haus gelernt hab', in Brabant,  
daß Gott Gewalt und Herrschsucht von uns wende,  
und jene freche ausgestreckte Hand.

In the mention of Brabant, Joseph Roth had preserved an indication of the Netherlandic frame of reference of the original poem, but even so, he had de-emphasized this element considerably by eliminating an allusion to the resentment which the catholic south habitually harbored against the protestant part of the country, and by deleting Van Duinkerken's profession of "patriotic feeling" ("vaderlands gevoel"). Roth similarly toned down the local color introduced in a rather extensive historical excursus intended to turn the Nazis' propagandistic exploitation of the



country's past against themselves. Somewhat sarcastically, Van Duinkerken had enlightened them about the events of the year 1572, when the conflict of the northern Netherlands with their Spanish Habsburg rulers, mainly over taxation and other economic questions, which had been smoldering for a number of years, entered a new phase. The Dutch had found a leader in Prince William of Orange, who had already made several raids and abortive military actions, and since 1568 there had actually been a declared state of war, but no decisive move had been made to gain independence.

Early in 1572 the "Sea-Beggars," as William of Orange's semi-piratical naval forces were called, got into difficulties as a result of Queen Elizabeth's decision not to give them access to English ports, so as not to risk a political rupture with Spain. In an impromptu act of despair, they captured the Dutch sea port of The Brill, and this triggered a wave of rebellion throughout the country, with numerous towns calling on the "Sea Beggars" to expel their Spanish garrisons as well. In this way the "Gueux," or "Geuzen" as the French form was Dutchified, under their commander Guillaume Comte de la Marck, Baron of Lumey, soon had a considerable part of Holland under their control. In contrast to the populace in general, Lumey and his men were religious fanatics, and they murdered, tortured and persecuted the Roman Catholics, and especially the clergy, with considerable gusto. In fact, as soon as the Prince of Orange could intervene, he did so, and in January, 1573, Lumey was arrested. In deference to his status as a Prince of the Holy Roman Empire, however, he was not brought to trial, but allowed to go to Germany, where he subsequently embraced the catholic religion.<sup>4</sup> Nevertheless, the Calvinists kept the upper hand in Holland for several centuries after this, with the result, among others, that the exploits of the "Sea Beggars" were officially mythicized and given the halo of patriotic bravery, much to the enduring disgust of the catholic minority that was concentrated in Brabant and the other southern provinces. The Dutch National Socialist movement, in a frantic attempt to emulate their German colleagues' stress on past glories of the teutonic race, took up with a vengeance the cult of the

"Geuzen" as the heroic founding fathers of the Netherlandic state. Van Duinkerken in his poem suggested that this hero-worship of Lumey implied a lack of conscience, and called it a hollow phrase that would hatch evil when corrupt people got hold of it. Again, Joseph Roth was faced with the necessity of transcending the narrowly Netherlandic scope of the ballad. In this instance, he achieved his aim by applying the word "Führer" to Lumey, although there is absolutely no basis for that terminology in the original version, and thus linking the massacre with Hitler by rhetorical association. Roth also expanded the poem's horizon beyond Holland by changing Van Duinkerken's reference to a Dutch Nazi as an "imitation Prussian" ("nagemaakte Pruis") into a simple "Preusse." Furthermore Roth apparently wanted to stress the martyrdoms of the Catholics, and therefore rendered the original designation of Lumey's victims as "innocents" ("onschuldigen") in his manuscript first into "unschuldige Christen" and then into "die Katholiken Hollands." But in the printed text, he omitted the word "Hollands," again demonstrating his conscious effort to imbue the poem with a more general significance.

But even more problematical, from Joseph Roth's perspective, than Van Duinkerken's limited objective, must have been another implication of the passage concerned. In spite of their rough treatment of the catholic clergy, Lumey and the "Sea Beggars" in fact as well as in the public consciousness did give the decisive impulse to the liberation of Holland from Spanish repression and tyranny. The historical allusion in the Dutch ballad therefore, ~~is~~ ~~on the political level,~~ by attacking the "Gueux" and associating them with the Nazis, <sup>is</sup> really inconsistent <sup>with</sup> the previously quoted prayer to be preserved from "Gewalt" and "Herrschaft. As Van Duinkerken had conceived and written the poem, from a purely Dutch perspective, this difficulty did not arise because even a dictatorship by Nussert would not have been comparable to colonization by an imperialistic foreign power. In the context of Roth's general re-orientation of the poem toward Hitler and his insatiable appetite for "Lebensraum," however, this aspect of Van Duinkerken's poem had to be played down. The original text referred to Lumey's troops as "those, who are called the Netherlands' liberators/ from Romish faith and Spanish tyranny" ("...zij, die Nederlands bevrijders heten/ Uit Rooms geloof and spaanse



dwinglandij"). In Roth's translation, this specific reference to the Dutch liberation from the Habsburgs was completely left out, and thus the historical background of Lumey's deeds is suppressed to such an extent, that most of his readers could be trusted to skip over the problematical implications.

But in his adaptation, Roth did more than change the poem from a polemical exercise directed against Mussert on behalf of the Catholic Church, into an expression of implacable hatred of, and opposition to, the fascism that threatened to engulf the world. He was not so much interested in the Catholic Church as an institution, as in the religious spirit of catholicism, as is also evident from the fact that he never formally converted, and apparently was not even particularly well informed about details of dogma and liturgy.<sup>5</sup> What the Church offered him was probably at least in part an "Ersatzbefriedigung" for his frustrated monarchistic tendencies.<sup>6</sup> From this viewpoint, Van Duinkerken's role as a jesuit spokesman for the Church had to make way for an approach to Catholicism as an attitude of mind with broad political, as well as religious implications. This more emotional perspective is clearly manifested in the general tone of the translation, which is formally quite irregular compared with the original, and also replaced Van Duinkerken's somewhat pedantic argumentation with sharp, aggressive rhetoric. Specifically and concretely, the change from Van Duinkerken's polemical defence of the Church to Joseph Roth's highly charged evocation of the Catholic as the representative of civilization can be traced in a comparison of the respective texts. Van Duinkerken's final quatrain was, in the old tradition of the Chambers of Rhetoricians, addressed to the "Prince," in this case, Christ, and reads in part:

Heer Jesus zoet, Prins van de ware Kerk,  
Die éen is, heilig en apostoliek,  
Maakt ons in dienst van zijnen vrede sterk.

Roth eliminated all references to the true, undivided, holy and apostolic nature of the Catholic Church, substituting the concept of human happiness, and also turning the prayer for strength ~~in~~

in the service of the peace of the Church into a plea for political peace, almost reversing the sentiment of the original text:

Du, Herr der Kirche und der Menschen Glück,  
Herr Jesus, mach' den Frieden wahr!  
Du, Prinz der Kirche wunderbar!

This manipulation of the meaning of Van Duinkerken's poem is demonstrated to be fully intentional by the fact that in Roth's manuscript this stanza starts out with the subsequently crossed-out line "Herr Jesus, mach uns stark in deinem Frieden," which is a fairly faithful rendition of the original.

The most drastic liberty that Roth took with his model was the deletion of the entire third stanza, in which Van Duinkerken, in keeping with his stress on the ancient traditions behind the Church, offered a historical perspective on its capacity for resistance to the Barbarians. In this section of the original poem, it is pointed out that the emergence of Western civilization was due to the influence of Rome. Pope Leo is cited as an "unadulterated mystic" ("onvervalst mystiek"), who in the fifth century refused to submit before superior numbers of Vandals. This stanza, incidentally, also contains an allusion to one of d'Ansembourg's most provocative statements, made after the elections of April, 1935, which was the direct cause of the Roman Catholic Church's second, severe Charge of May, 1936. The Nazi had bragged that "We are the political future and we want to cooperate with the Church" ("Wij zijn de politieke toekomst en wij willen samenwerken met de Kerk").<sup>7</sup> Van Duinkerken rebutted him with the lines: "You preach, but you do not know your texts!/  
What would your future be without our past?" ("Gij preekt wel, maar gij kent uw teksten niet!/  
Wat is uw toekomst zonder ons verleden?"). Roth tackled this stanza in his manuscript, but could not find an adequate rendition for the first part, while in the concluding lines about Pope Leo he went beyond his model in establishing a direct link between the Vandals and the Nazis: "die Hunnen waren's; Menschen Eurer Sorte." However, in the end the entire stanza was left out of the translation as published.



The historical viewpoint had been useful to Van Duinkerken in establishing the superiority of the ancient Church over fascism by placing the latter in one category with all other forces of barbarism through the ages. But this did not suit Roth, who wanted to focus on Nazism as the present foe, and for whom consequently all historical relativism was to be avoided.

In omitting this stanza altogether from his German rendition, Roth demonstrated the same deliberate striving for the most effective juxtaposition of Catholicism, as the essence of civilization, with the Third Reich, as marks his adaptation throughout. The fact that he had to resort to such drastic measures as the deletion of an entire stanza does, however, bring up the question, why he chose to adapt a poem that was so remote from his immediate concern. In this connection it is, of course, important to consider that Joseph Roth was apparently quite familiar with the Dutch political, cultural and literary scene. Since 1933 he had spent quite some time in Holland, making lecture tours and, if we are to believe René Schickele's lament of May, 1935, "sitting next to the cash-register" of the Dutch exile publishers Querido and Allert de Lange, from whom he extracted with vacuum-cleaner-like efficiency, more than his fair share of royalties.<sup>8</sup> Roth's rather close connections with Holland at this time were also indicated in his own remark in a letter to Stefan Zweig of October 18, 1935: "Literarische Anhänger habe ich nur in Holland."<sup>9</sup> Given his relative familiarity with the country, it is quite possible that personal considerations played a certain role in his decision to adapt the Duinkerken poem for his own purpose. Possibly the Jesuit priest Friedrich Muckermann was involved, who was not only the publisher of Der Deutsche Weg, but who had also written sympathetic reviews of some of Roth's novels, and shared many of his religio-political views. Under the circumstances it also seems more than likely, that Joseph Roth was personally acquainted with Anton van Duinkerken. But the decisive reason behind the adaptation of the "Ballade van de Katholiek" must have been, that in spite of all differences in

emphasis and approach, Van Duinkerken's text provided Joseph Roth with a basic concept which he could use. The Dutch poet's catholicism must, as such, have appealed to Roth, who especially in exile became increasingly immersed in that religion, possibly to compensate for the loss of every other certitude in his existence. More specifically, Roth's notion, conceived during the first years of his exile, of an Antichrist who exerted his influence in all contemporary events led logically to the Christian as his predestined opponent. In the final analysis, the tendency to project the political conflicts of the day onto a religious background was, however, most likely based on an idea expressed in Joseph Roth's speech on "Glauben und Fortschritt," held in Holland in June, 1936. On that occasion he declared that the customary political terminology had become meaningless, and that no progress was possible on that level. This left as the only avenue to a better future, the "Weg nach der Tiefe und nach der Höhe: den Glauben also,"<sup>10</sup> and consequently it became imperative for Joseph Roth to conceive of the struggle against fascism in religious terms. I have attempted to show how, in one particular instance using Van Duinkerken's ballad as a vehicle, he employed his literary and rhetorical talents to that end.

University of Georgia

Egbert Krispyn



Notes

- 1 Oldenzaal, 1934-1940. Initially under the title Heimatblätter.
- 2 Volk en Vaderland. Weekblad voor de Nationaal-Socialistische Beweging in Nederland, Vol. 3, No. 49, Saturday, 7 December, 1935. The reference to this issue, prefixed to the text of "Ballade van de Katholiek" in: Duinkerken, Anton van. Verzamelde Gedichten. Hart van Brabant 1930-1937. (Utrecht/Antwerpen: Het Spectrum. n. d.), p. 88, erroneously gives the date as Friday, 6 December, 1935.
- 3 The foregoing account of the Dutch National Socialist Movement's relations with the Roman Catholic Church at this time is based on Jong, L. de. Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog. ('sGravenhage: Staatsuitgeverij). Vol. 1. (1969), pp. 315; 318f; 320ff. See also Vol. 4, Pt. 2. (1972), p. 794.
- 4 The foregoing account of the events of the year 1572 is based on Geyl, P. The Revolt of the Netherlands (1555-1609). (London: Williams & Norgate, Ltd. 1932), p. 116; 126-129.
- 5 See Kesten, Hermann. "A Propos de Joseph Roth." In: Allemagne D'Aujourd'Hui, 1957, No. 3, p. 48; Schickele, René. Letter to Meier-Graefe d. 3 October, 1934. In: Werke in drei Bänden. (Cologne/Berlin: Kiepenheuer & Witsch. 1959), Vol. 3, p. 1211. Relevant facts and sources on Roth's religious attitude are summarized by Hackert, Fritz. "Joseph Roth. Zur Biographie." In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Vol. 43, No. 1, March, 1969, pp. 161-186.
- 6 See Zweig, Friderika Maria. Spiegelungen des Lebens. Autobiographie. (Vienna : H. Deutsch, 1964), p. 200.
- 7 Jong, L. de. Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog. Vol. 1, p. 320.
- 8 Schickele, René. Letter to Annemarie Meier-Graefe d. 10 May,

1935. In: Walter, Hans-Albert. Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Vol. 2. Asylpraxis und Lebensbedingungen in Europa. (Darmstadt/Neuwied: Luchterhand. 1972. Sammlung Luchterhand 77), p. 317f.
- 9 Roth, Joseph. Letter to Stefan Zweig d. 18 October, 1935. In: Kesten, Hermann (ed). Joseph Roth. Briefe 1911-1939. (Cologne/Berlin: Kiepenheuer & Witsch. 1970).
- 10 Roth, Joseph. "Glauben und Fortschritt." In: De Gemeinschaft, December, 1936, p. 594. Quoted by Hackert, Fritz. "Joseph Roth. Zur Biographie," p. 181.

I am indebted to Mr. Fred Grubel, Secretary of the Leo Baeck Institute in New York, for making available to me a photocopy of the manuscript of "Jawohl, mein Herr, ich bin ein Katholik!" and to Dr. S. Grosvogel of the same Institute for his help in transcribing it.



AR 1764

4/34

Joseph Roth Collection

IV E Place, Benton

54717

Plus, Bureau 1922

File: Joseph Roth  
--1--

Feb. 15, 1978  
Prof. Burton Pike  
Dept. of Comparative Literature  
Queens College, CUNY  
Flushing, N.Y. 11367

COMMENT: THE TWO-HEADED EAGLE THAT FLIES  
on the "Symposium on the writers Joseph Roth and Robert Musil  
"The Literary Afterglow of Imperial Austria", Feb. 15, 1978  
Roth and Musil are an improbable combination. The  
Austrian Empire specialized in improbable combinations; it was  
one itself. Its symbol was the double-headed eagle, but, as  
Clarisse points out to Ulrich in The Man without Qualities,  
in the real world there are no two-headed eagles; one only  
sees eagles with one head flying around. Professors Bronsen  
and Strelka have presented Roth and Musil as marked by this  
characteristically Austrian split, a discontinuity in perspective  
which is also to be found in their contemporaries and countrymen  
Hofmannsthal, Schnitzler, Broch, Kafka, Mahler, and Freud,  
among others.

Both Roth and Musil were exiles from their Austrianness  
as well as from their country, and both felt themselves exiles  
before their country disappeared. The deep roots of their  
exile perhaps account for the passion with which both men  
pursued an impossible ideal of unified existence, the Jewish  
Roth in Catholicism, the Machian Musil in a union of matter  
and spirit.

The topic of this symposium, "The Literary Afterglow of  
Imperial Austria", assumes a certain attitude towards history:  
the sanctity of chronological progression, the empirical  
facticity of the Empire and its culture. The topic also  
seems to harbor a reverential nostalgia for that improbable  
and vanished way of life in the country Musil irreverently  
dubbed "Kakania". In dealing with the topic, Professors  
Bronsen and Strelka have both chosen to employ a chronological



historical framework, and within that to concentrate on the writers' biographies rather than their fiction. They present their subjects as personalities living through their times. The biographical contrast between these two writers is interesting: Roth, who made his life a work of art, had the more colorful life, Musil the more interesting ideas.

There are, however, difficulties with this direct historical approach. It places the lives of the writers ahead of the works for which they most deserve to be remembered. Also, Roth and Musil shared the situation, and to some extent the fate, of a very large number of people. Many other names could be substituted for "Roth" and "Musil" as spectators, participants, victims, and exiles of Imperial Austria. We could approach the historical implications of the topic in another way, which might bring us closer to Roth and Musil as artists, by looking at the uses to which both writers put history within their fiction. Seen from the perspective of their art, it is apparent that both writers used history in order to transcend it, not to demonstrate it. Artistically, they seem to see history as bondage to time and place, something to be escaped from by moving toward the freedom and universality of myth.

This other view of history places both writers in a larger frame of artistic endeavor. It was not just Roth and Musil, but their entire age which, in various ways, saw itself imprisoned in historical consciousness and tried to escape into myth. For much of the nineteenth and twentieth

centuries this struggle functioned as a major dynamic process in European culture. It can be found in Schopenhauer, Marx, Nietzsche, Flaubert, Tolstoy, Thomas Mann, Benn, Hesse, Brecht, Yeats, Proust, Henry James, Jung, Sartre, Mussolini, and Hitler, as well as in Austrians like Roth, Musil, Rilke, Kafka, Werfel, Broch, Freud, and Hofmannsthal. What perhaps gave the Austrians a slight edge in the later stages of this process was the physical disappearance of their geographical Empire in 1918. Proust wrote that "the only true paradises are the paradises one has lost", and the Austrians lost theirs in spades; they lost a real country where others had to posit or invent something to lose.

The internalization of this loss in the work of art is, or ought to be, the central focus of the historical approach to Roth and Musil. It has the advantage over the strictly biographical approach of being more interesting and of helping construct bridges between the culture and individual novels and stories which the biographical point of view can not really establish. It also gives due weight to the primacy of myth over history in both writers.

Roth, like Musil, was interested in "the ghostliness of what happens", as his evocative and mythically suggestive titles indicate: Job, Radetzky March, Jews on Apprentice Travels emphasize the general and universal, while the novels to which these titles are attached present the historical and particular. And although The Man without Qualities begins in "Kakania", Kakania is not Musil's subject. This



novel circles around the confusions of Ulrich, just as The Confusions of Young Törless circles around Törless rather than the military boarding school which he and Musil attended. It is not only that Ulrich withdraws his attention and energy from the external world; the basic historical perspective in The Man without Qualities is one of relativistic fragmentation rather than linear progression, Einstein's perspective rather than Hegel's:

"The train of time is a train which unrolls its tracks in front of itself. The river of time is a river which carries its banks along with it. The passenger moves between solid walls on a solid floor; but floor and walls are set in motion in the liveliest fashion by the movements of the passenger without his noticing".

Musil's one apparent obeisance to the traditional linear concept of history in the novel is an act of profoundest irony. The date of the novel is set on the first page as August, 1913, and the action--Ulrich's attempt to find himself--is to take a year. Within the narrative, however, there is only the vaguest sense of time passing. There is no framework of days, weeks, or months inexorably leading the characters and the reader on to the apocalypse. The flow of calendar time is suppressed by the flow of conversations, essays, metaphors, descriptions, and writing (Ulrich's diary). With the initial date Musil has given the reader a literal time bomb, which wittily counterpoints everything in the novel without actually figuring in it "historically".

To mention briefly such perspectives on history as these in the novels of Roth and Musil only suggests how complicated and interesting the problem of history becomes when it has been transmuted into art. And to mention these perspectives is only to suggest alternatives; there are many ways of approaching this problem, including the biographical. Still, Musil's presentation of Kakania is the ironic evocation of a way of life, not a historical description of it. Kakania never existed outside the pages of The Man without Qualities; within them, it lives. Within the pages of this novel, and only there, the two-headed eagle is made to fly.

Queens College and The Graduate  
School, City University of New York

#



AR 1764

9/36

Joseph Roth Collection IV E Stöcklein, Paul

54-717

STÖCKLEIN, PAUL

1883

Wayne State University  
Memorandum

SM 123  
To Roth Collect.

Subject:

From:

To:

Date:

JAN 12 1963

Ext.

Jan 7, 1963

Dear Fred:

The enclosed, most favorable reaction to your Joseph-Roth article may have escaped you. The author, Prof. at the U of Frankfurt and a friend of mine, sent it to me.

Cordially  
LW



# Woher der Haß?

Ein vergessenes Kapitel von Joseph Roths Antisemitismusdeutung

v/10/4

Joseph Roth hat in den Jahren vor 1933 seine Leipziger Verwandten – und nicht nur sie – unermüdlich gewarnt. Vergeblich. Soeben hat ein jüngerer Vetter Roths, heute Leiter des Leo-Baeck-Instituts in New York, Fred Grubel, den familiären Hergang aufgeheilt, geradezu mit Humor. Der in Leipzig gern gesehene und bewunderte ältere Vetter, der Dichter und Reporter, wenn er aus der großen Welt kam – er mochte warnen, berichten, beschwören, es half nichts. Für seine Verwandten war er eine Künstlernatur: sehr phantasiebegabt. Das Entscheidende: Sie konnten sich keine Gefahr vorstellen – wie die meisten deutschen Juden! Und dann, als es soweit war, kam Grubel prompt nach Buchenwald – das er aber 1939 zum Glück verlassen konnte, er emigrierte nach England; die gute Nachricht hat den Dichter in seinen letzten Lebensmonaten in Paris gerade noch erreicht.

Ja: Es war schwer, den braunen Haß richtig zu sehen. Es ist immer noch schwer. Wie sah ihn Roth?

## Eine Reihe Zeugnisse

Bevor man zu zitieren beginnt, sollte man den Stil, besonders dies eigentümlich aphoristische Pars pro toto dem Leser erläutern. Da schreibt Roth zum Beispiel über die Bücherverbrennung 1933, wenige Monate nach dem Ereignis, in den „Cahiers Juifs“: „Quand on brûle les livres des auteurs juifs ou soupçonnés tels, on met le feu, en réalité, au Livre des livres: à la Bible.“ Das bedeutet: Die Spitze der nimmermüden Flamme sucht die Bibel, der Haß gilt den der Bibel noch Treuen; laßt euch nicht ablenken, das schwingt mit, von der Propaganda, welche sagt, hier lodere Unmut wegen „Überfremdung“; nein, hier drängt mehr herauf, als die Hassenden selber wissen, so expliziert es Roth einige Jahre später; die der Bibel, die dem Liebesgebot und der Gottesfurcht noch Treuen, das sind die Gehaßten. Roth zählt auch die aufgeklärten Christen und Juden noch zu dieser Schar; weshalb beschneiden selbst aufgeklärte Juden ihre Kinder, wenn nicht aus einer letzten Anhänglichkeit an das biblisch Auferlegte. Wer die Schriften Freuds und Roths aus diesen Jahren kennt, findet leicht ähnliche Gedankengänge; der Haß schien eben nicht nur rassistisch begründet. Damals war es nicht schwer, dies alles in Roths französisch zugespitztem Pars pro toto mitzuhören.

Die Presse (Wien)

29. Oktober 1983

„Man hat den Davidstern angespien, um das Kreuz anzugreifen“, schreibt Roth pointiert im Jahre 1937 („Emigration“ heißt der Aufsatz) und legt des näheren den großen Unterschied zu den historisch bekannten Judenverfolgungen dar, einen Unterschied, den gerade „viele Juden“, wie er sagt, „nicht sehen“ wollten. Man bespöttelt seit Schönerer auch die Taufe, welche an einem Juden doch nur abfließen könne. „Zum erstenmal“ in der Geschichte, so Roth in einem gleichzeitigen Essay, „wird das Unglück der Juden mit dem der Christen identisch... Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth... Man wird zur Einsicht kommen müssen, daß jenes banale Witzwort, auf die Juden geprägt, das da lautete: Sie sind nicht zu dertaufen, lediglich für das Dritte Reich gilt. Es ist ‚nicht zu dertaufen‘. Auch nicht durch Konkordate.“

In dem genannten großen Aufsatz „Emigration“ heißt es weiter: „Man kann nicht – auch wenn man sich dessen schämt – oft genug wiederholen, daß die heutigen Deutschen die Juden nicht deshalb hassen, weil sie Jesus Christus gekreuzigt haben, sondern weil sie ihn hervorgebracht haben.“ Das neue Endziel des Hasses macht Roth in demselben Aufsatz dem Leser durch eine Vorhersage deutlich, die er an der Stelle einfügt, wo er vom Haß der braunen Herrscher gegen die protestantischen Christen spricht (eine für den inkarnierten Altösterreicher, der er war, überraschende Vorhersage, noch dazu im Jahre 1937): „Die Protestanten sind ganze Christen und, wie es sich erwiesen hat, von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Grenzen des Märtyrertums erreicht... Sehr wenige Protestanten emigrieren aus Deutschland. Es liegt... in der Natur ihrer Religion, eben zu bleiben und zu protestieren. Der leibliche Untergang ist ihnen gewiß. Sie befruchten mit ihrem Blut die deutschen Felder...“ Ihr „leiblicher Untergang“?

Heute weiß man, der „Führer“ ist nicht mehr dazugekommen. Er hat nur eine der beiden großen Lösungen, die er erwog, noch durchführen können, die bekannte „Endlö-

sung“; er endete, bevor sein „Werk“ geendet war. Roths Prophezeiung ist, wenn man etwa an das Blutbad im Anschluß an das Attentat von 1944 denkt, in dem auch eine Elite des Protestantismus umgekommen ist, dem Sinne nach eingetroffen.

Roth hebt den neuen, den braunen Antisemitismus von allen anderen Antisemitismen seiner Zeit ab. Nur dem Schönererschen könnte eine gewisse Verwandtschaft zuerkannt werden; Schönerers entsetzlichen, in Österreich lange beliebten Reim: „Ohne Juda, ohne Rom / Bauen wir den deutschen Dom“ soll Hitler in seinen Wiener Jahren über seinem Bett an die Wand geheftet haben. Roth hat den osteuropäischen Antisemitismus mehrmals charakterisiert, ebenso hat er die im neuen „gottlosen“ Rußland entstehenden, ungemein komplizierten Verhältnisse oft dargestellt, auch in Romanen. Es genügt hier zu sagen, daß Roth den neuen im Herzen Mitteleuropas, in Deutschland und im alten Österreich, entstandenen Antisemitismus als etwas anderes, etwas Gefährlicheres sah – auch wenn er im allgemeinen den Stalinismus und Hitlerismus parallelisiert, auch wenn er sie in der Parabelsprache des „Antichrist“ als die zwei „Filialen der Hölle“ bezeichnet hat.

Wohl im ersten Viertel des Jahres 1939 schrieb nun Roth noch einmal und noch genauer über den braunen Antisemitismus. Die Überschrift lautet: „Le dynamisme“ eternal. Es heißt darin: „Dieser Haß hat tiefere Gründe als die Hassenden selbst es wissen. Ich neige dazu – und man möge mich deswegen ‚mystisch veranlagt‘ nennen –, zu glauben, daß die Deutschen die Geißel Gottes für die Juden sind. Es hieße den Antisemitismus der Deutschen mißzuverstehen, wenn man ihn etwa lediglich als eine Abart des bei allen Völkern verständlichen, wenn auch nicht selbstverständlichen Antisemitismus auffassen wollte. Der Judenhaß der Deutschen hat metaphysische, hat geradezu religiöse Gründe... Sie selbst glauben, sie haßten den Zionstern, aber sie hassen in Wirklichkeit das Kreuz.“ Er fährt fort: „Sie selbst glauben, sie haßten an den Juden die Neigung zum Geld und zum Wucher und zur Ausbeutung. Aber sie hassen in Wirklichkeit das Leiden, das Leid, das die Liebe ist.“

## Ein Blick auf Freud

Sigmund Freud bringt in seinem tiefsinnig fabulierenden, wunderlichen Alterswerk „Der Mann Moses“ (im Laufe des Jahres 1939 erschienen) in dem Kapitel „Anwendung“ einen überraschenden Exkurs über den Antisemitismus. Ich zitiere den Hauptpassus in extenso und bitte den Leser, sich bis zum Schlußsatz, auf den es hauptsächlich ankommt, zu gedulden.

„Die tieferen Motive des Judenhasses... wirken aus dem Unbewußten der Völker... Ich wage die Behauptung, daß die Eifersucht auf das Volk, welches sich für das erstgeborene, bevorzugte Kind Gottvaters ausgab, bei den anderen heute noch nicht überwunden ist, so als ob sie dem Anspruch Glauben geschenkt hätten. Ferner hat unter den Sitten, durch die sich die Juden absonderten, die der Beschneidung einen unliebsamen, und heimlichen Eindruck gemacht... Und man sollte nicht vergessen, daß alle diese Völker, die sich heute im Judenhaß hervortun, erst in späthistorischen Zeiten Christen geworden sind... Man könnte sagen, sie sind alle ‚schlecht getauft‘, unter einer dünnen Tünche von Christentum sind sie geblieben, was ihre Ahnen waren, die einem barbarischen Polytheismus huldigten. Sie haben ihren Groll gegen die neue, ihnen aufgedrängte Religion nicht überwunden, aber sie haben ihn auf die Quelle verschoben, von der das Christentum zu ihnen kam... Ihr Judenhaß ist im Grunde Christenhaß, und man braucht sich nicht zu wundern, daß in der deutschen nationalsozialistischen Revolution diese innige Beziehung der zwei monotheistischen Religionen in der feindseligen Behandlung beider so deutlichen Ausdruck findet.“

Ein zunächst verwirrender Ausdruck im letzten Satz: „In der deutschen nationalsozialistischen Revolution“; genau so bezeichnete ja die braune Regierung seit Jahren ihren verbrecherischen innenpolitischen Neubeginn. „Sprachliche Übernahme?“ Nein! Es ist der alte Freudsche Stil, geprägt vom vorigen Jahrhundert, als in der besseren schwarz-gelben Gesellschaft die Vokabel „Revolution“, diese wandlungsfreudige Vokabel, recht negativ besetzt war.







AR 1764 9/36

Joseph Roth Collection

IV E Willenich -  
Tosha,  
Margarete

59717

WILLENICH - TOSHA, 1932

Margarete Willerich-Tocha  
Alter Postweg 120  
Universität Augsburg  
8900 Augsburg  
West-Germany

*Archives*  
9. März 1978

Dr. Fred Grubel  
Leo Baeck Institute  
  
129 East 73rd Street  
New York, N.Y. 10021

Sehr geehrter Herr Dr. Grubel,

ich habe, Ihrem Rat entsprechend, an alle German Departments in den USA und Kanada Fragebogen über laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte über Joseph Roth und angebotene Universitätsveranstaltungen zu Roth verschickt, von denen ich bis jetzt rund 50 % Rückmeldungen bekommen habe. Da Sie ja an den Ergebnissen interessiert waren, habe ich Ihnen alle positiven Angaben zusammengestellt, auch dann, wenn es sich um Untersuchungen handelt, die bibliographisch bereits erfaßt sind.

Mit freundlichen Grüßen

Ihre

*M. Willerich-Tocha*

Viele Grüße auch an Frau Dr. Milton und Herrn Dr. Lowenstein!



The following lectures, courses and conferences on Joseph Roth  
have been offered

- Subject: Austrian Literature  
Instructor: L.T. Elteto, Portland State University, Portland  
Date: Approx. every two years
  
- Subject: The Jewish Contribution to German Literature  
Instructor: H. Zohn, Brandeis University, Waltham  
Date: 1975 and 1978
  
- Subject: Images of a culture in crisis: Vienna 1890 - 1918  
Instructor: Krishna Winston  
Lee Leo Lensing, Wesleyan University, Middletown  
Date: 1975-1976
  
- Subject: Österreichische Erzähler  
Instructor: Prof. Aspetsberger, Klagenfurt (Gastdozent)  
Date: 1976 (Middlebury College, Middlebury)
  
- Subject: Moderner deutscher Roman: Joseph Roths Radetzky Marsch  
Instructor: T. Huber, Middlebury College, Middlebury  
Date: 1976
  
- Subject: Austrian Literature  
Instructor: L. Rudnytzky, La Salle College, Philadelphia  
Date: every two years
  
- Subject: Wien und Berlin als literarische Hauptstädte, 1890 bis  
zur Gegenwart (u.a. Radetzky Marsch)  
Instructor: David Dollenmayer, Smith College, Northampton  
Date: 1977

- Dorothy-Elisabeth Pauley: Social criticism in Joseph Roths Radetzkyarsch. Thesis, University of Canterbury (?)  
University of Toronto, Main Campus, Toronto, Canada
  
- Peter A. Winkel: Thematic and structural Elements in the early Novels of Joseph Roth. Rutgers University, Diss. 1972  
Rutgers University, New Brunswick
  
- H. Famira: Die Erzählsituation in den Romanen Joseph Roths. Bern 1971, Diss.  
Concordia University, Montreal, Canada
  
- Renny Harrigan: Stereotyp des emanzipierten Weibes in der Weimarer Republik (behandelt Romane Roths). In: Sonderheft für Literaturwissenschaft und Linguistik (über Stereotypen), hrsg. von Helmut Kreuzer, erscheint im Frühjahr 1978  
The University of Wisconsin-Milwaukee
  
- David Dollenmayer: The Novel and History: Roth-Musil-Doderer. Diss. Princeton University 1977  
Smith College, Northampton
  
- Roman S. Struc: Die slawische Welt im Werk Joseph Roths. In: Joseph Roth und die Tradition, hrsg. von David Bronsen, Darmstadt 1975  
Roman S. Struc: Radetzkyarsch als Roman der Beziehungslosigkeit. In: Revue des Langues Vivantes, Bd. 42, 1976  
Roman S. Struc: David Bronsen, Joseph Roth: Eine Biographie. Besprechung in: Modern Austrian Literature, Bd. 8, 1975  
University of Calgary, Calgary, Alberta, Canada



The following projects and publications were completed

- Werner Hoffmeister: Eine ganz bestimmte Art von Sympathie. Erzählhaltung und Gedankenschilderung im "Radetzky-Marsch". In: Joseph Roth und die Tradition, hrsg. von David Bronsen, Darmstadt 1975, S. 163 - 180

Brown University, Providence (jetzt am Dartmouth Department)

- Carl Steiner: Frankreichbild und Katholizismus bei Joseph Roth. In: The German Quarterly, XLVI, 1, Jan. 1973, S. 12-21

The George Washington University, Washington D.C.

- H. Zohn: Translation of "Heinrich Heine and Joseph Roth" by Hermann Kesten. In: Year Book XX of Leo Baeck Institute, 1975, S. 259-273

H. Zohn: Review of "Weit von wo" by Claudio Magris. In: Books Abroad Jan. 1975

H. Zohn: Excerpt from "Radetzky-Marsch" included in "Der farbenvolle Untergang: Österreichisches Lesebuch", ed. by H. Zohn, Prentice-Hall, 1971, S. 153-161

Brandeis University, Waltham

- Krispyn, Egbert: Joseph Roth and the Art of Adaption (Joseph Roths Übersetzung eines niederländischen Gedichts von A. van Duinkerken), Referat gehalten für eine Sondersitzung der MLA Gruppe V in Tuscaloosa (Alabama). Soll demnächst in einer Sammlung veröffentlicht werden.

E. Krispyn: Erwähnung Roths in: Anti-Nazi Writers in Exile. März 1978, University of Georgia Press

University of Georgia, Athens

- T. Ziolkowski: Paradigms of the Recent German Novel. In: Modern Language Journal, 52 (1968), S. 28-31

Princeton University, Princeton

- Ward H. Powell: Joseph Roth, Ironic Primitivist. In: Monatshefte, März 1961

University of Montana, Missoula

- Sidney Rosenfeld: Raumgestaltung und Raumsymbolik im Romanwerk Joseph Roths. 1965, University of Illinois diss.

University of Illinois, Urbana

AR 1764 4/37

Joseph Ash Collection

IV E

Various

59717



GRAMERCY 7-0698

*Dear Mr. J. Gould Fisher  
New York  
Not  
Missouri St. Keller*

**CAROLINE BIRMAN**

**COUNSELLOR AT LAW**

**25 EAST 10TH STREET  
SUITE 6C**

**NEW YORK 3, N. Y.**

23 (1911)

Liebste Friederike,

unter das Manuskript

"Die Legende eines Trüblers"  
die Dein Eigentum ist. Bitte  
bestätige den Erhalt.

3/8/1902

With love  
Caroline



Seit einiger Zeit denkt man daran, *Wolkenkratzer in Berlin* zu bauen. Die Veranlassung dazu böte die ungeheure *Wohnungsnot* und die Inanspruchnahme bürgerlicher Wohnungen durch Behörden, Kommissionen und dergleichen. Gegen die Errichtung von Wolkenkratzern spräche nur der Umstand, daß der Bau sehr teuer wäre. Manche, die es verstehen wollen, behaupten, daß die Zeit für die Wolkenkratzer heute, wenigstens für eine Weile, vorbei sei. Wolkenkratzer, meinen sie, hätten nur dann einen Sinn, wenn es sich darum handeln würde, am kostspieligen Bauterrain zu sparen. Heute nun, da die Baukosten so enorm seien, spiele der Bodenpreis eine im Verhältnis so geringe Rolle, daß man ruhig einfache Häuser bauen könnte, wäre das Material nur billig zu beschaffen.

Nun scheinen aber Wolkenkratzer, außer ihrem Hauptzweck, Raum zu ersparen, auch noch andere, nicht minder wichtige Zwecke und Vorteile zu haben. Ihre Errichtung würde zwar viel kosten, aber die *Mietpreise* für Büros, Geschäftshäuser, Kaufläden, Warenhäuser wären entsprechend größer. Die Einrichtung der Wolkenkratzer bietet viel Komfort, einfachen, verhältnismäßig billigen Komfort, und die *Reklame*, die ein Geschäft dadurch allein schon für sich macht, daß es in einem Wolkenkratzer untergebracht ist, ist nicht gering anzuschlagen.

Und im übrigen ist es wirklich an der Zeit, den *obdachlosen Mietern* ihre Wohnungen zurückzugeben und Kommissionen und Behörden in eigens für sie errichteten Räumen unterzubringen. Es ist sinnloseste *Raumverschwendung*, wenn Ämter sich in Wohnungen festsetzen, in denen Badezimmer, Küchen, Dienstbotenzimmer ihren eigentlichen Zwecken entzogen werden. In den meisten Ämtern kann man die Beobachtung machen, daß oft ein einziges Tippfräulein an ihrer Schreibmaschine beim Fenster sitzt, während der übrige Teil des Zimmers infolge seiner Lichtlosigkeit nicht als Arbeits-, sondern höchstens als Durchgangsraum benutzt werden kann. Ämter und Büros müssen eigene für ihre Zwecke eingerichtete Räume haben. Das *Problem der Wohnungsnot* wäre mit der Errichtung von Wolkenkratzern behoben.

So erwägen denn die Behörden jetzt, nachdem sie sich zuerst etwas gestärkt zu haben scheinen, ernstlich die Errichtung wenigstens eines Probe-Wolkenkratzers in Berlin. Er könnte im Zeitraum von *neun Monaten* fertig sein. Die Kosten sind heute schwer zu bestimmen. Die Zahl der Stockwerke spielte dabei keine Rolle. Ob man 8 oder 16 Stockwerke errichtet - das macht im Preis keinen so enormen Unterschied. Jedenfalls müßte das Haus mindestens *zehn* Stockwerke hoch sein, um den Namen „Wolkenkratzer“ tragen zu dürfen.

Die Bezeichnung „Wolkenkratzer“ stammt aus der Seemannssprache und be-

## BERLINER REPORTAGEN

Joseph Roth

### Wenn Berlin Wolkenkratzer bekäme

deutet ursprünglich die am höchsten angebrachten *Schiffsegel*, die bereits „die Wolken kratzen“ können. Das Wesen der Wolkenkratzer aber besteht nicht allein darin, daß sie hoch sind. Es ist vielmehr ein *eigenes Bausystem*, das erst die enorme Höhe der Wolkenkratzer überhaupt möglich macht.

Wollte man ein nach dem einfachen Bausystem errichtetes Haus um so zahl-



Der große Erzähler Joseph Roth, 1894 in Galizien geboren, gestorben 1939 im Pariser Exil, Meister der Wiener impressionistischen Schule mit nie verholener Liebe zur österreichisch-ungarischen Monarchie, hat - was weniger bekannt ist - zeit seines Lebens als Journalist gearbeitet. In den zwanziger Jahren berichtete er unter anderem als Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* aus Berlin. 1933 verließ er Deutschland.

Roths journalistische Arbeiten waren lange nicht zugänglich. Der Verlag Kiepenheuer & Witsch in Köln legt sie jetzt in einer Werkausgabe zum erstenmal vollständig vor: Joseph Roth, Werke, Band 1-6, Das journalistische Werk/Romane und Erzählungen. In dieser und den folgenden Ausgaben veröffentlichen wir daraus einige von Roths „Berliner Reportagen“ - Skizzen aus der Hauptstadt zu Beginn der zwanziger Jahre.

reiche Stockwerke erhöhen, so müßten die Grundmauern unglaublich stark sein, denn sie hätten die Aufgabe, zu „tragen“. Bei den Wolkenkratzern aber ist das Tragprinzip nicht angewendet. Es ist eine Art Meisenbausystem, wie ein bekannter Architekt sagt. Jedes Stockwerk ist selbstständig und trägt sich selbst. Man kann einen halbfertigen Wolkenkratzer vom höchsten Stockwerk aus bauen. Die tieferen werden dadurch nicht berührt. Es sind Eisenkonstruktionen, die die Kanten der Häuser bilden, und das Viereck einer Stockwerkmauer ist gleichsam durch eine Diagonale in Dreiecke geschnitten, und also tragfähig und einsturz sicher.

Zu Ende des 19. Jahrhunderts wendete Meister *Buffington* in *Minneapolis* zum erstenmal dieses System an. Es bewährte sich ausgezeichnet bei Bränden und sogar bei Erdbeben. So dürfte vielleicht die auf den ersten Blick paradox wirkende Tatsache bekannt sein, daß bei dem großen Erdbeben in San Franzisko die Wolkenkratzer allein verschont blieben. Es konnte eben nichts „einstürzen“, weil jedes Stockwerk sich selbst trägt.

Die *Inneneinrichtung* der Wolkenkratzer ist äußerst komfortabel. Ein Wolkenkratzer beschäftigt unter Umständen 20 000 *Hausangestellte*, hat eine eigene Wasserversorgung, Vakuumreinigung, Pumpwerke, Feuerwehrschräume und eine eigene Feuerwehrkompanie mit einem Hauptmann. In großen Tanks sind Wasserreserven vorhanden, von unten aus führen *Steigrohre* nach den Tanks. Die Aufzüge sind natürlich von besonders fester Konstruktion. Die Arbeiter des Wolkenkratzers gehen Tag für Tag zu Fuß alle Stockwerke ab, schichtweise, kontrollieren alle Einrichtungen.

Die Wolkenkratzer sind eigentlich die *Ausdrucksform* unseres Jahrhunderts. In ihren Pfeilern und Drahtgerüsten schwingt der Treibriemenrhythmus der Gegenwart. Sie sind die Überwindung des Problems von Babel. Siehe da: man baut Türme, die in den Himmel ragen, Erdbeben kommen, und die Türme stürzen nicht ein. - Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?

Ich saß mehr als eine Stunde bei dem weitgereisten Architekten, dem *Baurat Jaffé*. Er zeigte mir Bilder vom Eiffelturm, der zart und leise, fast singend gegen den Pariser Himmel anstrebt. Ich sah die riesenhaften Zentauren- und Cycloppenwerke von New York, den Chicagoer *Massonic-Tempel*, das Ferris-Rad, das sich wie ein ausgestellter Äquator unermüdlich dreht, die Gesamtansicht von East-River, New York aus der Vogelschau. Alles ist unerhört, überdimensional, wuchtig und doch schlank, irdisch und dennoch siegreich zum Himmel schwingend.

Warum sollte Berlin keine Wolkenkratzer haben?

*Neue Berliner Zeitung - 12-Uhr-Blatt*  
18. Februar 1921

Helen Vita

Kämpfe mit dem Gewehr. Ich habe per-



ins', Cahiers Juifs<sup>n</sup> n. 5/6 Septembre / Novembre

Joseph Roth, *L'Auto-da-fé de l'Esprit*

1933 (1933)

Peu d'observateurs dans le monde semblent se rendre compte de ce que signifient l'auto-da-fé des livres, l'expulsion des écrivains juifs et toutes les autres tentatives forcenées du troisième Reich pour détruire l'esprit. L'invasion sanglante des barbares à la technique perfectionnée, la migration formidable des orangs-outangs mécanisés, armés de bombes à mains, de gaz asphyxiants, d'ammoniaque, de nitroglycérine, de masques à gaz et d'avions, la révolte des descendants par l'esprit (sinon par le sang), des Cimbres et des Teutons, tout cela signifie bien plus que ne voudrait le croire le monde menacé et terrorisé : on doit le reconnaître et le dire ouvertement : l'Europe spirituelle capitule. Elle capitule par faiblesse, par paresse, par indifférence, par inconscience (ce sera la tâche de l'avenir de préciser les raisons de cette capitulation honteuse).

Nous autres, écrivains allemands de sang juif, en ces jours où la fumée de nos livres brûlés monte vers le ciel, devons avant tout reconnaître que nous sommes vaincus. Nous qui constituons la première vague des soldats ayant lutté sous le drapeau de l'esprit européen, accomplissons le plus noble devoir des guerriers honorablement vaincus : reconnaissons notre défaite. *Oui, nous sommes battus.*

Il serait indigne de nous d'anticiper aujourd'hui sur les lauriers de nos futures victoires. Il serait puéril de proclamer d'avance le triomphe définitif de l'esprit humain sur la force momentanément victorieuse de la faune des « Leuna-Werke », des « I.G. Farbenwerke » et autres forêts vierges chimico-techniques. Nous sommes fiers de notre défaite. Nous étions au premier rang de ceux qui défendaient l'Europe, et on nous a assommés les premiers. Nos camarades de « sang aryen » peuvent encore espérer leur grâce (à condition de manifester, ne fût-ce que légèrement, le désir de s'exprimer dans la langue de Goebbels et Goering). Il est même possible que les vandales du Troisième Reich essayent d'utiliser provisoirement des écri-



vains « aryens » de grand renom littéraire, exemple Thomas Mann et Gerhard Hauptmann (actuellement chassés), pour duper l'humanité et lui faire croire par une ruse de guerre, que le national-socialisme respecte lui aussi l'esprit européen. Mais nous autres écrivains d'origine juive sommes, grâce à Dieu, à l'abri de toute tentative de rapprochement de la part des barbares. Nous sommes *les seuls représentants de l'Europe* qui ne puissent plus retourner en Allemagne. Même s'il se trouvait dans nos rangs un traître qui, par ambition, stupidité et aveuglement, voudrait conclure une paix honteuse avec les destructeurs de l'Europe, il ne le pourrait pas ! Le sang « asiatique » et « oriental » que nous reprochent les maîtres actuels du Reich allemand ne nous permet précisément pas de désertir les nobles rangs de l'armée européenne. Dieu lui-même — et nous en sommes fiers — ne nous laisse pas trahir l'Europe, la Chrétienté et le Judaïsme. Dieu est avec les vaincus, non pas avec les vainqueurs ! En un temps où Sa Sainteté le Souverain Pontife de la Chrétienté conclut un traité de paix, dit « Concordat », avec les ennemis du Christ, où les Protestants fondent une « Église allemande » et censurent la Bible, nous autres descendants des anciens Juifs, ancêtres de la culture européenne, restons les seuls représentants légitimes allemands de cette culture. Grâce à l'inscrutable sagesse divine, nous sommes physiquement incapables de la trahir pour la civilisation païenne des gaz asphyxiants, pour le dieu de guerre germanique armé d'ammoniaque.

Les écrivains allemands de sang juif — et même les écrivains allemands en général — se sont-ils jamais sentis chez eux dans le Reich allemand ? On sent s'éveiller le soupçon historiquement bien fondé, que les hommes de lettres allemands, d'origine juive ou non-juive, ne furent de tout temps que des étrangers dans le pays d'Allemagne, des émigrants sur le sol natal, dévorés du nostalgique désir d'une vraie patrie, même lorsqu'ils se trouvaient en deça de ses frontières. Depuis le moment où le « Deuxième Reich » de Bismarck décréta la prédominance de l'autorité physique, matérialiste et militaire sur la vie spirituelle, où le type du « caporal » fut proclamé et reconnu par le monde comme le type caractéristique de l'Allemagne, les écrivains allemands se sentirent moralement exilés et brûlés. Derrière le caporal se tenaient l'ingénieur qui lui

fournissait des armes, le chimiste qui perfectionnait le gaz asphyxiant pour détruire le cerveau humain et composait en même temps le pyramidon pour soulager la migraine; le professeur allemand, que les journaux humoristiques représentent mensongèrement comme un rêveur anodin oubliant son parapluie, et qui en réalité est l'ennemi le plus dangereux (parce que le plus dogmatique) de la civilisation européenne; inventeur de gaz empoisonnés même dans le domaine de la philologie, payé pour propager l'idée de la supériorité prussienne, sous-officier de la science académique, devenue sous Guillaume II une caserne.

Dans le nouveau « Reich allemand » il n'y avait de libres et d'indépendants, donc de révolutionnaires dans le vrai sens du mot, que les écrivains véritables. C'est pourquoi, bien avant Hitler, ils se sentaient des émigrés et des sans-patrie dans le royaume de la technique, des caporaux, des parades et du garde à vous. Si l'on veut comprendre le récent auto-da-fé de livres, on doit considérer le « Troisième Reich » actuel comme une conséquence naturelle du Reich prussien de Bismarck et des Hohenzollern, et non point comme une réaction contre la pauvre république allemande avec ses faibles démocrates et social-démocrates allemands. La Prusse qui dominait l'Allemagne a toujours été hostile à l'esprit, au livre, au Livre des livres, c'est-à-dire à la Bible, aux Juifs et aux Chrétiens, à l'humanisme et à l'Europe. Le « Troisième Reich » de Hitler n'effraye le monde européen que parce qu'il a eu l'audace d'accomplir ce que la Prusse avait toujours projeté, à savoir : brûler les livres, assommer les Juifs, fausser le christianisme.

La grande erreur historique des Juifs acclimatés en Allemagne fut de se soumettre au caporal prussien au lieu de s'allier au véritable esprit allemand. Aux environs de 1900 surgit en Allemagne une catégorie de Juifs qu'on pourrait surnommer « Juifs de l'Empereur Guillaume » ou « Judéo-Prussiens » ou encore « Lieutenants de réserve juifs », bref, des « Juifs du dimanche ». Sans renoncer à leur religion, ils tentèrent de la transformer en une sorte de protestantisme et de faire de leurs temples des casernes prussiennes. Ils s'intitulaient « citoyens allemands de confession judaïque », et le fait d'adopter le nom de « « citoyens allemands » au lieu d' « Allemands » tout court, prouve qu'ils sentaient eux-mêmes que le



citoyennat n'était pas encore une fusion avec le peuple et la nation. Ils avaient juste assez de volonté pour ne pas se séparer de la tradition millénaire de leurs pères, mais ils étaient assez lâches pour fausser cette tradition. N'ayant pas le courage de se convertir eux-mêmes, *ils préféraient baptiser toute la religion juive*. Ainsi naquirent des prêtres juifs aux allures et aux costumes protestants; des « communautés israélites réformées » qui sanctifiaient le dimanche au lieu du Sabbath; des Juifs qui le jour du Yom Kippour se rendaient au temple — maison d'un Dieu trahi — en luxueuses calèches, revêtus de l'uniforme de lieutenants de réserve des régiments prussiens; des Juifs qui finalement en venaient à considérer la « confession judaïque » comme une concession accordée par l'Etat à un Dieu prussien jumeau de Jéhovah... Ils se sentaient le droit de prendre en location la « civilisation allemande »; d'introduire et de favoriser, instables et oscillants comme ils l'étaient, des « modes » littéraires et autres; d'admirer sans critique, *novarum rerum cupidissimi* comme ils l'étaient devenus, toutes les tentatives de corruption dans les lettres, dans les arts plastiques, le théâtre; d'adorer le « progrès », parce qu'ils avaient oublié Jéhovah; de suivre le libéralisme et le libertinage.

Il est permis de dire que depuis 1900 environ, cette « couche supérieure » de Juifs allemands a en grande partie déterminé, sinon dominé, la vie artistique de l'Allemagne. La tâche du juste est de constater leurs qualités et leurs vertus autant que leurs défauts. Même leurs erreurs furent parfois salutaires. Dans tout le vaste Reich, peuplé de soixante millions d'hommes, parmi tous les nombreux et riches industriels, il n'y avait pas, sauf, naturellement, des exceptions individuelles, un seul milieu qui manifestât un intérêt actif pour l'art et l'esprit. En ce qui concerne les « Junker » prussiens, le monde civilisé se rend compte qu'ils savent tout juste lire et écrire; un de leurs représentants, le président du Reich allemand, Hindenburg, a publiquement reconnu *que de sa vie il n'avait jamais lu de livre*. Cependant, soit dit en passant, ce fut cette statue, antique depuis sa première jeunesse, que les ouvriers, social-démocrates, journalistes, artistes, Juifs, adorèrent pendant la guerre et que le peuple allemand (ouvriers, Juifs, journalistes, artistes, social-démocrates), élurent à deux reprises, après la guerre, président

du Reich. Un peuple qui élit pour chef suprême une statue n'ayant jamais lu un livre, est-il si loin de brûler les livres eux-mêmes? Et les écrivains, savants et philosophes juifs qui élurent Hindenburg, ont-ils réellement le droit de se plaindre du bûcher sur lequel grillent maintenant nos pensées?

Quant aux industriels, ils s'occupaient d'acier et de fer, de canons et de « Berthas », ils forgeaient les « épées de Siegfried » modernes. Les gros négociants, eux, fabriquaient la camelote bon marché « made in Germany » dont ils inondaient le monde infortuné. *Seuls les Juifs allemands, qu'ils fussent médecins, avocats, boutiquiers, propriétaires de grands magasins, artisans ou fabricants, manifestaient de l'intérêt pour les livres, le théâtre, les musées, la musique.* Même si ça et là ils tombaient dans un snobisme de mauvais goût, le fait est que dans toute l'Allemagne il ne se trouvait pas de milieu capable de les modérer et redresser leurs erreurs. Revues et journaux étaient édités par des Juifs, payés par des Juifs, lus par des Juifs! Tout un essaim de critiques et d'interprètes intellectuels juifs découvraient et lançaient de nombreux poètes, écrivains, acteurs « purement aryens »! Maintenant que le théâtre et la littérature sont « épurés », y a-t-il un seul comédien ou littérateur remarquable qui n'ait pas déjà été distingué et apprécié au temps où la critique et l'opinion publique étaient alimentées par les Juifs? Que le Troisième Reich nous montre un seul poète, acteur, musicien de talent « purement aryen », qui ait été opprimé par les Juifs et libéré par M. Goebbels! Seuls de faibles dilettantes s'épanouissent à l'ombre de la croix gammée, sous les reflets sanglants des bûchers où nous flambons...

Depuis le début du xx<sup>e</sup> siècle, on a vu contribuer à la littérature allemande les écrivains suivants, Juifs, demi-Juifs et quarts de Juifs (« d'origine sémitique » pour parler le dialecte du Troisième Reich)!

Le Viennois *Peter Altenberg*, troubadour du xx<sup>e</sup> siècle, tendre poète de la plus douce et la plus secrète beauté féminine, traité depuis longtemps de « pornographe décadent » par les barbares de la théorie raciste; *Oscar Blumenthal*, auteur de fines comédies sans grandeur, mais pleines de goût; *Richard Beer-Hoffmann*, noble forgeron de la langue allemande, héritier et interprète de l'héritage biblique; *Max Brod*, ami désintéressé de Franz Kafka, conteur de grande lignée, plein de zèle



et d'érudition, qui fit revivre la magnifique figure de Tycho de Brahes; *Alfred Doebelin*, qui, le premier découvrit et incarna dans les lettres allemandes le type populaire berlinois, une des créations les plus originales dans le monde intellectuel; *Bruno Frank*, artisan consciencieux du Verbe, dramaturge expérimenté, pacifiste et chantre du passé de la Prusse; *Ludwig Fulda*, poète lyrique et auteur de comédies pleines de charme et de finesse; *Maximilien Harden*, l'infatigable et peut-être le seul vrai publiciste allemand; *Walter Hasenclever*, un des dramaturges les plus ardents; *Georg Hermann*, simple et véridique conteur de la petite bourgeoisie; *Paul Heyse* (demi-Juif), premier Prix Nobel allemand; *Hugo von Hoffmannsthal*, un des plus nobles lyriques et prosateurs, héritier classique des trésors catholiques de la vieille Autriche; *Alfred Kerr*, critique théâtral débordant de fantaisie; *Karl Kraus*, grand polémiste, maître ès lettres allemandes, fanatique de la pureté linguistique, apôtre presque inattaquable du style; *Else Lasker-Schüller*, poétesse : on n'ose lui donner aucune autre épithète, celle-là suffit; *Klauss Mann* (demi-Juif, fils de *Thomas Mann*), jeune conteur riche de promesses et doué d'un talent stylistique considérable; *Alfred et Robert Neumann*, auteurs épiques remarquables; *Rainer Maria Rilke* (quart-de-Juif), un des plus grands lyriques d'Europe; *Peter Panter*, pamphlétiste étincelant d'esprit; *Carl Sternheim*, un des plus pénétrants nouvellistes et dramaturges; *Ernst Toller*, chantre des hirondelles, dramaturge révolutionnaire, qui passa sept ans dans une forteresse bavaroise par amour pour la liberté du peuple allemand; *Jakob Wassermann*, un des premiers romanciers d'Europe; *Franz Werfel*, dramaturge lyrique, conteur, magnifique poète; *Carl Wolfskehl*, grand et noble adaptateur de mythes; *Carl Zuckmayer*, puissant dramaturge; *Arnold Zweig*, auteur du formidable « *Sergent Grisha* » et de « *Devrient kert Heim* », romancier et essayiste de par la grâce de Dieu.

Liste bien incomplète des soldats intellectuels battus par le Troisième Reich! Le lecteur n'est pas obligé d'en prendre connaissance nom par nom. Qu'il se contente, comme nous, de les saluer, ceux-là et d'autres hommes de lettres juifs qui comptent parmi mes amis les plus chers et que mon amitié craint de décorer d'une épithète : *Stefan Zweig*, *Hermann Kesten*, *Egon Erwin Kisch*, *Ernst Weiss*, *Alfred Polgar*, *Walter Mehring*, *Siegfried Kracauer*, *Valeriu Marcu*, *Lion Feuchtwanger*, le

Fechter et beaucoup d'autres avec une haine personnelle. Certes, on trouve aussi des écrivains juifs! Mais que l'on donne comme exemple à ces écrivains juifs! Depuis qu'on a commencé à exposer un livre en Allemagne, on se demande si l'auteur était un antisémite littéraire de droite ou de gauche. Un juif responsable n'en a rien à dire. C'est intime. souvent profane. C'est aux meilleurs d'entre nous de décider, comme Hans Carossa, un écrivain juif remarquable, nommé dans ces circonstances pour rappeler que l'Allemagne n'est pas un pays non-juif qui ait refusé de reconnaître le Troisième Reich ». Les juifs ont gardé le silence, et c'est ainsi.

Beaucoup d'entre eux sont tombés. Nous sommes morts pour l'Allemagne, doublement et celui avec lequel nous sommes, la vraie!

C'est pourquoi nous sommes en Allemagne!

défunt *Hermann Ungar* et le vénéré prophète et voyant *Mar Picard*.

Que les auteurs judéo-allemands dont les noms ne se retrouvent pas dans cette liste me pardonnent mon oubli. Que ceux qui y figurent ne s'opposent pas au voisinage de tel ou tel adversaire. Ils sont tous tombés sur le champ d'honneur de la pensée. Ils ont tous, aux yeux des assassins et des incendiaires allemands, un péché commun : *le sang juif et l'esprit européen*.

Le monde menacé et terrorisé doit se rendre compte que l'intrusion du caporal Hitler dans la civilisation européenne ne signifie pas simplement le début d'un nouveau chapitre dans le domaine de l'antisémitisme : non ! Ce que disent les incendiaires est vrai, mais dans un autre sens ; ce Troisième Reich est le commencement de la *destruction* ! En battant les Juifs, on poursuit le Christ. Pour une fois, on n'assomme pas les Juifs parce qu'ils ont crucifié Jésus, mais parce qu'ils l'ont engendré. Quand on brûle les livres des auteurs juifs ou soupçonnés tels, on met le feu, en réalité, au Livre des livres : à la Bible. Quand on expulse et qu'on enferme des juges et des avocats juifs, on s'attaque, en esprit, au droit et à la justice. Quand on exile les écrivains de renom européen, on manifeste ainsi le mépris qu'on nourrit envers l'Angleterre et la France. Quand on martyrise les communistes, on combat le monde russe et slave, celui de Tolstoï et Dostoïevski bien plus encore que celui de Lénine et Trotsky. Quand on ridiculise l'Autriche, on raille de cette façon le catholicisme des Allemands ; et quand on veut la conquérir, on a pour but l'Adriatique entière. Mussolini se trompe, il ne connaît pas encore les guerriers Cimbres et Teutons ; il y a un certain temps un Romain se laissa, lui aussi tromper par les barbares ; Mussolini devrait mieux connaître l'histoire de Rome ! Tout en s'assurant l'amitié des fascistes, on méprise le « droit romain ». Un jour le monde s'étonnera de se voir vaincu par un caporal (qui déjà, a un maréchal sous ses ordres !) Nous autres, écrivains allemands de sang juif, sommes tombés les premiers pour l'Europe. La bêtise et le remords nous sont épargnés. Il ne nous reste que l'honneur... !

Le mérite indiscutable des écrivains juifs dans la littérature allemande consiste en la *découverte et l'utilisation littéraire de l'urbanisme*. Les Juifs ont découvert et dépeint le paysage de



la ville et le paysage psychique du citadin. Ils ont dévoilé toute la complexité de la civilisation urbaine. Ils ont révélé le café et la fabrique, le bar et l'hôtel, la banque et la petite bourgeoisie de la capitale, les centres de rassemblement des riches et les quartiers des miséreux, le péché et le vice, le jour citadin et la nuit citadine, le caractère de l'habitant des grandes villes. Cette direction était indiquée d'avance aux talents juifs par le milieu urbain où la plupart d'entre eux étaient nés, où leurs parents avaient été poussés pour des raisons sociales, et aussi par leurs sens plus développés et par la faculté cosmopolite propre aux Juifs. La plupart des écrivains allemands d'origine non-juive se bornaient à la description de la province géographique qui était leur patrie. En Allemagne, plus qu'en aucun autre pays, il existe une « littérature provinciale » répartie en régions, paysages, tribus, souvent d'une haute valeur littéraire, mais forcément inaccessible à l'Européen. Pour l'étranger, il n'y avait que « l'Allemagne » dont les interprètes littéraires étaient pour la plupart des écrivains juifs. Presque tous expliquaient au Français, à l'Anglais, à l'Américain le phénomène allemand. Mais ces vertus-là, les critiques et historiens nationalistes bornés les reprochèrent aux écrivains juifs comme des crimes. De la façon la plus puérile et la plus élémentaire, on considérait le sujet, la matière, comme le caractère personnel de l'auteur. Un écrivain juif était « étranger à la terre », quand il décrivait la ville; « littérateur de café » quand il découvrait les bars; « traître à la patrie » quand il représentait le monde; « bavard superficiel » quand il donnait une forme sensuelle au langage abstrait que l'allemand inspire souvent à ses dilettantes provinciaux; « feuilletonniste » s'il avait du charme et de la légèreté; « loustic » s'il avait de l'esprit; et s'il s'attaquait au paysage, on découvrait sur-le-champ qu'il le voyait « avec le cerveau » au lieu du cœur. On considérait comme zéro la confession émouvante de Jakob Wassermann « Ma voie comme Juif et comme Allemand »; on oubliait le seul chant de guerre allemand, composé par un Juif autrichien tombé sur le champ de bataille, le lieutenant *H. Zuckermann*; on ne songeait plus aux poèmes patriotiques d'*Ernst Lissauer*; on reniait le drame rhénan du demi-Juif *Zuckmeyer*, accueilli favorablement par le public.

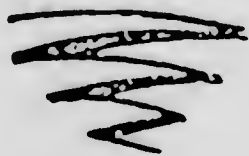
*L'antisémitisme littéraire en Allemagne existe depuis 1900.*  
L'antisémite raciste Adolf Bartels, l'antisémite modéré Paul

Fechter et beaucoup d'autres combattaient violemment, souvent avec une haine personnelle, l'œuvre littéraire des écrivains juifs. Certes, on trouve aussi parmi les pamphlétaires juifs des hommes grossiers et dénués de goût. Mais ce sont toujours eux que l'on donne comme les représentants caractéristiques des écrivains juifs! Depuis 1918, les libraires de province, avant d'exposer un livre en vitrine, avant même de l'avoir lu, demandaient si l'auteur était juif. Mais jamais — bien que l'antisémitisme littéraire devint toujours plus violent — un écrivain juif responsable n'en souffla mot publiquement. Une camaraderie intime, souvent profonde rattache les écrivains juifs allemands aux meilleurs d'entre les non-Juifs. Un grand styliste allemand comme Hans Carossa (non-juif) est découvert et lancé par un écrivain juif remarquable (qui je le sais, ne désirerait pas être nommé dans ces circonstances). Profitons de cette occasion pour rappeler que Hans Carossa est *le seul écrivain allemand non-juif* qui ait refusé de faire partie de l'Académie du « Troisième Reich ». Les journaux allemands ont passé ce fait sous silence, et c'est ainsi qu'à l'étranger on l'a ignoré.

Beaucoup d'entre nous ont servi pendant la guerre, beaucoup sont tombés. Nous avons écrit pour l'Allemagne, nous sommes morts pour l'Allemagne. Nous avons donné notre sang pour l'Allemagne, doublement : le sang qui fait notre vie physique et celui avec lequel nous écrivons. Nous avons chanté l'Allemagne, la vraie!

C'est pourquoi aujourd'hui nous sommes brûlés par l'Allemagne!

JOSEPH ROTH.





**AUTOGRAPHEN  
AUS ALLEN GEBIETEN**

*Arch*

*Roth Collection*

**AUKTION**

AM 24. UND 25. FEBRUAR 1981  
IN MARBURG, HAINWEG 7  
(TEUTONEN-HAUS)

**KATALOG 622**

**J. A. STARGARDT**

ANTIQUARIAT · GEGRÜNDET 1830 IN BERLIN  
SEIT 1885 IM BESITZ DER FAMILIE MECKLENBURG

355 **MARBURG**

UNIVERSITÄTS-STRASSE 27

TELEPHON (0 64 21) 2 34 52. WÄHREND DER AUKTIONSTAGE 6 59 58





## I. Literatur

- 239 ROSEGGER, Peter. 1813–1913. E. Manuskript m.U. 1 1/3 S. 4<sup>o</sup>. (300.—)  
*„Das tägliche Brot. / Tapferer Alter! Das Weib ist dir gestorben, die Tochter ist dir gestorben, alle sind fort, der kleine Enkel ist dir zurückgeblieben – als Stütze für deine alten Tage!...“* – Vollständige Arbeit, mit Streichungen und Korrekturen.  
(Wohl eine Meditation über ein Werk des Bildhauers Hans Brandstetter.)
- 240 ROTH, Eugen. 1895–1976. Eigenhändiger Gedichtentwurf m.U. 1963. 1 S. kl.-folio. Oberrand beschnitten. Mit stenographischen Anmerkungen in Bleistift. (250.—)  
*„Ein Mensch – ich bitte zarte Wesen  
Dies ausnahmsweise nicht zu lesen –  
Geriet in eine Lasterstätte  
Wo gerne er gesündigt hätte  
Vorausgesetzt, (was er geglaubt)  
Dass lustvoll sei, was unerlaubt.“* usw.

### Autogramm und Autograph

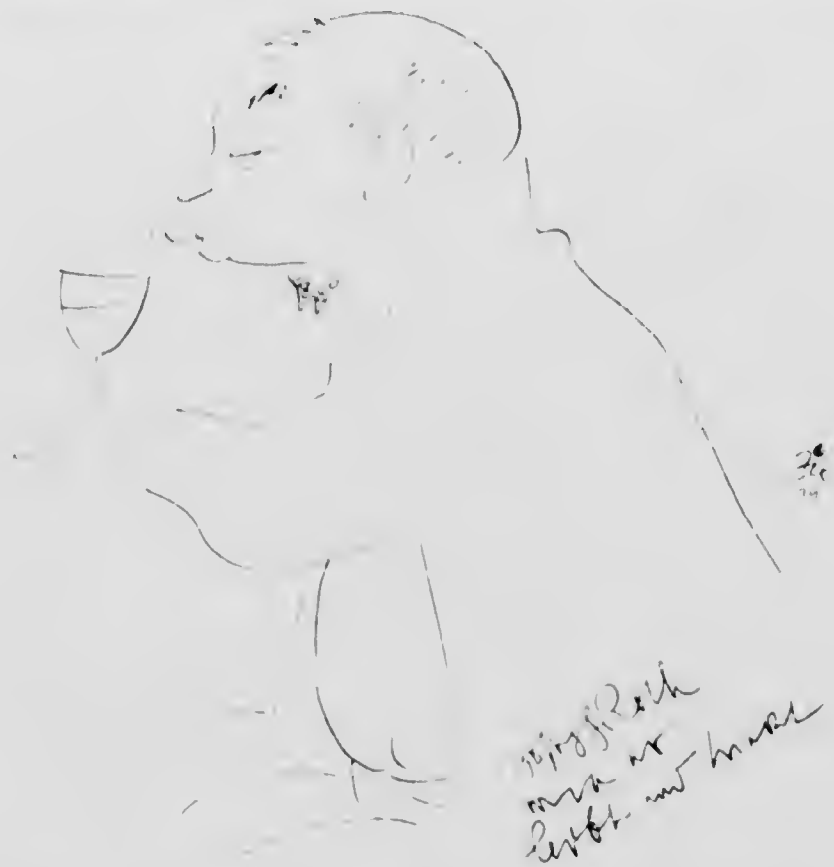
- 241 — E. Porträtpostkarte m.U. „ER“, auf der Bildseite mit vollem Namen signiert. Mit Umschlag. (150.—)  
*„... Sie müssen sich schon mit diesem Autogramm begnügen, die Autographen sammeln meine Söhne selbst, sie haben bereits hohen Marktwert...“*
- 242 ROTH, Joseph, 1894–1939. Eigenhändiges Manuskript: Autobiographische Aufzeichnungen und Tagebuchnotizen. Zusammen ca. 60 S. kleineren Formats (kl.-8<sup>o</sup> und 12<sup>o</sup>). Tinte und Bleistift. (2500.—)  
A) 3 unveröffentlichte Prosa-Fragmente autobiographischen Charakters.  
1) Erlebnisse eines jungen Hauslehrers. 11 einseitig beschriebene Blätter eines Notizblocks (13 x 9 cm), numeriert „9“ bis „19“ (Schluß). – 2) Erinnerungen an die Schulzeit. 4 einseitig beschriebene Blätter eines Notizheftes (10,5 x 6,5 cm). – 3) Jugenderinnerung. 1 Seite (13 x 14 cm).  
B) Über 30 beschriebene Seiten eines Notizbuches (auf meist zusammenhängenden Blättern) mit Aufzeichnungen aus Roths erstem Berliner Jahr 1921: Journalistische Notizen zu Tagesereignissen aus Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Sport, Theater (Interviews); anekdotische Stoffe in Stichworten, ein 20zeiliges Gedicht; Namen, Adressen, Termine usw.
- 243 — Eigenhändiges Manuskript. 2 2/3 S. gr.-4<sup>o</sup>, auf 3 einseitig beschriebenen Blättern. Leichte Randschäden. (1500.—)  
*„Das Haus des Herrn Kristianpoller.“* Ein in dieser Fassung unveröffentlichter Abschnitt des 1934 erschienenen Romans „Tarabas, ein Gast auf dieser Erde“.  
Der zweite Absatz:  
*„Das Haus des Herrn Joël Kristianpoller steht auf dem Ringplatz der kleinen Stadt Brody, die achtzehntausend Einwohner zählt, von denen mindestens fünfundzwanzigtausend Juden sind. Die Juden sind sehr fromm. Aber noch frömmere sind die Katholiken dieser Stadt, von denen man nicht weiß, wieso und zu welchem Zweck sie überhaupt in Städten vorhanden sind, in denen schon so viele Juden leben.“*  
Joseph Roth ist in Schwabendorf bei Brody (Galizien) geboren.  
Siehe die Abbildung auf Seite 85.

I. Literatur

- 214 — 8 Porträtphotographien, davon 4 mit eigenhändigen Beschriftungen. Um 1900 bis 1930. Verschiedene Formate. – Dazu 2 Beilagen. (1200. —)

1) und 2): Kindheitsbilder, um 1900, Kabinett- und Visitformat. – 3) Roth, neun Jahre alt, mit seiner Mutter. Kabinettformat. Rückseitig mit eigenhändiger Widmung: „*Meinem 1. Bruder Wilhelm zum Andenken / 1903.*“ – 4) Roth mit Violine, 1905. Kabinettformat. Mit Widmung: „*Meinem 1. Onkel Willy zum Andenken / Muniu.*“ – 5) Roth in Gymnasiasten-Uniform, 1907. Kabinettformat. Mit ähnlicher Widmung „*vom Neffen Muniu.*“ – 6) Kleines Brustbild (1908), 3,4 x 4 cm, aufgeklebt auf eine Postkarte mit 6 c. Zeilen m.U. „*Muniu*“ (Einladung zur Konfirmation). – 7) Roth und Friedl (Reichler) im Januar 1927 in Berlin, 4,8 x 6,2 cm (geknickt). – 8) Roth und seine Cousine Paula Grübel, 1930, 5,2 x 4,1 cm. 2 Beilagen: a) Porträtphotographie von Friedl (Reichler) zur Zeit von Roths ersten großen Auslandsreisen, 1926. – b) Geschäftskarte des Hôtel Foyot in der Rue de Tournon, in dem Roth wohnte.

- 215 (—) 6 Porträt-Skizzen, Joseph Roth darstellend. Federzeichnungen von Willy Freier (Bill Spira), signiert „*bil*“ und (später?) datiert 1938/39. Größe der Darstellungen zwischen 19 x 15 cm und 9 x 5 cm (Blattgrößen ca. 20 x 20 cm). (300. —)



Darstellungen aus Roths letzter Lebenszeit in Paris. Zum Teil mit Bezeichnungen des Künstlers, wie „*Joseph Roth wie er lebt und trinkt*“, „*Le grand jeu (elektr. Football)*“ und „*Roth mit Freund Klaus D[o]hru*“.

- 216 ROUSSEAU, Jean Jacques, 1712–1778. E.Br.m.U. Monguin 13. II. 1770. 1/2 S. 8°. Mit Siegel (Harfe) und Adresse. Etwas stockfleckig. (2500.—)

An den Arzt Gagnière, der ihn um Beurteilung einer (philosophischen) Dichtung gebeten hatte. Rousseau reagiert mit ungewöhnlicher Schärfe.

„*Je ne sais point du tout, Monsieur, ce qui convient ou ne convient pas au public, et suis un très mal-adroit donneur d'éloges: Ainsi n'ayant pas l'honneur de vous connoître, et ne pouvant vous être utile à rien, je ne veux pas voir votre poëme...*“

Am Kopf des Blattes eine von Rousseau als Briefmotto verwandte Gedichtstrophe in seiner Hand:

„*Pauvres aveugles que nous sommes!  
Ciel, jusqu'aux imposteurs,  
Et force leurs barbares cœurs  
De s'ouvrir aux regards des hommes.*“





Joseph Roth

B. F. Dolbin

1883 - 1971



EINE AUSSTELLUNG DES  
INSTITUTS FÜR ZEITUNGSFORSCHUNG  
DORTMUND JANUAR 1975





# NACHRICHTENBLATT

der Jüdischen Gemeinde von Groß-Berlin und  
des Verbandes der Jüdischen Gemeinden in der Deutschen Demokratischen Republik

---

Dresden, September 1974

Berlin, September 1974



Rausch Haschonoh 5735

## Joseph Roth

— Zu seinem 80. Geburtstag —

von Renate Kirchner

Joseph Roth wurde am 2. 9. 1894 in Schwabenhof bei Brody (Wolhynien) als Sohn jüdischer Eltern geboren. Er besuchte das Gymnasium in Brody und studierte später Philosophie und Germanistik in Lemberg und Wien. Bereits in jener Zeit schrieb er erste Gedichte und lernte Karl Kraus kennen.

Am 1. Weltkrieg nahm Roth als Freiwilliger auf seiten der Österreichisch-ungarischen Armee teil. Nach Beendigung des Krieges arbeitete er als Journalist zunächst in Wien, später in Berlin („Berliner Börsenkurier“, „Vorwärts“). Ab 1923 wirkte er überwiegend in Frankfurt/Main, schrieb Feuilletons und Reiseberichte vor allem für die „Frankfurter Rundschau“ und begann neben seiner journalistischen Tätigkeit Romane, Novellen und Essays zu schreiben. 1933 zur Emigration gezwungen, verfiel er aus Verzweiflung immer mehr dem Trunk und starb am 27. 5. 1939 in einem Armenhospital in Paris.

Arnold Zweig schrieb nach dem frühen Tod Joseph Roths:

„Wie es scheint, geht es jetzt schnell mit den Dichtern zu Ende. Wir tragen noch schwer an der Verwundung, die uns Ernst Tollers Abscheiden beigebracht hat... und schon bringt uns ein Brief einen neuen Schlag: Joseph Roth ist nicht mehr... Die Künstlerschaft, die ihn erfüllte, gab seinen Büchern jene Klarheit und jenes Licht, das die südlichen Ebenen Österreichs verklärt. Ihren Menschen war er vertraut wie kaum jemand sonst. Ob er, wie im ‚Hiob‘ und später noch einmal im ‚Falschen Gewicht‘, ihre jüdischen Bewohner schilderte, oder, wie im ‚Radetzky-Marsch‘, ihre aristokratischen Österreicher, stets war die Kraft und Klarheit zu bewundern, mit der er sie zeichnete. Liebe und innere Verwandtschaft führten seine Hand, sie gaben seinem Künstlertum das untrügliche Kennzeichen der Echtheit... Er war sich immer der Verantwortung bewußt, von der das Wort des Dichters geschwängert und getragen wird oder werden soll...“

Joseph Roth gehört zu den bedeutendsten bürgerlich-humanistischen Prosaschriftstellern der österreichischen Literatur der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. In seinem Werk werden sowohl die Traditionen des Wiener Gesellschaftsromans, als auch die Einflüsse der französischen und russischen realistischen Literatur des 19. Jahrhunderts und die tragisch-jüdischen Legenden seiner ostgalizischen Heimat sichtbar. Er war ein glühender Verfechter Österreichs und dennoch ein schonungsloser Chronist des Zerfalls des alten Österreich.

Das Erlebnis des Krieges war für ihn überaus desillusionierend und fand seinen Niederschlag in den ersten Romanen „Hotel Savoy“ (1924), „Die Rebellion“ (1924), „Die Flucht ohne Ende“ (1927) und „Zipper und sein Vater“ (1928), in denen er Gegenwartsthemen der Nachkriegszeit, „die Auflösung unserer Zivilisation, die Unordnung unserer Welt, die verlorenen kleinen Existenzen“ schilderte.

1932 erschien sein wohl berühmtestes Buch „Radetzky-Marsch“, von dem F. C. Weiskopf sagte: „In diesem Roman von vollendet meisterhafter Komposition und berückend schöner Sprache ist das Bild einer ganzen Epoche wie in einem kristallinen Spiegel aufgefangen. Alles ist zu greifen, zu fühlen, zu schmecken, zu riechen; alles ist gewachsen, nichts erscheint künstlich. Hier ist verdichtetes Leben zu lebendiger Dichtung geworden.“ Als eine thematische Weiterführung des „Radetzky-Marsches“ kann „Die Kapuzinergruft“ (1938) angesehen werden. Diese Untergangsstimmung griff Roth dann noch einmal in dem Roman „Die Geschichte der 1.002. Nacht“ (1939) auf, in dessen Mittelpunkt das Siechtum eines adligen k.-u.-k.-Offiziers steht.

Bemerkenswert sind auch sein Roman „Beichte eines Mörders“ (1936), die Novelle „Der Levithan“ (1940) und die Prosadichtung „Die Legende vom heiligen Trinker“ (1939).

Wenngleich Joseph Roth das Judentum verlassen hatte und zum Katholizismus übertrat („Der Antichrist“, 1934, Essay; Bekenntnis zum Katholizismus), ist die enge Beziehung zur einstigen galizischen Heimat und ihren Menschen in seinem Werk nachweisbar. Besonders deutlich wird das in seinem Roman „Hiob“ (1930), in dem er die Größe und Leidenschaft der Juden Osteuropas schildert und der zweifellos ein Hauptwerk Roths ist. Er nennt ihn im Untertitel „Roman eines einfachen Mannes“.

Mit den Gestalten und dem Leben des Dorfschullehrers Mendel Singer und seiner Familie schuf er eine sehr gültige Darstellung des jüdischen Alltags. Das Schicksal meint es mit Mendel Singer nicht gut, aber er besitzt eine stoische Ruhe und findet sich mit allem ab. Als letztes Kind wird ihm ein Sohn geboren, der verkrüppelt und zudem geistig krank ist. Die Armut ist erdrückend, in der die Familie leben muß. Da kommt der Einberufungsbefehl für die beiden älteren Söhne. Einem gelingt es, nach Amerika zu desertieren und später Schiffskarten für die ganze Familie zu schicken; nur Menuchin, der Krüppel, bleibt zurück.

Die Ankunft in der Neuen Welt bringt schon sehr bald weitere Schicksalsschläge: Deborah, die Frau Mendels, stirbt, der Sohn fällt im Kriege, die Tochter verliert den Verstand, und Mendel Singer, der tief religiöse Jude, beginnt mit Gott zu hadern. Doch da wendet sich das Schicksal, er sieht seinen Sohn nach den Jahren der Trennung als gesunden, gefeierten und begnadeten Künstler wieder. Die vom Rabbi in der alten Heimat vorausgesagte Wunderheilung hat sich erfüllt. Mendel Singer begreift sein Schicksal als eine Prüfung Gottes, „und er ruhte aus von der Schwere des Glücks und der Größe der Wunder“.

Heinrich Böll nennt den „Hiob“ „wohl eines der schönsten Bücher, das zwischen beiden Kriegen erschienen ist“ und sagt: „Die Welt des Ostjudentums, wie sie Roth im ‚Hiob‘ beschrieb, existierte noch bis 1940: in diesem Jahr drangen die Mörder ein, und der Korallenhändler Piezenik (aus „Der Levithan“, R. K.), Mendel Singer, seine Frau Deborah — alle die zahllosen jüdischen Kinder, Männer und Frauen, sie sind in Auschwitz und Maidanek ermordet worden“.

Das Leben und Werk Joseph Roths war das eines aufrechten, politisch wachen, gesellschaftskritischen Autors, der zwar von vielen anderen emigrierten Schriftstellern durch seine weltanschauliche Prägung getrennt war, jedoch in der Stunde der Gefahr sehr klar erkannte: „Ein Dichter, der heute gegen Hitler und das Dritte Reich nicht kämpft, ist gewiß ein kleiner schwacher Mensch und wahrscheinlich auch ein wertloser Dichter.“

Roth hat seine journalistischen Fähigkeiten tapfer in den Dienst des Kampfes gegen Hitler und den deutschen Militarismus gestellt und an die Vernunft und das Gewissen der Menschen appelliert. Wenige Stunden vor seinem Tode sagte er: „Wie schade, daß Ernst Toller aus dem Leben gegangen ist, da man schon sehen kann, daß es mit unseren Feinden zu Ende geht!“

Er ahnte nicht, wieviel Leid noch über die Menschheit kommen sollte, bevor sich sein Wunsch erfüllen konnte.

„Er starb zu früh. Er starb im Exil. Aber sein lebendiges Werk wird teilhaben an dem Triumph der freien deutschen Dichtung, der anhebt an dem Tag, da es mit ‚unseren Feinden‘ zu Ende ist. Und sein Name wird Glanz und Klang besitzen, wenn die Namen der Reichskulturkammerlinge längst vergessen und vergangen sind.“ (F. C. Weiskopf, geschrieben 1939)

In den Verlagen der DDR erschienen bisher:

Radetzky-Marsch

Hotel Savoy

Der blinde Spiegel

Hiob

Die Geschichte der 1.002. Nacht



Feb. 7. Bitte an Hrn. Dr. GRUBEL  
senden

To Archiv

Roth Collection

Vor 30 Jahren:

## Brief an einen Statthalter

Mein Herr,

ich höre, daß Sie Statthalter des „Landes Österreich“ geworden sind, und ich nehme an, daß Sie die sogenannten „laufenden Geschäfte“ erledigen, das heißt also: die Liquidierung aller früheren österreichischen Ämter betreiben, um das Land, in dem Sie zwar nicht geboren sind, aber dem Sie hätten dienen müssen, weil Sie sich zu ihm freiwillig bekannt hatten, Ihrem Führer, Herrn Adolf Hitler, von jeder österreichischen Tradition gesäubert am 10. April übergeben zu können. Ich hoffe, daß Sie ebenso, wie ich, Sinn für eine gründliche — oder, um in Ihrer Sprache zu reden: „restlose und totalitäre“ Erledigung auch der geringsten Angelegenheiten haben, die zu der Hinterlassenschaft eines Toten gehören, noch dazu eines, den Sie selbst umgebracht haben dürften. Mein Fall gehört zu den allergeringsten Angelegenheiten der österreichischen Hinterlassenschaft, und ich bitte Sie um Entschuldigung dafür, Herr Statthalter, daß ich vielleicht zu viele Ansprüche an Ihre Skrupelhaftigkeit stelle, und daß ich Sie wahrscheinlich in der wahrhaftig bedeutungsvollen Aufgabe störe, die Sie jetzt zu erfüllen im Begriffe sind.

Ich halte es nämlich für unvereinbar mit meinem Gewissen, als ehemaliger österreichischer Soldat und Kriegsteilnehmer möglicherweise in den Listen der preußischen Armee zu figurieren, und fühle mich infolgedessen verpflichtet, meinen Rang niederzulegen. Wenn Sie, Herr Statthalter, im Kriege waren, woran ich mir allerdings zu zweifeln erlaube, so werden Sie meinen Abscheu vor der eventuellen Zugehörigkeit zu der feindlichen Armee, die mein Vaterland überfallen hat, begreifen — selbst wenn diese meine Zugehörigkeit nur einem Irrtum oder einem flüchtigen Übersehen zuzuschreiben wäre. Da ich zwei Jahre und drei Monate im Feld für Österreich gekämpft habe, allerdings, einem fatalen historischen Irrtum zufolge, für den ich nicht verantwortlich bin, an der Seite der Reichsdeutschen, oder, um noch einmal in Ihrer Sprache zu reden, an deren Schulter, auf die sich Ihr Führer vor einigen Jahren geschwungen hat, bin ich heute doppelt und dreifach verpflichtet, jede Solidarität mit den tadellos disziplinierten Horden abzulehnen, in deren Listen geführt zu

werden mehr als ein Unglück wäre, nämlich eine Schande, und von denen abgelehnt zu sein mehr als ein Glück bedeuten würde, nämlich eine Ehre. Ich bedaure tief, Herr Statthalter, daß Sie dieser nicht teilhaftig werden können, ergreife aber die Gelegenheit, auch nur die leiseste Möglichkeit einer Schande abzulehnen.

Bestimmt fiel es Ihnen leicht, mir zu antworten, daß Sie auf einen alten kaiser-königlichen Leutnant meiner Art gerne verzichten. Was fiel Ihnen nicht leicht, da Sie doch auf Ihr Land nicht nur verzichtet, sondern es auch verkauft haben, um das Linsengericht einer Statthalterei? Dennoch wäre es immerhin möglich, daß Ihr Führer und seine Armee, aller abenteuerlichen Bedenken ledig, die sie gegen mich hegen dürften, in der Stunde des großen Abenteuers, dem sie entgegenhasteten, eine große silberne Tapferkeitsmedaille und ein goldenes Verdienstkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille für ausreichende Beweise meiner militärischen Qualität halten könnten. Nun, ich habe niemals von meinen Auszeichnungen gesprochen, Herr Statthalter, sondern ich spreche von ihnen in diesem Augenblick erst, in dem Sie mich durch Ihren Mangel an menschlicher Auszeichnung mittelbar veranlassen, Ihnen zu sagen, daß meine soldatischen Eigenschaften in der Stunde des Abenteuers, das Ihr Führer vorbereitet, nicht Ihrer österreichischen Statthalterei und nicht dem jüngst erfundenen und erzwungenen „Großdeutschland“ dienen werden, sondern dessen Feinden. Ich gedenke, Frankreich zu dienen, das Sie anzugreifen gedenken, und ich glaube hoffen zu können, daß mehrere meiner alten Kameraden mit mir, nicht mit Ihnen, sein werden. Ich will es vermeiden, daß ich etwa eine Auszeichnung von einem österreichischen Statthalter Ihrer Art erhalte und bitte Sie, zur Kenntnis zu nehmen, daß ich kein österreichischer Soldat mehr bin.

Joseph Roth,

ehemals kaiser-königlicher Leutnant

Mit der freundlichen Genehmigung des Rechte-Inhabers der Werke von Joseph Roth, des Verlages Kiepenheuer & Witsch, Köln, dem dritten Bande der im Jahre 1936 erschienenen dreibändigen „Werkausgabe“ entnommen. Wir freuen uns, darauf hinweisen zu können, daß eine Neuauflage aller Werke von Joseph Roth in Aussicht gestellt wurde.

Béla Menczer:

## Österreichs Juden

(THE JEWS of AUSTRIA. Essays on their Life, History and Destruction. Edited by Josef Fraenkel. Valentin Mitchell & Co Ltd, London, 1967, Pr. 63 sh.)

Hitler war, leider, in Österreich geboren worden, und seine Bewegung war, leider, ihrem eigentlichen Wesen nach unverständlich für alle, die den spezifisch österreichischen Ursprung seiner Demagogie nicht kannten und die Zusammenhänge seiner absonderlichen Erscheinung mit der österreichischen Geschichte zur Jahrhundertwende nur unzulänglich erforscht hatten.

Hitler wurde in Österreich geboren und Österreich war auch das Geburtsland des Zionismus, das Land Theodor Herzls. So kann weder die tragische Geschichte des europäischen Judentums vor und während des Zweiten Weltkrieges, noch die Geschichte der kühnen und tapferen Selbstbehauptung des Staates Israel in den Jahren 1948 bis 1967 geschrieben werden ohne viel-

2-10-71 69

DS 139

A9

F 67

A4

work.

Frankel



Dokumentationsstelle  
für neuere österreichische Literatur  
1060 Wien, Gumpendorferstr. 15, Stiege 1, Tür 13  
Tel. 56 2 49

An das  
Leo Baeck Institute  
129 East 73rd Street  
New York, N.Y. 10021

U.S.A.

571/79 10 photo piece  
of corr  
MAY - 1 1972  
J  
Wien, am 25.4.1972  
Dr. Pro/Eb

Betrifft: Ihre Anfrage wegen Joseph Roth - H/1134-FG:DZ 3.12.1971

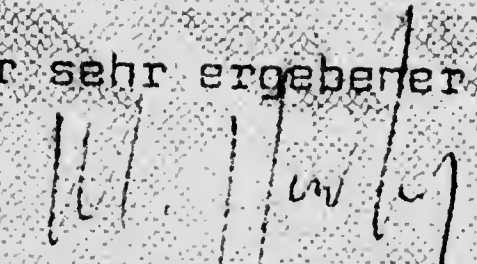
Sehr geehrte Herren!

Ihre Anfrage an Herrn Dr. Sickinger ist über das Bundesministerium für Unterricht in Wien an uns weitergeleitet worden. Leider sind unsere Nachforschungen bei den zuständigen Gerichten ohne Erfolg geblieben. Eine Scheidungsurkunde bzw. Gerichtsunterlagen über die vorgenommene Scheidung waren nicht aufzufinden. Falls Sie uns nähere Angaben übermitteln könnten, würden wir gerne der Sache weiter nachgehen. Aller Voraussicht nach dürften jedoch die Akten entweder durch Kriegseinwirkung verlorengegangen sein oder auf Grund des verstrichenen Zeitraumes von Gerichten wegen skartiert.

Es tut mir leid, daß ich Ihnen keine bessere Nachricht zukommen lassen konnte.

Mit herzlichen Grüßen bin ich

Ihr sehr ergebener

  
(Dr. Hans F. Prokopp)



*This book catalogued in LBI Library*

RT

2635

.84

Z62

Scheda bibliografica Einaudi

Ottobre 1971

**Claudio Magris**

**Lontano da dove**

**Joseph Roth e la tradizione ebraico-orientale**

• Saggi • pp. 317

Di Claudio Magris, uno dei piú valenti germanisti dell'ultima generazione, il lettore ricorderà l'avvincente sintesi critica costituita da *Il mito asburgico*. In quel suo primo lavoro d'insieme Magris leggeva «orizzontalmente» un'intera stagione della letteratura tedesca tra Otto e Novecento: la stagione che al suo culmine aveva prodotto scrittori come Robert Musil e capolavori come *L'uomo senza qualità*. Colpiva allora l'eccezionale capacità di stabilire analogie e nessi, di intrecciare legami tra diversi scrittori, alla luce di una comune matrice culturale.

Le stesse doti di sintesi, la stessa sensibilità nell'accostare questo a quello spunto strutturale, questa a quella modulazione tematica si ritrovano in *Lontano da dove. J. Roth e la tradizione ebraico-orientale*. Il campo dell'indagine è questa volta la cultura e la letteratura degli scrittori ebrei dell'Europa orientale. Il lettore vi incontrerà figure di primo piano tuttora operanti sulla scena letteraria, come Isaac Bashevis Singer o gli scrittori ebraico-americani; oppure grandi personalità del passato, quali Schalom Alejchem o Mendele Moiche Sfurim. Ma tutto il patrimonio di tradizione e immaginazione comune a questa «famiglia» di scrittori viene filtrato e rifatto attraverso l'attività di Joseph Roth (1894-1939). In Roth infatti il profondo travaglio che è alla base del lavoro degli scrittori ebraici trova il suo sbocco e matura in una crisi definitiva. Roth è già lo scrittore che legge dentro sé e gli altri il disadattamento dell'intellettuale: egli tenta di resistere alla furia distruttrice della civiltà occidentale, rifugiandosi nel sogno utopico di un



mondo avulso dalla storia. Il microcosmo dello *shtetl* rappresenta per lui la «totalità relativa», secondo un'espressione di Lucien Goldmann. Ma anche questo universo alternativo, che sembra garantire a Roth la possibilità dell'epica, del raccontare secondo modelli riconoscibili e validi per tutti, si frantuma e lo scrittore, conscio del naufragio dell'arte, si richiude in racconti e parabole di autodistruzione.

*Lontano da dove*, il titolo del libro, assume dunque il significato di una estraniamento totale, che deriva principalmente dal rifiuto della storia, intesa come esilio, quale è stata espressa in varie forme dall'ebraismo della diaspora.

Claudio Magris è nato a Trieste nel 1939. Insegna lingua e letteratura tedesca all'Università di Torino. Ha pubblicato *Il mito asburgico nella letteratura austriaca moderna* (Einaudi, Torino 1963); *Wilhelm Heinse* (Del Bianco, Trieste-Udine 1968); *Tre studi su Hoffmann* (Cisalpina, Milano-Varese 1969).

63 (2048)

## Joseph Roth-Roman wird verfilmt

Johannes Schaaf bereitet gegenwärtig eine Verfilmung des 1938 entstandenen Romans "Die Kapuzinergruft" von Joseph Roth vor. Das Drehbuch hat Schaaf selbst geschrieben. Der Film soll für eine unabhängige Produktionsgesellschaft entstehen, an der auch Maximilian Schell beteiligt ist.

*Anfänger 24. July*

1970



# In memoriam JOSEPH ROTH

[1969]

Rot-weiss-rot und blau-weiss-rot wehten die beiden Fahnen am Kopfende des grauen Grabsteins. Auf dem rot-weiss-roten Band des rot-weiss-roten Nelkenkranzes stand in goldenen Lettern: „A Joseph Roth l'Autriche reconnaissante“, auf dem Grabstein: „JOSEPH ROTH — Ecrivain autrichien — Mort à Paris en exil — 26.9.1894—27.5.1939.“

Auf dem Friedhof von Thiais, auf halbem Weg zwischen Paris und Fontainebleau, wo Joseph Roths sterbliche Ueberreste seit dreissig Jahren provisorisch bestattet waren, hatte ihm nun das Pariser Oesterreichische Kulturinstitut im Auftrag des Wiener Unterrichtsministeriums eine endgültige Grabstätte besorgt und anlässlich der Ueberführung eine Gedenkfeier organisiert, die ganz dem Charakter und Wesen des Gefeierten entsprach. Das darf man wohl behaupten, wenn man ihn nicht nur aus seinen Büchern, sondern auch persönlich gekannt hat, in seinen letzten Lebensjahren, als Montparnasse das Zentrum einer dem Untergang geweihten Welt war, wo man vom Abend bis zum Morgengrauen in Café-

haustischrunden von Vergan- genem, Drohendem und Kom- mendem sprach. Wenn Joseph Roth dabei war, wurde er bei aller Bescheidenheit zum Mit- telpunkt. Von denen, die um ihn sassen, sollte er als erster fortgehen, den Krieg nicht mehr miterleben.

Pierre Bertaux, Professor für Germanistik an der Sor- bonne, erinnerte sich an ein Gespräch mit dem Exilschrift- steller, der einsam in einem Hospiz sterben sollte: Die schönsten Gesichter seien die von Menschen, deren Photos man in einer Sonderabteilung der Polizei findet, weil nach ihrem Tod niemand nach ih- nen fragt, meinte Roth; das seien wahre Persönlichkeiten, nicht Maschen eines Sozialge- webes.

Roth selbst gehörte einen Sozialgewebe an, das nicht mehr existierte: „Er hielt ihm die Treue, obwohl er seine Schwächen kannte“, sagte Ga- briel Marcel, auf seinen Stock gestützt, den Blick auf den grauen Stein gerichtet. Neun von Joseph Roths Romanen sind ins Französische über- setzt, mit Musil gehört er zu

den in Frankreich meistgelese- nen österreichischen Schrift- stellern, die „Instituts d'Etudes Germaniques“ der französi- schen Universitäten haben sei- nen Namen auf ihr Studien- Werk als Thema für Doktor- programm gesetzt.

MTM

✓ 9/15

June 26, 1968  
L/629 - FG:DE

Professor Sidney Rosenfeld  
Department of German and Russian  
Oberlin College  
Oberlin, Ohio 44074

Dear Dr. Rosenfeld:

I am sure, you have, meanwhile, received  
Dr. Walter B. Simon's "Guide to Jewish Vienna".

Thank you very much for sending me a re-  
print of your paper

"Die Magie des Namens in Joseph Roths Beichte  
eines Morders"  
Reprint from the German Quarterly, Vol.XI  
May 1967, No.3.

I am looking forward to read this paper with  
the same enjoyment I did your other paper.

I agree with you that Roth had a great prede-  
liction for mystification. Moreover, he loved to  
use in his books the Jewish names he remembered  
from his childhood in Brody. As my father always  
told me, quite a few of his character have names  
of people who had lived in Brody at the time of  
his youth.

Hoping that you will have a nice stay in  
Vienna and looking forward to see you one of these  
days, I am, with kindest regards,

Sincerely yours,

  
Fred Grubel  
Secretary



Jechiel Grüber: Oilpainting by A.Nordchin  
(Posthumously painted after photo-  
graph. Commissioned in 1910 by  
~~Sam~~ Salomon Grüber)

Jechiel Grüber (= Grandfather of Joseph Roth from  
mother's side)

born 1847 , died 1907, Brody.  
Employed by tea import house,  
friend of Brody "Naggid" Kluger.

Son of Joseph Grüber, born 1800(?), died 1882(?)  
in Brody, tombstone-cutter  
and engraver (hence origin  
of name Grüber).

On Loan

Dr. Fred Grubel  
72-55 141 Street  
Flushing 67, N.Y.

April 20, 1966

# Um des Kaisers Bart

Fernseh-Inszenierung von Roths „Radetzkmarsch“ erregt die Wiener

von unserem Korrespondenten

Wien, 23. April

Die Fernsehfassung von Joseph Roths „Radetzkmarsch“ hat in Wien „einen gewaltigen Wirbel gemacht“ — um es in der Landessprache auszudrücken. Die Diskussion ist längst von den wohltemperierten Spalten der Kulturkritiker auf die Schlagzeilen der ersten Seiten und in die Leitartikel überggesprungen. Lesermeinungen mit der Überschrift „Empört!“ beherrschen das Feld.

Zunächst: Inszenierung und Darstellung wurden im allgemeinen sehr gelobt und als gelungen empfunden. Ein Blatt schreibt: „Ein Ehrenabend des Fernsehens.“ Andere drücken es ähnlich aus, mit kleinen Einschränkungen hier und dort.

Der Volkszorn richtet sich fast ausschließlich gegen die Darstellung des Kaisers Franz Joseph als einen senilen, kindertätschelnden Trottel. Hier lautet die allgemeine Meinung: So blöd ist er nicht gewesen, und so blöd kann er nicht gewesen sein. Sonst hätte er das Reich nicht über Jahrzehnte zusammengehalten. Diese Ansicht vertreten nicht nur alte k. u. k. Pensionisten, sondern auch junge Leute. Die Darstellung des Kaisers erscheint ihnen nicht einmal nur als Karikatur, sondern einfach als unglauwürdig und unwahr.

Darüber hinaus wird vielfach kritisiert, daß die Offiziere und Beamten zu negativ gezeichnet waren. Wurde die Monarchie, so fragt man, wirklich nur von verknöcherten Bürokraten und

versoffenen Offizieren getragen? Schließlich waren auch Männer wie General Körner und Adolf Schärf, die Bundespräsidenten der zweiten österreichischen Republik, Offiziere dieser Armee.

Wie alles in Österreich, so wird auch diese Diskussion sofort über den schwarz-roten Proporzleisten geschlagen und zu einem Politikum gemacht. Das Fernsehen gilt als „rot“, und deshalb rufen die „Schwarzen“: „Natürlich, kein Wunder!“ Wilde Kassandrarufer stieß der ehemalige („schwarze“) Unterrichtsminister und jetzige Vizebürgermeister von Wien, Heinrich Drimmel, aus. Er sprach von einem „beschämenden Auftakt“ zu den Republikfeiern, die Österreich im April und im Mai veranstaltet, und stellt die Frage, „wie weit es der unbewältigten Vergangenheit der Linken gestattet sei, das, was an Altösterreich gut und bleibend war und ist, der Lächerlichkeit preiszugeben.“

Selbst wenn „die Linke“, wie der sonst sehr gescheite Drimmel meint, ihren antimonarchistischen Komplex in diesem Fernsehstück abreagieren wollte — was sicherlich nicht der Fall war —, so hat schließlich auch sie das Recht auf freie Meinungs- und Ansichtsäußerung. Auch darf man ein Fernsehspiel nicht mit einer historischen Dokumentation verwechseln, besonders, wenn es sich wie in diesem Fall streng an eine klassische Vorlage hält.

Wolfram Köhler

Verantwortlich Dr. Helmuth de Haas

die Welt Nr. 95  
24. April 1965



# Das Gleichnis vom Sterben des alten Reiches

Zum 20. Todestag Joseph Roths / Von Gerhard Fritsch

In Joseph Roth, der von nicht wenigen noch immer mit Eugen Roth verwechselt wird, wie Gottfried mit Paul Keller, hat unsere Sprache einen ihrer wenigen Vollbluterzähler, einen, der zwar nicht die Literatur formal oder inhaltlich erweitert hat, dafür aber wußte, wie es zugeht unter den Menschen. Roth vereinigte in sich die östliche Erzähltradition der Russen mit der Unbestechlichkeit der Epik eines Flauberts, die Weisheit des galizischen Rabbiners mit der Schlagfertigkeit des Wiener, Berliner und Pariser Kaffeehauses. In seinen Werken, die meist ganz einfache Fabeln haben und fast simple, in Wahrheit jedoch nur selbstverständliche Konstruktionen, ist mehr Schicksalsrealität als in irgendwelchen hochgerühmten Bestsellern des literarischen Jahrmärktes.

Joseph Roth kam, wie so viele der bewußtesten Österreicher, aus der Weite der versunkenen Monarchie, und wie so viele bewußte Österreicher war er ein Jude. Hören wir, was er selber über seine Herkunft sagte: „Geboren bin ich in einem winzigen Nest in Wolhynien, am 2. September 1894 im Zeichen der Jungfrau, zu der mein Vorname Joseph irgendeine vage Beziehung unterhält. Meine Mutter war eine Jüdin von kräftiger, erdnaher, slawischer Struktur, sie sang oft ukrainische Lieder, denn sie war sehr unglücklich. (Und die Armen sind es, die bei uns zu Hause singen, nicht die Glücklichen wie in westlichen Ländern. Deshalb sind die östlichen Lieder schöner, und wer ein Herz hat und sie hört, ist nah dem Weinen.) Sie hatte kein Geld und keinen Mann. Denn mein Vater, der sie eines Tages nach dem Westen nahm, wahrscheinlich nur, um mich zu zeugen, ließ sie in Kattowitz allein und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Er muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein, ein Österreicher vom Schlag der Schlawiner, er verschwendete viel, trank wahrscheinlich und starb, als ich sechzehn Jahre alt war, im Wahnsinn.“

Joseph Roth spinnt seine Legende weiter und sagt über sein Leben: „Ich habe viele Meilen zurücklegen müssen, zwischen dem Ort, in dem ich geboren bin, und den Städten, Ländern, Dörfern, durch die ich in den letzten zehn Jahren komme, um in ihnen zu verweilen, und in denen ich nur verweile, um sie wieder zu verlassen, liegt mein Leben, eher nach räumlichen Maßen meßbar als nach zeitlichen. Die zurückgelegten Straßen sind meine zurückgelegten Jahre... Wo es mir schlecht geht, dort ist mein Vaterland. Gut geht es mir nur in der Fremde. Wenn ich mich nur einmal verlasse, verliere ich mich auch.“

Die äußeren Daten dieses Lebens sind bald berichtet: Roth wurde am 2. September 1894 bei Brody geboren, er besuchte dort das Gymnasium, studierte in Lemberg und Wien Philosophie und rückte im ersten Weltkrieg freiwillig ein, als Fähnrich war er zwei Jahre Frontsoldat. Nach dem Zusammenbruch der Monarchie streifte er durch Europa und wurde schließlich Journalist, Mitarbeiter der angesehensten deutschen Zeitungen. Ab 1924 veröffentlichte er auch Romane. Nach der Machtübernahme Hitlers verließ er Deutschland. Die nächsten Jahre verbrachte er in Österreich und Frankreich, immer auf der

Reise, von einem Hotel ins andere, von einem Kaffeehaus ins nächste. Ab 1933 lebte er in Paris, immer mehr vom Alkohol zerrüttet, von Heimweh gequält und von der Furcht vor der Zukunft. Er wußte die große europäische Katastrophe nahe. Noch nicht 45jährig, verstarb er in einem Pariser Armenspital am 27. Mai 1939.

Und in 15 Jahren literarischen Schaffens schrieb er 13 Romane, etliche Erzählungen und mehr als tausend Feuilletons.

Seine ersten Romane sind geschrieben aus der Verstörung eines jungen Mannes, der jungen Generation nach dem ersten Weltkrieg überhaupt. Die alte Welt ist zerbrochen, das Neue bietet sich vielgestaltig schillernd und verlockend an, aber diese Generation hat den Tod gesehen, und alles Neue ist seltsam schal und durchsichtig. Roth war kein zorniger junger Mann, viel eher ein trauriger junger Mann, er sah genau und wußte viel. Darum ist schon in seinem ersten Werk, dem Buch vom Treiben der Entwurzelten in einem Lodzer Hotel, dem „Hotel Savoy“, soviel Gültiges und Sicheres wie kaum sonst in einem literarischen Erstling. Es wurde viel über die erste Nachkriegszeit geschrieben, damals, aber wenn man die Stimmung jener Jahre wirklich kennenlernen will, so ist Roths Buch eines der wenigen, das den Geist dieser Zeit lebendig erhalten hat. Und welch eine große Szene: der jährliche Besuch des reichen Bloomfield aus Amerika auf dem jüdischen Friedhof von Lodz, die Majestät Bloomfield, die zu Fuß zum Grab des Vaters geht, belagert von Schnorrern und Bettlern.

„Die Flucht ohne Ende“ hingegen, welch eine Odyssee! Die Geschichte eines jungen österreichischen Offiziers, der in Rußland gefangen wurde, in die Wirren der Revolution kam, Offizier der Roten Armee wurde, Mann eines zärtlichen asiatischen Mädchens, und dann plötzlich das alles verließ, von der Sehnsucht nach dem Westen getrieben, nach einer Heimat, die es nicht mehr gab. Als Fremder sieht er den hektischen Betrieb der Zwischenkriegszeit, klar und unbestechlich ist sein Auge, das die nahenden Katastrophen sieht. Und einsam und verzweifelt steht er dann in Paris, ein Mann allein, den die Welt nicht versteht, der zuviel von ihr weiß...

Und dann „Rechts und Links“, eine der besten Analysen Deutschlands in den zwanziger Jahren. Welchen Blick für die Ideologien, ihre Gefahren und ihre Hohlheit hatte dieser Mann aus Galizien!

Im selben Jahr wie dieser politische Zeitroman erschien Roths sechster Roman: „Hiob.“

Die analytische Ironie der ersten Bücher verdichtet sich hier zu knapper, legendenhafter Poesie: am Schicksal des armen alten Juden Mendel Singer wird in unserer Zeit das Schicksal Hiobs noch einmal vollzogen, zwischen Galizien und der Neuen Welt. Unvergänglich sind die politischen Szenen, die Fahrt des Juden mit dem Kutscher in der Nacht, das Rad bricht und der ängstliche alte Mann ist allein unter den Sternen.

Und zwei Jahre später, 1932, erscheint bereits Roths Hauptwerk: Der „Radetzky-Marsch“. Skeptisch hatte Roth das Thema begonnen, am Schicksal dreier Generationen einer österreichischen Offiziers- und

Beamtenfamilie wollte er eine Art distanzierte Lesebuchgeschichte vom Sterben Österreich-Ungarns geben. Aber beim Schreiben des Romans entdeckte er die Größe und Bedeutung und die Tragik dieses untergegangenen Reiches. Er stellte sie dar, nicht in eingeschobenen geistreichen Essays, sondern in den Figuren selbst, in denen allen Leben ist, wirkliches, schweres, trauriges Leben, ob es sich um den Kaiser handelt oder um einen galizischen Juden, alle tragen sie ihr Schicksal wie eine Pflicht, still und lächelnd und weise. Sie fügen sich in die Rolle, die ihnen auf der Bühne des Theatrum mundi zugewiesen wurde, sie spielen das Sterben dieses Reiches und wissen dabei, daß sie alle miteinander ein Gleichnis geben in der Welt. Ob sie nun zusieht oder nicht, sie erfüllen still und tapfer ihre Pflicht bis zuletzt.

Roths „Radetzky-Marsch“ sagt mehr über die Regierungszeit Kaiser Franz Josephs als irgendein historisches Werk. Die Geschichte der Familie Trotta könnte einmal für Österreich zeugen, wenn alle anderen Quellen versiegt und verschüttet wären.

Dieser Roman hatte großen Erfolg, bis er verboten wurde und die letzte große Wanderung Roths begann. Roth schrieb und schrieb, immer mehr, wie er auch immer mehr trank. Seine Frau war in Wien dem Irrsinn verfallen, er war allein wie seine Figuren, die Jahr um Jahr zunahmen an Zahl, an Weisheit, an Wissen um die Bitternis der Welt.

Roth schrieb Bücher aus der versunkenen Lebenswelt Galiziens, „Tarabas“, „Die Beichte eines Mörders“, „Das falsche Gewicht“, er schrieb einen Roman über Napoleon, seinen einzigen historischen Roman („Die hundert Tage“), er setzte 1938, nach dem Anschluß Österreichs als Epilog zum „Radetzky-Marsch“ den Roman „Die Kapuzinergruft“. Ein übriggebliebener Trotta erlebt den Untergang Restösterreichs...

Und in seinem Todesjahr erschienen noch zwei Bücher von beispielhafter Bedeutung: Die Verklärung des eigenen Schicksals in vollem Wissen um den bevorstehenden Untergang „Die Legende vom heiligen Trinker“, und liebenswert in ihrer ganzen heiteren Wehmut eine tragische Operette der Wirklichkeit aus dem alten Österreich, „Die Geschichte der 1002. Nacht“. Die komisch frivolen, traurigen Begebenheiten hinter den Kulissen eines Schah-Besuches in der Kaiserstadt...

Dies ist nur eine ganz flüchtige Skizzierung der wesentlichsten Werke Joseph Roths, der sich „von einem skeptischen zuweilen pessimistischen Moralisten zu einem legitimen Katholiken, von einem Linksradikalen zu einem Konservativen, von einem Mitarbeiter sozialdemokratischer Zeitungen zu einem Inspirator sozialreaktionärer Zeitschriften“ gewandelt hatte, wie es sein Freund Hermann Kesten in der Einleitung zur Gesamtausgabe sagt.

Aber das alles sind nur die äußerlichen Merkmale, die „Konversion“ Roths bezieht sich nur auf äußere Anzeichen und Maßstäbe: Im Inneren war er von Anfang bis zum Ende sich selber getreu — ein Dichter, der stets seine ganze Antwort auf die Wirklichkeit der Welt gab.



AR 1764 4/38

Joseph Roth Collection

V Birman, Caroline

54717



CAROLINE BIRMAN

ATTORNEY AND COUNSELLOR AT LAW

December 13, 1948

25 EAST TENTH STREET

SUITE 6 C

NEW YORK 3, N. Y.

GRAMERCY 7-0698

CONSULTANT ON

FRENCH LAW

Liebste, verehrte Friderike?

Hab tausend Dank für Deine lieben Wünsche und Dein Gedenken meiner Geschwister, das ich weiterleite mit dem Bewusstsein, dass es allen eine grosse Freude bereiten wird.

Sophie dankt Dir auch viele Male. Wann würde es Dir passen, wenn wir, wie in früheren Jahren, Dir persönlich Neujahr wünschen kämen? Am Neujahrstag?

Nun wegen Roth's Briefe an Herrn Leo Cenower: Ich bin sehr unglücklich Dir sagen zu müssen, dass wir hier nicht weitergekommen sind, weil Frau Davis darauf besteht, das Erbe Roth's zu beanspruchen und keinerlei Kompromiss mit den Grübels eingehen will, noch mit mir verhandeln will. Herr Bornstein (kennst Du ihn? vom Tagebuch in Paris.), Kesten und Grübel waren seinerzeit zu einer Konferenz bei mir, die Papiere blieben verschlossen, niemand wollte die Verantwortung aufsich nehmen. Herr Bornstein, der in Korrespondenz mit Frau Davis war, schrieb ihr und schlug ihr vor, sie möge in New York ebenfalls einen Vertrauensmann nominieren, der mit mir gemeinsam, bis zur endgültigen Regelung, die Verwaltung und Sichtung vornehmen könnte. Sie lehnte brüsk ab. Daraufhin hat Kesten es abgelehnt, auch selbst hier die Papiere durchzusehen. Sie stehen in einem geschlossenen grossen Karton bei mir.

Indessen ist die offizielle Todeserklärung von Frau Roth in Wien durch das Gericht erfolgt. Herr Grübel, der vom 1. Januar 1949 auf ein Jahr offiziell nach Paris übersiedelt, hat die Absicht, in Paris bei Gericht ein sogenanntes "jugement déclaratoire" zu verlangen, in welchem durch die Pariser Gerichte festzustellen sein wird, ob der Nachlass Roth nach französischem oder nach österreichischem Recht abzuhandeln ist. In ersterem Fall sind die Grübel's, d.H. Roth's Blutsverwandte Alleinerben, im letzteren Fall die Familie der Frau Roth. Bis dahin können wir hier nichts tun und ich habe gar kein Recht, die Papiere, die mir zu treuen Händen übergeben wurden, aufzumachen oder daraus etwas herauszunehmen.

Ich allein kann jedenfalls nicht die Verantwortung übernehmen und sehe nur, dass Du Herrn Cenower etwas verträgstest.

Dass die Papiere hier brach liegen, ist ein Jammer. Wir hatten gedacht, dass man sie sichtet, drucken lässt, was zum Drucke kommen kann und dass nur der Ertrag auf ein Sperrkonto komme, bis man weiss, wer berechtigt ist. Aber Frau Davis wollte davon nichts wissen.

./.



CHARLOTTE BERMAN  
ATTORNEY AND COUNSELLOR AT LAW  
120 West 42nd Street  
New York 36, N.Y.  
December 13, 1949

Ich sende Dir den Brief des Herrn Leo Cenower hier zurück, bin  
aber sehr unglücklich, Dir nichts anderes sagen zu können.

Wusstest Du dass der "Leviathan" bei Querido erschienen ist?  
In deutsch?

Sophie und ich wünschen Dir und Deinen Kindern alles  
erdenklich Schöne und Gute zu den Feiertagen.

In Liebe und Verehrung

Deine

Carina

Ich habe den Brief des Herrn Leo Cenower erhalten und bin sehr unglücklich, Dir sagen zu müssen, dass wir hier nicht weiterkommen sind, weil Frau Davis darauf besteht, das Ende Roths zu beschreiben und keinerlei Kompromiss mit dem Gräber zu eingehen will, noch mit mir verhandeln will. Herr Bornstein (kannst Du ihn von Jagbuch in Paris?) Kester und Gräber waren seinerzeit an einer Konferenz bei mir, die letztere haben verschlossen, niemand wollte die Verantwortung auf sich nehmen. Herr Bornstein, der in London geboren mit Frau Davis war, schickte mir und schlug mir vor, sie möge in New York ebenfalls einen Vertrauensmann nominieren, der mit mir gemeinsam, die zur anfänglichen Regelung die Verwaltung und Sichtung vornehmen könnte. Die letzte Sitzung ab. Darunter hat Kester es abgelehnt, auch selbst hier die Papiere zu durchsehen. Sie sehen in einem geschlossenen grossen Karton bei mir. Indessen ist die offizielle Todeserklärung von Frau Roth in Wien durch das Gericht erfolgt. Herr Gräber, der vom 1. Januar 1949 auf ein Jahr offiziell nach Paris überstellt hat die Absicht, in Paris das Gericht ein sogenanntes "Jugement déclaratoire" zu verlangen, in welchem durch die Pariser Gerichte festzustellen sein wird, ob der Nachlass Roth nach französischem oder nach österreichischem Recht abzuhandeln ist. In ersterem Fall sind die Gräber, d.H. die Roths inuverschwundene Alibiherden, im letzteren Fall die Familie der Frau Roth. Die dahin können wir hier nichts tun und ich habe gar kein Recht, die Papiere, die mir zu trennen länder übergeben wurden, zusammenzuheben oder daraus etwas herauszunehmen. Ich allein kann jedenfalls nicht die Verantwortung übernehmen und sehe nur, dass Du Herrn Cenower etwas verbräustest. Das die letztere hier brach liegen, ist ein Jammer. Wir hatten gedacht, dass man sie abholt, bringen lässt, was zum Drucke kommen kann und dass nur der Antrag auf ein Sperkonto komme, die man weiss, verabschiedet ist. Aber Frau Davis wollte davon nichts wissen.

120 West 42nd Street



25 East Tenth Str. Suite 6-c  
New York 3, N.Y.

Burman

Roth

15. Maerz 1947

Sehr liebe Friderike,

Deine reizenden Glueckwuensche haben mich sehr geruehrt und ich danke Dir von ganzem Herzen. Ebenso aufrichtigen Dank an Suse und Carli. - Sophie, die sich sehr mit Deinen Wuenschen gefreut hat, schreibt noch selbst an.

Ich erhielt soeben einen Brief <sup>wegen</sup> meines Bruders Hans (in Brasilien nennt er sich der Aussprache und zu Geschaeftszwecken: Joao ) vom 6. Maerz worin er schreibt: " Mit groesstem Vergnuegen nehme ich das Manuskript von St. Z. mit. Ich bin allerdings mit der Zeit etwas gefraengt und waere sehr froh, wenn ihm dasselbe zugesandt werden koennte, sonst muesste es wohl ans Flugzeug gebracht werden." - Er schreibt noch, dass er einen Tag frueher, als vorher mitgeteilt, faehrt, das heisst er faehrt mit seiner Frau am 26. April abends von Sao Paula ab, nimmt am naechsten Morgen um 8 Uhr frueh das Flugzeug (Pan American Airline) und ist am 28. April hier am La Guardia Field.

Er muss wohl meinen zweiten Brief, der sich mit seinem jetzigen gekreuzt hat, bereits haben, so wird er sich wohl mit Deinem Bruder direkt in Verbindung setzen; vielleicht kann Dein Neffe ihm das Manuskript zum Flugplatz bringen, wenn sie nicht etwas anderes selbst vereinbaren. Aber es ist kein Zweifel, dass er es mitbringt; ich wusste das wohl, nur konnte ich nicht fuer ihn zusagen.

Sehr interessant, was Du von Roth's Schwaegerin hoertest. Ich kenne sie nicht, habe ihren Namen nie gehoert, weiss nicht ob sie sehr verlaesslich ist oder nicht; aus diesen Gruenden wuerde ich es doch fuer richtig halten, wenn sie Dir, oder wenn Du erlaubst, dass ich ihr schreibe, dann mir eine Photokopie der Todesnachricht oder Bestaetigung, die sie in Haenden hat, einsendet. Ich bin NICHT sicher, dass Roth's Schwiegereltern (wo sind sie, seit wann und wo im Ausland) die ALLEINERBEN nach ihm sind. Weissst Du etwas ueber den Verbleib von Fr. Gruebel, Roth's Cousine? Koennte Frau Dr. Kulka Auskunft geben? Hast Du deren Adresse? Ich glaube, sie soll in New York sein. Bevor wir Genaues ueber den Tod von Roth's Frau, das Ueberleben derselben durch ihre Eltern, deren gegenwaertigen Aufenthalt wissen, hat wohl Frau Davis keinerlei Eigentumsrechte, auch nicht die Legitimation sie geltend zu machen und man muss vorsichtig sein. Ich bitte Dich, mir die Auskuenfte darueber zu geben, die Du vielleicht hast.

Ich schreibe demnaechst wieder. Bitte verzeihe die Schreibmaschine und sei innigst umarmt und nochamsl herzlich bedankt von

Dein<sup>e</sup> viel verehrenden  
Carine

= Burman

beantw. 26/111

*Diele Frau fuer meinen allerberuehten Nephew hier The Gleichnamige. Bisher keine Endebringer mit demselben oder mit Frau. Ich koennte aus der Personentafel nicht heraus. Bittet es wohl so gut wie vorher oder. Bitte koennte sie in New York sein? ohne vorherige Anzeige in Verbindung. Sie ist jetzt in New York. (Lithman)*



Roth

CAROLINE BIRMAN  
ATTORNEY AND COUNSELLOR AT LAW

July 8, 1947

25 EAST TENTH STREET  
SUITE 6C  
NEW YORK 3, N. Y.  
GRAMERCY 7-0698

CONSULTANT ON  
FRENCH LAW

Liebste und verehrte Friderike !

Vielen Dank fuer Deine beiden Zuschriften. Sei nicht boese, dass ich noch nicht frueher zum Beantworten an Dich gekommen bin, aber Sophies Abreise, Ende Juni nach England, hatte so viel zu tun gegeben, dass mir viel Arbeit zurueckgeblieben ist.

Sophie laesst vielmals gruessen. Sie fuhr auf der Mauretania und hat die Rueckreise fuer die Queen Elizabeth Sept. 26 reserviert. So long, so good.

Ich habe den Brief dieses frechen Anwalts beantwortet. Auch mir hatte er einen aehnlichen Brief geschriebn, den ich gebuehrend zurueckgewiesen habe, darauf noch keine Anwtort, obwohl eine solche notwendig waere.

An Soma Morgenstern habe ich soeben um Auskunft ueber den Ring- Herkunft und Eigentum- geschrieben. Hoffentlich gibt er mir Antwort. Ich frug auch nach Namen und Adresse einer, hier angeblich aufgetauchten Cousine Roths, die vaeterlicherseits verwandt sein soll. Weisst Du etwas ueber eine solche Cousine Name oder Name und Adresse oder wer darueber Aufschluss geben koennte?

2  
In der Roth Sache stehe ich jetzt auf dem Standpunkt, dass die Familie der Frau nicht erbberechtigt ist, nachdem Roth zur Zeit seines Todes nicht Oesterreicher, sondern Apatride gewesen ist, daher der Nachlass nicht nach oesterreichischem Recht, sondern nach franzoesischem Recht abgehandelt werden muss. Nach frz. Recht stehen die Dinge viel guenstiger fuer uns. Dazu brauche ich aber Namen und Adresse einer etwaigen Verwandten Roths von der vaeterlichen Seite.

Der Pariser Notar, dem ich unseren Standpunkt mitteilte, schrieb zurueck, er hoere nun zum ersten Mal, dass Roth die oesterreichische Staatsbuergerschaft je verloren hat. Wie ich das beweisen koenne. Als ob nicht die franzoesische Regierung alle Oesterreicher fuer apatride erklaert hatte, nachdem die Nazis Oesterreich besetzt hatten !

Wuerde es Dir recht sein, wenn ich entweder Samstag, den 19. nachmittags oder Sonntag, den 20. Juli zu Dir hinaus kaeme oder verreist Du? Bitte lass es mich wissen. Ich freue mich sehr, Dich bald wieder zu sehen und gruesse bestens.

In Verehrung Deine

*Carina*



**CAROLINE BIRMAN**  
ATTORNEY AND COUNSELLOR AT LAW

17. April 1947

25 EAST TENTH STREET  
SUITE 6C  
NEW YORK 3. N. Y.  
GRAMERCY 7-0698

CONSULTANT ON  
FRENCH LAW

Mrs. Friderike Zweig  
288 Ocean Drive West  
Stamford, Conn.

Verehrte Friderike:

Deinen lieben Brief, sowie die Schreiben an Mme Gidon und Mrs. Davis habe ich erhalten. Ich danke Dir fuer deren Ein-sendung. Sie wurden noch gestern weiterbefoerdert.

Anbei eine Kopie Deines Schreibens an Mrs. Davis. Ich habe auch eine Kopie fuer meine Akten. Es war sehr lieb von Dir, so gut ueber mich zu schreiben. Ob Mrs. Davis, falls die Erbfolge zu Gunsten von Roth's angeheirateter Familie ausfaellt, durch mich die Verwaltung des Nachlasses vornehmen lassen wird, bleibt natuerlich sehr fraglich. Ich habe ihr schon zweimal geschrieben. In meinem letzten Brief habe ich angedeutet, dass die Familie Gruebel weniger an der Erbfolge und ihren materiellen Konsequenzen interessiert ist, wohl aber an dem literarischen Erbe Roth's und dass die Gruebels, sowohl wie Roth's naechste Freunde auf eine fachmaennische Sichtung und Behandlung des literarischen Werkes grossen Wert legen. Wir werden ja sehen, wie sie darauf reagiert.

Es scheint Roth's Frau ihn ueberlebt zu haben. Aber auf vage Briefkopien hin kann man nicht ueber eine Erbfolge entscheiden. Frau Davis schrieb mir in ihrem ersten Brief, dass am 15. Maerz 1947 ein Pariser Notar, dessen Adresse sie mir wohlweislich nicht gab, Frau Frieda Roth als Erbin nach Joseph Roth erkluert haette. Das klingt so phantastisch und mehr als laienhaft fuer Jemanden, der offiziell dabei beteiligt ist, dass mir Zweifel ueber die Richtigkeit der Mitteilung nicht vergehen. Ich habe sie selbst-redend um die Adresse des Pariser Notars gebeten, um zu erfahren, auf Grund welches Verfahrens oder welcher Papiere ( es gibt keinen Totenschein von Roth's Frau) die Erbfolge festgelegt wurde.

Auch schrieb ich selbst nach Mauer-Oehling und nach Baden bei Wien um Auskunft ueber die Aufenthaltsdauer von Frau Roth.

Von meinem Bruder heute ein Telegramm, dass er erst am 4. Mai ankommt. Das Manuskript hat er schon seit einigen Wochen.

Alles Liebe Dir.

*In steter Verehrung*  
*Caroline*

*Ich schrieb auch an*  
*Mme Gidon.*



Roth

CAROLINE BIRMAN

ATTORNEY AND COUNSELLOR AT LAW

25 EAST TENTH STREET

SUITE 6C

NEW YORK 3, N. Y.

GRAMERCY 7-0698

CONSULTANT ON  
FRENCH LAW

3. April 1947

Mrs. Friderike Zweig  
288 Ocean Drive West  
Stamford, Conn.

Liebe, verehrte Friderike:

Vielen Dank fuer Deine liebe Karte. Sobald mein Bruder da ist, werde ich Dich verstaendigen. Ich bin ueberzeugt, dass er mit Freude, sofern es mit seinem Programm vereinbarlich ist, Dir seine Aufwartung machen.

Darf ich Dir anbei eine Anzeige der Eroeffnung meiner Kanzlei uebermitteln. Ich fange bescheiden, ohne besondere Kosten an. Da Sophie durch ihre Schule sehr viel ausser Haus zu tun hat, habe ich die Wohnung so ziemlich allein zur Verfuegung und mache das Bureau, wie in Frankreich ueblich, in meiner Wohnung. Bitte notiere Dir meine Telefonnummer. Ich war ganz stolz, endlich doch ein eigenes Telefon zu bekommen, nachdem es mir, trotz Beruf bereits 3x abgelehnt worden war.

Ich danke Dir, dass Du Herrn Gruebel meine Adresse gabst. Ich sprach ihn gestern und er beauftragte mich offiziell in seinem Namen (und auch als Vertreter der uebrigen Verwandten Roths, deren Bestaetigung er zweifellos bekommt oder sicher ist, zu bekommen) Erbensprueche geltend zu machen und den Nachlass zu ordnen, bzw. zu verwalten, bis die einwandfreie Erfolge sichergestellt ist. Wie Du weisst, haengt sie von dem wirklichen Todesdatum von Roths Frau ab. Alle, die ich bisher sprach, sind der Auffassung, dass die Frau noch zu Roth's Lebzeiten starb. Hat Dir Roth jemals darueber etwas gesagt? Wer, von den hier lebenden Freunden Roth's weiss am besten darueber Bescheid? nem

Ich habe soeben an Mrs. Davis um Einsendung des Totenscheines, bzw. offiziellen Todesnachricht ersucht und Ihr von der Erhebung der Erbensprueche der Familie Gruebel Mitteilung gemacht und sie ersucht, von weiteren Schritten bei Verlegern, Uebersetzern, Freunden zum Zwecke der Erhebung von Bestaenden, etc. abzustehen bis die Erbfolge nicht geregelt ist. Sollte ein einwandfreier Totenschein den Vortods Roth's erweisen, dann fallen die Ansprueche der Familie Gruebel gaenzlich, im andern Fall die der Familie von Roth's Frau.

Darf ich Dich nun bitten, mir die Adressen jener Verleger mitzuteilen, die sich wegen Roth's literarischen Publikationen an Dich gewandt haben, bzw; bei denen Roth Ansprueche oder Vertaege hatte, damit ich ihnen wegen Errichtung eines Inventars schreibe und bei ihnen sondiere.

Herr Gruebel will absolut nicht eine feindliche

Roth



CAROLINE SIMMAN

Haltung Roth's angeheirateter Familie gegenueber einnehmen, lediglich korrekt sein und Korrektheit erwarten koennen. In keinem Fall soll das literarische Werk Roths unter Erbschaftszwistigkeiten leiden, die in jedem Fall vermieden werden sollen. Dies nur zu Deiner Orientierung.

Nun wuensche ich Dir recht schoene Osterfeiertage. Sophie schliesst sich den Wuenschen an.

In steter Verehrung

Deine

Carina

Liebe, verehrte Fruehling:

Vielen Dank fuer Deine liebe Karte. Sobald mein Bruder da ist, werde ich dich veraendern. Ich bin sehr froh, dass er mit Freude, sofern er mit seinem Programm vereinbar ist, Dir seine Aufmerksamkeit machen.

Darf ich Dir dabei eine Anzeige der Loesung meiner Kartei uebermitteln. Ich fange bescheiden, ohne besondere Kosten an. Da Sophie durch ihre Schule sehr viel unserer Haus zu tun hat, habe ich die Wohnung so ziemlich allein zur Verfügung und mache das Bureau, wie in Frankreich ueblich, in meiner Wohnung. Bitte notiere Dir meine Telefonnummer. Ich war ganz stolz, endlich doch ein eigenes Telefon zu bekommen, nachdem es mir, trotz hartnueckiger Abweisung, abgelehnt worden war.

Ich danke Dir, dass Du Herrn Gruebel meine Adresse gabst. Ich sprach ihn gestern und er beauftragte mich offiziell in seinem Namen (und auch als Vertreter der uebrigen Verwandten Roths, deren Bestaetigung er zweifellos bekommt oder sicher ist, zu bekommen) Erbschaftspruefe geltend zu machen und den Nachlass zu ordnen, bzw. zu verwalten, die die einwaendige Befolge sichergestellt ist. Wie Du weisst, haengt sie von den wirklichen Beobachtungen von Roths Frau ab. Alle, die ich daher sprach, sind der Auffassung, dass die Frau noch zu Roths Lebzeiten starb. Hat Dir Roth jemals darueber etwas gesagt? Wer, von den hier lebenden Freunden Roths, weiss am besten darueber Bescheid?

Ich habe soeben an Mrs. Davis um Einbindung des Totenscheines, bzw. offiziellen Todesnachricht ersucht und ihr von der Erhebung der Erbschaftspruefe der Familie Gruebel Mitteilung gemacht und sie ersucht, von weiteren Schritten bei Verlegern, Uebersetzern, Freunden zum Zwecke der Erhebung von Bestaenden, etc. abzustehen bis die Erbschaft nicht geregelt ist. Sollte ein einwaendiger Totenschein des Vortodes Roths erweisen, dann fallen die Ansprueche der Familie Gruebel gemaechlich, im anderen Fall die der Familie von Roths Frau.

Darf ich dich nun bitten, mir die Adressen jener Verleger mitzutheilen, die sich wegen Roths literarischen Publikationen an dich gewandt haben, bzw. bei denen Roth Ansprueche oder Verfaege hatte, damit ich ihnen wegen Errichtung eines Inventars schreiben und bei ihnen sondieren. Herr Gruebel will absolut nicht eine feindliche



C  
O  
P  
Y  
Writers Service Center

FRIDERIKE M. ZWEIG

Mrs. F. St. ZWEIG  
Writers Service Center  
288 Ocean Drive West  
Stamford, Connecticut  
Stamford 4-1289

April 14, 1947

Dear Mrs. Davis,

I think you are mistaken that I could give or not give an authorization concerning your brother-in-law's literary estate. I was interested by his friends to keep a sort of archive but as you know, the ownership was not decided at once. About two years ago I was asked by the librarian of Harvard University if the friends of Roth would like to entrust to them his letters and manuscripts with those of other famous Austrian writers. When I asked friends of his they thought that it would be better not to accept this honor but to leave this "archives" in Paris, his most beloved city. As you know Madame Gidon was a great friend of his and translated his books without getting money or very often not getting money for it and she still tries to publish his books. I think it would be unwise and premature to displace these documents. There is an unpublished manuscript of a novel there, but it seems that it is the same which Roth gave to Mr. Kallir and part of its contents was used in an already published novel. There might also be copies of poems written in his youth which he later disliked as they were very childish. I think there would be nothing of interest to publish out of this archive. Also it would be difficult without an inventory to tell which documents were his own and which were those of friends. Letters always belong to those who wrote them. Some he wrote had been written under alcohol and are not reliable as far he gives informations about himself.

Dr. Carina Birman, 25 East 10th Street, Apt. 6-c, New York who had been a lawyer in Paris and is now practicing in this country was interested in the judiciary aspect of the estate and Mr. Kesten and I were always referring to her when anything came up. She might have written you in behalf of Roth's cousin, Mr. Gruebel and I would suggest that you write to her from now on as I have no legal right to decide. She was a friend of our dear Roth and is an expert in this matter.

Very sincerely yours,

(signed) Friderike Zweig



AR 1764

4/39

Joseph Roth Collection

IV Gideon, Blanche

547/7

GIDEON, BLANCHE

1945-1948

C  
O  
P  
Y

288 Ocean Dr. West  
Stamford, Conn.

Le 12 mars 1948

Chère Madame et amie,

Comme je l'avais écrit à Mrs. Hedy Davis je n'ai aucun droit légal de disposer des écrits, manuscrits etc. de notre ami Roth. C'est vous qui les avez sauvé de perte ou confiscation après que vous avez eu la grande bonté de les garder après que je devais m'enfuir de Paris. Je tenais ces documents des amis de Roth qui me les avaient confiés et puisque ceux-ci se trouvent ici à New York (Morgenstern, Kesten, etc.) et les héritiers ne sont pas encore certains, j'approuve que les documents etc sont maintenant à New York pour que les amis puissent aider à faire réimprimer l'oeuvre un jour. Une fois les héritiers reconnus légalement ce seront eux qui profiteront des soins des amis, qui prépareront pour ainsi dire le sol pour des publications futures. C'est donc vous aussi, chère amie, qui a travaillé déjà à ce but.

Je <sup>te</sup>tiens les livres qui sont en grande partie à moi. Je ferai une liste pour que tout le monde s'en pourra servir, quand il s'agira de publication et m'avisera de les faire parvenir aux éditeurs.

Je suis donc tout à fait d'accord que vous avez fini à abriter ces objets et qu'ils sont provisoirement dans les mains des autres amis de Roth pour préparer des publications possibles en attendant que la question des héritiers soit réglée.

J'espère que vous vous trouvez bien, chère amie, et comme tous les amis de Roth je vous remercie de tout coeur.

Affectueusement

(signé:Frédérique Zweig)

---

(Lettre écrite à la main par Mme Zweig à Mme Blanche Gidon  
41 rue des Martyrs  
Paris 9e. France.)



Sont pas absolument contraints de  
besoigner à heure fixe. Les livres se vendent  
mal, les éditions manifestent de la  
mauvaise humeur. Cette mauvaise humeur  
produit surtout son effet quant à la  
publication d'œuvres traduits de l'allemand,  
pour lesquels le public lui-même ne  
montre aucun empressement. Malgré  
tout le vie intellectuelle arnste ici, est  
ardante, une intensité remarquable.  
Expositions, premières, concerts se succe-  
dent, tout cela très brillant, très suivi.  
Quant aux cinémas, ils ne désemplissent  
pas, malgré leur prix 'élevé'. Tout cela  
paraît paradoxal et l'on est amené à  
se demander s'il n'y a pas dans cette  
richeur quelque chose d'artificiel,  
organisation déficiente ou mauvaise  
volonté. Il ne s'agit sans doute, après  
tout, que de ~~la~~ remise en marche  
compliquée d'une machine détraquée

17 (1947)

Paris, 41 rue de Mardyns  
4 XII 1947

Chère Madame,

Ainsi que vous le savez, M<sup>lle</sup>  
Birman m'a demandé de vous  
envoyer par M. Grubel, cousin de  
Joseph Roth, les archives que j'ai gardées  
en dépôt pendant et depuis la guerre.  
Je suis heureuse de cette occasion de  
vous les restituer et j'espère qu'elles pour-  
ront rester la propriété de la famille de  
Roth, c'est-à-dire de ceux de son sang.  
Pour moi, me voici débarrassée de  
visites indésirables et revendications  
désagréables des parents, frères et sœurs  
de la pauvre femme.

Ainsi que je le dis à M<sup>lle</sup> Bir-  
man, j'ai conservé les papiers qui

m'appartenaient personnellement. Je  
pourrais en avoir besoin et l'Amérique  
se trouve un peu trop loin pour moi.  
Vous vous rappelez sans doute que j'en  
avais gardé la propriété ainsi qu'en  
font foi les enveloppes portant la mention  
"appartient à M<sup>me</sup> Gidon".

J'ai établi une liste de docu-  
ments que je renvoie sous votre protec-  
tion. M. Gübel la remettra à M<sup>lle</sup>  
Birman, moi, j'en ai conservé le  
double.

Et maintenant que voici achevé  
le côté "affaires" de ma lettre, passons  
à la vie privée. J'espère et souhaite  
vivement que vous soyez en bonne  
santé physique et morale. La vie aux

Etats Unis passe pour difficile. Ou ne  
l'est-elle pas? Notre pauvre planète  
a vraiment perdu son équilibre. Ici  
tout ne va pas tout seul non plus et  
je me félicite de n'avoir pas de charges  
de famille! Non que les denrées fassent  
défaut, totalement mais il en  
manque d'essentiels (beurre, lait)  
le pain est exécrable, la viande, légumes,  
fruits, hors de prix. La grève générale  
semble avoir échoué. Heureusement  
la masse des Français a du bon sens.  
Toutefois les grévistes sont de  
même assez nombreux pour causer  
de la gêne. Cette gêne matérielle  
entraîne naturellement des inquié-  
tudes sur le plan moral. Et ces inquié-  
tudes ont un effet paralysant chez  
ceux qui, comme moi par exemple, ne



par cinq ans de démolitions systé-  
matiques. On reconstruit moins vite  
qu'on ne met en pièces.

voyez-vous toujours les Kulka  
si charmants. Que deviennent-ils?  
Je peux souvent à eux et j'aimerais  
avoir de leurs nouvelles. Je me demande  
si un jour, le groupe si sympathique  
qui se réunissait autour de Koli  
se reconstituera pour l'évoquer  
de concert.

Un de nos amis me demande  
avec insistance l'adresse de Wittlin  
qu'il a bien connu. Peut-être l'avez-  
vous et pourriez-vous me l'envoyer.  
Ou même transmettre à M. Wittlin  
le vœu de cet ami auquel il  
pourrait peut-être donner signe.

de vie. Il s'agit de M. Constanti-  
novskiy, 14 rue François Guibert  
Paris 15<sup>e</sup>. (Constantinovskiy = Matreer  
autour des traqués que vous avez  
sans doute lus).

Si vous avez un petit moment  
pour moi, je serais heureuse de recevoir  
une lettre de vous. Acceptez mes vœux  
préliminaires pour un bon Noël et  
une année 1948 paisible et veuillez  
je vous prie, me rappeler au bon  
souvenir des vôtres.

Bien cordialement à vous

Rafidov



multissime? A quel point  
vous n'avez qu'à me le demander.  
Si vous desiriez  
si vous desiriez  
qui que pour de Paris,  
à venir  
le 11  
le 11  
10 (409)

gentil pour tous les deux. Faites lui mes  
amitiés ainsi qu'à sa charmante  
femme s.v.p.

Un beau-frère de Roth, passé à  
Paris depuis mon départ en vacances a essayé  
de ~~me~~ me voir. D'après ce que m'ont dit  
deux dames sinistres qui occupent mon  
appartement, il aurait aussi demandé  
votre adresse au téléphone. C'est le mari  
d'une sœur de la femme de Roth: H. Army  
J.A.E. UNRRA. H.9. E.M.D. A.P.O. 757.  
U.S. Army. Sans doute le verrai-je ~~à mon~~  
retour à Paris, au mois d'octobre et pourrais-  
je parler avec lui de la question de la sépulture  
de notre pauvre ami. Y'ai, en effet, pensé subite-  
ment que la place au cimetière n'aurait été  
achetée que pour cinq ans. Il y en a 7 déjà!  
Rentré à Paris il va falloir que je m'informe.

Vous seriez vraiment bonne de me donner  
de vos nouvelles, de me parler un peu de vos enfants  
et de autres membres de notre petit groupe d'autrefois  
dont j'ai gardé un souvenir si vif. Et - c'est l'ami  
ricain qui frappe tout le monde de

beaut's. pmw  
8/10  
Louise Barousse  
31 - VIII - 46

Chère Madame et amie, voici bien long-  
temps que, privé de vos nouvelles, je profite  
de vous écrire pour vous en demander, sans  
y parvenir. Enfin me voici en vacances, dans  
les Hautes-Pyrénées, un peu au calme, vague-  
ment reposé d'une année assez dure et  
j'en profite pour répondre à de vieilles lettres,  
m'informer aussi d'amis, qui, comme  
vous, sont plus muets encore que moi!  
Tout d'abord j'ai à vous remercier de  
la gentille pensée que vous avez eue de  
donner mon adresse au Pen-Club de  
New-York. Il m'a envoyé un merveilleux  
paquet dont le contenu m'a rendu grand  
service et m'a permis aussi de faire

quelques heureux. J'ai eu par M Ber-  
stel que l'envoi a été fait à votre  
demande. Lui-même a été bien con-  
tent, de son côté, de recevoir quelque  
chose. ~~Je le vois~~ assez souvent. J'ai  
fait quelques traductions pour lui. J'ai  
l'impression qu'il vit difficilement  
bien qu'il ne soit pas dans sa nature  
de se lamenter, mais plutôt de se  
fermer, de s'aigrir. C'est que le vie  
est difficile pour lui à Paris, avec  
deux enfants, peu de ressources et  
une nationalité, une langue plutôt  
avec laquelle les Français, ~~la~~ masse  
des Français n'est pas encore réconciliée.

On commence pourtant, dans l'édition,  
à s'intéresser aux auteurs émigrés, à  
ceux que l'on connaissait déjà aussi :  
Mann, Werfel etc. J'ai pu placer deux  
Roth "das falsche Gewicht" du Bateau  
Yve, "die Beichte eines Mörders" aux  
éditions Robert Laffont. Les droits vont  
au Querido et à Albert de Lange qui  
se débrouilleront avec les héritiers. Je  
crois que si Hermann Kesten avait  
quelque chose d'intéressant, écrit pendant  
son séjour en Amérique, il aurait quelque  
chance en ce moment pour une publica-  
tion en France. J'en ai pas son adresse, sans  
quoi je lui dirais moi-même de me l'en-  
voyer, mais si vous pouvez me la donner  
ou encore lui faire la commission, ce sera



Paris, 4 IX 1945

Copie

Chère Madame amie, votre lettre du 27 juin vient seulement de m'arriver, c'est bien long. Aussi je vous réponds encore sur ce petit papier afin de gagner du temps. Mais il faut être brève. Ce que vous me dites de votre pauvre mari correspond exactement à ce que je m'imaginai. quand j'ai appris la mort j'ai pensé que si vous aviez été auprès de lui, il n'aurait pas mis fin à ses jours aussi tragiquement. Roth, c'était une autre affaire, il avait commencé à boire bien avant de considérer cela comme un moyen de suicide. Son alcoolisme, en le diminuant est devenu peu à peu un prétexte puis une incitation à la mort. Je ne suis toujours pas en possession de la 2<sup>e</sup> partie des archives, mais j'ai une lettre de M. Richard, en vacances à Biarritz qui me promet la valise pour septembre, à son retour. Moi-même, je pars demain pour Caen. J'y resterai une quinzaine et m'occuperai des notes et de récupérer les documents Roth ainsi que les livres que vous désirez voir. Je n'ai pas besoin de vous dire que j'ai une grande envie de lire votre biographie de M. Zweig. Je regrette de n'avoir pas eu le plaisir de la traduire. Ce sera pour votre prochain ouvrage. La guerre japonaise terminée, je pense que courrier, paquets etc. iront plus vite. New York se donc se rapproche considérablement de Paris. Il est temps! Les éditeurs boudent encore les ouvrages en langue allemande, mais je crois que ceux écrits par des Autrichiens trouveront bientôt grâce devant eux. J'ai fait votre commission à M. Berstel. Je le vois souvent. Il a bien du mal à vivre avec sa femme et trois jeunes enfants. Malheureusement ce n'est pas un professeur de la classe de Roth. Il a tout un apprentissage à faire encore. Ses idées ne lui manquent pas, mais le mise en œuvre n'est pas au point encore. Vous me dites que vous voyez Ursula - vous lui faire savoir que Mme de Borada s'est tirée d'affaire pendant l'occupation. Elle habite tantôt Paris tantôt Monte-Carlo. Carlo et s'est mise à la sculpture. J'ai songé à traduire "des falsche Gewicht" de Roth, mais comment m'y prendre pour les droits? Je croyais que Paula Friebel avait un frère en Autriche. N'y est-il donc pas resté? Que sont devenus M. Birman et Freund. M. Birman s'occupait de affaires Roth. Ne peut-elle pas continuer? Malheureusement le pauvre et charmant Landauer a traversé la mort dans un camp de concentration. Il était resté en Hollande à cause de sa vieille maman. Vous me demandez

Chère Madame, je ne vous remercierai jamais assez de ce que vous avez fait pour moi. Je ne puis que vous dire à quel point je suis reconnaissant et à quel point je suis fier de vous. Je ne puis que vous dire à quel point je suis reconnaissant et à quel point je suis fier de vous.

Open Here

Open Here

ARMED FORCES AIR LETTER

**AIR MAIL**



STAMP

This letter must be posted in Armed Forces Postal channels. If posted in a Civil Post Office or pillar box, it will not be given air transmission.

*Jan*

TO: Mrs Friederike Zweig  
1 Sheridan Sq.  
New York 14  
N. Y.

Fold Here

If anything is enclosed in this letter it will be sent by ordinary mail.

FROM:

(Sender's Regt'l No., Rank and Name only)

*Sgt. D. L. ...*

Fold Here

This Armed Forces Air Letter cannot be accepted for registration.

CFQ 11  
40/P & S/1448

Fold Here

9 (Yon)



Madame

Mme Gudon (Roth)  
Paris 12 VI 1945

recommandés de vos sympathies

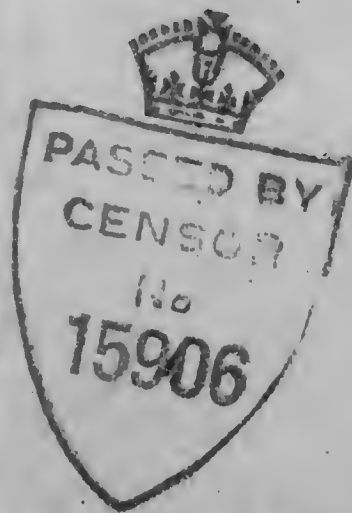
bonne nuit ainsi que la vôtre et vous prie de croire à mes

chère Madame amie, je vous ai déjà envoyé deux  
cartes mais je vous envoie de nouveau par un moyen plus  
rapide. Peut-être vous sera-t-il possible, à vous aussi, de  
me répondre par une voie analogue afin que les nouvelles ne  
m'arrivent pas trop rassies. Vos amis Richard ne m'ont  
toujours pas remis les archives Roth. Je vais tâcher de les  
rappeler à l'ordre une fois de plus. Aux dernières nouvelles, déjà  
vieilles, Mme Richard attendait le retour de son oncle, parti  
à la campagne pour exhumer la valise de la cave et me la faire  
porter. L'essentiel est que cette valise existe et puisse être récupérée.  
Je vous disais sur une de mes cartes que votre appartement  
a malheureusement été déménagé par les Allemands et les  
quelques ~~meubles précieux~~ <sup>meubles précieux</sup> saisis par les Richard vendus à la requête de  
votre propriétaire à quel une somme de 5000+ était due. Il doit  
rester un reliquat sur les sommes produites par la vente, et le  
quat qui vous appartient. Je regrette bien de n'avoir pas été au  
courant de cette histoire. J'aurais volontiers fait l'avance des  
5000+ pour vous éviter cette vente. Je vois assez souvent M.  
Brestel que j'ai connu par vous. Il a traduit toute une anthologie  
logique en français en allemand, et ceci avec grand  
ta ~~soit~~ <sup>soit</sup> il en a lu chez M. Gabriel Marcel que vous connais-  
sez. Mais vous parlez des traductions allemandes. En ce moment  
les éditeurs français les boycottent mais je pense que les ennemis  
vont trouver grâce. Connaissez-vous quelque chose d'intéressant  
à ce point de vue? Êtes-vous en rapport avec Werfel? G.  
Marcel aurait avoir un de ses romans pour la Collection  
Faux Croisés ou Roth a paru. Bernadette ou un autre roman  
en allemand (je ne sais pas le titre allemand). Pourriez-vous présenter  
Werfel à ce sujet? Cela m'intéresse parce que c'est moi qui serais  
chargé de la traduction. J'aurais bien reçu une lettre détailée  
de vous. Mes amitiés à tous nos amis communs. Je vous espère en

ARMED FORCES AIR LETTER

**AIR MAIL**

This letter must be posted in Armed Forces Postal channels. If posted in a Civil Post Office or pillar box, it will not be given air transmission.



TO:

Mrs Friederique Zweig  
1 Sheridan Square New York City  
New York 14  
U.S.A. N.Y.

Fold Here

CFQ 11  
40/P & S/1448

Fold Here

If anything is enclosed in this letter it will be sent by ordinary mail.

FROM:

(Sender's Regt'l No., Rank and Name only)

*[Handwritten signature]*

This Armed Forces Air Letter cannot be accepted for registration.

*[Handwritten signature]*  
*[Handwritten signature]*  
*(Roth)*

Fold Here

7 (4011)



me venir  
leur  
affreusement  
à vous

J'aurai retrouvé le calme nécessaire,  
ou pourrai guider quelqu'un dans  
ce genre de travail. Mais, naturellement,  
si vous-même, la famille et les confères  
de Roth en jugent autrement je ferai ce  
que vous me direz. En tout cas ne  
rien précipiter est le mieux et n'avez-  
vous pas vous-même l'intention de  
revenir quelque jour voir les pauvres  
Européens?

J'ai été bien désolé quand  
la nouvelle du suicide de votre pauvre  
mari a été publiée ici. Je ne l'avais  
pas connu beaucoup personnellement,  
mais les rapports que j'ai eus avec  
lui quand il a fait la conférence aux  
Ambassadeurs en 1940 m'avaient laissé  
un excellent souvenir.

6 (19011) J'espère avoir bientôt une  
longue lettre de vous. Veuillez faire  
mes amitiés à tous les amis et

Merscheryn Paris 29 IV 45  
Roth's 41 Rue des Martyrs  
Mme Gidon

Chère Madame et amie, je venais  
de répondre à votre première carte  
quand j'ai reçu la seconde qui m'est  
arrivée plus vite. Je vous remercie des  
bonnes paroles qu'elle m'apporte. Hélas  
il y aura un an dans quinze jours  
que mon pauvre mari a cessé de  
souffrir et je ne me console pas de son  
absence. Nous vivons tellement près  
l'un de l'autre, l'un pour l'autre. Et  
cela durait depuis trente-trois ans.  
Il s'est fait bien du souci pour moi,  
j'aurais été heureuse qu'il puisse  
voir la fin du nazisme!

Je suis allé me de Grenelle, j'ai  
vu Mme Richard, elle n'est plus  
concierge mais habite toujours dans

l'immeuble, au second étage. J'ai lui ai  
parlé assez longuement. La valise est  
toujours dans sa cave d'où son mari,  
absent pour le moment de Paris, doit  
l'exhumer afin de la faire porter chez  
moi qui examinerai l'état des papiers.  
J'espère que la cave est saine et qu'ils  
n'auront pas trop souffert. M<sup>me</sup> Richard  
m'a chargée de vous faire savoir que  
les Allemands ont déminagé votre apparte-  
ment. Elle avait saisi différentes choses,  
entre autres un secrétaire auquel vous  
teniez, mais le propriétaire vient de le  
faire vendre pour se couvrir de ce qui lui  
était dû pour son loyer. Il doit rester  
une certaine somme sur cette vente,  
somme qui vous appartient et qui  
est déposée chez un huissier (dont  
je n'ai pas le nom ni l'adresse), où  
vous le trouverez. J'ai regretté d'avoir  
ignoré cette histoire de loyer en retard,

J'aurais pu payer pour éviter qu'on  
me vende ces objets auxquels vous tenez  
sans doute.

Pour en revenir aux papiers de  
Roth. Ne croyez-vous pas qu'il convien-  
drait d'attendre un peu avant de pren-  
dre des décisions définitives? Note  
l'Europe a perdu tant et tant  
de choses précieuses, si on peut lui en  
laisser quelques unes ce serait bien  
bientôt. Mais il faut sans doute voir  
comment les événements vont évoluer.  
Si quelque étudiant français ou  
américain veut consulter ces papiers  
pour quelque thèse ou biographie,  
l'Université de Harvard sera bien  
éloignée pour lui, pour moi-même  
qui fais peut-être quelque chose quand



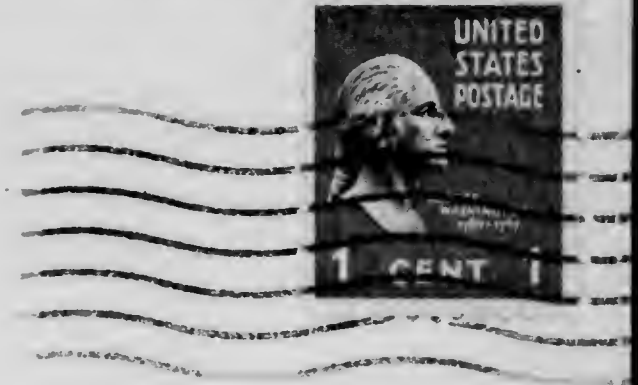
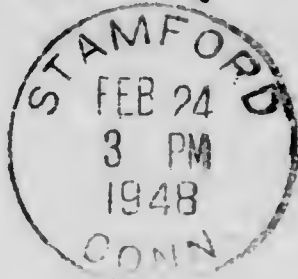
AR 1764 9/40

Joseph Roth Collection II Grubel, Fred

54717

Grubel, Fred 1944-1950

Postcard



Mr Frederick Inghel

141 - 45 Inghel

Turnpike

Kew Gardens Hills

Flushing N.Y.

99 (2010)



WRITERS SERVICE CENTER

Stanford, Conn  
288 Oc Drive W.

~~115 WEST 57TH STREET NEW YORK CITY~~

~~ROOM 1219~~

~~TELEPHONE CIRCLE 8-8974~~

Feb 22

Dear Mr. Grubel

I got the books. There are four  
which do not belong to me. I'll  
keep them until there is a decision  
reached, which I hope so much will  
soon be achieved

Very sincerely yours

Frederick Kieser

FREDERICK GRUBEL

141.45 UNION TURNPIKE

Kew Gardens Hills

FLUSHING, N. Y.

8. Feb. 1948

Sehr geehrte gnädige Frau

besten Dank für Ihre Schreiben v. 15. I.  
Ich entnehme diesem Brief, daß Sie es wünschen,  
das "Roth-Verzeichnis" nicht in Verwendung zu neh-  
men u. habe sämtliche Akten u. Papiere des-  
halb Frau Dr. Zimmer zur Aufbewahrung abge-  
geben. Hoffentlich wird die künftige Folge des Ver-  
zeichnisses bald plötzl. sein, so daß der literarische  
Nachlaß Roths endlich wieder aus Licht gebracht  
werden kann!

Ihren Wunsch gemäß habe ich Ihnen die  
Zettel, die ich von Frau Bidon übernommen  
habe, per Post zugesandt. Frau Dr. Zimmer hat Sie  
wohl verständigt, daß ein gutes Teil des Zettelwchs  
bei Frau Bidon ist, da ich physikal. nicht mehr  
untersuchen konnte.

Mit respektvollen Grüßen

Ms Fritz Benke



Beaufort, Acad

4. Buches / 2 / 2  
n. mit behalte bis  
entschiedig

57	45	22	2	1
	11	1		
		56	45	
			12	
			57	

STAMFORD, CONN.

288 Oc. Dr. Vest 15. Januar 8.

Gehrtes Herr Grubel,

Dr Carus Berinan sagte mir,  
das Sie Josef Roths "Archiv"  
von Paris mitgebracht haben.

Das ist in glückseligem Sinn sehr  
beruhigend. Da mich aber die  
Verwackelten seiner Frau bereits  
mit einem Brief eines Advoka-  
taten verwarnt haben keinerlei  
Verrechte mir herauszunehmen,  
was die Aufbewahrung der  
Dokumente betrifft, möchte  
ich mich keinen Unannehm-  
lichkeiten aussetzen. Bitte



senden Sie mir also nur  
die Bücher per Railway  
Express auf meine Kosten,  
denn diese gehören scheint  
es alle mir. Gelegentlich  
- dies aber wollen wir nicht  
der Post anvertrauen - können  
Hermann Kesten, Wittlin,  
Morgenstern und ich  
das Romanmanuskript  
durchlesen und beraten  
was man in dem Augenblick  
tun kann, wenn die Erb-

folge geklärt sein wird.

Da die Durchsicht, event.  
Bearbeitung lange dauern  
wird, kann man ja bald  
damit beginnen.

Vielleicht sollten wir einmal  
mit den Freunden Rath's  
gemeinsam beraten. Morgenstern  
ist aber mit Kesten und  
mir "böse".

Mit guten Neujahrswünschen

grüßt Sie

Ilse

Friederike Zweig

Roth

FREDERICK GRUBEL  
141-45 UNION TURNPIKE  
KEW GARDENS HILLS  
FLUSHING, N. Y.

beantw

23. März 1947

25 / 11)

Sehr geehrte Fräulein Frau,

herzlichen Dank für Ihr Schreiben vom 17. 3. Ich stimme mit Ihnen überein, daß nichts der Überlieferung von Roths Werk im Wege stehen darf, am wenigsten irgendwelcher Profitstreben angeheuerter Verwandtschaft für die Roth u. die für Roth zu Lebzeiten nicht bedenklichen.

Ich weiß, daß Roth in Tübingen weilt für die Anna Friedel projekt hat, glaubt aber von Paula Trübel gehört zu haben, daß es sich formell hat scheiden lassen. Wissen Sie, ob irgendwas daran wahr ist? Wenn das der Fall wäre, wären alle Schwierigkeiten ja gelöst. Aber selbst wenn keine Scheidung vorläge u. Friedel ihn überlebt hat, wäre sie nur neben seiner Blutsverwandtschaft u. nicht ausschließl. Erbinn; u. Roths einzig überlebende Verwandte (Cousins ersten Grades) sind ein Cousin von mir u. ich selbst.

x  
Ich glaube nicht



Ich habe die Angelegenheit mit einem Rechts-  
freund besprochen, das die nötige Korrespondenz  
führen wird. Wissen Sie den Namen des franzo-  
sischen Verlegers, den Sie erwähnen? Der Anwalt würde  
sich gern mit ihm in Verbindung setzen.

Es ist schade, daß diese Verhältnisse erst jetzt  
bekannt werden. Ich bin erst kürzlich von einem  
wöchentlichen Aufenthalt aus Paris zurück-  
gekehrt, wo ich mich um die Dinge an Ort u. Stelle  
hätte kümmern können.

Ich werde mich dieses Tags mit Jean & Zuzanne  
in Verbindung setzen u. werde versuchen, alles zu  
tun, um die Fortführung von Roths Werk zu fördern  
- - soweit ich dazu imstande bin. Ich fürchte  
mit, daß wie in ein Hornissen nest von konkurrie-  
renden Verlags- u. Verlegern samt Staubjost-  
ausprüchen stopfen werden.

Mit den ergebensten Grüßen

Alte Frau Zuzanne

AR 1764 4/41

Joseph Rose Collection

IV Harvard University

54717

MACLEOD, WILLIAM, 1914-1945



HARVARD UNIVERSITY

GERMANIC LANGUAGES  
AND LITERATURES

21 HOLYOKE HOUSE  
CAMBRIDGE 38, MASSACHUSETTS

August 22, 1945

Mrs. Friderike Zweig  
1 Sheridan Square  
New York 14, N.Y.

Sehr verehrte Frau Zweig:

Ihr Brief vom 10. August ist leider erst gestern in meine Hände gelangt, weil er mir von der Bibliothek nicht nachgeschickt wurde.

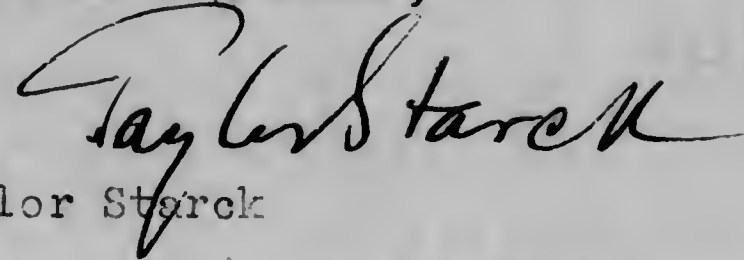
In Bezug auf die Handschrift des "Antichrist" von Joseph Roth habe ich mit Dr. Jackson von der Bibliothek gesprochen. Er interessiert sich natürlich für die Handschrift, möchte sich aber auf unseren Rat verlassen, da er selbst nichts von Joseph Roth weiss. Ich habe noch nicht mit Professor Viëtor sprechen können, auf den ich mich verlassen muss. Die genannte Summe von \$200 erscheint mir für die Handschrift einer Reihe von schon veröffentlichten Essays ziemlich hoch. Bei Joseph Roth ist das Interesse nicht, wie bei einem der grösseren Dichter, an allem, was aus seiner Werkstatt ging, sondern hauptsächlich an den Aufzeichnungen, Briefen und dergleichen die wirklich Licht auf die ganze Periode in der er lebte werfen könnten.

Selbstverständlich möchten wir gern Frau Manga Bell helfen, aber für eine Universität müssen solche Rücksichten natürlich an zweiter Stelle stehen. Falls Professor Viëtors Ansicht anders ausfallen sollte würde ich Ihnen sofort schreiben.

Es freut mich zu hören, dass das grosse Balzacwerk Ihres Mannes nun bald erscheinen wird. Nun dass der Krieg einstweilen vorüber ist hoffe ich, dass wir unsere Umfragen und Sammlungen etwas eifriger betreiben können.

Mit herzlichen Grüßen,

Ihr sehr ergebener,



Taylor Starck

P.S. Meine Adresse bis zum 10. September ist: Box 562, Harwich Port, Mass.

Inzwischen habe ich Professor Viëtor gesprochen und er bestätigt meine Meinung. Joseph Roth ist nicht von genügender Bedeutung, um den Ankauf von handschriftlichen Fassungen seiner Werke zu rechtfertigen.



December 20, 1944.

Mr. Josef Wittlin  
5400 Fieldstone Rd.  
Riverdale, N.Y.

Hochverehrter Herr Wittlin:

Leider habe ich Ihrer lieben Einladung noch nicht Folge geleistet, weil meine Gesundheit mir neben der Arbeit einige Schonung auferlegt. Hoffentlich darf ich es zu Beginn des Jahres nachholen.

Darf ich Sie heute im Namen unseres (meines Mannes und meines) Freundes und Uebersetzer Alfredo Cahn in Buenos Aires um Folgendes bitten, was ich auch schon mit Erfolg an Professor Albert Einstein weiterleitete. Ein grosser argentinischer Verlag, Espasa Calpe veranstaltet eine populäre Bucherserie der Weltliteratur aller Zeiten und bittet Sie einige zustimmenden Worte ueber den Wert solcher Ausgaben zur Foerderung beizutragen. Ich werde diese weiterleiten. Er bat mich Sie, Einstein und Werfels zu ersuchen.

Ich verbinde diesen Brief mit herzlichen Weihnachtsgruessen an Sie und Ihre Lieben.

Ihre Sie hochschuetzende

:/.



Noch eine Frage habe ich, unseren Freund Roth be-  
treffend. Der Librarian der Harvard University legt ein  
Archiv oesterreichischer Dichter an und waere bereit  
das "Archiv" Roth's, das ich in Paris in Verwahrung hatte  
herbringen zu lassen. Kesten ist dafuer. Ich bin nicht  
sicher, ob es nicht besser nach Paris passt und dort  
bleiben soll. Allerdings muesste es dort jemand ueber-  
nehmen, da es bei meinem Hausmeister aufbewahrt ist und  
hoffentlich zu der Habe gehoert, die angeblich gut davon  
kam. Bitte geben Sie mir Ihr Urtheil.

4 (1011)



*to Ruth's Cousine* December 20, 1944.

Mrs. John Kulka  
c/o Klemperer  
208 West 99 Street  
New York, N.Y.

Liebe Frau Kulka:

Der Librarian der Harvard University  
legt ein Archiv oesterreichischer Dichter an und  
waere bereit das "Archiv" Roth's, das ich in Paris  
in Verwahrung hatte herbringen zu lassen. Kesten  
ist dafuer. Ich bin nicht sicher, ob es nicht besser  
nach Paris passt und dort bleiben soll. Allerdings  
muesste es dort jemand uebernehmen, da es bei meinem  
Hausmeister aufbewahrt ist und hoffentlich zu der  
Habe gehoert, die angeblich gut davon kam. Bitte ge-  
ben Sie mir Ihr Urteil.

Ihnen und Ihren lieben Gatten angenehme  
Feiertage wuenschend, verbleibe ich mit besten Gruessen

Ihre



AR 1764

4/42

Joseph Roth Collection

II Marga Bell,  
Andrea

59717

MARGA BELL, ANDREA, 1939, 1952, 1957

J'ai l'honneur de vous remettre, par  
la présente, le manuscrit de Joseph Roth  
« Tarabas » contre versement de la somme  
de 500 francs.

Ainsi ce manuscrit fait partie des  
« Archives Joseph Roth ». Toutefois le  
droit de racheter ce manuscrit contre  
paiement de la somme, ci-haut mentionnée,  
m'a été réservé.

Paris, le 8 décembre 1939

Andréa Mangin Bell

Madame Stefan Zweig,  
218, rue de Grenelle  
Paris 7<sup>e</sup>



Hiermit möchte ich bestätigen,  
dass das Originalmanuskript  
„Tarabas“ von Joseph Roth mir  
persönlich vom Autor als Geschenk  
gegeben worden ist, und dass dieses  
Manuskript von heutigen Tage an  
das Eigentum des Herrn Josef Rivkin  
ist.

Cudrea Wang a Bell

Paris, den 6. Januar 1952,

86, rue Olivier de Serres, Paris

Paris 15e, 86, rue  
Olivier de Serres  
den 5. November 1957

Liebe Frau Zweig,

zu Beginn des Krieges  
übergab ich Ihnen das  
Manuskript Joseph Roths  
"Tarabas".

Würden Sie die Liebens-  
würdigkeit haben - und ich  
bitte um Mitleid, da  
dass ich Ihnen Mithras  
machen - dieses Manuskript  
an Herrn Josef Rivkin,  
65, rue de Provence, Paris,  
übersenden zu lassen?



- 2 -

Ich hoffe sehr, dass es  
Ihnen und Ihren Töchtern  
sehr gut geht. Inzwischen  
bin ich dreimal祖母  
geworden.

Es würde mir sehr viel  
Freude machen, von Ihnen  
zu hören und Sie inzwischen  
mit den herzlichsten Grüßen

Ihre

Lucretia Manga-Bell

AR 1764

4/43

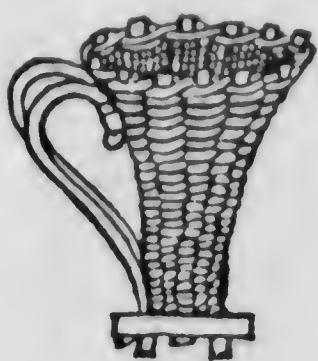
Joseph Roth Collection

II Miquel,  
Alexandra von

S 4717

Miquel, Alexandra von (Verlag Ullstein & Co.), 1955





verlag kiepenheuer & witsch · KÖLN · BERLIN

Köln, den 7. Juni 1955  
vM/oe

Mrs.  
Friderike Z w e i g  
288 Ocean Avenue  
West Chippenpoint  
Stamford, Connecticut /USA.

---

Sehr verehrte Frau Zweig!

Auf Anraten von Hermann Kesten möchten wir uns heute mit einer grossen Bitte an Sie wenden. Gemeinsam mit dem holländischen Verlag Allert de Lange in Amsterdam bringen wir in diesem und im nächsten Jahr eine Gesamtausgabe der Werke von JOSEPH ROTH heraus, zu der Hermann Kesten die Einleitung schrieb. Im Herbst dieses Jahres erscheinen zwei Bände mit den Romanen, und im nächsten Frühjahr soll ein dritter Band mit Erzählungen, Essays, Feuilletons und Briefen usw. folgen. Nun haben wir grosse Schwierigkeiten, uns das Material zu beschaffen, da viele Feuilletons, Essays und auch einige Erzählungen von JOSEPH ROTH nicht mehr aufzufinden sind. Nach Angabe von Hermann Kesten und auch von Mme. Blanche Gidon, Paris, ist das Archiv von ROTH szt. nach Amerika gebracht worden und soll sich jetzt in der Bibliothek der Harvard Universität befinden. Hermann Kesten schrieb auch, dass die New Yorker Rechtsanwältin, Frau Caroline Birman, 25 East 10th Street, über den Verbleib der ROTH'schen Manuskripte Bescheid wisse und in ihrem Besitz sich noch einige unveröffentlichte Manuskripte, unter anderem ein unvollendeter russischer Revolutionsroman, und nach Angabe von Mme. Gidon ein Werk über Tolstoi und Clemenceau befinden. Wir haben vor einigen Monaten deswegen an Frau Birman geschrieben, auch dass wir selbstverständlich bereit wären, alle Spesen und Kosten zu übernehmen, die mit einer Übersendung verbunden sind, leider haben wir auf unseren Brief aber gar keine Antwort erhalten.

Es fehlen uns von den Erzählungen vor allem TRIUMPH DER SCHÖNHEIT und DIE BÜSTE DES KAISERS. Beide Erzählungen sind von Frau Gidon szt. in das Französische übertragen worden, sie besitzt aber leider *weder* das französische noch das deutsche Manuskript.

Wir möchten Sie nun sehr herzlich bitten und hoffen, dass wir Ihnen damit nicht zu viel Mühe und Arbeit zumuten, uns bei den Nachforschungen in Amerika zu helfen. Vielleicht können Sie einmal direkt Verbindung mit Mrs. Birman aufnehmen? Wir bzw. der Verlag Allert de Lange sind mit der Wahrnehmung der Rechte von JOSEPH ROTH von der Vertreterin der Erben JOSEPH ROTH'S, Frau Hedy Davis in London autorisiert.  
ANSCHRIFT: KÖLN-MARIENBURG, RONDORFER STRASSE 5

Die Herausgabe der Gesamtausgabe JOSEPH ROTH hat für uns keinerlei kommerzielles Interesse, sondern wir möchten damit lediglich eine in der deutschen Literatur seit langem fällige Verpflichtung erfüllen, das Werk dieses grossen Dichters in seiner Gesamtheit in Deutschland und damit auch in den anderen Ländern wieder zugänglich zu machen. Es ist wohl auch für lange Jahre die letzte Möglichkeit, die Arbeiten von ROTH zu veröffentlichen.

Wir sind jetzt dabei, die Feuilletons, Essays von JOSEPH ROTH in den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie abgedruckt wurden, wieder aufzufinden. Auch das hat grosse Schwierigkeiten, da ja die meisten Archive dieser Zeitungen und Zeitschriften entweder ins Ausland gebracht oder vernichtet wurden. Aber wir haben trotzdem schon einiges Material beisammen, nur bei der Nachforschung in Amerika tappen wir sozusagen im Dunkeln, und wir wären Ihnen daher ausserordentlich dankbar, wenn Sie uns irgendwelche Hinweise geben könnten.

Gleichzeitig möchten wir Sie auch bitten, uns Briefe von JOSEPH ROTH, die nach der Vermutung von Hermann Aesten noch in Ihrem Besitz sein sollen, zur Verfügung zu stellen und uns deren Abdruck, falls sie sich zur Veröffentlichung eignen, zu genehmigen. Wir könnten hier Abschriften anfertigen lassen und Ihnen die Originale unverzüglich wieder zustellen.

In der Hoffnung, dass Sie unseren Brief möglichst bald beantworten werden und dass unsere Bitte nicht vergeblich ist, verbleiben wir

mit den besten Empfehlungen  
VERLAG KIEPENHEUER & WITSCH

i.A.

*Alexandra Miquel*

(Alexandra von Miquel)

*beantw. dank  
weiterleitung  
Juni 15<sup>th</sup>*

*Randorferstr. 5  
Köln - Marenberg*



AR 1764 4/44

Joseph Roth Collection

IV Recollection  
of Joseph Roth

54-717

Recollection of Joseph Roth

Er war ein Samariter  
 der Seele, mit dem Wissen  
 eines gequälten  
 Seele. Er war  
 was paradox  
 ohrenmaß -  
 ein glücklicher  
 Mensch, denn er  
 war tiefgläubig, wollte  
 es sein, bleibe es.  
 Seinein Satz folgten Hunderte  
 und alle hatten ihn  
 geliebt, als jeder hatte  
 ihn zu danken.

CROWN ZELLERBACH CORPORATION  
 STOCK TRANSFER DEPARTMENT  
 343 SANSOME STREET  
 SAN FRANCISCO 19. CALIFORNIA

aufgabe. um letzten  
 was vermerken ihm  
 doch es erwartet

22  
 4011



4/3 an Linden(?) nach Berlin go.

Joseph Rask war  
eine einzigartige  
Persönlichkeit, ein  
einzigartiger Künstler  
und ein Mensch  
~~von~~ mit einem  
wunderbaren Herzen.  
Freilich dies Herz  
konnte auch hassen,  
wenn angegriffen wurde,  
was ihm am nächsten  
stand, der verletzte  
Menschensbruder.

---

Handwritten

by Friedrichs Zweig

---



AR 1764 4/45

Joseph Roth Collection

II Roth, Joseph

54717

ROTH, JOSEPH, 1938

Lieber Freund, danke, dass  
Sie nach mir fragten. Wir  
waren eben in Mentone  
bei Wells. Aber ich bin  
noch gar nicht gesund  
und trotz des Glückes  
mein gutes Kind bei mir  
zu haben sehr traurig.

Ich glaube, ich kann nie  
mehr wieder froh werden.

Wenn Sie die Karte recht  
zeitig bekommen, so  
schauen Sie bitte morgen  
Sonntag um 3 Uhr her.

Frau August Bell lasse ich



NICE CENTRE

DES ELEGANCES

MONDAINES

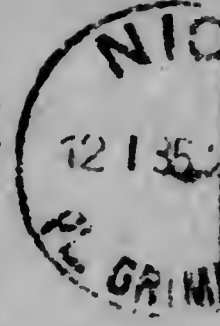


NICE SES ALPES

CARTE POSTALE

SA COTE FLEURIE

12 1 35



CE CE

S ELEG

MONDAIN

CORRESPONDANCE

ADRESSE

herzlich grüßen und  
wenn sie Lust hätte  
um um 1/2 5 Uhr zu  
kommen, könnten wir  
zusammen irgendwohin  
gehen, Sie, Frau Kesten  
und meine Töchter u. ich  
Vielen Dank und tausend  
gute Grüße Ihre F.

Monsieur  
Joseph Robl  
Nice

Promenades des Anglais  
122

An J. Roth nach Lizza.

KAPUZINERBERG 5  
SALZBURG

7. Febr 85

Lieber hochgeschätzter Freund,

da ich weiß, dass Sie gerne die Adresse Lizza wissen, möchte ich Ihnen mitteilen, dass er mich heute aus London zurück und dass er am 14 ten oder 15 ten hier sein will. Wahrscheinlich hat er Ihnen selber geschrieben. Aber es ist was Nübles um Übersetzung. Ich erhalte manchmal 3 Briefe an einem Tag, dann lange Pause und vom Schiff wieder 3. Allzuviel geschriebener Briefe kann nicht gleich einer in Mail oder hier gesandt werden. Überhaupt Briefe! Sie dürfen keine Worte enthalten, man müsste sie componieren können und der Empfänger musikalisch sein.

Wie geht es Ihnen Allen? Ich denke noch so herzlich gerne an die 2 letzten lieben Abende und ich bin froh mit Lise davon sprechen zu können, die so auch in so dankbarer Erinnerung hat, immer wieder durch die wunderschöne florentiner Woche. Wenn Sie mit Frau Haupt Bell noch Österreich kommen (oh bitte kommen Sie) fahren Sie doch über Florenz, (Lizza) es ist noch eine Bereicherung in



vuler Weise. Die Stadt ist ernst und schön  
 und diese Herbheit tut wohl nach der  
 oft ein wenig falschen Lübe der azurnen  
 Küste. Hier die Majestät der verschneiten  
 Berge, ein Wintergewitter leytum und  
 nachts viel Stürme! Welche Contraste in  
 einem kleinen Raum auf der Landkarte,  
 die zerklüftet ist wie die Seele der auf  
 der vimmelnden Völker.

Ich komme immer mehr u. mehr zu einer  
 biologischen Auffassung des Geistes in  
 Brons u. entsprechend dem im Kleinen.  
 Hier verhält sich das zu religiöser Inversität als Anlass Folge oder Widerspruch?

Schreibt die liebe, liebe Frau Manpa Bell  
 Briefe? Wie geht es ihren Kindern?  
 Waren Sie mit Hubert zufrieden? Luet  
 Schuckel's wieder gesund? Ist der Roman  
 bald fertig? Gointen Sie sich ausruhen?  
 Was werden Sie dann schreiben?

Machen Sie das Bild erhalten, das ich  
 den Hotelboys gab, es Ihnen und  
 Frau Manpa Bell zu bringen?!

Ich hatte viel Correspondenz nach so  
 langer Abwesenheit, wie Sie sich denken können,  
 besonders da man Stefan mehr nachberichten  
 konnte und so viel angestappelt war. Ich  
 hätte sonst früher geschrieben und viele  
 gute Gründe genannt und alles Herzlichste  
 Ihnen Besien und bitte grüßen Sie Kertan  
 Schuckel's, daran. Ihre Lie hochschätzende  
 Friederike L.

Hier wieder ein sehr wieder Kunstes an. Wilhelm Speyer, etc. auch hier  
 Kleiber will ein Haas kaufen. Es geht wirtschafflich wieder besser im Allgemeinen.

AR 1764 4/46

Joseph Rosh Collection

IV Wilhelm Joseph

54717

WITTLICH, JOSEPH = (ZETTLICH) SCHEJCH'S OF JOSEPH ROSH, 1842-1882



## REMINISCENCES OF JOSEPH ROTH

by Joseph Wittlin

Joseph Roth would have had a good laugh, had he been able to hear me talking about him here in New York in this broken English of mine. He would have laughed as only he knew how.

But the events that brought me and many of those here tonight to this foreign city, this foreign world, and the fact that I am speaking English are not laughing matters. Roth foresaw the events long before they happened. Indirectly, they caused the premature death of this visionary-- which, of course, the forgotten author of the unforgettable "Anti-Christ" was.

There are prophets like Jeremiah who squat among the ruins of a temple and mourn. Roth belonged to another clan-- to the clan of Isaiah, who see the imminent eclipse and warn against it. Such prophets are taken by God on the eve of the catastrophe.

It is difficult to talk about friends who have passed away. There is something shameless about using the past tense with regard to people who were once a part of one's own life. For, to a great extent, part of Roth's biography is my biography, too. And it is with true embarrassment that I say he was when speaking of Roth today. It is as though I said of my right eye: I used to have it, and of my left eye; I have it. The past tense ~~is~~ not only removes us in time from the person we talk about but to some extent also estranges the person from

us. I am ashamed to say that Roth was or used to be my close friend. Death not only compels us to maintain a certain distance from the dead, but also imposes an official air upon us -- and we know how Roth hated this attitude.

Joseph Roth was one of those people whom you love or hate. He had many enemies but more friends. My friendship with him lasted nearly twenty-five years -- after a hatred which endured about two weeks.

I saw him for the first time in 1915 at the University of Vienna. He was my classmate in philosophy and together we attended the lectures of Walter Brecht, professor of German literature. Brecht's lectures were very popular during the first year of the World War, particularly with students of the feminine species. Few men attended and it was no wonder that those who did drew attention. Roth caught my eye. He was very thin and elegantly dressed. His light hair was parted in the middle and he seemed to me the prototype of the Viennese "gigerl". And in his beautiful, ironic blue eye he wore a monocle. This was what irritated me. It is difficult to say whether Roth wore the monocle the better to see a world which at that time seemed charming and delightful to him, or whether he was ashamed of his love for the world and hoped to camouflage his admiration with a monocle which gave his sharp countenance an arrogant grimace.

In spite of the monocle, Roth's eye also caught my attention. I was then nineteen years old, a student in the



first semester of philosophy. It seemed to me at that time, that Roth was staring at me with the sole purpose of provoking me.

In the old world, to stare at a stranger ironically was almost an offense. The word for it was "fixation". In Arthur Schnitzler's beautiful novel "Lieutenant Gustle", the entire action is based upon such a "fixation".

I was not<sup>a</sup>/lieutenant; but I had come to Vienna as a former Polish soldier in the Eastern Legion, recently demobilized by Austria.

I was especially sensitive in the matter of honor, and particularly with respect to the Germans. This German - which was what I considered Roth -- is attempting to provoke me, I thought. Perhaps it's the Polish language that my friends and I use in our conversation that annoys him, or he may be an Anti-Semite -- some "Christlich-Sozialer" of the Belohvak crowd. -

Suffice it to say that my reaction to Roth's provocation was just what you would've expected of a freshman in Old Austria. I possessed newly printed visiting cards inscribed "Stud Phil"-- and you know what those cards were generally used for in that ancient, legendary and idiotic world. I was determined to fling my visiting card in the face of this arrogant youth and his monocle, if he did not stop his staring. This, of course, would have called for a duel. I was not even aware of my prospective adversary's name. I confided my plan to a Polish friend who was a

few years older than I. He attempted to belittle the whole affair and persuade me to disregard the bemonocled youth.

A few days later this same friend introduced me to another young Pole whom I'll call Stanislaw -- incidentally he is now in New York -- and he asked me whether I would care to meet an unusually brilliant German lyricist then attending Professor Brecht's course. Let me digress here to say that the young lyricist had been Stanislaw's school chum at the Brody High School in the Podole region of Galicia. I myself had been born near Brody and while I had not attended this school, my father and three uncles had. Accordingly it was only natural for me to be interested in meeting this German lyricist who had been to Brody.

You can well imagine my facial expression when the lyricist turned out to be no other than the youth with the monocle, whom I had intended to challenge to a duel. Truthfully, I had pictured German poets as looking quite different.

That was the beginning of a friendship that lasted 25 years. It appeared that Roth was Professor Brecht's favorite. He visited him often to show him his poetry, which Brecht praised highly. On the other hand, Roth -- like myself -- was not at all popular with Brecht's assistant, Dr. Heinz Kindermann. This assistant -- later Professor of Germanics in Danzig -- hardly replied to our questions. He did not wear a monocle, but in his heart he cherished a perfect hatred for Slavs and Jews.



Today looking back, it strikes me that Kindermann was the classic prototype of the Nazi, which he apparently became. It was of him that Roth wrote that lovely novelette of his student days, "Der Vorzugsschueler".

But in the main Roth devoted himself at that time to poetry, some of which appeared in various magazines of Vienna. Several manuscripts of those truly beautiful and precise lyrics -- as melodious as Ukrainian folk songs -- were left in Warsaw in my bombed home.

In later years Roth was ashamed of those poems and refused to have them published in a volume. It is a pity for in those lyrics which remind one of the best songs of Moericke, whom Roth adored, we can see the Roth of later years, the master of simplicity and precision and in them too we can see his whole glowing heart.

We were both pacifists and anarchists at the University of Vienna during the first years of the last war. Our idol was Karl Kraus. We considered the war a crime, committed by emperors and royal generals and ministers against an innocent lamb -- which was what we romantically thought of humanity at the time.

But as the war dragged on killing many of our close friends we grew weary of our Cafe rebellions. We despised all the healthy Kindermanns who were spared the horrors of war and whose careers were not interrupted while at Isonzo and Piave our Galician, Czech, Moravian and Bukovinian friends were

perishing. We decided to go to war voluntarily -- voluntarily because the Austro-Hungarian army had rejected the both of us twice before as not fit for service in her glorious regiments since we were physically too weak. Humiliated, we decided to do all we could to take part in the tragedy.

Since we came from the same part of the monarchy we both belonged to the 80th infantry regiment. This regiment fought on the Italian front and its reserve cadre were at Rima-Shombath in Hungary. However, we did not wish to serve in our Galician regiment. Our friends were in the 21st Viennese battalion of Feldj<sup>a</sup>egers, and their school was at Paulusschule in the 3rd district. We persuaded my uncle, who was a Colonel Doctor, to get us into the exclusive 21st battalion. My uncle recommended us to the commanding officer of the post. But first we had to go to Hungary to Rima-Shombath to obtain the permission of our "Heimatsregiment" to transfer. There we also had to undergo a physical examination. So we went to Hungary and stuffed ourselves with paprika which burnt us for a long time after our return. The physician of the 80th regiment considered us insane. He could not understand why we wanted to push ourselves into the war. In a fatherly manner he attempted to dissuade us explaining that we were too weak. He was willing to classify us as writers in the military chancellery. But we despised this type of writer. We had decided that in wartime the only



place for a poet was at the front where, you could experience life and death. We managed to convince the good-natured Doctor and he marked us fit for active service. Triumphantly we returned to Vienna, to the long desired, genteel and exclusive 21st batallion. But it took only a week of living with this batallion for us to decide that we had had enough of the army and of the war. We suffered humiliation not only at the hands of our superiors but at the hands of our comrades of the type of Dr. Kindermann. There were too many military *Vorzugsschuelen*, careerists and informers. The atmosphere was unbearable. The weak were persecuted, human dignity was trod upon. The cult of heartlessness and stupidity blossomed and vulgarity ~~appeared~~ appeared to be a social obligation. Frequently in later years we recalled those days and the famous "Zugsfuehrer" Marek who was a miniature of the present Nazi Fuehrer. Indeed, he bore a physical resemblance to him.

However, in the 21st batallion of the *Feldjegers* Roth and I had the good fortune to meet the noblest person we were ever to come upon in our lives. He was a young Pole, Ludwig Brudzinski. Roth considered him a saint till the end of his days. Brudzinski had also been a philosophy student at the university of Vienna. Neither Roth nor I had ever met any other person who sparkled with such unworldly goodness as he. This goodness harmonized with a deep intelligence and aesthetic taste. "Der Brudzinski wird nicht lange leben", Roth used to say to me. "People like him don't live long in this kind

of a world." And in fact Brudzinski died before the war -- which he could not bear -- ended. He is thought to have hastened his own death during a raging epidemic of the Spanish flu. He was no more than 23 at the time.

During our Vienna service in the Army both Roth and I were very close to him. We used to visit him at his apartment near the Johann Strauss Theatre. Not wanting to annoy us with the sight of the hateful uniform, he always received us in civilian clothes. Those were unforgettable evenings. We read our writings, Brudzinski his essays on art and archeology, Roth his stories and poems, and I my never published or produced dramas. Brudzinski was our ideal critic. His vast knowledge never oppressed us. He was more mature than we, as is often the case with people who are destined to die young. Modesty was a natural trait with him. Roth wrote a charming poem about Brudzinski called "Der Gefangene", during our military arrest. I remember how Roth once asked me as we watched the sleeping Brudzinski -- "Do you see the halo shining around his cap?" It is my opinion that the character of Chojnicki in "Radetsky Marsch" is to a great extent a portrait of Brudzinski.

After spending a few months with the Viennese battalion of Feldj<sup>a</sup>gers we were separated. Roth went to Moravia, and I, punished for having spoken Polish to Brudzinski in formation, was sent to the 18th battalion of Feldj<sup>a</sup>gers at Krasnik, Poland.



I didn't see Roth again until the end of 1918 in Lwow, just before the collapse of Austria.

The unexpected meeting occurred at the home of a mutual friend, an ailing old lady whom we both called our Mother. Sometimes Roth would come to Lwow in later years from Germany or France just to see her. Many an important personal or literary decision was made at the bedside of this sick old lady whose mind was <sup>as</sup> alert as the wits of those old French ladies of the 18th century.

Roth visited Poland often and liked the country very much. In nearly all of his novels can be found a piece of Polish landscape, and here and there appear Poles, Ukrainians and Polish Jews. The fantastic novel "Hotel Savoy" is based on the town of Ledz and its Hotel Savoy. All of Roth's masterful prose has a "Podolian color. I'd like to point out that charming Podole, from where we both came, and particularly the vicinity of Brody, were on the Russian border. This border fascinated Roth for it was the border between the Austro-Hungarian Monarchy and Czarist Russia. It was the border between two worlds and two cultures, the Eastern and the Western. In addition the mysterious figures of those border people, smugglers, guards and the whole world of contraband, fascinated Roth. It was like a border between life and death. An excellent character of this world is often repeated in his novels, Kapturak.

In my own life Roth played many a friendly role. But I am most grateful to him for Paris. It was he who brought me to France for the first time in 1928. It was he who gave

me my first glimpse of Paris. Together we wandered through its streets for whole nights. At the beginning I lived in Roth's domain, in the now non-existent Hotel Foyot on Bournon Street, opposite the senate. I used to consider the territory between the Luxembourg Palace and the Odeon as Roth's private possession, as his principality. His spirit, no doubt, wanders there today and his cane probably flicks the Nazis aside on the streets.

I have had many friends in my life but Roth was the only one who ever called me a friend of his soul "Freund Meiner Seele". For many years we used to end our correspondence with a passage from one of his early poems:

HOCH DIE GEIGEN, HOCH DIE GEIGE, STILLE DUMMES  
HERZ UND SCHWEIGE".

That's how the poem began. In the last unhappy years of his life Roth sometimes wrote:

"NIEDER DIE GEIGE". "NIEDER DIE GEIGE".

If there are Elysian fields for poets I hope they are like the Champs Elysee in Paris, and I hope we meet there someday in April, in early spring, which the author of "April" loved so much to describe.

For the fatherland of my Pedelian friend- this great Austrian poet -- was really Paris along whose streets he strode on long thin legs like a magician, tapping the pavement with his stick like a charmer -- like a character out of E.T. Hoffman.



AR 1764 9/44

Joseph Roth Collection VI Articles

547/7

ARTICLES 1925-1942



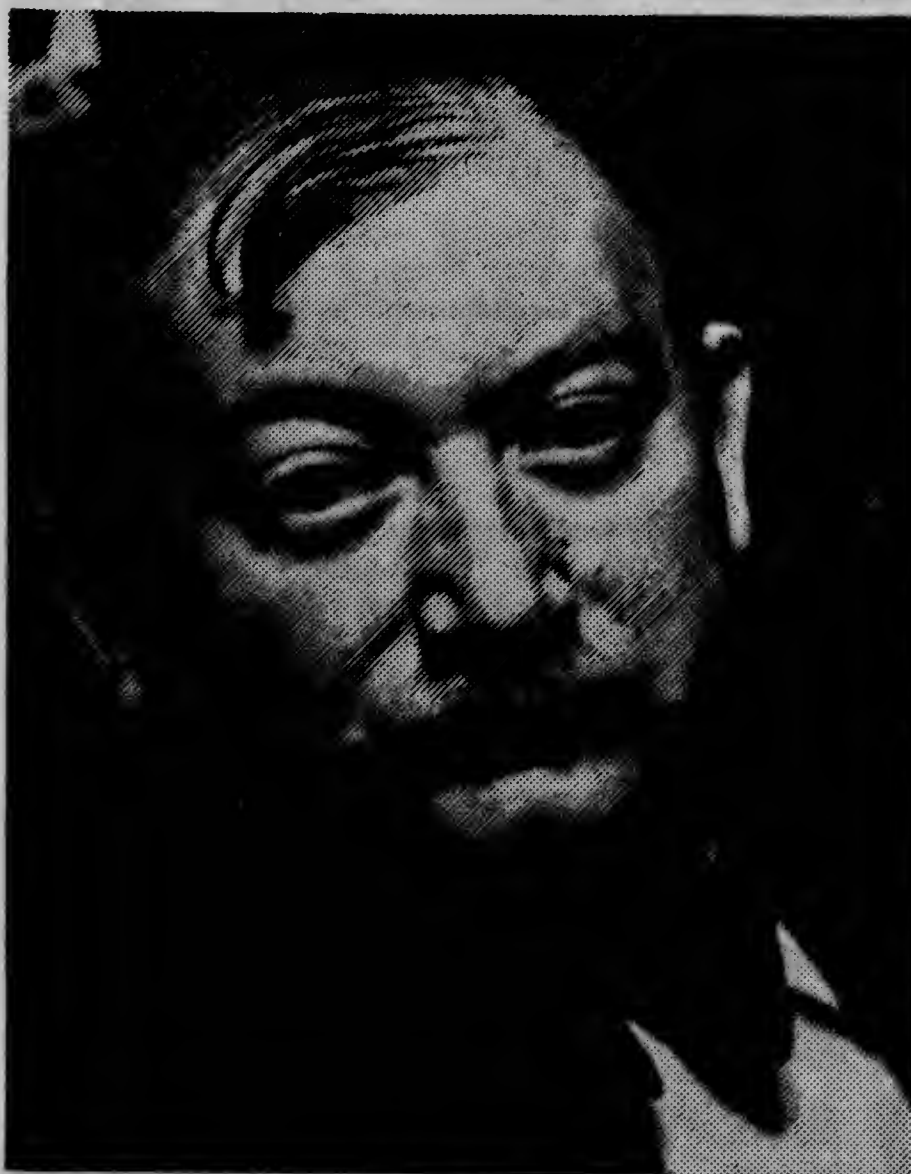
*Arch*

«Das Genie ist nicht zeitfremd, sondern zeitnahe»

*Joseph Roth als Journalist*

Von Hansres Jacobi

«Dichter, die gleichsam schon von Geburt eingebunden waren, wollen manchmal eine genaue Grenze zwischen Journalistik und Literatur ziehen und im Reich der Ewigkeiten den Numerus clausus für „Tagesschriftsteller“ einführen», schrieb Joseph Roth am 19. Dezember 1925 in der «Frankfurter Zeitung» und fuhr fort: «Fremdwörter sind sehr selten glücklich und gültig verdeutscht worden. Sie bekamen meist einen präzisen, aber schiefen Sinn (einen



Joseph Roth, Ende der dreissiger Jahre.

undeutschen), wie zum Beispiel das Wort: Tagesschriftsteller. Ein Journalist aber kann, er soll ein Jahrhundertschriftsteller sein. Die echte Aktualität ist keineswegs auf 24 Stunden beschränkt. Sie ist zeit- und nicht tagesgemäss.

Diese Aktualität ist eine Tugend, die nicht einmal einem Dichter schaden könnte, der niemals für die Zeitung schreibt. Ich wüsste nicht, weshalb ein ausgeprägter Sinn für die Atmosphäre der Gegenwart die Unsterblichkeit hindern soll. Ich wüsste nicht, weshalb Menschenkenntnis, Lebensklugheit, Orientierungsvermögen, die Gabe zu fesseln und andere solcher Schwächen, die man dem Journalisten vorwirft, die Genialität beeinträchtigen können. Das

zialen Missständen der Berliner Nachkriegszeit ebenso wie in seiner entschiedenen Stellungnahme gegen die rechtsradikalen Umtriebe, die sich nach der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten 1925 verstärkten und in Roth jene Resignation aufkommen liessen, die seine Abkehr von tagespolitischen Themen und die Zuwendung zu literarischen Sujets und zu Feuilletons bewirkte, zu deren Meister in der Tradition der Wiener Schule er wurde.

Roth war ein aufmerksamer und sensibler Augenzeuge seiner Zeit, der seine Aufgabe darin sah, «nicht zu verklären, sondern zu entlarven». Er war ein ungemein genauer Beobachter, der mit Präzision, wacher Vernunft, klarem und elegantem Stil das Gesehene in das Wort umsetzte. Dabei bekannte er: «Niemand habe ich auch nur in zehn Zeilen bukolische oder romantische Talente verraten, niemals öffentlich eine der beliebten Jahreszeiten besprochen, ja, selbst einen kurzfristigen Sommeraufenthalt vermeide ich gern...» Er bewahrte mit heissem Herzen stets den kühlen Blick, etwa wenn er sich vorgenommen hat, «das Bilderbuch mit jenen Berliner Begebenheiten zu füllen, die von ihren Verursachern und Veranstalter „nationale Belange“ genannt werden und in Wirklichkeit die Symptome des nationalen Verfalles sind. Berliner Bilderbücher müssten mit dem Blut der Opfer und den Tränen ihrer Hinterbliebenen geschrieben werden – Die Tinte genügt nicht und nicht einmal das Herzblut, das „eventuelle“, des Schriftstellers.» Als Chronist «bemüht, die Symptome der Zeit und des Ortes aufzuzeichnen», war Roth ein Polemiker nicht so sehr aus politischem als vielmehr aus moralischem Impetus. Nicht parteipolitisches Engagement bestimmte sein journalistisches Wirken, sondern die Liebe zum Menschen und Mitmenschen.

In seinen Feuilletons erwies sich Roth als ein Meister der Miniatur, als ein Impressionist von grosser Anschaulichkeit und fern jeder Verschwommenheit, der seine Empfindsamkeit mit

der Genauigkeit des Ausdrucks zu verbinden wusste. Die Sinnhaftigkeit seiner Sprache prägt sich immer wieder durch scharf konturierte Bilder ein. So sagt er von einem Rechtsanwalt, er trage «– man gestattet mir dieses äusserst kühne Bild – ein Monocle im Kehlkopf». Von einem Schieber heisst es: «Er sprach sehr schnell, während seine Hände wie weisse Kaninchen die Weste hinauf und hinunter liefen.» Der Autor beschwört die Sehnsucht von Kriegsinvaliden «nach der Zeit, wo es noch keine Felder der Ehren, sondern nur solche der Ähren gab». Und in einem einzigen kurzen Satz malt er ein Stilleben: «In einer Terrine trauert Eingemachtes.» Sein Sinn für die genaue Sprache kommt ihm auch in seinen polemischen Attacken zugute. So analysiert er die mangelhafte Orthographie Kaiser Wilhelms II. und entlarvt diese «Orthographie der Halbgebildeten» als eine «Unrechtschreibung»; diese Methode, den Gegner beim Wort zu nehmen, erinnert an das kritische Verfahren seines Zeitgenossen Karl Kraus.

Die letzten Artikel der Sammlung wurden im Exil geschrieben. In ihnen wendet sich Roth «als österreichischer Monarchist, konservativer Mann und unerbittlicher Feind jeder Regierung, an deren Spitze ein Tapezierer steht», gegen das nationalsozialistische Regime, gibt als «deutscher Schriftsteller jüdischer Abstammung» nach der Bücherverbrennung auch zu: «Ja, wir sind geschlagen»; bekennt jedoch auch: «Wir sind stolz auf unsere Niederlage. Wir standen im ersten Glied der Verteidiger Europas, und wir wurden als erste geschlagen.» Der Schriftsteller setzt sich mit der «condition juive», mit dem schweren Schicksal der Emigranten und mit dem Wunschbild eines monarchistischen Österreich auseinander. Der letzte (hier aus dem Französischen rückübersetzte) Artikel ist Lessing gewidmet, der als humanistischer Geist ein Opfer der deutschen Wirklichkeit wurde und «sein bitteres Los mit so vielen geistigen Vertretern seines Volkes teilte». Der Aufsatz ist am 14. Juni 1939 in der Pariser Zeitschrift «Marianne» erschienen – zwei Wochen nach der Beisetzung des Dichters.

Joseph Roth: Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920–39. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Klaus Westermann. Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1984.

«Ich muss damals drei Jahre alt gewesen sein. Ich habe heute die Empfindung, dass ich an jenem Tage, in jener Stunde, ein erwachsener Mensch gewesen bin – für eine kurze Weile, lange genug, um traurig sein zu können, traurig wie ein Grosser – und vielleicht aus wichtigeren Gründen.»

AUF DEN ERINNERUNGSSTROM HÖREN

Roths Blick zurück auf jenen erratischen Block, den er aus dem gefrorenen Meer der infantilen Amnesie hebt, ist ahnungsvoll. Die «tendenziöse Natur unseres Erinnerens» befremdet und fasziniert ihn zugleich:

«Das erste Erlebnis, an das ich mich erinnern kann, liegt sehr weit zurück. Zwischen ihm und der späteren, fast ununterbrochenen Kette der Erinnerungen, deren Ursprung etwa in meinem siebenten Lebensjahre zu suchen wäre, liegt eine geraume Spanne des Vergessens, so dass jenes Erlebnis einem belichteten Bilde gleicht, eingerahmt von Dunkelheiten, und also gleichsam noch leuchtender.»

Die Beschreibung Roths tastet sich in der Introspektion zu psychoanalytischer Einsicht vor, um genau dort abzurechnen, wo die Interpretation der aus der Amnesie aufleuchtenden Erinnerung einsetzen könnte. Roth bewegt sich der Grenzlinie entlang zwischen Beobachten und Erzählen. In nuce ist hier eine Grundfigur seines Erzählens überhaupt ausgebildet: das Schwanken zwischen Erzählen und dem Zuschauen und Beobachten, wie sich das Erzählte entwickelt. Dieses Oszillieren zwischen begrifflicher Erörterung und bildhafter Darstellung kippt in dieser Einleitung genau dort zur Erzählung über, wo gleichzeitig die grösste Distanz zu ihr mit dem Hinweis auf das «symbolische Ereignis» markiert ist:

«Es war ein trauriges Erlebnis, jedenfalls eines, das mich traurig gemacht hatte, zum erstenmal in meinem Leben traurig; und dem Bilde, das mir, wie gesagt, sehr nahe geblieben ist, entströmt heute noch eine Art von Wehmut, Wehmut ohne Grund, also eine echte Wehmut. Und die einigermaßen phänomenale Tatsache, dass eine Erinnerung hinter einer Schicht des Vergessens so deutlich aufbewahrt sein kann, verstärkt für mich die Bedeutung des ersten Erlebens und erhebt es beinahe zu einem symbolischen Ereignis.»

Die verhaltene Trauer bei der Erinnerung an etwas Verlorenes «entströmt heute noch» der frühesten Kindheitserinnerung. Eine unerhörte Energie muss hier am Werk sein, um diese Trauer zu nähren und der Erinnerung Gehör zu verschaffen. Das Paradigma dieser psychologisierenden Einleitungs- und Schlusssätze Roths hat Freud in mehreren Aufsätzen entwickelt, am bündigsten in «Zur Psychopathologie des Alltagslebens» unter dem Titel «Über Kindheits- und Deckerinnerungen». Demnach können

Spuren einer Lebensgeschichte

Zur frühesten Kindheitserinnerung Joseph Roths

Von Arthur Zimmermann

In den autobiographischen Skizzen und Briefen Joseph Roths durchdringen sich Phantasie und



echte Genie erfreut sich sogar dieser Fehler. Das Genie ist nicht weltabgewandt, sondern ihr ganz zugewandt. Es ist nicht zeitfremd, sondern zeitnahe.»

Joseph Roth verkörperte in exemplarischer Weise die Personalunion zwischen Dichter und Journalist. Wenn er, der seine Karriere als Zeitungsschreiber begann, sich in seinen späteren Jahren immer mehr dem Roman und der Erzählung zuwandte, so blieb er doch bis an sein frühes Lebensende – er starb 1939 als Fünfundvierzigjähriger im Pariser Exil – ein engagierter Journalist. Das belegt die 1975/76 von Hermann Kesten herausgegebene vierbändige Werkausgabe, die (nach nicht ganz erkennbaren Auswahlkriterien) auch rund 600 journalistische Arbeiten enthält: Reisebilder, Reportagen, Feuilletons, Porträts, Theater- und Buchkritiken, Polemiken, die indessen nur einen Teil seines journalistischen Werkes bilden. Sie werden nun ergänzt durch eine weitere Auswahl, die Klaus Westermann herausgegeben und mit einem Vorwort versehen hat: «Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920–39». Auch sie sind nur ein Teil der vielen Artikel Roths, die noch in Zeitungen der zwanziger und dreissiger Jahre der Wiederentdeckung harren. «Besonders die Texte aus den Berliner Jahren weisen Roth als einen Vielschreiber aus, der mosaikartig das Gesicht seiner Zeit gezeichnet hat», bemerkt der Herausgeber, der in seinem Vorwort den Weg des Journalisten Roth skizziert. Über vereinzelt schon früher in Buchform erschienene Arbeiten geben die Anmerkungen Auskunft.

Der chronologisch nach dem Erscheinungsdatum der Artikel gegliederte Band setzt ein mit der Reportage über den polnisch-russischen Krieg 1920. Es folgt Roths Berichterstattung über den Rathenau-Mordprozess 1922. Die umfangreiche Rubrik «Berliner Reportagen» führt von 1920 bis 1924 und findet ihre Fortsetzung im «Berliner Bilderbuch», das er vom März bis Juli 1924 im satirischen Magazin «Der Drache» publizierte. Von da an bis 1933 veröffentlichte er seine Feuilletons vor allem in der «Frankfurter Zeitung», 1929/30 vorübergehend in den «Münchener Neuesten Nachrichten». Die letzten Arbeiten des vorliegenden Bandes erschienen im Exil, in das sich Roth 1933 als einer der ersten begeben hatte. Die chronologische Anordnung bringt den grossen Vorteil mit sich, dass wir Roths schriftstellerische und politische Entwicklung in ihren verschiedenen Phasen verfolgen können.

Seine Position als Journalist hatte Joseph Roth 1929 in der «Weltbühne» unmissverständlich festgehalten: «Wo immer ich schreibe, wird es „radikal“, das heisst: hell, klar und entschieden.» Die so umrissene Radikalität manifestierte sich in seiner scharfen Kritik an den so-

Wirklichkeit. Roth hat der Nachwelt nur Bruchstücke und phantasievolle Varianten seiner Lebensgeschichte hinterlassen und damit schon zu seinen Lebzeiten Vermutungen und Spekulationen über sein Leben genährt. Auch die materialreichste Biographie von David Bronson (erschienen 1974) mündet in das Verdikt vom «Mythomanen» Roth, der sich seine Lebensgeschichte immer wieder in neuen Fassungen erzählt hat. Das Verdikt ist verständlich, denn die autobiographischen Notizen und Briefe Roths versperren sich dem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Wunsch des Biographen nach einer abgerundeten Lebensgeschichte, die sich in Reifephase entfaltet. Der Grund dafür liegt bei Joseph Roth und seiner Zeit selbst: 1894 an der galizischen Ostgrenze der zerbröckelnden österreichisch-ungarischen Monarchie geboren, hat Joseph Roth bis zu seinem persönlichen Zusammenbruch 1939 im französischen Exil eine Zeit durchlebt, die ihm wenig Anlass zur überblickbaren und in sich geschlossenen Lebensgeschichte sein konnte. Roth ist den Wirrungen seiner Zeit ausgeliefert geblieben und damit der Anstrengung, in der Vergangenheit der von der Geschichte weggefegten Doppelmonarchie eine rückwärtsgerandete Utopie zu suchen. Es mag daher wenig verwundern, wenn sein Leben sich im Rückblick nur in Bruchstücken und Splittern spiegelt. Aus ihnen zu lesen kann nicht auf ein Ganzes gerichtet sein, das nicht existiert.

Die Autobiographik als ästhetische Organisation und individuelle Verarbeitung lebensgeschichtlichen Wissens stellt ein Paradigma der Literatur schlechthin dar. Mit der Entfaltung der bürgerlichen Welt entwickelte sich ein Interesse an der Persönlichkeitsbildung, das sich in einer vielfältigen autobiographischen Literatur ausbreitete. Die Übergänge zum Fiktionalen, zum «frei» erfundenen Stoff sind dabei fließend und weisen bis in die Gegenwart auf den engen Zusammenhang hin, der da zwischen der frei waltenden Phantasie eines Dichters und seiner Lebensgeschichte nachgezeichnet werden kann. Ein Hauptmissverständnis, das sich bei der Suche nach biographischen Spuren hartnäckig erhalten zu haben scheint, besteht in der Gleichsetzung von Figuren-Aussage und Autoren-Aussage, eine Gleichsetzung, die in autobiographischen Schriften besonders verführerisch ist.

Die vertiefte Einsicht, dass die Analyse lebensgeschichtlicher Selbstdarstellung ein schrittweises Abtragen von mehreren sich überlagernden Schichten erfordert, verdankt die Literaturwissenschaft unter anderem der Psychoanalyse. Das Ziel kann nicht die widerspruchsfreie, glattgestrichene Nachzeichnung einer Entwicklungslinie sein, erst recht da nicht, wo im autobiographischen Material Spannungen, Widersprüche und Ambivalenzen vorliegen, wie dies bei Joseph Roth der Fall ist.

#### LEBENSgeschichtliches ERZÄHLEN

Die Energie Roths, seine Lebensgeschichte immer wieder neu zu erzählen, konzentriert sich auf zwei Brennpunkte: auf seine Herkunft und da vor allem auf seine Vorstellungen von einem Vater, den er nie gekannt hat, und auf die Jahre der Adoleszenz und der ersten Versuche als Schriftsteller. Die zwei am weitesten auseinander liegenden Darstellungen seiner Herkunft bilden einerseits die Armut- und Elendsvorstellung, wonach er das Kind eines armen und dem

Wahnsinn verfallenen Alkoholikers sei, und andererseits, dass er als unehelicher Sohn von einem hohen Beamten oder einem polnischen Grafen abstamme. Ebenso weit auseinander liegen die autobiographischen Darstellungen seiner Studien- und Kriegsjahre.

Das lebensgeschichtliche Erzählen Roths macht in diesen Widersprüchen deutlich, dass nicht die Frage nach der Authentizität relevant ist, sondern jene nach den Gründen für dieses Schwanken. Die Autobiographik erhält auf diesem Hintergrund die Form einer intensiven psychischen Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich, das sich in der Darstellung auf ein Inventar ästhetischer Normen abstützt. Individuelle Geschichte im subjektiv bewussten und unbewussten Horizont wird darin mit kollektiven Interessen, Phantasien und Wünschen verwoben. Die Widersprüche bilden wichtige Nahtstellen und Brücken für die Aufschlüsselung dieser komplexen autobiographischen Hinterlassenschaft, zu der neben den Briefen und Roths autobiographischen Notizen (die sich in Privatbesitz befinden) vor allem eine Reihe von Feuilletons gehört, die Roth unter anderem in der «Frankfurter Zeitung» und in Literaturzeitschriften veröffentlicht hat.

Darunter findet sich, 1931 unter dem Titel «Wiege» veröffentlicht, die Beschreibung seiner frühesten Kindheitserinnerung, gleichsam das Herzstück oder Leitfossil aller autobiographischen Notizen, wenn man Freud in seinem Aufsatz über «Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit“» folgt. Das beunruhigende Phänomen sieht Freud dort im selektiven Erinnerungsvermögen, das bestimmten Kindheitserinnerungen im Gedächtnis einen Vorzugsplatz einräumt, also darin, «dass es gerade ihnen gelungen war, der Amnesie zu trotzen».

Die Beschreibung der frühesten Kindheitserinnerung Roths schliesst mit den folgenden Worten:

den aus der frühen Kindheit «aufleuchtenden» Erinnerungen eine besondere Bedeutung zu, die unter der Oberfläche des manifesten, erzählbaren Inhalts liegt. Die Grammatik dieser Tiefenstruktur, wie sie Freud in der «Traumdeutung» entworfen hat, geht von eigenständigen Leistungen des Unbewussten aus, welche die frühesten Kindheitserinnerungen zu «Deckerinnerungen» werden lassen. Die dafür verantwortlichen Verschiebungen und Verdichtungen wären demzufolge auf ihren ursprünglichen Gehalt hin zurückzuübersetzen. Da diese Deutungsarbeit in der Psychoanalyse auf eine Verknüpfung von Assoziationen des Eigentümers der Deckerinnerung abstellen muss, stellt sich hier ein methodisches Problem, denn Joseph Roth steht uns für unsere Fragen nicht mehr zur Verfügung. Die Hinweise der strukturellen Linguistik eines Roman Jakobson und die Früchte einer inzwischen entspannteren Verwandtschaft zwischen psychoanalytischer Theoriebildung und Literaturwissenschaft haben die Auffassung gestärkt, dass die formale sprachliche Ausgestaltung, wie sie der Literatur eigentümlich ist, diese Lücke zu füllen vermag, ja im Einzelfall wohl das Ergebnis der Assoziationsarbeit bei weitem übertrifft.

#### DIE ERINNERTEN BILDER

Im Horizont dieser wechselseitigen Ergänzung zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft wird die früheste Kindheitserinnerung Roths zu einem Schlüsseltext. Die Beschreibung der Erinnerung hebt mit visuellen Eindrücken an, die sich dem Gedächtnis mit der schon von Freud beobachteten Präzision eingepägt haben:

«Es war ein klarer Wintertag. Ich sehe noch in dem kleinen Zimmer, in dem ich damals lebte, den unbestimmt blauen Abglanz des klaren Himmels, eine kristallene, dicke Schicht von Schnee am Fensterbrett und ein paar merkwürdige Eisblumen an einer (der rechten) Seite des doppelflügeligen Fensters.»

Aus der surreal anmutenden Perspektive kindlicher Wahrnehmung erhebt das vollkommene Bild einer Geborgenheit. Die aus dem kleinen Raum ausgegrenzte weisse Kälte erfährt noch eine leichte irritierende Einschränkung in den faszinierenden Formen der Eisblumen, deren chimärenhaftes Formenspiel in der erinnerten Kindheitsphantasie zum Anziehungspunkt wird und die Grenze zur Aussenwelt markiert. In diesen kleinen Raum, der an die vorgeburtliche Geborgenheit im Mutterleib erinnert, bricht nun ein mit eben dieser Mutter eng verbundenes Ereignis herein, das den Kern der Kindheitserinnerung bildet:

«Eine alte Frau in einem braungrauen, filzigen, ziemlich langen Tuch, das ihr Kopf und Rücken bedeckt, tritt ins Zimmer. Meine Mutter holt, Stück für Stück, das Bettzeug aus meiner Wiege und legt es auf einen rostbraunen, gepolsterten,



NZZ  
April 11, 1989

## «Kritik oder Verklärung»

Symposion in Wien anlässlich des 50. Todestages von Joseph Roth

Zwei Herren fehlten spürbar bei dem Symposion, das die Österreichische Gesellschaft für Literatur anlässlich des 50. Todestages von Joseph Roth veranstaltete: David Bronsen, sein Biograph, und Claudio Magris, der den Begriff des «Habsburgischen Mythos» in der österreichischen Literatur kreiert und erhärtet hat, der im Zusammenhang mit Joseph Roth zum Hauptthema der Überlegungen wurde. Bronsen ist zu krank, um zu reisen, Magris steckte zu tief in einer Arbeit, um reisen zu wollen – und vielleicht hätten sie eine Veranstaltung «erlöst», bei der die meisten Beteiligten unter dem Generalmotto «Kritik oder Verklärung» gewissermaßen denselben Vortrag mit geringen Variationen zu halten schienen.

Gibt es über Joseph Roth so wenig oder immer nur dasselbe zu sagen? Die Wandlung vom «roten Joseph», vom sozialistischen Journalisten der unmittelbaren Nachkriegszeit, zum Apologeten Habsburgs wollten die versammelten Germanisten und Literaturwissenschaftler zwar nicht so ungefragt hinnehmen, aber ihre Deutungsversuche bewegten sich im Kreis. Hat Roth in seinen späten Romanen die untergegangene österreichisch-ungarische Monarchie wirklich verklärt oder nicht auch doch kritisch gestaltet? War er ein «Mythomane», wozu Bronsen ihn deklariert hat, nicht nur im Leben (und im Bezug auf seine eigene, von ihm mit widersprüchlichsten Informationen ausgestattete Biographie), sondern auch im Werk, Verherrlicher eines Habsburger-Reiches, wie es dieses nie gegeben hat? Die Bemerkung, die bei der Schlussdiskussion fiel, Roth sei das, als was man ihn lese, wirkte wie ein erkenntnisreicher Lichtblick innerhalb germanistischer Um- und Irrwege, die auch in gegenseitigem Hickhack der Herren Professoren zum Ausdruck kam.

Man hatte neben Wissenschaftlern aus Österreich auch solche aus der Bundesrepublik, aus Ungarn, Jugoslawien, Polen und Grossbritannien eingeladen (wobei die Untersuchungen, was Roth den Ungarn und den Slawen bedeutete, inhaltlich weitgehend ergebnislos blieben), aber die Schwerpunkte der Veranstaltung lagen woanders. Es war ein Höhepunkt, als der Schriftsteller Hermann Lenz erzählte, wie er im Grunde dasselbe getan hatte wie Joseph Roth, wie er sich die österreichisch-ungarische Monarchie als Idealbild erschaffen hatte (nur dass er seine Informationen aus zweiter Hand beziehen

musste, während Roth, Jahrgang 1894, noch 24 Jahre dieser Monarchie selbst erlebt hatte und beim Begräbnis des Kaisers Franz Joseph als Zweiundzwanzigjähriger Spalier stand). Und es war beeindruckend, wie der Regisseur Michael Kehlmann auseinandersetzte, mit welcher Behutsamkeit und welchem Respekt er darangegangen war, einige der grossen Werke Roths (darunter den «Radetzky-Marsch» und «Hiob») für das Fernsehen so zu verfilmen, dass soviel wie möglich von der Substanz erhalten blieb.

Aufschlussreich war schliesslich auch der Arbeitsbericht, den Fritz Hackert und Klaus Westermann als Herausgeber der mittlerweile dritten Roth-Ausgabe nach dem Krieg gaben. Sie ist vor allem auf dem Gebiet von Roths journalistischen Arbeiten entscheidend erweitert, befriedigt aber die Herausgeber selbst nicht ganz, da der Verlag Kiepenheuer & Witsch, mit dem sie in vielen Entscheidungen nicht konform gehen, ihnen zu viele Kompromisse abverlangt.

Symptomatisch für das Symposion war die Schlussdiskussion, die auf der Stelle trat. Dass das Phänomen Joseph Roth vielleicht nur psychologisch und von der Biographie her aufzurollen gewesen sein könnte, wollten die ganz der Literatur- und Geisteswissenschaft verpflichteten Herren nicht wahrhaben. Und wo es einen solchen Ansatzpunkt gab, nämlich in Hartmut Scheibles Kritik, Roth habe in seinem Privatleben und in seinem Werk keine positiven menschlichen Beziehungen zu schildern gewusst, so vermochte man sich der Konklusion, dass dies eine Wertminderung des Rothschen Schaffens darstellte, keineswegs anzuschliessen.

Unter den Zuhörern befand sich ein einziger Mensch, der Joseph Roth noch persönlich gekannt hatte, nämlich Ödön von Horváth's Freund Karl Frucht. Er schilderte Roth als eine nicht zu fassende, zwiespältige, nicht zuletzt durch einen Zustand dauernder Trunkenheit charakterisierte Persönlichkeit, als einen Mann, der die Verwirrung seiner Umwelt offenbar zum Prinzip erhoben hatte. «War er wirklich ein Monarchist?» fragte Frucht. «Ich habe den Verdacht, das er's nicht war» – und dabei gilt Roth als der Monarchist schlechthin.

So kam Wolfgang Kraus, Veranstalter und Leiter des Symposions, bei der Schlussdiskussion einer Veranstaltung, die Joseph Roth eindeutig nicht in den Griff bekommen hatte, zu der vielleicht schlüssigsten Definition, indem er Roth mit Thomas Bernhard verglich und die Maskenhaftigkeit dieser Künstler betonte, deren Persönlichkeit sich in die Masken auflösen schien. Und mit diesem völlig einsichtigen und voll zu akzeptierenden Urteil ist die Psychologie weiter gekommen als die ganze Literaturwissenschaft. Weil ein Mann, der mit dem Leben und der Literatur gespielt hat, dies gewiss nicht nach Gesetzen und rationalen Konzepten tat, die andere später – vergeblich und widersprüchlich – in sein Werk hinein- oder daraus herausinterpretieren wollten.

Renate Wagner

Anzeige

REX827382H

### Herren-Masshemden

werden im familieneigenen Atelier verarbeitet.  
Unsere Kunden sind von der grossen Stoffauswahl überrascht.

### Smokinghemden

### Hemden-Pfister

8867 Niederurnen GL / Tel. (058) – 21 17 85  
Ziegelbrückstr. 40 (Nähe Bh. Ziegelbrücke)



JUN 10 1987

A FORGOTTEN MASTER'S GLIMPSES OF A CHANGING EUROPE

By Carol R. Arenberg

(Copyright 1987, Jewish Telegraphic Agency, Inc.)

A small press in Woodstock, N.Y., specializes in bringing forgotten masterworks back into print. It's called, appropriately enough, Overlook Press. Among the deserving authors it has chosen to feature is Joseph Roth, a foremost spokesman of the German intellectual emigres before World War II. Overlook has published seven volumes of his fiction, three in the past few years.

Roth was born in Galicia on the far edge of the Hapsburg Empire in 1894. He served in the Austro-Hungarian army during World War I and was witness to the final dissolution of the once powerful empire. Later he worked as a travelling correspondent based first in Vienna and then in Berlin. In 1933 he left Germany for Paris and the south of France, where he was outspoken in his intellectual opposition to the Nazis. Roth died in 1939, leaving behind 13 novels and many stories and essays.

Roth's acknowledged masterpiece, "The Radetzky March," was reissued by Overlook in 1983 in an updated translation by Eva Tucker. The story covers three generations of a family fanatically devoted the Hapsburgs and preserving all the trappings of their rule.

A peasant soldier inadvertently saves the Emperor's life during the battle of Solferino and is rewarded with a baronetcy and royal favor from that moment on. His son, Franz Trotta von Sipolje, rises to the post of district commissioner, and his son, Carl Josef von Trotta, strives to live up to the hero status of his legendary grandfather and austere, unbending father.

Security for the von Trottas, who represent the class of civil and military bureaucrats that administered the piecemeal empire, depends on preserving the outward forms of decorum and the uniformed splendor of imperial power. The eponymous "Radetzky March" musical piece, as well-known in its day as John Phillip Sousa's "Stars and Stripes Forever" is today, embodies in miniature the emptiness of those trappings in the days before the outbreak of World War I. To the strains of such martial music, thousands of young men (and many not so young) marched to their deaths in defense of a unity that no longer existed.

Rarely has the closed-minded, hothouse atmosphere of the time been captured as movingly or convincingly. Roth projects the stilted, limited vision of the von Trottas onto the groundswell of dissolution that marked the end of the secure world of empires and monarchs that had lasted for some 400 years. With the ironic distance hindsight affords and with a good deal of laconic humor, Roth, as Elie Wiesel has said, "foreshadows the curse of times to come: ours."

In "The Hotel Savoy," which has just been published for the first time in English translation, the social and linguistic upheavals that followed World War I are hauntingly resurrected. The story, which has been beautifully translated by John Hoare, centers around a returning prisoner of war, Gabriel Dann, who reaches the threshold of Europe in a small city on the eastern reaches of what used to be the Austro-Hungarian empire and decides to stay there to regain his bearings. The town, which has little else to recommend it, boasts an 800-room pre-war luxury hotel, the Hotel Savoy.

A microcosm of the postwar world, the town is permanent home to peasants, Jews and workers in a broom cleaning factory, and temporary home to a steady stream of soldiers returning from Siberia, like Dann and his companion, Zwonimir. The unrest of the workers, rising nationalistic feeling and a babble of languages and customs add to the confusion. A native of the town, Henry Bloomfield (formerly Blumenfeld), who has become wealthy in America and who returns each year to visit his father's grave, is awaited as though he were the Messiah.

(more)

Within the town, the Hotel Savoy, with its strict attention to social divisions and inequities, represents what is left of the elegance and tradition of the old empire -- an empty shell. The upper floors are occupied by long-suffering, disenfranchised poor, and the lower ones by wealthy patrons and pitiful prostitutes. It's as if Roth has brought to life George Grosz's satirical Berlin scenes, one of which is reproduced on the book jacket.

Also included in this volume are two of Roth's best known short stories. The first, "Fallmerayer the Stationmaster," is about a lowly railroad worker who falls hopelessly in love with a wealthy Russian countess. Partly by luck and partly by perseverance he attains his goal, only to have to relinquish her when the count returns from the war and brings with him the harsh reality of a crippled world. The story, which seems at first superficial, continues to resonate long after it has been read.

The second story, "The Bust of the Emperor," may have been a study for "The Radetzky March" and is a brilliant summary of the after-effects of the fall of the monarchy on the inhabitants of an outlying village that belongs to the newly configured Poland.

In 1930, Roth undertook a modern re-telling of the Job story in "Job: The Story of a Simple Man." Reissued in German in 1974, the novel was translated into English by Dorothy Thompson and published by Overlook in 1985. It was reissued in paperback in 1986.

Roth's Job is Mendel Singer, as lovable a simple, pious hero as has ever been created. Like his biblical predecessor, Singer is first blessed and then cursed. Even in New York, however, miracles are possible, and the one that restores Mendel's faith, though it is as bittersweet as Job's, will make you rejoice. Roth juxtaposes lyrical passages of great beauty with realistic descriptions to create a gentle irony that renders Mendel's story charming.

Roth is one of many overlooked Jewish authors who surely deserve to be brought back from oblivion. Overlook Press has earned heartfelt thanks from everyone who has become acquainted with him through their efforts. Other books by Roth available from Overlook are: "The Silent Prophet," "Flight Without End," "Confessions of a Murderer" and "The Emperor's Tomb." Ask for them at your local bookstore or contact the publisher directly at: RR1 Box 496, Woodstock, NY 12498; (914) 679-6838.

---

Carol R. Arenberg is senior editor of The Bloomsbury Review, a book magazine published in Denver, Colo.

---



## OBSERVER

## Fall of the Auto Empire

By Russell Baker

NEW YORK — The Romans cooked in leaden pots, and so the empire fell, done in by lead poisoning. This theory won't beguile people who know that the Roman Empire was as old as biblical Methuselah and that old age eventually fells everything, empires and redwoods included.

Still, the theory has enjoyed a vogue the past few years, possibly because it goes so well with a curious new American tendency to blame bad diet for human decay.

The appeal of the cooking pot theory lies in this: Imagine the Romans, ignorant of lead's dangers, being totally unaware that the empire was being felled, not out on the frontiers but back home in the kitchen.

They had the legions posted throughout the world, and still they were doomed. While they sat in the parlor listening to news of another victory in Cappadocia — and who knows? maybe thinking, "We're Number One!" ("Unus numerus sumus!") — out in the kitchen the empire was going down, simmering away in the steam rising from some delectably bubbling sauce.

This strikes me as how empires normally fall: struck down by things simmering delectably away, things unguarded against because unsuspected, while the typical empire — fat, dumb and happy — assumes it is on top of the world.

A case can be made that the fall of the British Empire, for example, began with building country clubs, because once you build a country club, what's the point of it unless you keep somebody out?

The obvious people for the British to keep out were the people native to the colonial lands on which the clubs were built. The social snub has probably created more revolutionaries than Jefferson and Marx combined.

Which brings us to the automobile and America. Is it possible, could it be, that while we concentrated on withstanding the Communist menace these past 40 years, we were being done in by our most beloved possession?

Yes, the automobile. Talk about delectable! What is the good life without that wonderful gasoline buggy sitting out there at the curb eager to roar off in any direction our whim may command?

Take it away, or immobilize it,

and the country must surely collapse. The gasoline shortages of the 1970s, which demanded minimal consumer discipline, produced panic, public melancholy, nasty displays of roguery and greed, civil violence and political rage.

Imagine what catastrophe would follow a severe gasoline drought. Imagine the results of a government attempt to limit automobile use.

In Southern California, this is now being discussed as a necessity to keep the region from choking to death, and the car-enclaved millions out there are not talking about revolution because everybody is sure that no politician can get away with restricting auto use.

□

It won't do to abuse Americans about driving the country to the graveyard. Like Romans unaware of what leaden cooking pots could lead to, Americans hadn't a guess what was in store for them when, shortly after World War II, the automobile was made the basic instrument of transportation.

Since then the country has become absolutely and inescapably chained to the automobile, with all the destructive and dreadful consequences that now threaten our survival.

Poisonous air in the cities, nerve-shattering traffic jams, billions of man-hours wasted daily by people driving immense distances from house to workplace, destruction of most U.S. cities and their abandonment by the middle class, devastation of the nation's forests and farmlands, their replacement by housing tracts and shopping clumps so remote from population centers that they are unreachable except by private car.

The list goes on; we all know it. The question is, what can we do about it? And the answer almost certainly is: nothing. It's too late. America has been configured for private car transportation, and it's too late to undo the design.

Powerless to go back to 1950 and choose a better way, governments helplessly bear us along on an ever-swelling tide of traffic and poison air, relentlessly building more roads to fit more cars into bigger jams, tirelessly ravaging the land.

All those years, whipping communism everywhere, like Romans giddy on Cappadocia, we cried, "We're Number One!"

New York Times Service

Joseph Roth,  
Legend and Life

By Elizabeth Ayre

International Herald Tribune

PARIS — "May God grant to all of us who drink a death as gentle and beautiful as this." These words, which close Joseph Roth's final novella, "Die Legende vom heiligen Trinker" ("The Legend of the Holy Drinker"), were to mark not only the idyllic eclipse of a vagabond's life, but also a parabolic self-epitaph.

Fifteen days later, in May 1939, the man who has been described as Austria's greatest poet in prose had an attack of delirium tremens and died at the age of 44 — his heart hollow with the demise of the Habsburgs, the dismantling of Austria and the loss of an epoch.

Fifty years after his death, the release in Paris of a screen adaptation of the novella has generated new interest in Roth's life and works. "La Leggenda del Santo Bevitore," directed by Ermanno Olmi of Italy, won the Golden Lion at the Venice film festival in September.

A raconteur of concision who "counted his words as pearls," Roth wrote 13 novels, eight short stories, volumes of essays and numerous articles. His works, peppered with irony and uplifting wit, feature characters consumed by wanderlust in search of identity and homeland. They rhapsodize about the past — the Galician springtime galloping in as the icicles drop, or the Habsburg monarchy, which inspired both his best-known novel, "Radetzky's March" ("The Radetzky March") and "Die Kapuzinergruft" ("The Emperor's Tomb"), which some critics consider his personal testament.

Although Roth's works have been widely translated, less is known about his life as an itinerant orphan of the Austro-Hungarian Empire. Even within Mitteleuropa, his life remains much of a conundrum: Indeed, a symposium held in Vienna last month to commemorate the anniversary of Roth's death and attended primarily by Mitteleuropeans was significantly entitled "Joseph Roth: Criticism and Enlightenment."

The artist's oxymorons have often baffled biographers: According to friends, Roth was at once melancholy and light-hearted. He castigated the military, yet fought in the Imperial army during World War I. He was both socialist (he was referred to as "red Joseph" early in his career) and monarchist, a practicing Jew and a convert to Catholicism, a loner and a social creature.

"Over and over," wrote the biographer David Bronsen, "I realized that I was deal-

ing with the powers of imagination of a mythomaniac. Where does one begin with the 13 different versions of who his father was?"

Roth was born in 1894 in a *shtetl* in Galicia, on the eastern frontier of the Austro-Hungarian Empire. He never met his father, a lumber merchant who had left the house before Roth's birth, and who died in a Dutch lunatic asylum. Roth studied philology in Vienna, fought on the Russian front during World War I, and eventually went on to write for the *Frankfurter Zeitung* and other newspapers, from Russia, Paris, Vienna and Berlin.

When Emperor Franz Joseph died in November 1916, it was as if Roth had lost a second father. "I call on you, my Kaiser Franz Joseph, for you are my childhood, my youth," he wrote the dead monarch in an article preceding publication of "The Emperor's Tomb."

With the collapse of the Austro-Hungarian Empire in 1918, Roth, who saw Austria as "not a state, not a homeland, not a nation — but a religion," would seek to fill this void his entire life.

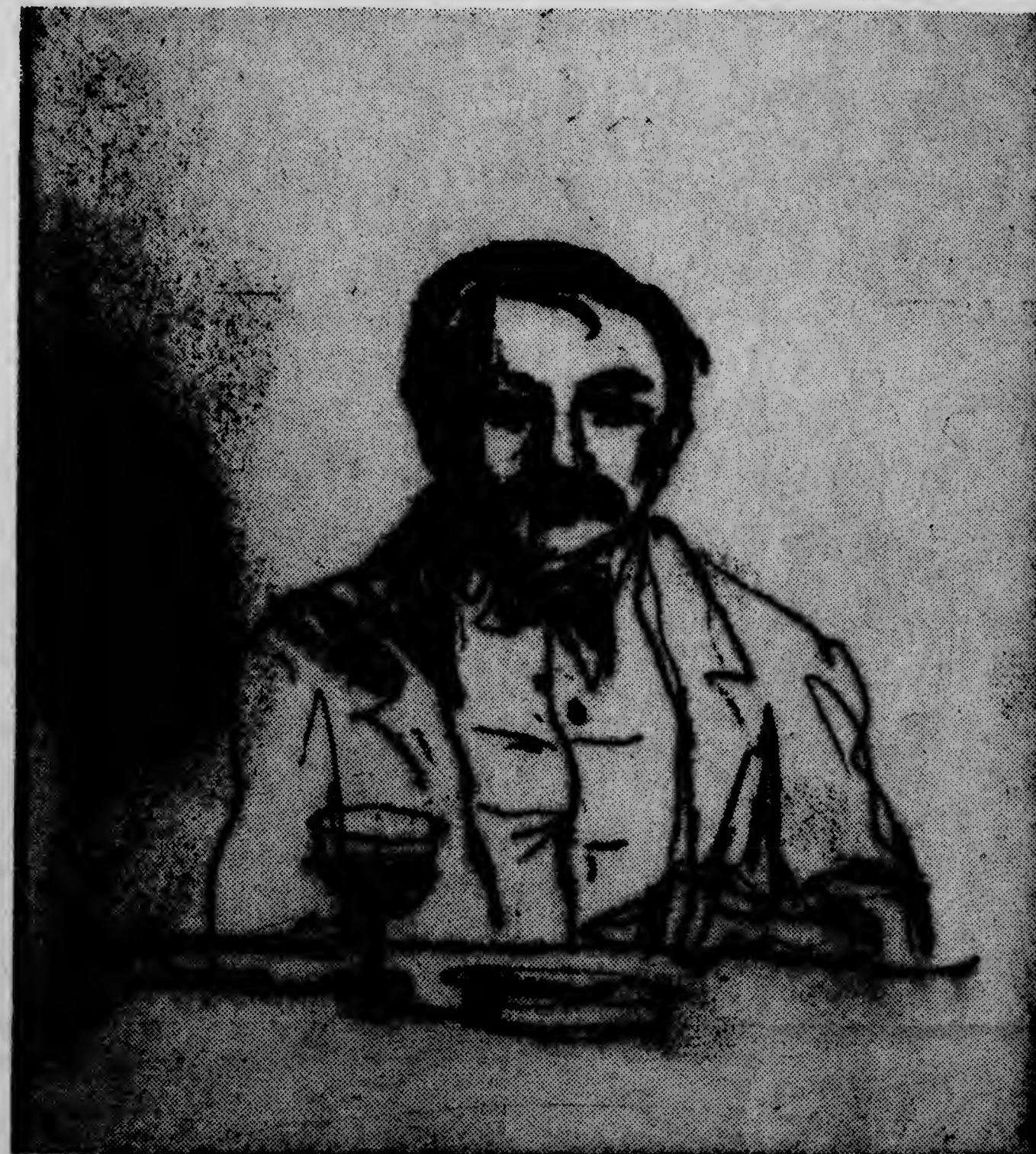
"As he watched everything dear to him falling away, he needed something to latch on to — an ideal, a faith, a *raison de vivre*," wrote Blanche Gidon, his friend and translator. "Catholicism and the monarchy became the vital centers of his life."

This dependency became even more acute upon Hitler's accession to power. "One must run from a burning house," he warned Stefan Zweig from Paris after fleeing Germany in early January 1933.

His monarchism deepened, as did the romantic conviction that only the restoration of the Habsburgs and their ability to unify the peoples of Central Europe into a federation could counter Hitler's designs.

In Paris he wrote, headed a group of exiles, mourned his wife, Friedl (whom he had left behind in a Vienna institution), and railed against the world: "We all overestimated the world," he wrote in his letters. "Even I, who belong to absolute pessimism. The world is very, very stupid and bestial. Humanity, civilization, Europe, even Catholicism — an oxshed is more intelligent."

A paean to the spirits Roth plied himself with to invoke oblivion, "The Legend of the Holy Drinker" is quasi-autobiographical. Unlike Andreas, the celestial drunk in the novella who changes bldges every night, Roth had a home (at first in the Hotel Foyot until, like virtually everything in his life, it



Seuil

Drawing of Joseph Roth by Georg Eisler.

was demolished; then in the Hotel de la Poste, which housed the Café de Tourmon, where he drank and wrote). But he, too, was a vagabond, albeit a spiritual one, resigned to the historical tides wash, his zest for life waning as war drew near.

In the film, shot in Paris, Andreas is played by the Dutch-born actor Rutger Hauer, whose previous roles as evil incarnate ("Blade Runner," "The Hitcher") may at first blush jar one's expectations of the benevolent tippler. The cast also features Anthony Quayle who, as a latter-day Cistercian, fleetingly restores Andreas's dignity by lending him some money. He and Hauer, in Olmi's neorealist vein, worked alongside subproletarian drifters accustomed to the streets and sleeping by the Seine.

Although Hauer had never read Roth, he feels he has gained some insight into the author's state of mind prior to his death.

"Ermanno kind of said that this man is suffering through life, waiting to be relieved," Hauer said. "I think that the guy is an angel who is tired of his body. He takes off his clothes, or the angel pushes him into a bar and says 'O.K. Now go kill yourself. I'm tired, I want to fly.'"

Olmi's own mortality had drawn closer at the time when he first read Roth's novella: He was in the hospital recovering from

a nerve disease when someone brought him a copy.

"Nobody thought Ermanno would get back on his feet," Hauer said. "He had an incurable nerve disease, which ultimately results in paralysis. But he somehow did it. He had a film to make, and it not only got him a Golden Lion — it got him out of his grave."

Roth foresaw himself dying in November 1939, and longed for as serene an exit as that of the drunk — who expires with a sigh as he gazes at St. Thérèse. But his condition took a turn for the worse when he learned of the suicide in New York of the German expressionist dramatist and poet Ernst Toller, and Roth spent his remaining days in a public ward at the Hôpital Necker.

He died penniless, a small circle of friends overseeing his burial in the Paris suburb of Thiais, where the following is inscribed on his tombstone:

Joseph Roth  
Austrian Poet  
Died in Paris in exile.

At the funeral, one wreath stood out from the others. Delivered by a team of Legitimists, it bore a yellow and black sash emblazoned with one name: "Otto" — the head of the House of Habsburg.

## PEOPLE

## Jesse Jackson Visits

## James Brown in Prison

The soul singer James Brown spent his 56th birthday Wednesday alone in prison in Columbia, South Carolina, where he is serving a six-year term. The singer's wife, Adrienne, was the only person who had permission to visit him and she didn't, a prison spokesman said. But on Thursday, the Reverend Jesse Jackson did pay him a belated visit.

□

The singer-actor Kris Kristofferson is playing a North American journalist in a movie about Augusto César Sandino, the Nicaraguan revolutionary who fended off the U.S. Marines in the 1930s. The movie began shooting this week in Sandino's dusty boyhood home of Pio XII, east of Managua. The Portuguese actor Joaquin d'Almeida plays Sandino — from whom the Sandinistas took their name — and Victoria Avril of Spain plays his wife, Blanca Araúz de Sandino. Miguel Littin of Chile is directing and co-producing it with the Nicaraguan Film Institute.

□

Prime Minister Brian Mulroney of Canada was honored at the John F. Kennedy Library and given a bronze bust of the slain president. Speaking at the library Wednesday, Mulroney described his youthful affection for a fellow Irish Catholic politician as "vicarious ambition." While in Boston, he also collected an award from the World Affairs Council, for "significant contribution to world peace and understanding."

□

Former Attorney General Edwin Meese still has bad feelings about the press. In an interview, he said, "It seemed like the more you were dedicated to carrying out the policies of Ronald Reagan . . . the more likely you were to be the target of the news media."

□

The country music star Johnny Cash is being treated at the American Hospital in Paris for a pulled ligament in his right knee, the hospital has announced. Cash, 57, was admitted after his Wednesday show at the Zenith auditorium and was to stay until Friday at the latest. Reba Hancock, his sister and spokeswoman, said the injury apparently was minor. Cash, along with his wife, June Carter Cash, and an entourage, is to be on tour until May 17, Hancock said.



NZZ, 27./28.5.89

*Ch...*

Londoner Museum of Modern Art Ausstellung in Moskauer Kunst-...  
sichtigung von

ntnis der Kri-  
cher Dokumen-  
stellung, die als  
ung verdiente,  
Vieleri und in  
e Rosinen ein.  
ng der Muse  
derbar diszipli-  
Grau und Blau  
bereits bekannt;  
(aus dem Jahre  
(aus dem Jahr  
wie auch Male-  
bruders und sei-  
tieren aus den  
ihrem moder-  
hes malerisches  
age stellt, was in  
n Kunstdiktatur  
er der Moderne  
die Krise, was  
3 war.

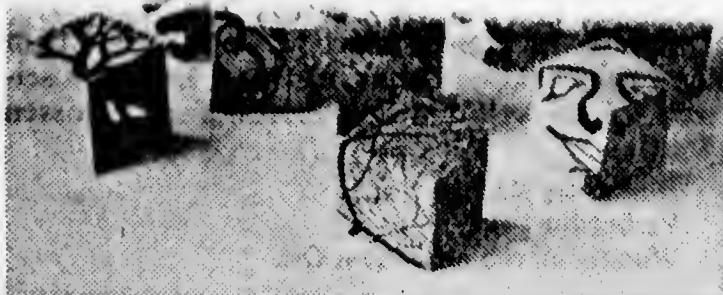
ondoner Schau  
mit dem Titel  
en Seiten. Als  
n sie Auskunft  
kauer Sammler.  
ünstler oder In-  
ter ihnen zum  
tekten, Graphi-  
er, zum andern  
re und Ärzte -  
als fünf Kunst-  
setzen fort, was  
nen haben; dies  
er oder Svetlana  
rbe ihrer Künst-  
evin, Marianna

im?

ung  
ra Bastille  
ns in den Haupt-  
en Wochen wird  
hritten, in einem  
ielbetrieb aufge-  
ierre Bergé, dem  
ufenen General-  
gelungen, einen  
Opéra Bastille zu  
s 36jährigen Ko-  
zum Nachfolger  
Bergé mit Eklat  
dringendste Pro-  
instlerischen Pla-  
werden - spät ge-

ung über diese  
die sie weist, nur  
igt sich in aller  
lie Kompromisse  
er Oper in ihrer  
gen sieht. Myung  
Pianist, und hier  
iden Schwestern,  
ung und der Cel-  
annt; als Dirigent  
uf auf dem Kont-  
beim Saarländi-  
fonieorchester er  
irigant verfügt er  
ung wie der zum  
ernannte René  
spiel stammt.

ter Zugang und  
und der Stab soll  
brochen werden;  
so kompliziertes  
uern; wie er das  
ittel unbesetzt ist  
mier (Ballett) und  
tten zu bedienen  
und wie er inner-  
isch vertretbares  
len soll, erscheint  
These, dass mit  
er gefunden wor-  
kulturpolitischen  
schlachtet werden  
ebt sich das neue  
Ort; der Abstieg  
au eines Provinz-  
tsamer denn je.



Piotr Miturich: Graphischer Diktionär. 170 Würfel  
6x6x6 cm, 4 Würfel 8x8x8 cm, Karton, 1919.

(1980), in Esslingen und in Mainz (1984, vgl.  
NZZ 1984, Nr. 199) dem westlichen Publikum  
präsentiert. Bilder aus seiner Sammlung hängen  
als Leihgaben in der Ermitage, im Pus-  
kin-Museum und in Kunstmuseen von Arme-  
nien und Kasachstan.

Zum Verlierer geworden ist der bedeutendste  
Sammler klassischer avantgardistischer Kunst:  
Georgi Costakis; er hat unter erzwungener Hin-  
terlassung beträchtlicher Sammlungsbestände  
1977 die Freiheit gewählt und Moskau verlassen  
ein gutes Jahrzehnt vor Gorbatschews Libera-  
lisierung des Kunstmarkts. Die Ausstellung  
eines Teils seiner Bilder im Jahre 1977, lange  
vor dem Rummel um Sowjetkunst, in der

## Ein unbehauster Wanderer

Zum 50. Todestag von Joseph Roth

Am Rand der Donaumonarchie, dort, wo die  
Eisenbahngleise aus dem Westen endgültig  
aufhörten, wurde er 1894 geboren, und vor  
fünfzig Jahren, am 27. Mai 1939, ist er, fast  
namenlos, in Paris gestorben. Sein Leben be-  
ginnt im ostgalizischen Grenzort Brody, in  
einem Mikrokosmos des schon morschen Viel-  
völkerstaates: es wird da russisch, ukrainisch,  
polnisch, deutsch und jiddisch gesprochen. Die  
Gutsherren und das k. u. k. Offizierskorps der  
Garnison geben den Ton an. Joseph Roth  
wächst in ärmlichen Verhältnissen heran, be-  
hütet von einer verlassenen Mutter und einem  
chassidischen Grossvater. Seinen Vater, den  
Getreide- und Holzhändler Nachum Roth, hat  
er nie gekannt. Vom abwesenden Vater und von  
diesem ostgalizischen Brody her wird Roths ost-  
westliche Lebenskurve, werden seine Vater-  
suche und das wahnhaft Unbehaustsein ver-  
ständlich.

Der verschollene Vater, der im Spätherbst  
1893 auf einer Reise - «wegen auffälligen Ver-  
haltens» - aus dem Eisenbahnwagen entfernt  
wird und dann bei einem polnischen Wunder-  
Rabbi untertaucht, wird für Roth zum mächtigen  
Unruhezentrum seiner Phantasien: «Mein  
Vater war ein Offizier, der in jeder Garnison  
eine andere Frau hatte.» - «Mein Vater war der  
«Kapsel-Roth», der bekannte Wiener Muni-  
tionsfabrikant.» - «Ich bin der natürliche Sohn  
eines polnischen Grafen, mit dem meine Mutter  
eine kurze Liebschaft hatte.»

Nicht nur im «Hiob», im «Radetzky marsch»  
und in den anderen Romanen, auch in den Er-  
zählungen und Reportagen hat Roth - genauer



Joseph Roth, 1894-1939. (Bild Leo Baeck Institute,  
New York)

... aber auch die kul-  
naren Aspekte (inklusive Kaffeehaus und Heuri-  
ger) nicht übersieht. In einem Ausblick wird «Wien  
zwischen Nostalgie und Utopie» gezeigt. Der schöne  
Band bietet eine Möglichkeit unter anderen, Wien zu  
sehen.

Ludwig Wittgenstein: Vortrag über Ethik und  
andere kleine Schriften. Herausgegeben von Joa-  
chim Schulte, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt,  
1989.

Joachim Schulte, Übersetzer und Herausgeber  
Wittgensteins, legt mit diesem Bändchen eine Aus-  
wahl kleinerer Schriften Wittgensteins vor, die bis  
jetzt noch nicht in Buchform zugänglich gewesen  
sind. Die Edition rundet entsprechend die vorlie-  
gende Gesamtausgabe ab. Ein Bestandteil ist der im  
Jahr 1930 in Cambridge gehaltene Vortrag über

Kunsthalle Düsseldorf war ein bedeutendes Er-  
eignis für die gesamte Kunstwelt des Westens  
(NZZ 1977, Nr. 228).

100 Years of Russian Art. Barbican Art Gallery, London,  
bis 9. Juli; Museum of Modern Art, Oxford, 30. Juli bis  
17. September; City Art Gallery Southampton, 28. September  
bis 12. November. - Katalog Lund Humphries, London.

noch als Broch oder Musil - das Panoptikum  
einer vom Umbruch gezeichneten Welt entwor-  
fen. Da entstehen die übermächtigen Vaterbil-  
der, vor denen die Söhne versagen müssen: «So  
überflüssig wie er war niemand in der Welt»,  
heisst es von Tunda am Ende des Romans  
«Flucht ohne Ende». Der junge Trotta im  
«Radetzky marsch», Tarabas und viele andere  
sind unfähig, ihre Väter zu überwinden; sie  
bleiben im Schatten auch noch in der Flucht  
und blicken gelähmt ihrem Ende entgegen. Sie  
sind die Protagonisten einer negativen Utopie;  
der Weg nach vorn ist verstellt, dort warten nur  
Ungeheuer: der Nazi-Stosstrupp, ein amerika-  
nischer Technikfetisch, der durchtriebene Kap-  
italist meist ungarischer Provenienz, reaktionäre

## Gewichtig, aber schwer verdaulich

Neue Dramatik auf Ostberliner Bühnen

Im Maxim-Gorki-Theater eine Uraufführung:  
«Die Parade», ein, wie es im Programm heisst,  
«Zirkulartheaterstück», das Victor Contreras  
«nach Motiven einer Erzählung von Gabriel  
García Márquez» geschrieben hat. Oberst Mal-  
genio (Hilmar Baumann), linksseitig im elegan-  
ten hellen Anzug, rechtsseitig uniformiert, ist  
gleichermassen Schurke und Erzähler. Schurke,  
weil er ganz offensichtlich die «Grosse Mut-  
ter», Symbol der Freiheit, Demokratie und  
Menschenwürde, umgebracht hat. Als Erzähler  
führt er selbstgefällig-heuchlerisch durch das  
Stück und empfängt die vielen Kondolenzbesu-  
cher - eben die Parade - die der «Grossen Mut-  
ter» (Heike Thamm) die letzte Ehre erweisen  
wollen.

Das alles vollzieht sich recht langatmig als  
umständlich stilisierte Abfolge von schwer ver-  
ständlichen, bewegten Bildern in einem zwi-  
schen Traum und Wirklichkeit angesiedelten,  
kaleidoskopartigen Zwischenreich. Es dauert  
eine Weile, bis man begreift, dass es sich um ein  
vielfach ironisch gebrochenes, politisches Stück  
im märchenhaftem Gewande handelt, um eine  
Attacke gegen jegliche Form der Diktatur. Dem  
Autor Contreras, der hier unter dem Namen  
Victor Tapia auch Regie führte und die bunt-  
phantastische Ausstattung besorgte, liegt das  
Thema besonders nahe. Er wurde 1973 durch  
die Junta aus seiner chilenischen Heimat ver-  
trieben und lebt seitdem im DDR-Exil. Aber  
wie schon bei seinen früheren dramatischen Be-  
mühungen erweist sich auch dieses Mal, dass er  
es schwer hat, seine visuellen Beschwörungen  
des lateinamerikanischen magischen Realismus  
einem mitteleuropäischen Publikum nahezu-  
bringen. Vieles musste diesem blosse Clownerie,  
Pantomime, Zirkus bleiben. Am Ende wird der  
Oberst vertrieben, und die «Grosse Mutter» -  
auch Sinnbild des unzerstörbaren Freiheitswil-  
lens des Menschen - steigt von ihrem Katafalk,  
um sich in die Obhut der Gegner des Diktators  
zu begeben.

Während der pausenlosen eineinhalbstündigen  
Vorstellung hatten zwar einige Besucher  
das Theater verlassen, aber dann gab es doch

et 1935 seinen Roman «Die Stadt N» veröffentli-  
der ihm einen bleibenden Rang in der Literatur-  
geschichte sichert - und gleichzeitig zu seinem Tode  
führte: Als der Roman im Zeichen des Stalinismus  
von der Leningrader Sektion des Schriftstellerverban-  
des verdammt wurde, antwortete der Dichter mit  
einem einzigen Satz: «Leider kann ich dem, was hier  
gesagt wurde, nicht zustimmen» - und nahm sich das  
Leben. Nun ist der kurze Roman, der aus der Per-  
spektive eines (kurzsichtigen) Knaben das Spiesserle-  
ben in einer kleinen russischen Provinzstadt schildert  
in der Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ersten  
Weltkrieg und direkte Bezüge zu Gogol aufweist, in  
deutscher Übersetzung erschienen, versehen mit  
einem Vorwort des unlängst verstorbenen Wenjamin  
Kawerin. Damit liegt das Hauptwerk des Dichters  
deutsch vor, den Elisabeth Wolffheim an dieser Stelle  
(vgl. NZZ Nr. 23) porträtiert hat.

Schwachköpfe, gebeutelte Arbeiter oder ein  
windiger Vollzugsbeamter mit seiner ruinierten  
Sprache.

Von neuem zu entdecken gibt es bei Roth vor  
allem die Reportagen, etwa jene über seine  
Russlandreise 1926, die einen eminent moder-  
nen Autor zeigt, der seine Beobachtungen in  
das milde Licht der Versöhnlichkeit taucht. Aus  
ihnen schöpft er bis zur Emigration seine  
Stoffe.

Die letzten Wochen in Paris sahen trüb aus.  
Schön vormittags setzte er sich in ein kleines  
Café und betäubte sich mit Alkohol. Sein No-  
madentum und seine ironische Unverblümtheit  
hatten ihn auch sozial isoliert. Und die Aus-  
sichtslosigkeit angesichts der europaweiten Er-  
folge der Nationalsozialisten löschten in ihm  
jeden Funken Hoffnung aus.

Roth lebte in einer Zeit, die ihm weder An-  
lass zur kohärenten Darstellung noch zum be-  
schaulichen Leben sein konnte. Deshalb trägt  
sein Werk das Signum der Moderne, Unterwegs  
zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen  
und ästhetischen Positionen, unterwegs auch im  
wörtlichen Sinn: ohne festen Wohnsitz, von Ort  
zu Ort reisend. Besessen von einem seltsam an-  
mutenden Wandertrieb, lebte er überall und  
nirgends - meistens in Hotels, deren Nähe zu  
den Bahnhöfen ihm wichtig war.

Arthur Zimmermann

freundlichen Achtungsaplaus für die dreizehn  
Schauspieler, von denen sich immerhin wackere  
zehn in fünf und mehr Rollen zu bewähren hat-  
ten.

Das Berliner Ensemble, dessen Stammhaus  
wegen Rekonstruktionsarbeiten bis zum Herbst  
geschlossen bleibt, zeigte in einer seiner Be-  
helferspielstätten, der Akademie der Künste,  
«Carmen Kittel» von Georg Seidel, die Erstauf-  
führung der Neufassung eines Stückes, das das  
Schweriner Theater vor zwei Jahren uraufge-  
führt hatte. Carmen Kittel - dieser Name steht  
für die innere Zerrissenheit der Figur zwischen  
Anspruch und Wirklichkeit - ist ein junges  
Mädchen, das in einem Heim gross wurde und  
nun im elften Stock eines seelenlosen Neubaus

Anzeige

REX8266711

IDEALES  
**HEIM**  
DAS SCHWEIZER WOHNMAGAZIN

- Gartenmöbel
- Neue Siedlung in altem Park
- Zu Gast beim Designer Gerd Lange
- Architektur - Luigi Snozzi
- Tische zum Vergrössern
- Kaiserliche Palastgärten
- Bodenbeläge

Neu erschienen: **FAMILIENHAUSER**

**Jetzt am Kiosk**



ner Mutter; beide Porträts datieren aus den dreissiger Jahren und halten in ihrem moderigen Realismus ein so erbärmliches malerisches Niveau, dass sich rigoros die Frage stellt, was in den Jahren der kommunistischen Kunstdiktatur nun wirklich mit diesem Pionier der Moderne geschah, was hier schöpferische Krise, was Unterdrückung oder Anpassung war.

Bemerkenswert an dieser Londoner Schau sind zweitens die den Katalog mit dem Titel «The collectors» beschliessenden Seiten. Als eine Art «Who's who?» geben sie Auskunft über die 39 konsultierten Moskauer Sammler. Diese sind fast ausschliesslich Künstler oder Intellektuelle, es finden sich unter ihnen zum einen Maler, Bildhauer, Architekten, Graphiker, Photographen und Musiker, zum andern Biologen, Geologen, Ingenieure und Ärzte – und im übrigen nicht weniger als fünf Kunstkritiker. Einige der Sammler setzen fort, was ihre Väter und Vorfäter begonnen haben; dies ist der Fall bei Solomon Shuster oder Svetlana Lansere, andere betreuen das Erbe ihrer Künstler-Väter, so etwa Andrei Drevin, Marianna

## Ein Opferlamm?

Myung Whun Chung

Musikdirektor der Opéra Bastille

hmn. Das Haus ist, wenigstens in den Hauptteilen, fertiggestellt, in wenigen Wochen wird zur feierlichen Eröffnung geschritten, in einem halben Jahr der reguläre Spielbetrieb aufgenommen – und jetzt ist es Pierre Bergé, dem von Präsident Mitterrand gerufenen Generaldirektor der Pariser Oper, gelungen, einen musikalischen Leiter für die Opéra Bastille zu finden. Mit der Ernennung des 36jährigen Koreaners Myung Whun Chung zum Nachfolger Daniel Barenboims, der von Bergé mit Eklat entlassen worden war, ist das dringendste Problem gelöst; nun kann zur künstlerischen Planung der Spielzeit geschritten werden – spät genug, aber immerhin.

Indes: Bei aller Erleichterung über diese Wahl kann die Richtung, in die sie weist, nur bedenklich stimmen. Hier zeigt sich in aller Offenheit, von welcher Art die Kompromisse sind, zu denen sich die Pariser Oper in ihrer verfahrenen Situation gezwungen sieht. Myung Whun Chung ist zunächst als Pianist, und hier vor allem als Partner seiner beiden Schwestern, der Geigerin Kyung Wha Chung und der Cellistin Myung Wha Chung, bekannt; als Dirigent hat er sich einen gewissen Ruf auf dem Konzertpodium geschaffen, zuletzt beim Saarländischen Rundfunk, dessen Sinfonieorchester er bis 1990 vorsteht. Als Operndirigent verfügt er aber über ebenso wenig Erfahrung wie der zum Betriebsdirektor der Bastille ernannte René Gonzalez, der aus dem Schauspiel stammt.

Damit mögen unverbraucherter Zugang und frischer Wind garantiert sein, und der Stab soll nicht vor den ersten Taten gebrochen werden; doch wie ein Neuling ein so kompliziertes Schiff wie die Pariser Oper steuern, wie er das Orchester, das zu einem Drittel unbesetzt ist und in Zukunft mit Palais Garnier (Ballett) und Opéra Bastille zwei Spielstätten zu bedienen hat, auf Vordermann bringen und wie er innert sechs Monaten ein künstlerisch vertretbares Programm auf die Beine stellen soll, erscheint als schleierhaft. Da liegt die These, dass mit Myung Whun Chung ein Opfer gefunden worden ist, das im Rahmen des kulturpolitischen Rituals um die neue Oper geschlachtet werden kann, schon näher. Stolz erhebt sich das neue Haus an geschichtsträchtiger Ort; der Abstieg der Pariser Oper auf das Niveau eines Provinztheaters scheint aber unaufhaltsamer denn je.

Sammler klassischer avantgardistischer Kunst: *Georgi Costakis*; er hat unter erzwungener Hinterlassung beträchtlicher Sammlungsbestände 1977 die Freiheit gewählt und Moskau verlassen – ein gutes Jahrzehnt vor Gorbatschews Liberalisierung des Kunstmarkts. Die Ausstellung eines Teils seiner Bilder im Jahre 1977, lange vor dem Rummel um Sowjetkunst, in der

Kunsthalle Düsseldorf war ein bedeutendes Ereignis für die gesamte Kunstwelt des Westens (NZZ 1977, Nr. 228).

100 Years of Russian Art. Barbican Art Gallery, London, bis 9. Juli; Museum of Modern Art, Oxford, 30. Juli bis 17. September; City Art Gallery Southampton, 28. September bis 12. November. – Katalog Lund Humphries, London.

## Ein unbehauster Wanderer

Zum 50. Todestag von Joseph Roth

Am Rand der Donaumonarchie, dort, wo die Eisenbahngeleise aus dem Westen endgültig aufhörten, wurde er 1894 geboren, und vor fünfzig Jahren, am 27. Mai 1939, ist er, fast namenlos, in Paris gestorben. Sein Leben beginnt im ostgalizischen Grenzort Brody, in einem Mikrokosmos des schon morschen Vielvölkerstaates: es wird da russisch, ukrainisch, polnisch, deutsch und jiddisch gesprochen. Die Gutsherren und das k. u. k. Offizierskorps der Garnison geben den Ton an. Joseph Roth wächst in ärmlichen Verhältnissen heran, behütet von einer verlassenen Mutter und einem chassidischen Grossvater. Seinen Vater, den Getreide- und Holzhändler Nachum Roth, hat er nie gekannt. Vom abwesenden Vater und von diesem ostgalizischen Brody her wird Roths ostwestliche Lebenskurve, werden seine Vater-suche und das wahnhaftige Unbehaustsein verständlich.

Der verschollene Vater, der im Spätherbst 1893 auf einer Reise – «wegen auffälligen Verhaltens» – aus dem Eisenbahnwagen entfernt wird und dann bei einem polnischen Wunder-Rabbi untertaucht, wird für Roth zum mächtigen Unruhezentrum seiner Phantasien: «Mein Vater war ein Offizier, der in jeder Garnison eine andere Frau hatte.» – «Mein Vater war der «Kapsel-Roth», der bekannte Wiener Munitionsfabrikant.» – «Ich bin der natürliche Sohn eines polnischen Grafen, mit dem meine Mutter eine kurze Liebschaft hatte.»

Nicht nur im «Hiob», im «Radetzky Marsch» und in den anderen Romanen, auch in den Erzählungen und Reportagen hat Roth – genauer



Joseph Roth, 1894–1939. (Bild Leo Baeck Institute, New York)

noch als Broch oder Musil – das Panoptikum einer vom Umbruch gezeichneten Welt entwerfen. Da entstehen die übermächtigen Vaterbilder, vor denen die Söhne versagen müssen: «So überflüssig wie er war niemand in der Welt», heisst es von Tunda am Ende des Romans «Flucht ohne Ende». Der junge Trotta im «Radetzky Marsch», Tarabas und viele andere sind unfähig, ihre Väter zu überwinden; sie bleiben im Schatten auch noch in der Flucht und blicken gelähmt ihrem Ende entgegen. Sie sind die Protagonisten einer negativen Utopie; der Weg nach vorn ist verstellt, dort warten nur Ungeheuer: der Nazi-Stosstrupp, ein amerikanischer Technikfetisch, der durchtriebene Kapitalist meist ungarischer Provenienz, reaktionäre

## Gewichtig, aber schwer verdaulich

Neue Dramatik auf Ostberliner Bühnen

Im *Maxim-Gorki-Theater* eine Uraufführung: «Die Parade», ein, wie es im Programm heisst, «Zirkulartheaterstück», das *Victor Contreras* (nach Motiven einer Erzählung von *Gabriel García Márquez*) geschrieben hat. Oberst Malgenio (Hilmar Baumann), linksseitig im eleganten hellen Anzug, rechtsseitig uniformiert, ist gleichermassen Schurke und Erzähler. Schurke, weil er ganz offensichtlich die «Grosse Mutter», Symbol der Freiheit, Demokratie und Menschenwürde, umgebracht hat. Als Erzähler führt er selbstgefällig-heuchlerisch durch das Stück und empfängt die vielen Kondolenzbesucher – eben die Parade – die der «Grossen Mutter» (Heike Thamm) die letzte Ehre erweisen wollen.

Das alles vollzieht sich recht langsam als umständlich stilisierte Abfolge von schwer verständlichen, bewegten Bildern in einem zwischen Traum und Wirklichkeit angesiedelten, kaleidoskopartigen Zwischenreich. Es dauert eine Weile, bis man begreift, dass es sich um ein vielfach ironisch gebrochenes, politisches Stück im märchenhaftem Gewande handelt, um eine Attacke gegen jegliche Form der Diktatur. Dem Autor *Contreras*, der hier unter dem Namen *Victor Tapia* auch Regie führte und die bunte phantastische Ausstattung besorgte, liegt das Thema besonders nahe. Er wurde 1973 durch die Junta aus seiner chilenischen Heimat vertrieben und lebt seitdem im DDR-Exil. Aber wie schon bei seinen früheren dramatischen Bemühungen erweist sich auch dieses Mal, dass es schwer hat, seine visuellen Beschwörungen des lateinamerikanischen magischen Realismus einem mitteleuropäischen Publikum nahe zu bringen. Vieles musste diesem blosse Clownerie, Pantomime, Zirkus bleiben. Am Ende wird der Oberst vertrieben, und die «Grosse Mutter» – auch Sinnbild des unzerstörbaren Freiheitswillens des Menschen – steigt von ihrem Katafalk, um sich in die Obhut der Gegner des Diktators zu begeben.

Während der pausenlosen eineinhalbstündigen Vorstellung hatten zwar einige Besucher das Theater verlassen, aber dann gab es doch

Schwachköpfe, gebeutelte Arbeiter oder ein windiger Vollzugsbeamter mit seiner ruinierten Sprache.

Von neuem zu entdecken gibt es bei Roth vor allem die Reportagen, etwa jene über seine Russlandreise 1926, die einen eminent modernen Autor zeigt, der seine Beobachtungen in das milde Licht der Versöhnlichkeit taucht. Aus ihnen schöpft er bis zur Emigration seine Stoffe.

Die letzten Wochen in Paris sahen trüb aus. Schon vormittags setzte er sich in ein kleines Café und betäubte sich mit Alkohol. Sein Nomadentum und seine ironische Unverblümtheit hatten ihn auch sozial isoliert. Und die Ausichtslosigkeit angesichts der europaweiten Erfolge der Nationalsozialisten löschten in ihm jeden Funken Hoffnung aus.

Roth lebte in einer Zeit, die ihm weder Anlass zur kohärenten Darstellung noch zum beschaulichen Leben sein konnte. Deshalb trägt sein Werk das Signum der Moderne. Unterwegs zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen und ästhetischen Positionen, unterwegs auch im wörtlichen Sinn: ohne festen Wohnsitz, von Ort zu Ort reisend. Besessen von einem seltsam anmutenden Wandertrieb, lebte er überall und nirgends – meistens in Hotels, deren Nähe zu den Bahnhöfen ihm wichtig war.

Arthur Zimmermann

freundlichen Achtungsaplaus für die dreizehn Schauspieler, von denen sich immerhin wackere zehn in fünf und mehr Rollen zu bewähren hatten.

Das *Berliner Ensemble*, dessen Stammhaus wegen Rekonstruktionsarbeiten bis zum Herbst geschlossen bleibt, zeigte in einer seiner Beheftspielstätten, der Akademie der Künste, «Carmen Kittel» von *Georg Seidel*, die Erstaufführung der Neufassung eines Stückes, das das Schweriner Theater vor zwei Jahren uraufgeführt hatte. Carmen Kittel – dieser Name steht für die innere Zerrissenheit der Figur zwischen Anspruch und Wirklichkeit – ist ein junges Mädchen, das in einem Heim gross wurde und nun im elften Stock eines seelenlosen Neubaus

Anzeige

REX826671B

**HEIM**  
DAS SCHWEIZER WOHNMAGAZIN

- Gartenmöbel
- Neue Siedlung in altem Park
- Zu Gast beim Designer Gerd Lange
- Architektur - Luigi Snozzi
- Tische zum Vergrössern
- Kaiserliche Palastgärten
- Bodenbeläge

Neu erschienen:  
**FAMILIENHAUSER**

**Jetzt am Kiosk**



# Virtuoses Spiel mit Mimik und Masken

Über Joseph Roth, aus Anlaß der neuen Ausgabe seiner Werke / Von Jens Jessen

Über Joseph Roth, traurig genug zu sagen, schwebt heute eine Aureole des Kitsches. Die blonden pausbäckigen Englein, die den himmlischen Nachruhm des „heiligen Trinkers“ verkünden, tun dies mit erbaulichen Klischees und patriotischen Anekdoten. Es scheint, als ob der Katholizismus, zu dem Joseph Roth in den letzten Lebensjahren neigte, aber offiziell nicht konvertierte, ihn nach dem Tode dazu verurteilte, als süßliches Devotionalienbild fortzuleben, das die engagierten Betschwester der Literatur und klerikale Monarchisten gleichermaßen gerne über dem Herzen tragen. Selbst der große Journalist Benno Reifenberg, der doch mit Gewißheit weder diesen noch jenen zuzurechnen war, hat in seinen Erinnerungen an Joseph Roth nur die rührende Zartheit des kleinen Mannes, seinen träumerischen Charme und die verspielte Ironie hervorgehoben.

Von der Koketterie hat er nicht gesprochen. Als könnte ein Schriftsteller unschuldig sein, der gewohnt ist, die Wirkung eines jeden Wortes zu berechnen. Als könnte vor allem dieser Schriftsteller unschuldig gewesen sein an der ungeheuren Wirkung, die er auf Frauen ebenso wie auf seine Leser ausübte. Joseph Roth, dessen virtuoses Spiel mit Mimik und Masken immerhin der Freund Hermann Kesten überliefert hat, war ein irrlichternder Dämon, der in seiner Gebrochenheit an den Romantiker Brentano erinnerte, ein Roquairol und Elegant, der nur bei den besten Schneidern arbeiten ließ, ein trauriger Hochstapler und Vagabund, als Snob eine wahrhaft proustische Gestalt.

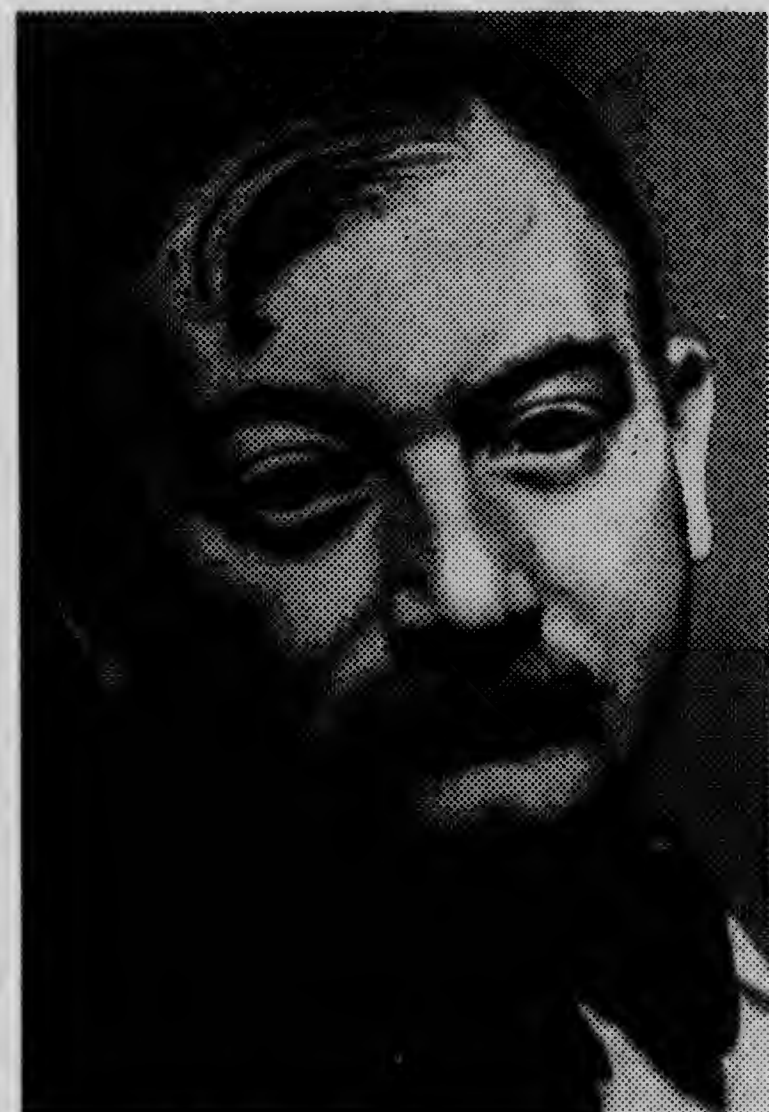
Erst der Rückblick auf das jämmerliche Ende, das er im Pariser Exil nahm, hat seine Erfolge vergessen lassen und aus dem höchstbezahlten Journalisten der Weimarer Republik das weltfremde Opfer und verirrt Lamm gemacht, das er vielleicht auch, aber nicht zuvörderst war. Noch die letzten Fotografien des schon todkranken Trinkers verraten, wie ungeheuer amüsant und niedrig und sehr attraktiv in seinem Schmerz er sich selbst gefunden hat. Joseph Roth, der damals, wenn man sich nur den Schnurrbart wegdenkt, wie Peter Lorre ausgesehen haben könnte, ein alkoholisierte Kobold und aufgeschwemmter Charmeur, mit den beweglichen vorquellenden Augen, den winzigen anmutigen Händen, der schönen Stimme und den lästerlichen Reden, „böse, besoffen, aber gescheit“, wie er sich selbst bezeichnet hat, war noch in seinem Todesjahr 1939 der wahre und umschwärmte Mittelpunkt der Pariser Emigrantenzene.

„Ich habe nie einen anderen Mann mit soviel sexueller Anziehungskraft gekannt“, hat später die Lebensgefährtin „Anna Manga Bell“ bekannt. Er ging langsam

mit den Flügeln und zankten sich laut, sie flogen vor die Häuser und pickten wie Spatzen an die gefrorenen Fenster, sie waren nah wie schlimme Nachrichten, sie waren fern wie böse Ahnungen, schwarz drohten sie auf schwarzen Ästen und auf dem weißen Schnee.“

Schon dieser kleine Ausschnitt zeigt die vollkommen rhythmisierte Prosa, die sich auch in den großen Romanen und bis in ihre Dialoge hinein findet. Stets gibt es eine Anzahl von metrischen Grundmustern, groß genug, um Eintönigkeit zu vermeiden, aber so deutlich begrenzt, daß sich die Suggestion der Wiederholung zuverlässig einstellt. Das Verfahren ist simpel und raffiniert wie in den Chorstrophen der antiken Tragödie. In den zwanziger und noch in den dreißiger Jahren war Joseph Roth in Deutschland berühmt ob der verführerischen Meisterschaft seines Stils, und die größten Kritiker wurden nicht müde, Genauigkeit und Anmut seiner Prosa zu feiern.

Doch als er Mitte der fünfziger Jahre durch Hermann Kesten wiederentdeckt wurde, da war es, als wüßte plötzlich niemand mehr zu sagen, worin sein Ruhm einmal bestanden hatte, und könnte es auch der Lektüre seiner Werke nicht mehr



Joseph Roth, um 1938 Foto AKG, Berlin

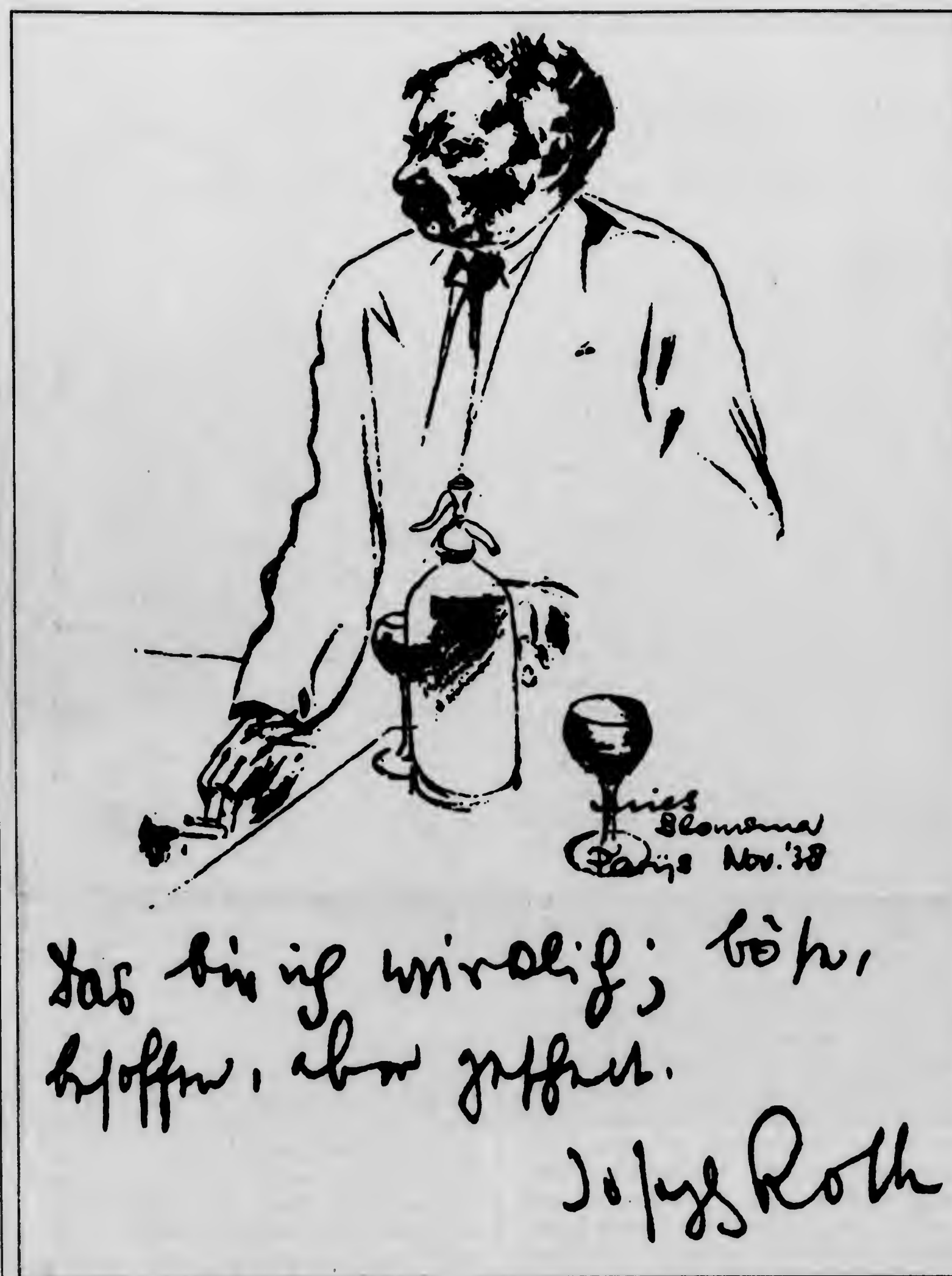
entnehmen. Der Dichter Joseph Roth war vergessen. Selbst Wolfgang Koeppen konnte entdeckt und gefeiert werden, ohne daß auf sein großes Vorbild hingewiesen, ja ohne daß auch nur die Frage gestellt wurde, ob es vielleicht ein Vorbild gäbe für diese ähnlich rhythmisierte, wie ein antiker

delt. Joseph Roth, erklären die einen mit Triumph, die anderen mit Trauer, habe sich von dem linken Zeitkritiker der zwanziger Jahre in einen weltfremden Reaktionär verwandelt, der vor der Barbarei des Nationalsozialismus in die Beschwörung des österreichischen Vielvölkerstaates geflohen sei. Joseph Roth, meinen schließlich alle zusammen, habe sich im Pariser Exil aus Verzweiflung über die Zeitläufte zu Tode gesoffen.

Joseph Roth ist heute ein gründlich mißverständener Autor. Alle diese Sätze seiner Verehrer haben das eine gemeinsam: daß sie böse in die Irre führen. Tatsächlich hat Joseph Roth keineswegs erst in Paris zu trinken angefangen. Manche schildern schon den Zwanzigjährigen als Säufer, und ganz gewiß war er Alkoholiker auf dem glanzvollen Höhepunkt seiner journalistischen Karriere, noch bevor die Geisteskrankheit seiner Frau ausbrach, die seinen Lebensmut erschütterte. Es waren auch nicht die Nationalsozialisten, die ihn nach Paris trieben; vielmehr wollte er dort leben, seit die „Frankfurter Zeitung“ ihn 1925 zum Pariser Kulturkorrespondenten machte. Er hat es der Zeitung und ihrem Feuilletonleiter Benno Reifenberg sehr übel genommen, daß sie ihn ein Jahr später durch Friedrich Sieburg ersetzte.

Joseph Roth war ein Opfer des Dritten Reiches wie alle Juden; aber keineswegs das weltfremde und schon gar nicht das unbewußte, das sein Entsetzen nur in Alkohol und in den törichten Träumen von einem idealisierten Habsburgerreich ertränken konnte. Früher und deutlicher als andere hat er das Verhängnis heraufziehen sehen; schon sein allererster Zeitungsroman „Das Spinnennetz“ (1923) schildert die faschistischen Umtriebe, die drei Tage, nachdem der Vorabdruck in der Wiener „Arbeiterzeitung“ zu Ende gegangen war, zum Putsch in München führten. Auf Hitler und Ludendorff hatte der Autor namentlich hingewiesen.

Joseph Roth ist verzweifelt in Paris gestorben; aber keineswegs fühlte er sich auf den Zeitläufte betrogen. Er hatte vielmehr recht behalten und konnte die Erfüllung seiner Hellsicht nicht ertragen. Die neue Ausgabe seiner Werke, die jetzt zum ersten Mal die journalistischen Arbeiten nahezu vollständig vorstellt, zeigt einen Zeitkritiker von geradezu erschreckend prophetischen Gaben, der das heraufziehende Unheil nicht in den Handlungen der Staatsmänner, sondern in den Gesten des Alltags aufspürte. Diese besondere Technik, in der er Benjamin und Kracauer noch übertraf und die im Rückblick sein journalistisches Genie beweist, macht freilich auch verständlich, warum die „Frankfurter Zeitung“ ihn als Korrespondenten im eigentlichen Sinne nicht verwenden konnte. Über Ereignisse



„Das bin ich wirklich; böse, besoffen, aber gescheit. Joseph Roth.“ Karikatur von Mies Blomsma mit Unterschrift des Karikierten. Paris, November 1938 Abb. Verlag

Damit ist das Leitmotiv der Reise und ihrer allmählichen Ernüchterung bereits angeschlagen. Jene Bestialität eines entwurzelten Kleinbürgertums, die Joseph Roth als eigentliche Gefahr des Faschismus in Deutschland vorhergesehen hatte, mußte er mit wachsendem Entsetzen auch auf der ideologischen Gegenseite beobachten; und zwar bezeichnenderweise nicht in dem Terror der Roten Armee, sondern in dem Typus des Apparatschiks. Für Joseph Roth, der alles Politische schon im Gesellschaftlichen erkannte und das Gesellschaftliche schon an den Handbewegungen eines Funktionärs ablesen konnte, hätte es keines Hitler-Stalin-Paktes bedurft, um Illusionen zu zerstören.

Wenn er sich denn Illusionen gemacht hätte. Tatsächlich war bereits das Engagement des „roten Joseph“, als der er seine Artikel im sozialdemokratischen „Vorwärts“ zeichnete, sonderbar frei von ideologischen Gewißheiten. Das damals wie später irritierend prinzipienlose und Unentschiedene seiner politischen Hal-

Es ist also ein höchst fragwürdiges Recht, mit dem heute die Nachfahren jener „Alpentrottel“ ausgerechnet Joseph Roth zum Nostalgiker einer Vergangenheit erklären, die er selbst nur verklärt hat, um sie den Alpentrottel zu entreißen. Nicht den Kronvölkern der Monarchie, den Deutschen und Ungarn, galt seine Sympathie, sondern den slawischen Randvölkern, den Polen und den galizischen Juden, denen er selbst entstammte, und wenn er in der Beschwörung ihr Zusammenleben idealisierte, dann nur, um das in der Vergangenheit verborgene utopische Potential zutage zu fördern.

Auf der Seite der Blondinen und Blauäugigen hat Joseph Roth niemals gestanden; er hat sie nicht einmal heimlich bewundert. In dem russischen Tagebuch notierte er: „Jüdische Krankheit: Patriotismus für fremdes Land“. Erst am Ende seiner Tage ist auch er ein Opfer dieser Krankheit geworden. Mag sein, daß sich dem Betrunknen und Verwirrten schließlich die Grenze zwischen Utopie und Realität

„Politische Parteien wurden nicht geduldet. Die Menschen verschiedener Nationalität unterschied man nicht, weil jeder in allen Sprachen redete. Man erkannte nur die Juden an ihrer Tracht und ihrer Überlegenheit. Manchmal machte man kleine Pogrome. Im Wirbel der Ereignisse waren sie bald vergessen. Die toten Juden waren begraben, die Beraubten leugneten, Schaden erlitten zu haben.“

Das war die Welt, die Joseph Roth verklärt haben soll. Tatsächlich konnte er wohl nur mißverstanden werden, weil er nicht das politische Verhängnis akzentuierte, sondern als Dichter vor allem den Moment des geschichtlichen Vergehens und dessen seelischen Widerschein gestaltete, die trügerische Todesmelodie einer versinkenden Welt zu spielen unternahm. Verklärt werden seine Figuren nur durch den fiebrigen Glanz ihrer inneren Verblendung. „Ein linder Wahnsinn umgab sie wie eine goldene Wolke“, heißt es in dem Fragment.

So zeigt auch der „Radetzky marsch“ (1932) eine Welt, deren Untergang nicht durch äußere Feinde, sondern durch einen inneren Zersetzungsprozeß und mit historischer Notwendigkeit sich vollzieht. Vergoldet erscheinen die Menschen auch hier nur, weil sie von einer untergehenden Sonne angestrahlt werden. Der Bezirkshauptmann Trotta, in dem doch alle humane Würde und Tugenden Altösterreichs verkörpert scheinen, ist zugleich eine tödlich verknöcherte, in Formeln erstarrte Figur, die in seiner weltfremden Pflichterfüllung fast an das Gegenstück des preußischen Beamtentypus erinnert, den Joseph Roth so sehr gehaßt hat. Eine zeitgenössische Rezension hat den Roman zu Recht als „Krankheitsbericht“ bezeichnet; erst der Nachwelt blieb es vorbehalten, die Diagnose mit der Nostalgie des Autors zu verwechseln.

Bislang ist es freilich nicht geglückt, dem Publikum seine liebgewordenen Mißverständnisse zu zerstören. Bislang blieben alle publizistischen und wissenschaftlichen Anstrengungen umsonst. Die besten Kritiker und viele gute Literaturhistoriker haben nicht vermocht, Joseph Roth neben Schnitzler, Musil oder Döblin zu stellen, wie er es verdient hätte. Selbst dem mutigen Germanisten Egon Schwarz, der 1975 in einem Aufsatz den Versuch unternommen hatte, Joseph Roth den blonden Englein zu entreißen, war es nicht vergönnt, ihn aus dem Bankkreis der österreichischen Folklore und des Wiener Kaffeehauses zu befreien.

Vielleicht wird es der neuen und dritten Ausgabe seiner Werke gelingen, die falschen Freunde zu vertreiben und die richtigen Leser zu gewinnen. Dem Kenner vermittelt sie zwar kein neues Bild des Autors; doch freilich haben sich die Gewichte gegenüber der zweiten Ausgabe von 1975/76 stark verschoben. Wenn der letzte und sechste Band erschienen ist, werden sich journalistische Arbeiten und erzählende Prosa in je drei Bänden gleichberechtigt gegenüberstehen. Auch die chronologische Folge in beiden Abteilungen, die das Werk deutlicher mit den Zeitläufte



wie eine Schnecke, alles an ihm war gebremst, nie merkte man ihm eine spontane Bewegung an, er lauerte, jede Miene war bedacht. Aber er konnte zart sein wie kein anderer, und ich war ganz vernarrt in ihn.“ Hier wie in der Literatur herrschten bei Joseph Roth nicht Unschuld, sondern Berechnung; stete Beobachtung des Gegenübers; sorgsam kontrollierte Verführung. Der Liebhaber verfügte darüber wie der Schriftsteller: über die genaue Analyse und den betörenden Sirengesang. Verstand und Sinne wurden gleichermaßen gefesselt.

Es gibt keinen deutschen Dichter in diesem Jahrhundert, der seine stilistischen Mittel so gezielt auf ein Höchstmaß an Transparenz und Suggestivität hin kalkuliert hat. Es sind nur einige wenige rhetorische Figuren, die er in planmäßiger Häufung oder raschem Wechsel verwendet: Anapher, Stabreim, Chiasmus, das Spiel mit Koinzidenz und Inkoinzidenz (das ähnlich virtuos vielleicht nur Sallust beherrschte). Als Beispiel mag das nachgelassene Fragment „Erdbeeren“ dienen: Ein kalter Winter bricht über die kleine Stadt herein. Viele verhungern. Die Gräber sind überfüllt. „Kein Platz! Kein Platz! – schrien die Raben. Die gefräßigen Vögel hingen schwarz und schwer in den kahlen Ästen wie beflügelte Früchte. Sie schlugen

Dithyrambus singende Prosa, die in denselben rhetorischen Mustern schwelgte.

Der Dichter Joseph Roth war vergessen. Dafür entdeckte man den Kolporteur einer süßen Vergangenheit. Das gutgemeinte Unheil nahm seinen Lauf mit einer Formulierung Heinrich Bölls, der den Freund Hermann Kesten bei der Wiederentdeckung Joseph Roths unterstützte. Heinrich Böll sprach von dem „Schwanengesang“, den der Autor vom Untergang der Donaumonarchie gesungen habe. Damit war der „Radetzky Marsch“ gemeint, und mit dieser einen sentimental, vielleicht nur unbedacht gewählten Metapher öffneten sich alle Schleusen verlogenen Sentiments. Nicht nur in Österreich, wo er neben Grillparzer zum Staatsdichter avancierte und einen Ehrenplatz unter den seligen Genies des Kaffeehauses zugewiesen bekam, fand er viele neue Verehrer.

Leider waren es die falschen Verehrer. Nichts zeigt dies besser als die Lobreden und Klischees, mit denen sie den Zeitkritiker zu einem Märtyrer machten und den „Bösen, aber Gescheiten“ in einen Guten, aber Törichten verwandelten. Joseph Roth, sagen sie, sei der patriotische Sänger und nostalgische Verklärer der Doppelmonarchie. Joseph Roth, betonen andere, habe die untergegangene Welt der Ostjuden in Legenden und Märchen verwan-

hat er nie berichtet. Ihm ging es nicht um Vorfälle, sondern um Symptome; und symptomatisch können nun einmal nicht die Einzelfälle genommen werden, sondern erst, was im Alltag zur Gewohnheit geworden ist. „Ich zeichne das Gesicht der Zeit. Das ist die Aufgabe einer großen Zeitung. Ich bin ein Journalist, kein Berichterstatler“, hat er in jenem Brief an Benno Reifenberg geschrieben, in dem er gegen seine Ersetzung durch Friedrich Sieburg protestierte.

Auch seine später vielkritisierte Abkehr vom Sozialismus, die sich Mitte der zwanziger Jahre vollzog und in der Artikelserie „Reise in Rußland“ (1926) dokumentierte, beruhte im wesentlichen auf Beobachtungen des sowjetischen Alltags. Ihn mußten nicht erst stalinistische Untaten schrecken; allein die bürokratische Hierarchie, die Reproduktion der bürgerlichen Beamtenwelt genügten, ihm die Augen für die Greuel und das tragische Scheitern der Revolution zu öffnen. „Er ist rührend in seiner Hilflosigkeit, der Sozialismus“, heißt es einmal versöhnlich in dem Reisetagebuch, das sich als Anhang im zweiten Band der Werkausgabe findet. Die Wurzel des Übels wird jedoch ohne Umschweife schon an einem der ersten Reisetage notiert: Es sind die „kleinbürgerlichen Methoden des Kommunismus“.

Das manche wiederum auf seine träumerisch trotzig Kindnatur schoben, beruhte auf dem Unwillen, sich zwischen politischen Kriterien zu entscheiden, die er als solche für illusionär befand. Er war ein Kind, er war ein Träumer, und er war voller Trotz. Aber er durchschaute die Welt der Erwachsenen, er träumte mit Kalkül und widersetzte sich zu Recht.

Illusionen hat er sich weder über den Nationalsozialismus gemacht noch über den schließlichen Sieg der deutschnational Gesinnten in Österreich. Zwar hat er gegen den Anschluß gekämpft, mit allen publizistischen Mitteln, die ihm im Exil noch zur Verfügung standen, und indem er mit der kaisertreuen Habsburgerpartei fraternisierte. Zwar verließ ihn der letzte Funken Überlebenswille, nachdem der Anschluß vollzogen war. Aber sage keiner, er hätte ihn nicht vorhergesehen. Nicht erst in der „Kapuzinergruft“ (1938) erkannte er in den Deutschösterreichern, den „Alpentrotteln und Sudetenböhmen“, das Verhängnis. Die gleiche Formulierung findet sich vielmehr schon 1934 in einem Brief an Ernst Křenek, in dem er einige einschränkende Bemerkungen zu seinem Monarchismus machte: „Gewiß weiß ich, daß der Kaiser von Österreich, bliebe er nur Kaiser der Alpentrottel, nicht der Kaiser wäre, den wir meinen.“

verwischte und er tatsächlich an den Segen der Habsburger glaubte. Doch muß selbst hier noch streng unterschieden werden zwischen der politischen Absicht seiner publizistischen Arbeiten, in denen er die Tugenden des Vielvölkerstaates gegen den Nationalismus der Gegenwart ausspielte, und den literarischen Werken, in denen er Utopie und historische Realität niemals verwechselte.

Als Dichter hat sich Joseph Roth über eine tatsächliche Assimilation der Juden keine Illusionen gemacht; für ihn war sie nur der „Versuch, Gegensätze auszugleichen, die trotzdem vorhanden sind“. In den literarischen Schilderungen der ostjüdischen Heimat hat er diese Gegensätze niemals unterschlagen; vielmehr mit ironischer Bewußtheit und rhetorischer Raffinesse ausgespielt. „Bei uns zu Hause herrschte Frieden. Nur die engsten Nachbarn hielten Feindschaft. Die Besoffenen versöhnten sich wieder. Konkurrenten taten einander nichts Böses an. Sie rächten sich an den Kunden und Käufern. Jeder ließ jedem Geld. Alle waren einander Geld schuldig. Einer hatte dem anderen nichts vorzuwerfen.“

So Joseph Roth in dem Fragment „Erdbeeren“ (1929). So sah er das Zusammenleben der Völkerschaften: durch wirtschaftliche Abhängigkeiten vermittelt.

verknüpft, ist sehr geeignet, der Welt vom weltfremden Träumer entgegenzuwirken. Schließlich sammelt die Ausgabe erstmals die bisher nur verstreut gedruckten Manuskripte aus dem Nachlaß, zu denen auch das großartige Romanfragment „Erdbeeren“ gehört.

Einige Beigaben wie das Rußlandtagebuch und Joseph Roths politische Lyrik, die sich dankenswerterweise in den Anhängen finden, lassen allerdings auch schmerzlich erkennen, was eine kommentierte Ausgabe leisten könnte, um die es sich hier leider nicht handelt. Vorerst müssen wir uns damit zufriedengeben, daß immerhin Textlage und Druckquellen, einige Varianten und Vorstudien dokumentiert sind. Auch dies könnte dazu beitragen, Joseph Roths Anspruch auf den Rang eines Klassikers zu bekräftigen, der ihm bisher vorenthalten wurde.

*Joseph Roth: „Werke“.* Herausgegeben von Fritz Hackert und Klaus Westermann. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1989/90. „Das journalistische Werk“. Band 1: 1915–23, Band 2: 1924–28, zus. 2150 S. – „Romane und Erzählungen“. Band 4: 1916–19, Band 5: 1930–36, zus. 1984 S. Subskriptionspreis bis zum Erscheinen des sechsten Bandes: 396,- DM; danach 498,- DM. Die Ausgabe wird nur geschlossen abgegeben.



sen hat, umzutaufen, wäre barer Hohn. So wenig die sowjetrussischen Soldatenjungen – Russen, Usbeken, Georgier, Tataren – mit den gelackten Leutnants zu vergleichen wären, die auf dem Corso der Goldgasse ihrer männlich-militärischen Sinngebung als Angehörige ihrer apostolischen Majestät Grenzgarison nachzugehen pflegten. Die Zeiten sind vorbei; in Brody scheint jede Zeit vorbei.

Es ist trüb in Brody, es nieselt. Und wenn es in Osteuropa nieselt, reizt die Luft zum Husten. Kohlegas zieht in Schwaden durch die Luft. Es könnte, mitten im Sommer, Herbst sein. Die Ruhe an einem Samstagnachmittag liegt wie ein schweres Kissen über der Stadt. Kaum Autos ausser einem – oder sind es verschiedene – Hochzeitauto, das immer wieder um eine Ecke herum auftaucht und, wie ein Wagen auf der Gespensterbahn, um die nächste wieder verschwindet. Kaum Menschenlaute, obwohl Leute zum Einkauf auf den Strassen sind. Nur die Marktfrauen erheben ihre Stimme, als ob sie keiften; aber sie sind freundlich, offen, lachen. Keine Weiber. Der Markt ist schwach dotiert oder, am frühen Nachmittag schon, leergekauft. Die Blumenfrauen mit den dunkelroten Gladiolensträussen stehen noch da; ein Mann hat vor sich auf dem Tisch ein Dutzend Äpfel liegen.

Trüb ist Brody. Es macht den unheimlichen Anschein osteuropäischer Kleinstädte, deren vom Realsozialismus böswillig vernachlässigte Vergangenheit im Kern zwar sichtbar ist, die aber auch die

neuen Ärmlichkeit, die in Galizien uralte Tradition hat. Ein paar Schuhe, ein paar Mäntel, einige Mützen in den Regalen. Schweigende Kundschaft, die über schmutzigen Boden schlurft. Keifende Verkäuferin, in der Stille doppelt giftig, die jetzt schon zusperrern will, weil in einer Viertelstunde Ladenschluss ist. Man sieht vor dem Laden auf dem weiten Platz die Monumentalwand mit den verbleichenden Photoporträts von Helden und Heldinnen der Arbeit; verkneift sich angesichts der Ärmlichkeit die Frage, wo denn, genau, das Produkt ihrer Stachanowiaden sei.

Man kommt schliesslich am ehemaligen Kronprinz-Rudolf-Gymnasium vorbei, am Bilderstein der Ehemaligen, die Künstler und Dichter geworden sind. Joseph Roth begegnet man wie einem alten Bekannten: «Was mache ich denn hier!» Es ist eine Schulhaus-Kaserne aus dem 19. Jahrhundert, wohlbekannt als Erscheinung, und ihr ist nicht anzusehen, dass sie eine von den einzigen zwei deutschsprachigen Gymnasien zu Franz-Josephs Zeiten war. Nun ist das Gebäude bis oben hinaus mit Holz eingerüstet, und das macht es wirklich sehenswert. Man geht im laubdunklen Lenin-Park an der Bronzeähre auf dem Steinsockel vorbei, Denkmal des natürlichen Reichtums Galiziens, Mahnmahl heute der Unfähigkeit, mit diesem umzugehen.

An einem der Häuser in der brüchigen Zeile am Lenin-Park hängt ein schmiedeeisernes Schild: «Museum». Durch ein Torgewölbe und eine einfache Haustür tritt man ebenerdig wie in eine Stube

Wort Deutsch spricht, an einem Ort, dessen Vergangenheit man kennen muss, um Donaumonarchisches darin zu sehen, nun gibt Dimitriu Tschubit beste Auskunft über Leben und Werk Joseph Roths. Er lüftet sogar das scheinbare Geheimnis um Roths Geburtsort «Schwabendorf», den es auf keiner Landkarte je gegeben hat, weshalb ihn alle Roth-Biographen voneinander abgeschrieben haben. Die Bahngasse, in der Joseph Roth zur Welt kam, lag in Szwaby, was kein Ort in der Nähe, wie es zu heissen pflegt, sondern ein Quartier von Brody ist. Weil da, wie andernorts in Galizien, eingewanderte Schwaben wohnten. Man weiss, dass Joseph Roth über seine Herkunft und seinen Lebenslauf den Dunstschleier von galizischem und anderem Klaren gebreitet hat; Tschubits Wissen um den Geburtsort des Dichters jedoch ist ungetrübt.

Ein zweiter, dem dicken Kleinen ähnlicher Herr kommt ins Museum. Er ist aus Chicago, spricht wie der andere, der aus Erlangen kommt, fließend Deutsch, Ukrainisch mit dem Konservator. Beides sind Exilukrainer, die am «III. Weltkongress ukrainischer Ärzte» teilnehmen. Zum erstenmal seit sechsundvierzig Jahren besuchen sie ihre Heimat wieder, suchen, was davon übriggeblieben ist. 1944 war Galizien von der Sowjetarmee befreit worden.

Der Herr aus Chicago weiss von der ukrainischen «Etrangère» Balzacs zu berichten, Evelina von Hanska aus Wierzchownia. Balzac hat sie schliesslich und endlich 1850 in der Ukraine, in Berditschew, geheiratet. In der Stadt, in der sieben Jahre später Joseph Conrad als Josef Konrad Korzeniowski zur Welt kam. In der trüben



Die grossbürgerliche Vergangenheit, die die Villa repräsentiert, interessiert niemanden mehr.



Ruhendes Geschäft – wo keine Ware ist, laufen auch die Kugeln am Stachoty nicht.



Häuserreihen und hart am Ortskern schon die Nachkriegsbauten aus Betonelementen. Wohnsilos ohne Nährwertgehalt für menschenfreundliches Leben. Grenzstadt, mehrfach zerstört, nur im Innersten nicht aufgegeben wie die Tausende von Deutschen und Russen in der Umgebung, als die 1. Ukrainische Front die SS-Division «Galizien» im «Kessel von Brody» – welch trauliche Herdmethaphorik die Historiker gebrauchen – vernichtete.

\*

Der Besuch einer fremden Stadt, die man nicht ihrer Sehenswürdigkeiten wegen besucht, weil sie keine hat, macht unruhig. Man läuft, läuft immer wieder durch dieselben Strassen und Gassen, über den Markt, obwohl man ihn endlich meiden möchte, weil die Marktfrauen jedesmal lachen. Hält sich an das wenige Sehenswerte: eine grüne Jugendstiltüre hier, zwei neubarocke Atlanten dort, die einen verfallenen Balkon, also weder an sich noch in ihrer Umgebung mehr Sinn tragen. Man meint alte Klatschweiber vor der Haustür sitzen zu sehen und zweifelt beim nächsten Vorbeigehen, ob sich Alter an Kopftüchern und vielschichtiger Rock- und Jackenverhüllung überhaupt ablesen lasse. An der Ruine der alten Synagoge kommt man vorbei, die beziehungslos neben modernen Wohnblocks steht, welche ihrerseits in die Stadtrandwiese geklotzt sind, weder in Beziehung zueinander noch zur weiteren Umgebung. Man erkennt im Sitz des «Kommissariats», in der verlorenen Würde des gedrückten Säulenvorbaus, die k. u. k. Bezirkshauptmannschaft wieder. Und sinniert über der Vorstellung, dass hier, in diesem Sumpf, zum Sonntagsständchen der «Radetzkmarsch» geklingelt und geschmettert wurde. Geschmettert? Was für eine Gottverlassenheit! Der Herr muss zu sehr beschäftigt gewesen sein, in Wien den Österreichern ihren Kaiser zu erhalten. Man wendet sich der Gegenwart zu, der Betonplattenödnis im Ladenviertel, der

nackte Glühbirne brennt. Aus einer dunklen Kojе treten zwei Männer, ein kleiner dicker glatzköpfiger Alter und ein jüngerer Stiller mit dem weichen Gesicht und dem fernen Blick des Konservators. Gleich findet die Führung statt, sobald alle Lichter an sind.

1984 wurde das Museum eröffnet. Es sieht wie die Kleinform eines Jahrhundertwende-Museums in Wien, Prag, Budapest aus: braun, Vitrinen auf Holzpodesten, knarrendes Parkett, Ritzen und Spalten, ein Gefühl von Kälte, Feuchtigkeit und Durchzug, in den Vitrinen Hintergrunddekoration nach dem vorgestellten vergangenen Leben, die unschlüssig lässt, ob ihre Naivität, aufs Publikum zielgerichtet, Stilmittel oder Stil sei. Aber der stille Stolz des Konservators Dimitrii Tschubit und sein breitausgelegtes Wissen erheben Faustkeile, Rostwerkzeug, Wirtshausschilder, Spindeln und Uniformteile zu Objekten lebhaften Interesses.

Der ältere Herr übersetzt, anfänglich um Wortwörtlichkeit bemüht, fortschreitend stichwortartig – «Sie sehen's ja selbst». Keiner scheint sicher, ob der andere versteht oder verstehen will. Bis wir zu Joseph Roth kommen. Ein deutscher «Hiob», ein russischer «Radetzkmarsch»; eine Photographie des Kronprinz-Rudolf-Gymnasiums, ein Photoporträt Roths sind ausgestellt. Ich erkläre den Grund meines Herkommens. Da erwachen alle. Der Konservator weiss sehr gut Bescheid. Das überrascht denn doch. Joseph Roth ist deutschsprachig in einer polnisch-ruthenischen (ukrainischen) Umgebung aufgewachsen, die nach dem Untergang Altösterreichs zu Polen, zum deutschen Reich, zur Sowjetunion gehörte – und die heute bald zur Republik Ukraine gehören soll. Roth ist nach Wien gezogen, in ganz Europa zu Hause gewesen (in Hotelzimmern und auf Bahnhöfen hauptsächlich) und hat Romane und Erzählungen geschrieben, die österreichischer nicht sein könnten. Gestorben ist er elend in Paris. Und nun gibt ein Ukrainer, der kein

österreichischer ist, Brody ein literarisches Colloquium. Der Rosaschimmer von der Ulica Lenina hat sich auf das Gesicht des Konservators gelegt. Auf seine Bitte hin überlasse ich, grossherzig, das rororo-Taschenbuch «Joseph Roth» dem Museum. (Mittlerweile bemüht sich auch die österreichische Botschaft in Moskau darum, die Joseph-Roth-Vitrine im Regionalmuseum von Brody um neue Exponate zu erweitern.)

\*

Draussen sind noch immer die Hochzeitsgesellschaften unterwegs. Es ist ein unruhiges Hin und Her zwischen Gewerkschaftsbaracke und Hochzeitspalast, in denen die Trauzeremonien stattfinden. Vor dem Eingang formieren sich die Teilnehmer paarweise zu einem Zug, an dessen Spitze das Brautpaar geht, vor den Trauzeugen, die, als Zeremonienmeister, mit grossen Schleifen wie kleine Bürgermeister behängt sind. Bevor der Zug sich in Bewegung setzt, verneigen sich das Braut- und das Brautführerpaar dreimal japanisch. Die Frauen tragen, was Schnitt und Glanz betrifft, den üblichen Chic, mit dem die Braut, chancenlos, konkurrenziert werden soll. Der Stoff aber ist dürrig. Und die hüpfenden Mädchen mit den weissen Steckenbeinen sind dabei, denen die noch kleineren nachrennen. Die mittelalterlichen Frauen sind dabei, die ihre eigene Erfahrung mit Gleichgültigkeit zur Schau tragen; aber es ist, als laufe hinter ihren offenen Augen die eigene Hochzeit ab, verschleiert von der nachfolgenden Erfahrung als Gattin, Mutter, Werktätige. Die alten Tanten sind dabei, glücklich, ahnungslos und nachsichtig mit dem Leben. Die noch Ledigen sind dabei, die zu Boden schauen, um das Glück der andern nicht sehen zu müssen.

Dann läuft die Gesellschaft wieder weg, um der nächsten anstehenden Platz zu machen. Kommt bald wieder um eine Strassenecke herum zum Vorschein, das Brautpaar diesmal im niederen offenen Pferdewagen. Schliesslich aber doch Abfahrt aus dem Sumpf des



Wenn es sonst nichts zu kaufen gibt, Blumen gibt es immer – wie auch die Freundlichkeit der Verkäuferinnen.



Der Marktplatz von Brody, aus ideologischen Gründen dem Erdboden gleichgemacht.



To Arch  
Joseph Roth Collection

MAY 29 1991  
Samstag/Sonntag, 4./5. Mai 1991 Nr. 102 77





Galizische Szenerien

# Die Zeit steht still in Brody

Von Kaspar Schnetzler (Text) und Guido Baselgia (Bilder)

Vorbei an horizontweiten hellen Korn- und stumpfgrünen Kukuruzfeldern, unter einer himmelblauen Unendlichkeit, durch die Wolkenschiffe treiben, fährt man nach Brody. Am Ostrand Galiziens, wo die fließenden Hügel Podoliens in die wolhynische Ebene auslaufen. In der Ukraine, der Kornkammer Russlands. Die Felder zeugen davon, dass ein Grossteil des Sumpfbereiches, in dem Brody liegt, melioriert worden ist. Aber der grosse Marktplatz ist ein schwarzes Loch mitten in Brody, aus dem der alte Sumpf emporquillt. Knöcheltief nasser, zerpfügter, aufgerissener Boden, durchlöchert von spiegelblanken Wasserlachen. Häuser und die offenen Markthallen umranden den Platz in einem Abstand, als hätten sie Angst, in die Bodenlosigkeit zu versinken.

Mit dem Sumpf bricht auch die Vergangenheit ins heutige Brody ein. Wie überall in Galizien. In ihrem Kern erinnern galizische Ortschaften und Städte nicht nur an die Vergangenheit, sie sind Vergangenheit. Es sind nicht unsere sterilen, glacebunten, mit Döner-Parfum desodorierten Altstädte. Feuchtigkeit, Schmutz, Unebenheit, Löcherigkeit, Ecken und Kanten, Geruch von altem Stein und

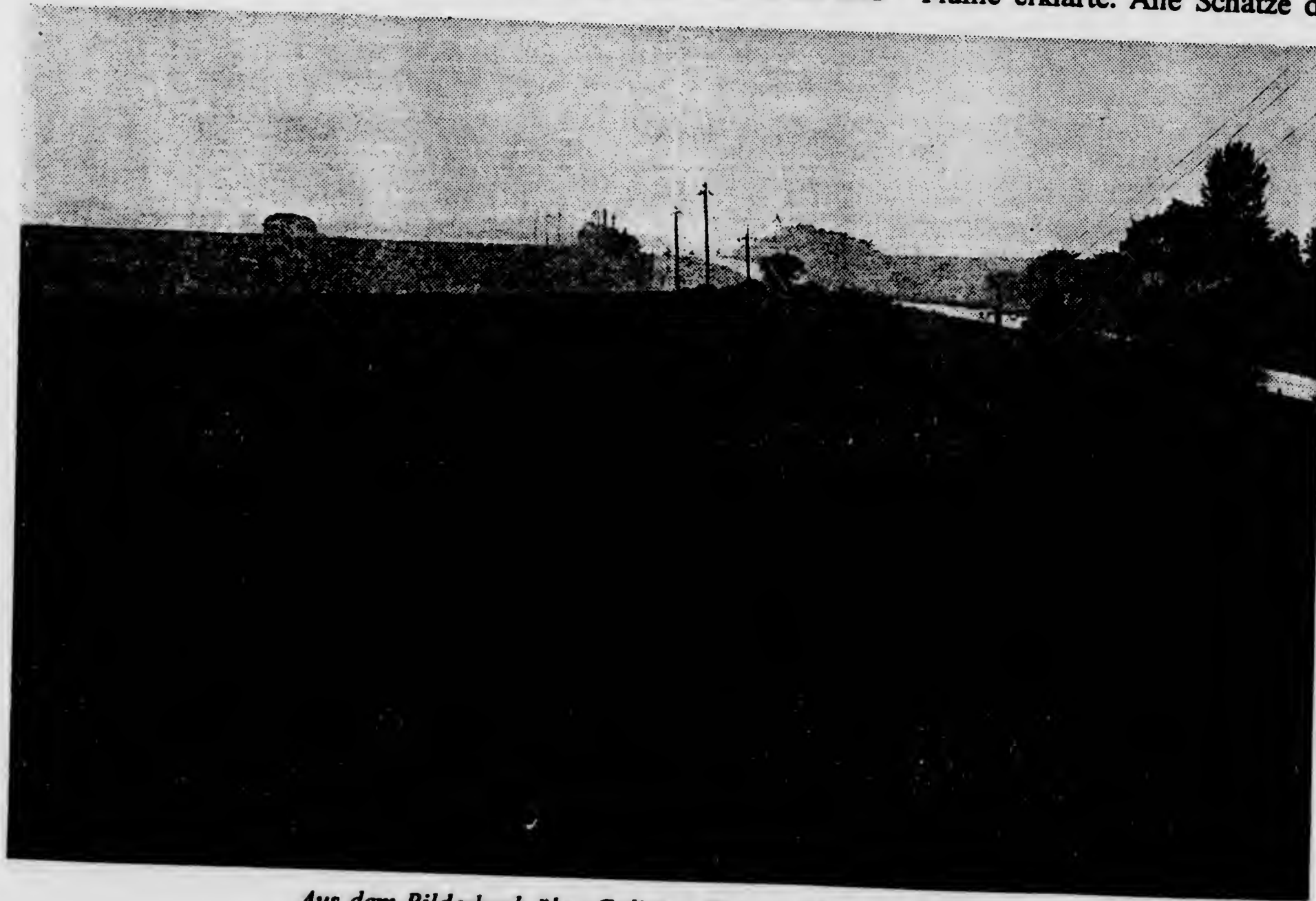
Erdboden sind selbstverständlich, weil sie nicht ungehöriger, zu bereinigender Teil, sondern das Ganze sind. In den Innenstädten Galiziens geht man wie durch die Jugendzeit unserer Grossväter. Die einzige Erneuerung: Motorfahrzeuge. Die Autos und die vielen Motorräder mit Seitenwagen, die ganze Familien unter Führung ihres wie ein Panzerfahrer verkappten Oberhaupts transportieren, signalisieren allerdings einen technischen Stand, der in unsere westliche Vergangenheit gehört. Zukunft? An der galizischen Zukunft wird im fernen Lw<sup>w</sup> gearbeitet, Kiew ist noch ferner; im Moskauer Zentrum soll sie verhindert werden; am Marktplatz von Brody ist sie nicht in Sicht.

Brody ist der Plural von Brid, Furt. Und die ursprüngliche Siedlung, die etwas abseits der heutigen Stadt lag, wurde so genannt, weil sie über die Furten zweier Flüsse erreichbar war. Diese Transitfähigkeit des Orts erfuhr 1779 eine gewaltige Wertsteigerung, als Joseph II. Brody zur Freihandelsstadt im Range von Triest und Fiume erklärte. Alle Schätze des Zarenreichs und alle Gaben des

Orients nahmen ihren Handelsweg nach Breslau, Leipzig, Frankfurt durch Brody. Ein gutes halbes Jahrhundert schwelgte Brody im Wohlstand. Dann lief ihm das südlicher gelegene Podvolocisk, Endstation der Karl-Ludwigs-Bahn, den Rang ab. Aus der Stadt der Kontore und Konsulate wurde eine abgelegene, in den Handelsakten abgelegte Grenzstation, ein Schmugglernest. Brody wäre für ewig - so, wie die Zukunft heute aussieht - im wolhynischen Sumpf ertrunken und im galizischen Staub versackt, hätte Joseph Roth seinem Geburtsort durch seine Erzählkunst nicht den feuchten Glanz der untergegangenen Donaumonarchie aufgesetzt und durch seine «Reportagen aus Galizien» den Bestand von 1924 gesichert.

Die einstöckigen Häuserreihen entlang der fast autolosen Ulica Lenina und ihrer Seitengassen haben den wärmlichen Rosacker-Schimmer franzisko-josephinischen Rokokos, patiniert von Abgasen. Ornamente, bröckelig wie alter Zuckerguss, zieren wenig überzeugend die Fassaden. Lenins Abschaffung ist abzusehen, aber die Ulica Lenina wieder in Goldgasse, wie sie zur Kaiserzeit geheis-

Handwritten notes in Hebrew and German:   
הנהגות  
New York  
גורגוליס

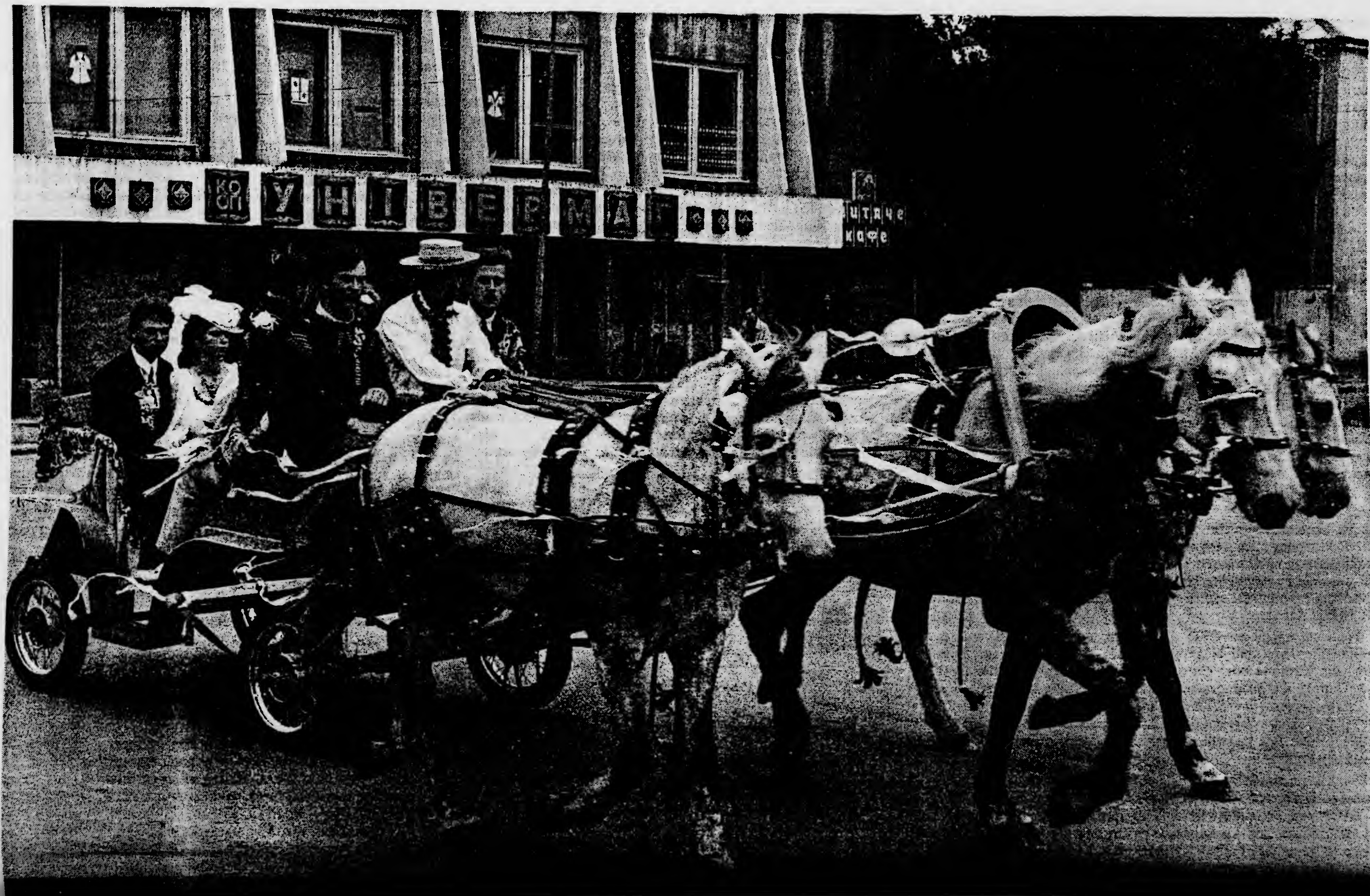


Aus dem Bilderbuch über Galizien: Topographie der Sehnsucht.



Samstagsputz - Konsumabfall, der mit Handbesen und -schaufeln wegzukehren ist.







Ein russisches Sprichwort: «Am Samstag sollst du Blini backen, ein Bad nehmen und dein Weibchen begatten» – am Wochenende ist Brody voll Hochzeitspferdchen und Brautpaaren.

Marktplatzes hinaus. Auf zum Hochzeitsmahl, das mehrere Monatslöhne der Väter kosten wird. Zum Wohl der Braut.

Hört auf die Poesie jüdischer Grabinschriften: «Hier ruht Herr Chaim Wechsler, Friede seiner Asche, Moses Jakob Mendochowicz, F. S. A., Tobias Katz, Chaim Osterseher; hier ruht Frau Amalia Roth geb. Weintraub, Friede ihrer Seele, Osias Schapierer, Rebecca Fingerhut.»

Die Jahreszahlen auf den Steinen verflüchtigen sich in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, nachdem sie im späten achtzehnten aufgetaucht sind. Um 1900 waren von den 18 000 Einwohnern Brodys 15 000 Juden. Kleine Krämer, grössere Krämer, grosse Krämer, Handwerker, Arbeiter, Wasserträger, Gelehrte, Kultusbeamte, Synagogendiener, Lehrer, Schreiber, Thoraschreiber, Tallesweber, Ärzte, Advokaten, Beamte, Bettler, verschämte Arme, Totengräber, Beschneider, Grabsteinhauer. Heute, bei ähnlicher Einwohnerzahl, kein Jude mehr in Brody. Wenn das Gerüst, das um die Ruine der grossen Synagoge steht, dem Aufbau und nicht dem Abbruch dient, wäre das der einzige Fall, den wir zwischen Brody und Cernivcy am Südrand Galiziens gesehen haben. Die Frage taucht trotzdem auf: Wozu der Wiederaufbau, wenn die Juden massenhaft aus Galizien flüchten? Zum letztenmal fliehen, nachdem sie es aus Not und Elend während Jahrhunderten getan haben. Denn nach dem gegenwärtigen Exodus wird es in Galizien keine Juden mehr geben.

Der ehemalige jüdische Friedhof liegt am Stadtrand, in einem etwa eine Hektare grossen Wiesenstück zwischen Wald und Maisfeld. In der Ferne die Schlotte einer Fabrik, am Himmel ein wuchtiger Armeehubschrauber. Keine Einfriedung: zwei Schritte übers Wegbord, und man ist mittendrin im Gräberfeld. Es besteht aus zahllosen, zum grössten Teil dichtgestaffelten Grabsteinreihen. Und

es ist zu vermuten, dass auf dem leeren buckeligen Wiesenstück noch weitere Gräber liegen. Die Steine sind übermannshoch, schmale dünne Granitplatten. Es macht den Anschein eines Riesenfriedhofs. Die Juden von Brody waren bekannt für ihre Grossmannssucht.

Ruhe herrscht. Der Friede hat etwas Unwirkliches. Nicht nur, dass man hier wie auf jedem Friedhof durch die Welt der Toten geht, die da, aber nicht sichtbar sind. Fremd sind Ornamente und Inschriften, Schriftzeichen auf den Grabsteinen. Fremd ist der Judenfriedhof an diesem Ort zu dieser Stunde. Er kündigt von einer Zeit, die abgeschafft worden ist. Man hat die Toten hier allein liegen lassen, ihnen die Umgebung geraubt, auf die die Toten in einer zivilisierten, in einer menschlichen Gesellschaft Anrecht haben. Was ist mit den Nachkommen geschehen? Wo sind sie? Sicher ist einzig, dass alle sich weder auf noch unter dem Boden ihrer Heimat befinden. Wenn Heimat der Ort ist, an dem man in die Welt gewachsen ist. Was für ein Unterschied zwischen diesem Nichts und den aufrechten Monumenten jüdischer Selbstverständlichkeit anderswo.

Aus dem Maisfeld neben dem Gräberfeld, zwischen den raschelnden Kukuruzstauden, sind Stimmen zu hören. Eine laute Männerstimme vor allem. Ein Mann in Hut und Lederjacke wie ein Kommissar, aber in einer lila Pyjamahose, läuft auf mich zu, ruft: «Interview, RUCH!» Er hat ein langes Messer in der Hand; als er sich dessen bewusst wird, wirft er es weit hinter sich und lacht. Er sieht unser Interesse am Friedhof, empfiehlt uns Herrn Tschubit, den Konservator, als Experten. Grosse Freude seinerseits, dass wir diesen schon kennen. Er stellt sich als Mikhail Chamakow, RUCH-Delegierter im Regionalsowjet, vor. Ich sage, ich hätte Wjatschewslaw Tschornowill und Mikhail Batih in Lwiw getroffen, führende RUCH-Mitglieder. Seine Freude wird immer grösser. Er sagt, dass

Dimitriu Tschubit und Mikhail Batih im Sowjet in Kiew nebeneinander sassen. So klein ist die Welt in Galizien. Freude, Händeschütteln. Die Einladung zum Nachessen müssen wir ablehnen. Es schmälert die Freude am Zusammentreffen und die Herzlichkeit bei der Verabschiedung nicht. Winken. Mihail Chamakow geht zum Kollegen ins Maisfeld zurück, um weiter zu diskutieren. In Lwiw hatte Stadtpräsident Tschornowill die liberale Presse aufgefordert, aufs Land zu gehen, zu den Leuten, um sie über die Ideen des RUCH, über die Volksbewegung für Umgestaltung, aufzuklären. Hier, in Brody, war einer am Werk, bevor die Presse kam. Vorbeikommanden erklärt er, dass das zwei Schweizer und Freunde des RUCH seien.

Abend über Galizien. Die Bäuerin am Strassenrand, die ihre schwarze Ziege am Strick weiden lässt. Der Mann, der Gras büschelweise siehelt. Die runde Orangensonne über dem weiten flachen Horizont. Baum- und Buschreihen, die, wie im Guckkasten gestaffelt, kulissenartig nach dem Horizont hin Farbe und Ton verlieren. Der streifenbreite weissbläuliche Dunst, der über den Stopfeldern schwebt. Geruch von feuchtem erdigem Boden. Mist. Die Strohhaufen wie Männerhäuser in Melanesien. Die ins Weite sich verziehenden schwarzen Telefonmasten, Träger tiefer Melancholie. Der sich ausbreitende Dunst, der alles in einen weichen grenzenlosen Zusammenhang bringt. Acht Uhr abends in Galizien.

Einst war Brody der Grenzort an den Rändern des russischen Zarenreichs und der österreichisch-ungarischen Monarchie. Das ist Vergangenheit. Der Schlagbaum ist weg. In Brody sind die Grenzen aufgehoben; ich bin ohne Behinderung in seine Vergangenheit eingelassen worden. Jetzt, wo ich in meine Gegenwart zurückkehre, geht Brody in meine Vergangenheit ein.



Der Bildstein vor dem ehemaligen Gymnasium erinnert an Absolventen, die Dichter geworden sind: links Joseph Roth.



Brody war um 1900 zu vier fünfteln jüdisch. Daran erinnert die Vielzahl der mannshohen Grabsteine.



Untrennbar mit jedem Buch verbunden ist der Name seines Urhebers, seien dies Autor bzw. Autorin, Herausgeber oder Übersetzer, und in ganz besonderen Fällen auch der Verleger. Dieser illustre Personenkreis wird mit Fug und Recht für das Werk, sofern es denn von der Öffentlichkeit überhaupt zur Kenntnis genommen wird, ebendort gelobt oder getadelt.

mit einem Trinkerleben herumschlagen, wenn es auch kürzer geht. Um rund 300 Seiten hat die Cutterin die Biographie des beinahe schon vergessenen Dichters und Mythomanen beschnitten und, wie man liest, auf die „relevanten Aussagen beschränkt“. Sollte die Methode erfolgreich sein (sprich: den Verkauf fördern), was wäre da nicht alles zu tun! Welches

## Der Kürzer geht um

Nun aber hat sich jener Gruppe von Verantwortlichen ein Werk-Tätiger hinzugesellt, der sich bislang eher schamhaft im Hintergrund hielt.

Der Verlag Kiepenheuer & Witsch nämlich läßt es sich in seinem Frühjahrs-Prosepekt nicht nehmen, die Neuausgabe der seit knapp 20 Jahre auf deutsch vorliegenden und inzwischen vergriffenen monumentalen „Joseph Roth“-Biographie des amerikanischen Literaturwissenschaftlers David Bronsen mit dem bemerkenswerten Hinweis anzukündigen: „Gekürzt von Katharina Ochse.“ Nun haben also, möchte man meinen, endlich auch die bisher zu kurz gekommenen die literarischen Ehrenplätze erklommen. Was hier so selbstbewußt auf Vorsatz und Schutzumschlag drängt, soll indes „ein Standardwerk einem größeren Leserkreis zugänglich“ machen. Wie das?

Denkt man, das Publikum, verärgert über allerlei Gehalts- und Ausgabenkürzungen, werde angesichts der in Aussicht gestellten Zeitersparnis einmal in Jubel ausbrechen, gilt doch allerorten: time is money? Wer will sich schließlich auf 700 Seiten des Originals

kulturelle Zeugnis könnte wohl noch vor dem skeptischen Blick des Kürzers als wesentlich bestehen!

Und eine weitere Leistung verheißt die halbseitige „Vorbemerkung zur gekürzten Ausgabe“: denn die Streichungen tragen, man staune, „den Einwänden der Kritik an der Erstausgabe Rechnung“; ein äußerst seltener Fall also von textstiftender Rezensentenwirkung.

So wäre nunmehr der Leser, dank des segensreichen Zusammenwirkens von Kürzerin und diverser Kritiker und sicher auch zur Freude des papiereinsparenden Verlags, in die Lage versetzt, die Lesezeit gleichsam zu raffen und zugleich mit dem verschlankten Buch das überbordende Bücherbrett zu entlasten. Freilich, den Autor David Bronsen konnte man leider ob solch fürsorglicher Unternehmung nicht mehr befragen, hat dieser doch bereits vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet. Mögen er und sein Werk, das in „jahrzentelanger Odyssee zu den über Europa und Amerika verstreuten Roth-Freunden“ (Verlagswerbung) entstanden ist, in Frieden ruhen. Hov.

Süddeutsche Zeitung, Nr. 188, München, 17. Aug.  
1993, S. 9.



Dr. Arthur Zimmermann

Haldenstrasse 135

8055 Zürich

~~71~~

12-3-92

Lieber Herr Grubel,

1992

Ich danke Ihnen in der Postkarte meine  
Besprechung der neuen Roth-Verkaufsgabe.

Ich hoffe, sie gefällt Ihnen einigermaßen.

Ich habe den Besuch bei Ihnen und im

LB I in guter Erinnerung und bin

mit besten Grüßen

Arthur Zimmermann



# LEO BAECK INSTITUTE

129 EAST 73rd STREET NEW YORK N.Y. 10021  
TEL. (212) 744-6400 FAX (212) 988-1305

7. April 1992  
bw-282/2-FG

Herrn  
Dr. Arthur Zimmermann  
Haldenstraße 135  
8055 Zürich  
Switzerland

Lieber Herr Zimmermann:

Herzlichen Dank für die Übersendung Ihrer Joseph-Roth-Studie, die in der Neuen Zürcher erschienen ist. Ich glaube, daß Sie dem guten Joseph Roth durchaus gerecht werden, dem Dichter und Menschenbeobachter ohne Vater und ohne Vaterland, der sein ganzes kurzes Leben lang sich Vatergestalten und Vaterländer fabuliert hat.

Ihre Bemerkung, daß die Honorarfrage für Roth gar nicht so nebensächlich war, kann durch einen Ausspruch bestätigt werden, über den ich mich heute noch amüsiere. Roth setzte mir auseinander, daß er sich die minutiös kleine Schrift angewohnt hätte, weil in dieser Schrift eine Schreibzeile gleich einer Druckzeile ist und er deshalb kontrollieren kann, daß die Zeitungen ihn nicht betrügen, da sie ihm ja Zeilenhonorar zahlen.

Ich hoffe, daß unsere Wege sich eines Tages wieder kreuzen und bin mit besten Wünschen und herzlichen Grüßen

Ihr

  
Dr. Fred Grubel

Arch

Max Gruenewald  
*Honorary President*

Ismar Schorsch  
*President*

Franz Winkler  
*Vice President*

Fred Grubel  
*Vice President  
and Secretary*

Peter M. Toczek  
*Treasurer*

Robert A. Jacobs  
*Executive Director*





Joseph Roth, auf einem Bahnsteig wartend. Photographie, Frühjahr 1926. (Bild LBI)

## Der unbehauste Grenzgänger

Zur neuen Joseph-Roth-Werkausgabe

Von Arthur Zimmermann

*Sein Name ist zunächst mit einem der ganz grossen Schlüsselromane unseres Jahrhunderts, dem «Radetzky marsch», verbunden, einem über drei Generationen angelegten Panoptikum, das den fröhlich-traurigen Untergang des k. u. k. Vielvölkerstaats zur Darstellung bringt. Dass diese Einführung der überragenden Bedeutung des vor 52 Jahren verstorbenen Joseph Roth nicht gerecht wird, kann nun in der neuen Werkausgabe nachgelesen werden. Sie eröffnet den Blick auf den weiten Horizont eines ruhelosen, von literarischer Leidenschaft getriebenen Menschen, der sich schwankend den Bruchlinien unseres Jahrhunderts entlang bewegt hat.*

Der Umfang der neuen, um zwei Bände erweiterten Werkausgabe reicht über den Bestand der letzten, vierbändigen Werkedition, die noch Hermann Kesten besorgt hat, beträchtlich hinaus. Bei den neu hinzugekommenen Texten handelt es sich um eine grosse Zahl von Reportagen und literarischen Miniaturen, einem Genre, in dem Joseph Roth eine ungeheuer anmutende Produktivität entwickelt hat. Weitere Neuentdeckungen lassen sich bei der zum erstenmal versammelten Lyrik machen, von der Roth in späteren Jahren zum Teil nichts mehr wissen wollte. Und schliess-

tagen und Feuilletons belegen, wie produktiv Roth als Journalist war – und wie grundverschieden seine «journalistische» Arbeit von journalistischer Alltagskost im heutigen Sinn verstanden werden muss. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, widmete sich Roth nicht der grossen Politik. Tat er es dennoch, wie beispielsweise als Reporter des Rathenau-Prozesses (1922), dann aus einem verfremdenden Blickwinkel und mit einem eigentümlichen Interesse für das Unscheinbare, für die beiläufige Geste, in der unkontrolliert etwas Sinnfälliges aufleuchtet.

## Aus Kafkas letzter Zeit

Briefe an die Eltern aus den Jahren 1922 bis 1924

Von Hansres Jacobi

Als im Juli 1917 die Tuberkulose ausbrach, die Franz Kafka als «geistige Krankheit» bezeichnete, nahm sein Leben eine entscheidende Wendung. Sie setzte der leidvollen Beziehung zu Felice Bauer, die Elias Canetti als die «Geschichte eines fünfjährigen Sich-Entziehens» darstellte, ein Ende – «Ich halte nämlich diese Krankheit im geheimen nicht für eine Tuberkulose, sondern für meinen allgemeinen Bankrott», schrieb er seiner Freundin. Die «Planung endloser Sicherungsmassnahmen gegen die tausendfältigen Bedrohungen durch Welt und Menschen» (Johannes Urzidil) setzte Kafka auch später fort, so in seinem (offenbar verlorengegangenen) Abschiedsbrief an Milena (Ende 1920), aus dem sie den einen Satz zitiert: «Nicht schreiben und verhindern, dass wir zusammenkommen, nur diese Bitte erfülle mir im stillen, sie allein kann mir irgendein Weiterleben ermöglichen, alles andere zerstört weiter.»

Einen letzten Versuch des Weiterlebens unternahm Kafka im Sommer 1923, als er im Ostseebad Müritz die fünfundzwanzigjährige Dora Diamant kennenlernte, mit welcher er ein gemeinsames Leben in Berlin beginnen wollte. Über dieses Vorhaben, dem die Absicht zugrunde lag, sich sowohl der Abhängigkeit von seiner Familie als auch Prags schlechthin zu entziehen, schrieb der Dichter am 8. Oktober 1923 an seine Liebblingsschwester Ottla: «Diese ganze Berliner Sache ist ein so zartes Ding, ist mit letzter Kraft erhascht und hat wohl davon eine grosse Empfindlichkeit behalten.» Spiegelungen von Kafkas Berliner Zeit finden sich in den 1974 von Hartmut Binder und Klaus Wagenbach edierten «Briefen an Ottla und die Familie», deren fragmentarischer Charakter den Herausgebern durchaus bewusst war.

Ihre Sammlung hat nun eine Ergänzung durch den von Josef Čermák und Martin Svatoš mit grosser Sorgfalt herausgegebenen und kommentierten Band «Briefe an die Eltern aus den Jahren 1922 bis 1924» erfahren, dem der Fund von zweiunddreissig Briefen und Karten Kafkas in einem Prager Antiquariat 1986 zugrunde liegt, deren Herkunft bis heute um so rätselhafter ist, als einer der besonders wichtigen Briefe offenbar Max Brod bekannt war und in seiner Kafka-Biographie abgedruckt war, von wo sie Binder und Wagenbach in ihre Edition übernommen hatten. Das neue Konvolut, das neun Briefe, zweiundzwanzig Postkarten sowie eine Ansichtskarte umfasst, ergänzt die bisher bekannten Korrespondenzen mit den Eltern und anderen Familienmitgliedern in

scheidenen Rente nicht immer auch Naturalien geschickt hätten, wäre an ein Überleben der Notzeit kaum zu denken gewesen. Sosehr Kafka diese familiäre Hilfe zu schätzen weiss, so spürt man ein gewisses Unbehagen des Sohnes angesichts der weiteren Abhängigkeit von den Eltern, die er mit gelegentlichen humorvollen Bemerkungen und mit beschönigenden Lageberichten ebenso zu überspielen versucht, wie er alle Anstrengungen unternimmt, einen elterlichen Besuch zu unterbinden.

Als sich Kafkas Gesundheitszustand im Frühjahr 1924 rapide verschlechterte, folgte er dem Drängen Doras und seines Onkels Siegfried Löwy, verliess das ihm liebe Berlin und fuhr nach Österreich, wo er nacheinander im Sanatorium Wienerwald in Ortman, in der Wiener Klinik von Professor Hajek und am Schluss im Sanatorium Dr. Hoffmann in Kierling lebte, aufopferungsvoll betreut von Dora, deren «in der Ferne völlig unvorstellbare Hilfe» er den Eltern mitteilt. Der Verlauf der Krankheit, über deren Charakter sich Kafka im klaren ist, seinen Eltern gegenüber aber sich ausschweigt, lässt sich in den Briefen verfolgen, in denen indessen immer häufiger Dora anstelle des entkräfteten Patienten die Feder führt. Wie ein makabrer Scherz wirkt der Satz des Sohnes vom 16. April 1924: «Wenn Ihr einen guten Rat annehmen wollt, so trinkt viel Wasser, ich habe darin einiges versäumt und jetzt darf ich es nicht nachholen», angesichts der Tatsache, dass die Kehlkopftuberkulose, die dem Kranken nur noch zu flüstern ermöglichte, jede Aufnahme von Speise und Trank zur Qual machte.

Kafka geht aber noch weiter. In Ergänzung zu einem Brief Doras (um den 19. Mai 1924) bezieht er sich selbst: «... nun hat aber meine Schreibfaulheit wirklich alle Grenzen überschritten [...] Es ist aber nicht nur mit dem Schreiben so, in meinem ganzen Leben seit den Säuglingszeiten habe ich mich von allem was nur ein wenig Mühe und Arbeit genannt werden könnte, ferngehalten wie jetzt [...] Höchstens das Essen ist ein wenig anstrengender als es das stille Saugen damals gewesen sein mag.» Und er fährt fort, in einer versöhnlichen Wendung an seinen Vater: «Aber auch das Essen suche ich mir zu erleichtern z. B. was Dir liebster Vater vielleicht gefallen wird, durch Bier und Wein [...] Freilich, die Mengen, in denen es getrunken wird und die Art in der es behandelt wird, würden Dir nicht gefallen, sie gefallen mir auch nicht, aber es geht jetzt nicht anders.»



lich enthält die neue Werkausgabe endlich auch das wichtige Romanfragment «Perlefter – Die Geschichte eines Bürgers» und einen fragmentarischen Text mit dem Titel «Jugend», der, als autobiographische Skizze gelesen, das schillernde Bild vom sich verkleidenden Joseph Roth ergänzt.

Die neue Werkausgabe stellt nicht den Anspruch textkritisch zu sein, sie enthält aber im Anhang verlässliche Hinweise auf Varianten und Quellenlage. Die beiden Herausgeber *Fritz Hakert* (für die Romane und Erzählungen) und *Klaus Westermann* (für das journalistische Werk) kommentieren die einzelnen Bände kenntnisreich, wenn sie sich auf neu gehobene Schtze beziehen, und mit wohltuend vorsichtiger Distanz bei generellen Einschätzungen.

Es gilt nun, in einiger Hinsicht, einen neuen Joseph Roth zu entdecken, vor allem aber wirft die Werkausgabe ein anderes Licht auf Breite und Tiefe des Gesamtwerks und auf den Autor selbst. Sie verschiebt Gewichtungen und Etiketten, die sich zähflüssig mit dem Autor verbunden haben und als hartnäckig erweisen. Die selektive Wahrnehmung von Leben und Werk und der jeweils sich ändernde Erwartungshorizont machten Joseph Roth schon bald nach seiner Wiederentdeckung in den fünfziger Jahren zum prototypischen Melancholiker der moribunden Donaumonarchie. Im breiteren Publikum haben die zahlreichen Verfilmungen seiner Romane dieses Bild gefestigt.

Mit den Moden und dem erwachten Interesse für das Frühwerk verwandelte sich Joseph Roth unter den Händen der Literatursachverstndigen zum Sozialisten oder zum Autor der Neuen Sachlichkeit, zum jüdischen Mythomanen oder zum rasenden Einzelgänger und jüdischen Konvertiten, der enorme Rundschlge auszuteilen wusste. Nur zum Klassiker wollte ihn bisher niemand erheben. Davor stand und steht die seltsam anmutende Beweglichkeit des Autors beim ideologischen Positionenwechsel, beim Flunkern über sein Leben und über seinen schweifenden Lebensstil.

Unbekümmert hat sich Roth quer durch die literarischen Gattungen bewegt und Zeitungsromane, Reportagen und Feuilletons geschrieben, nicht ohne nach dem Zeilengeld zu schielen. Er ist ein eminent moderner Autor, aber als statisches Monument, für das nun die rund 6000 Seiten umfassende Werkausgabe stehen könnte, eignete er sich nicht. Er entzieht sich chamleonhaft den Kategorien und unterläuft unverhofft die in ihn gesetzten Erwartungen. Diese reizvollen Facetten, die sich wie Kraftlinien durch Leben und Werk Joseph Roths ziehen, gilt es neu zu entdecken.

#### BILDER UND ZEICHEN

Die beiden Herausgeber stellen zu Recht fest, dass nun das «journalistische Werk» Joseph Roths – von einzelnen weiteren Funden abgesehen – vorliegt. Drei der sechs Bände mit Repor-

Roths Existenzgrundlage war bis zur Emigration die Zeitung. Im Dezember 1918 kam er im Strom der heimkehrenden Soldaten aus dem Krieg nach Wien zurück, die Donaumonarchie war zusammengebrochen, die Bevölkerung gezeichnet von Krieg und wirtschaftlichem Zerfall. Roth fand Arbeit bei einer neugegründeten pazifistischen Tageszeitung mit dem programmatischen Titel «Der Neue Tag» und begann regelmässig zu schreiben. Alfred Polgar und Willy Haas zählten ebenso zu seinen Förderern wie später Stefan Zweig und Benno Reifenberg. Die Zeugnisse einer Karriere bis zum Starjournalisten der «Frankfurter Zeitung», der vielen Reisen in Deutschland, in die damals junge Sowjetunion, nach Frankreich und Italien, schliesslich des Absturzes in die Einsamkeit der Pariser Emigration breiten sich vor unseren Augen aus.

Im wesentlichen sind es drei Formen, die Roth als «Journalist» pflegte: die Reportage, die hoch literarisierte Betrachtung, wie wir sie von Walter Benjamin und anderen Zeitgenossen her kennen, und der kulturkritische Essay. – Unter den grossen Reportagen finden sich so herausragende Arbeiten wie die «Reise in Russland» (1926), ein Paradigma für die Verbindung von dokumentarischem und literarischem Stil, die man jedem Journalistenschler zur Pflichtlektüre machen möchte.

Roth spricht fliessend Russisch und verfügt über das kritische Auge, das von einem Journalisten erwartet werden darf; er verfügt aber darüber hinaus über ein Sensorium, das bei den Menschen kleinste Erschütterungen und Ahnungen wahrnimmt, und zeigt sich der Darstellung solcher Spuren gewachsen. Mit traumwandlerischer Sicherheit streut er literarische Miniaturen ein und hebt damit die Reportage aus dem Tagesgeschehen heraus. Roth horcht die sich ankündigende Versteinerung der russischen Revolution ab. Die Bedenken seines bürgerlichen Auftraggebers, der «Frankfurter Zeitung», dass er zu begeistert aus der jungen Sowjetunion berichten könnte, erweisen sich als unbegründet: Roth karikiert die zaristischen Emigranten ebenso wie die neuen Apparatschiks mit ihrem arglosen «Aberglauben an den technischen Fortschritt». Seine Themen sind «Russland geht nach Amerika», «Das heilige Petroleum» und «Der liebe Gott in Russland». Ihm entgehen die widersprüchlichen Zeichen einer Revolution von oben nicht, er bleibt im Grunde seines Herzens den Hoffnungen der einfachen Leute verbunden, die er von Ostgalizien her kennt.

Den grossten Teil der Arbeiten Roths für die Zeitungen bilden kurze Betrachtungen, die wie fein ziselierte Miniaturen aus einer alltäglichen Beobachtung aufscheinen. Der Gegenstand ist vielfältig, fast schon beliebiger Vorwand: ein Wartsaal, ein Korpsstudent, die Handbewegungen des Bürgermeisters, ein Kriegskrüppel, eine Briefmarke, die Nachtbar, die neue Waschmaschine, ein Hakenkreuzler, eine neue Mode,

zum Teil wesentlicher Weise, schliesst insbesondere empfindliche Lücken in Kafkas Korrespondenz der Jahre 1922 bis 1924.

Die neue Ausgabe setzt mit einem Brief an die Eltern und die Schwester Elli vom 26.–27. Juli 1933 aus Plan nad Luznici ein, wo Kafka bei Otlila zwei Sommermonate verbrachte, die «Forschungen eines Hundes» schrieb und die Arbeit am «Schloss»-Roman aufgab. Obschon dieser Brief die für das Jahr 1922 bestehende Lücke in den «Briefen an Otlila» wenigstens andeutungsweise überbrückt, kommt den anschliessenden Briefen Kafkas aus Berlin, insgesamt achtzehn Schreiben vom 19. Oktober 1923 bis zum 15. März 1924, grosser Bedeutung zu. Kafka schildert sehr genau das Leben, das er, umsorgt von Dora Diamant, in drei verschiedenen Wohnungen führte und das, im Zeichen der grassierenden Inflation, von beinahe unvorstellbarem Elend geprägt wurde. Es fehlte am Notwendigsten, und wenn die Eltern in Prag neben der be-

ein alter Kellner, ein Boxkampf, ein Polizeibericht. Vor unseren Augen breitet sich ein Panorama von symptomatischen Zeitbildern aus.

In der Übersicht, die nun die Werkausgabe ermöglicht, fühlt man sich unwillkürlich an das Montageprinzip Benjamins erinnert: hier entsteht aus einzelnen Bildern Kulturgeschichte. Allerdings hat Roth ein so umfassendes Projekt nicht gehabt, dafür fehlte ihm die Ruhe. Aber die Aufmerksamkeit, die er dem ephemeren Gegenstand schenkt, und sein literarisches Können machen aus diesen Betrachtungen zuweilen grossartige Lesestücke eines poetischen Realismus.

Der Anlass, ein sproder Polizeibericht beispielsweise, der von einem im Wartsaal verstorbenen ukrainischen Bauern handelt, wird zum Kristallisationspunkt der Imagination: Roth beschreibt auf drei Seiten die verzweifelte Auswanderung dieses Bauern, seine bitteren Erfahrungen im fremden Land und den vom Tod «im Wartsaal vierter Klasse» eingeholten Versuch zur Rückkehr. Am Schluss steht der um seine Hoffnungen betrogene Bauer in einem trostlosen Himmel und versteht auch den lieben Gott nicht. – Der Polizeibericht wird in meisterhafter Verdichtung zur Parabel, zum Gleichnis. In einem für Roth paradigmatischen literarischen Verfahren werden aus dem Bericht Bilder und Zeichen hervorgetrieben: der Stoff wird metaphorisch aufgeladen und in eine überraschend sprechnahe lakonische Form gegossen.

Das dritte von Roth gepflegte Genre ist der kulturkritische Essay. Bücher, Film, Theater, der Kulturbetrieb überhaupt sind die Gegenstände. Auch hier widmet sich Roth dem unscheinbaren Detail und montiert überraschende Beziehungen zwischen dem «Amerikanismus» in der Literatur, der geschichtslosen Gegenwart und einem Schullesebuch. – Aus dem Rahmen dieser, wie es Roth

In Kafkas vermutlich letztem Brief, über dessen Datierung die Experten sich nicht einig sind, setzt der Sohn seine liebevolle Reverenz vor dem Vater in Form einer Jugenderinnerung fort, findet dann aber entschiedene Gründe, einen Besuch der Eltern in Kierling abzuwehren: «... ich bin noch immer nicht sehr schön, gar nicht sehenswert. Die Schwierigkeiten der ersten Zeit hier um und in Wien kennt Ihr, sie haben mich etwas heruntergebracht [...] Rechnet Ihr noch hinzu, dass ich nur flüsternd sprechen darf und auch dies nicht zu oft, Ihr werdet gern auch den Besuch verschieben.» Und in erschütternder Illusionslosigkeit, in welcher die Ergebung in sein Schicksal mitschwingt, zieht Franz Kafka das Fazit seiner hoffnungslosen Situation: «– alles ist wie gesagt in den besten Anfängen, aber noch die besten Anfänge sind nichts...»

Franz Kafka: Briefe an die Eltern aus den Jahren 1922–1924. Herausgegeben von Josef ermk und Martin Svato. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt a. M. 1990.

in einem Brief an Benno Reifenberg 1926 formuliert hat, «für einen Tag, auf keinen Fall um des Tages willen» geschriebenen Arbeiten, fallen die grossen Essays wie «Juden auf Wanderschaft» (1927) oder «Der Antichrist» (1934). Ihr Umfang und ihre analytische Tiefe, vor allem aber die aus ihnen erschliessbaren lebensgeschichtlichen Reflexionen Roths heben sie aus den Tagesarbeiten heraus.

#### DIE INTERKULTURELLE DYNAMIK

Am ostgalizischen Rand der Donaumonarchie, im kleinen Grenznest Brody, am äussersten Endpunkt der aus dem Westen kommenden Eisenbahngeleise, wurde Moses Joseph Roth 1894 geboren. 1939 stirbt er, fast namenlos, in Paris. Sein Leben beginnt in einem Mikrokosmos des morschen Vielvölkerstaates: Der chassidische Grossvater spricht jiddisch, die Eltern deutsch, im übrigen spricht man russisch, ukrainisch oder polnisch. Gutsherren, Hopfen- und Holzhändler und das k. u. k. Offizierskorps der Garnison geben den Ton an.

Roth wächst in ärmlichen Verhältnissen heran, behütet von einer verlassenen Mutter und dem in einem kleinen Tee-Importgeschäft arbeitenden Grossvater. Seinen Vater, den Getreide- und Holzhändler Nachum Roth, hat er nie gekannt. Er gilt als verschollen, nachdem er im Spätherbst 1893 auf einer Reise – «wegen auffälligen Verhaltens» – aus dem Eisenbahnwagen entfernt und bei einem polnischen Wunder-Rabbi untergebracht worden war. Zwei Vaterfiguren treten für Roth in die Leerstelle: der ihm zu orthodoxe Grossvater und der zu reiche Bruder seiner Mutter, der in Lemberg lebt.

Vom abwesenden Vater und vom ostgalizischen Brody her wird Roths ost-westliche Lebenskurve verständlich, werden die Stoffe seines Werks be-



# the other Roth



**CATHLEEN  
SCHINE  
unearths a  
masterpiece—  
Joseph  
Roth's  
astounding  
Radetzky  
March**

novel about the sentiments of those unaware they possess either tenderness or sentiment. Beneath the rigid propriety of this nineteenth-century world of men, a gorgeous sensibility languishes, repressed and confused, but powerful and defining. Roth knows the Trottas, like Austria itself, are marching toward their deaths. Their existence is ultimately pointless, yet they never stop searching for the meaning of their lives; they fall in love, they disappoint and are disappointed. Respectfully chronicling their hopeless struggle, Roth sees the central human dullness that accompanies even the gravest political tragedy.

I HAVE JUST ACCIDENTALLY DISCOVERED *THE Radetzky March*, by Joseph Roth. Having read the novel, and then a few things about Roth, I now know that Roth, virtually unknown here, is as much revered in Europe as Thomas Mann; that his name is pronounced "Rote"; that he was an expatriate anti-Nazi Austrian who died in Paris; that this is a new translation (by Joachim Neugroschel) of the 1932 novel, which has long been available in English. But when I first read *The Radetzky March*, all I knew was that I was stunned and grateful.

The novel is an exquisitely sensuous book. It follows a family through the waning years of the Austro-Hungarian Empire and the beginnings of World War I with a wistful delicacy, an appreciative dismay at the rules of that extravagant society. The lives of the Trotta family are as regulated as the bars of music in Strauss's "Radetzky March." There is rhythm; there is order. And Joseph Roth hears the music of that order—the rattle of a stern father's starched cuffs, the click of the son's heels. Even the buzz of a noonday fly or the evening birdsong is a comfortable reminder that Emperor Franz Joseph is looking after his subjects, and looking after the

Trotta family especially.

The Trottas' good fortunes begin when Lieutenant Joseph Trotta, a young and unimportant soldier of peasant stock, saves the young Kaiser's life in battle. Suddenly reborn as "the Hero of Solferino," Trotta is decorated and made Baron von Trotta und Sipolje. He "went about in the alien and almost unearthly radiance of imperial favor as in a golden cloud." The dynasty has begun, and "the round years rolled by, one by one, like peaceful, uniform wheels."

Roth lulls his readers just as the imperial subjects are lulled. Clocks seem not so much to measure time as to allow it to stand still. But *The Radetzky March* leads us inexorably into the first world war, when the Trotta dynasty and its whole world come to an ugly and chaotic end. A sad and brilliant political parable, *The Radetzky March* is also something more, something almost impossible: a



Beneath the rigid propriety of Roth's world, a gorgeous sensibility languishes. The author, above.

When the captain reads an untrue, glorified account of his heroism in his son's schoolbook, he leaves the army, bitter and disillusioned, to garden and hoard money, like his peasant ancestors. He refuses to let his son, Franz, become a soldier, and the boy grows up to be a proper government official. Yet in the dining room of the stuffy Herr von Trotta, a portrait of the Hero of Solferino continues to hang, a memory, a warning, and an inspiration. Like the empire itself, the Trotta family lives off their memories. They live off the dead. Beneath the portrait

of his grandfather or an unchanging portrait of the youthful blue-eyed emperor that turns up everywhere from the army barracks to the whorehouse, the government official's son, Carl Joseph Trotta, is always aware that he is the grandson of the Hero of Solferino. His whole life has been spent in military school or as a soldier; he has worn a uniform since he was a child. He gambles and drinks like a soldier, becomes involved, like any other>

young officer, in scandalous love affairs with older women. A naively dissolute young man, he is, in Roth's evocation, sweet and ripe, the fruit just before it rots.

This voluptuous account of deep, unexpressed friendships and painful love between fathers and sons—boys becoming men and men becoming old men—is told with an ironic passion for the grandeur of the smallest detail. Joseph Roth, perhaps, ought to be compared not with Thomas Mann at all, but with Virginia Woolf. An empire's strength, beauty, and innocence, and its ultimate betrayal and death are created not through scenes of diplomatic meetings or bloody, smoke-filled battlefields.

## the other Roth

Instead, all the magnificence, dignity, and folly of imperial Austria can be seen gleaming in its military uniforms. "The Emperor wore the snow-white tunic well known from all the portraits of the monarchy, and an enormous crest of green parrot feathers on his hat. The feathers swayed gently in the wind. The Kaiser smiled in all directions. The smile hovered on his old face like a small sun that he himself had created. . . . Blue, brown, and black uniforms decorated with gold and silver moved like bizarre plants and saplings that had escaped from a southern garden and were striving back to their distant homeland. . . ."

With this parade, Roth lets us glimpse the completeness of this artificial entity, the empire, in which the unnatural has begun to look, to the emperor's subjects, like nature itself. Besides hearing the music of empire, Roth sees the brush strokes of its art.

The Trotta dynasty is born into a world that no longer exists, except in the minds of its inhabitants. In *The Radetzky March*, the old-fashioned romance of a duel exists side by side with troops firing on unarmed workers singing the "Internationale." As the absurdity of the empire becomes gradually more clear, Roth's wit becomes sharper and more critical. Yet he is always the subtlest of polemicists. Joseph Roth writes about such "male" subjects as war, military life, and fathers and sons with the sweet delicacy one usually expects only from a great woman novelist writing about love. □

*Cathleen Schine's latest novel is The Love Letter. She will write a regular book review column for Mirabella.*



## Joseph Roth

„Wahrscheinlich der größte Dichter unter den anständigen Menschen“: Vor hundert Jahren wurde Joseph Roth geboren · Von André Heller

An einem Samstag im Februar des Jahres 1937 trafen sich etwa fünfzig aufgeregte Menschen im Hotel Foyot der Pariser Rue Tournon. Sie suchten alle sofort die Toilette auf. Dort entnahmen sie kleinen, mitgebrachten Gepäckstücken Uniformen und Uniformteile, Orden und Rangabzeichen, mit deren Hilfe sie sich in etwas desolate Offiziere der ehemaligen k. u. k. Armee verwandelten. Dann marschierte die Truppe geordnet in den abgewohnten Speisesaal, um einem blassen, ziemlich parfümierten und wohlherzogen jungen Herrn militärische Reverenz zu erweisen.

Die handelnden Personen waren unter anderen emigrierte Bankiers, ein abgelöster Wiener Vizepolizeipräsident, ruinbedrohte Landadelige, ein opium-süchtiger Schokoladenfabrikant, ein berühmter alkoholkranker Dichter sowie hohe zwangspensionierte Beamte aus Salzburg und Graz. Der Dichter hieß Joseph Roth, der Schokoladenfabrikant Stefan Heller und der wohlherzogene junge Herr Otto von Habsburg. Es muß eine gespenstische Szene gewesen sein, denn Roth fragte den erstgeborenen Sohn Karls, des letzten Kaisers und Königs von Österreich und Ungarn sowie Königs von Jerusalem und Herzogs von Auschwitz, ob er bereit sei, in einem Sarg, als Leiche getarnt, nach Wien zurückzukehren, um sich dort als Herrscher proklamieren zu lassen.

Zur Absicherung der Unternehmung sollte eine schlagkräftige Loyalistenlegion gegründet werden, deren Ausrüstung mit Waffen und Munition Stefan Heller, mein künftiger Vater, sicherstellen wollte. David Bronson berichtet darüber in seiner exzellenten Joseph-Roth-Biographie - und mein Vater erzählte es in den fünfziger Jahren häufig seiner Dienstagsstammtischrunde, den „Dreizehnern“, im Café Rebhuhn, nahe dem Wiener Stephansplatz. Ich erinnere



Joseph Roth (links) mit Freunden und Bekannten in einem Amsterdamer Café, um 1936 fotografiert von Wiel van der Randen.

Foto aus dem Band „Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern“. Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1994. ©Leo Baeck Institute, Joseph Roth Collection, New York

Doppeladler. So betrieb er in seiner Literatur ein Archiv, das für den Augenblick, da sie gebraucht würden, die Wiederaufbaupläne einer versunkenen Welt bereithielt. Roth konnte Stimmungen und Erfahrungen, die gewöhnlich nur in Musiken auszudrücken sind, in Sprache übersetzen. Etwas Ähnliches wie ein Schubert der Prosa ist er auf diese Art geworden.

Ich glaube nämlich, daß jedes Wesen, jedes Ding, jede Landschaft genauso wie Feuer, Wasser und Luft auf einen Ton gestimmt ist, und manchmal in seligen Augenblicken begegnen wir Figuren oder Orten, die unserer Stimmung vollkommen entsprechen und uns zum Klingen bringen. Ein Glück der Harmonie kann dann entstehen: zwei schauen sich gegenseitig auf den Grund der Seele. Einer davon kann Koloratursopran an der Mailänder Scala sein und der andere durchaus Regenwolken über den Donauauen. Der eine Eislieferant in Olmütz und der andere der Handschuh einer betrogenen Frau. Einer Zigaretten-schmuggler und der andere das Geräusch einer zuschlagenden Autotür. Jede Kombination ist denkbar. Die zwei erkennen einander, wissen, daß sie zum selben Stamm gehören und daß der Engel der guten Fügungen sie zu Recht ansprechen würde, wenn sie einander leugneten.

#### Schlafwandlerisch sicher im Erbarmen

So ging es Joseph Roth mit allem, was er beschrieb: der Stimme Kaiser Franz Josefs bei der Audienz in Schönbrunn und den Farben des Mondes über Odessa. Den „wie kaum erwachsene Tschinellen klingenden Sporen“ eines Postdirektors und dem Labyrinth der Gerüche in Bazaren. Roths Arbeiten geben Zeugnis für die sinnlichste Wahrnehmung, die ein deutschsprachiger



mich dieser „Dreizehner“ als exzentrischer Vereinigung älterer, etwas anzüglicher, durcheinanderredender, mehlspeisverliebter Republikfeinde, die von vergangenen Leutnantstuten bei irgendeinem 13. Österreichischen Regiment an der russischen und später italienischen Front des Ersten Weltkriegs träumten. Sie nahmen mich mit auf Wallfahrten zum weißen Marmordenkmal der Kaiserin Elisabeth in den Volksgarten, denn sie verehrten die Ermordete als ranghöchste Kunstreiterin unter den himmlischen Schönheiten und wußten, daß ihre Fürbitte speziell

*Donnerstag*  
 Liebe Frau,  
 glücklich 12<sup>te</sup> war  
 ich da, mit 2<sup>er</sup> Br. Lörk.  
 Du warst 3<sup>er</sup> Mädchen  
 hast weggegangen.  
 Ich warst bei mir.  
 Du fällst dich zu mir, L.  
 Ich war für mich blass  
 toll. — Aber, bist du  
 auf mich böse, so sag's  
 bitte, ich will Herrigen.  
 Ich kann, ich will auf  
 mich 4<sup>er</sup> Mann, so 3<sup>er</sup> Mann  
 auf dem Tisch nicht  
 mach. Mein Großvater

Erstmals publizierte Notiz von Joseph Roth an Stefan Heller.

Abbildung Privatarchiv André Heller

bei Zahnweh und Prostatabeschwerden von großer Wirkung war.

Unter den männlichen Lichtgestalten interessierte sie der heilige Hugo von Hofmannsthal, der ihnen kurioserweise als Schutzpatron von Zwetschenröstern und Erdäpfelschmarrn mit Dillsauce galt, sowie der heilige Alban Berg, der für erträgliche Badetemperaturen in den Seen der Sommerfrischen des Salzkammerguts zuständig war. Ich wurde von Vater angehalten, zu jedem der siebzehn „Dreizehner“ Onkel zu sagen, und zwar: Onkel Herr Rossmus oder Onkel Herr Professor Cavallar oder Onkel Herr Apotheker Brettschneider.

Auch ihre Rituale waren so verschoben, daß vom Onkel Herrn Schriftführer Sefnik penibel notiert wurde, wann zum Beispiel wer und wie lange am bestick-

ten Schnupftuch des verblichenen Erzherzogs Eugen riechen oder einen Onyx-Spazierstock Kronprinz Rudolfs ausführen durfte: Beide Gegenstände gehörten zum Inventar der kuriosen „Dreizehner“-Schatzsammlung, die der Oberkellner Simmerl in einer abgesperrten Bestecklade des „Rebhuhns“ verwahrte. Die sentimentalsten Veteranen sangen auch zweistimmig Lieder in den Sprachen der Monarchie: deutsche, jiddische, slowenische, tschechische, zigeunerische, ungarische, italienische und viele mehr. Aber manchmal schwiegen sie bis auf einen, und der eine war mein Vater. Dann scheppte auch keiner mit Tassen oder Gläsern. Das waren die „Stecknadelfallstunden“, und sie handelten von Joseph Roth.

„Er hat traurig sein können wie kein anderer und gleich darauf ein Meister der Tobsucht, und sieben Fernet Branca später ist ihm mitten im Gesicht eine Fröhlichkeit aufgegangen wie die Sonne über Capri.“ So etwa hat der Kommerzrat Stefan Heller gesprochen. „Einmal, an einem Gluttag, wollte ich mit Roth schwimmen gehen in den französischen Atlantik, da fauchte er: ‚Wenn Gott hätte wollen, daß ich schwimme, hätt' er aus mir gemacht eine Forelle.‘ An Gott hat er sehr geglaubt, und er glaubte auch, daß Gott an ihn glaubt. Er war der katholischste Jude, dem ich je begegnet bin, und der jüdischste Katholik. Der Zusammenschluß von Juden und Katholiken schien ihm übrigens die einzig wirksame Notwehr gegen die Hitlerei. In den Stulpen seiner Hosen lagen vierblättrige Kleeblätter als Glücksbringer und zur magischen Abwehr von Hundebissen.“

Einmal fragte ich Vater, welchen Beruf der Herr Roth eigentlich habe, und er antwortete: „Jetzt ist er schon fünfzehn Jahre im Trinkerhimmel als Märchenschammas und Wolkenkalif, aber vorher war er auf Erden ein armer Jude und wahrscheinlich der größte Dichter unter den anständigen Menschen.“

„Was ist ein anständiger Mensch, Vater?“

„Einer, der am Totenbett nicht Grund hat, über sich zu seufzen.“

„Wie ist der Herr Roth gestorben?“

„Im Delirium tremens, mit prachtvollen Bildern im Kopf. Der Feldmarschall Radetzky persönlich hat ihm den Schnurrbart gebürstet, und die Stadt Venedig ließ ihm durch zwei Turbanmohren Juwelen aus Wasser überreichen.“

„War der Herr Roth dein Freund?“

„Er war mein Großvater, und du bist sein Urenkel.“

Das verstand ich nicht, denn ich hatte schon die mögliche Höchstzahl von vier Urgroßvätern. Da nahm mich Vater an

der Hand, und wir gingen in die verschattete Bibliothek unseres Hietzinger Loos-Hauses, das immer nach Nüssen roch. Hinter dem Buch „Geschichte der Päpste“ von Leopold Ranke befand sich ein Knopf, der auf Druck ein Geheimfach öffnete. Daraus entnahm er zwei lederne Schatullen. „Vergiß, was ich dir sage, aber ich sag's dir, damit daß du es nie vergißt!“ war seine verwirrende Forderung. „In der grünen Schachtel sind die Frauenzimmer von Rang. In der roten die Mannsbilder. Lauter rare Exemplare, die den Nazis ins Gesicht geschlagen haben.“

„Wer sind die Nazis?“ fragte ich, beirrt von dem Umstand, daß ich Vater einmal minutenlang für mich allein besaß. „Die Nazis sind Teufel aus Dreck, die den Sohn von der Miriam Pollak bei lebendigem Leib ins Feuer geworfen haben. Die Nazis haben uns für tausend Jahre das Lachen gestohlen.“ Dann weinte er ein wenig und wie aus Wut, und zuletzt zeigte er mir Briefe und aus Notizbüchern herausgerissene Zettel mit Ratschlägen, kurzen Verwünschungen, Jammereien oder Bitten, die ihm Joseph Roth geschrieben hatte.

### Der Gentleman als Wunderrabbi

„Wenn Du mich im Stich läßt, wie soll ich mit Dir noch auskommen?“ stand da. Oder: „Zieh Dich gefälligst wärmer an. Der Hitler hat sich unseren Tod nicht verdient.“ Oder: „Bist Du auf mich böse, so sag's bitte, und nicht verschweigen. Ich kann, ich will auch nicht verstehen, daß man auf einen Freund nicht wartet. Dein Großvater.“ Also tatsächlich: Großvater. Wohl im Sinne von Wahlgroßvater.

„Gib mir Bücher von ihm“, bat ich. „Du kannst doch kaum lesen“, sagte Vater.

„Ich will sie nur anschauen.“

„Ich hab' einen meschuggenen Sohn“, lobte er mich und ließ mir am nächsten Morgen durch seinen Leibraseur und Krawattenbügler Hubalek einen schweren Stapel Gedrucktes bringen. Einige Volksschuljahre betrachtete ich die Bände, die auf einem Wandbrett meines Kinderzimmers standen, vor dem Einschlafen immer lange, als wenn sie ein Spiegel wären. Dann, nach meinem zwölften Geburtstag, kurz ehe Vater an einem Blutgerinnsel erstickte, begann ich, sie zu lesen.

Das hat mir in gewissem Sinn das Leben gerettet. In der jesuitischen Internatshölle des Gymnasiums von Kalksburg, wo ich mit achtzig ungewaschenen Buben einen Schlafsaal teilte, zwischen den Prügelorgien der Präfekten und all-

den Rosenkranz- und Marienkinderverlogenheiten entstand mir in der Literatur Joseph Roths ein Land, das Schutz und Ermutigung gewährte. Ich konnte mich ins Exil der Geschichten retten und lernte dort Mendel Singer kennen und den Bezirkshauptmann Trotta, den Stationschef Fallmerayer und das Hotel Savoy. Ich beobachtete die Agenten des Schahs von Persien bei dessen Wiener Verstrickungen und saß neben Korallenhändlern, Puffmüttern und Eichmeistern. Vier mal vierhundertvierundvierzig Arten Begegnungen und ebenso viele Arten Abschiede las ich atemlos. Ein Kaleidoskop des Himmelhochjauchend-zu-Tode-Betrübten, das mich bis heute bannt.

Worin aber besteht die unvergleichliche Wirkung des Mythomanen Roth, der am 2. September vor einem Jahrhundert in der galizischen Ortschaft Brody geboren wurde? War er ein als Gentleman verkleideter Wunderrabbi, der mit dem Alphabet heilen konnte, oder die vor Emotionen vibrierende Gegenposition zur vergleichsweise vollendeten Kälte Thomas Manns? In jedem Fall Vorstand des Institutes für pathologische und psychologische Untersuchungen an dem verstorbenen habsburgischen Reich, von dem er in einem Brief schrieb: „Mein stärkstes Erlebnis war der Krieg und der Untergang meines Vaterlandes, des einzigen, das ich je besaß: der Österreichisch-Ungarischen

Monarchie. Auch heute bin ich durchaus noch patriotischer Österreicher und liebe den Rest meiner Heimat wie eine Art Reliquie.“ Aber der sogenannte Rest, die Republik, war ihm nie mehr als die Boje, woran das bizarre geistige Floß, das sich die schiffbrüchigen Monarchisten geschaffen hatten, kurzfristig befestigt werden konnte. Dort, inmitten brechender Wellen, erwarteten sie die Rettung, die für sie nichts anderes als die Restauration der Habsburger sein konnte. Am 28. April 1933 schrieb Roth diesbezüglich an seinen Hauptgönner und Hauptbewunderer Stefan Zweig: „Es ist ganz finster in der Welt und auch für uns Individuen... Ich will die Monarchie haben und ich will es sagen. Mehrere geistige Menschen sind mit mir: Ich hoffe, daß es mir gelingt.“

Es war allerdings weniger die politische Wirklichkeit des Vielvölkerstaates, die er vermißte, denn deren Gebrechen und Unterhöhungen hatte er genauer als die meisten anderen analysiert, sondern es waren die Toleranz und Ritterlichkeit, die er mit jenem im Krieg zerschlagenen Reich verband. Auch den Umstand, daß man mit chronisch verspäteten Eisenbahnen von Triest bis zu den Transsilvanischen Alpen und von Czernowitz bis zum Böhmerwald unerschikaniert und ohne Grenzkontrollen reisen konnte. Stets im Bereich derselben Judikatur und unter dem Schutz einer ornithologischen Rarität namens

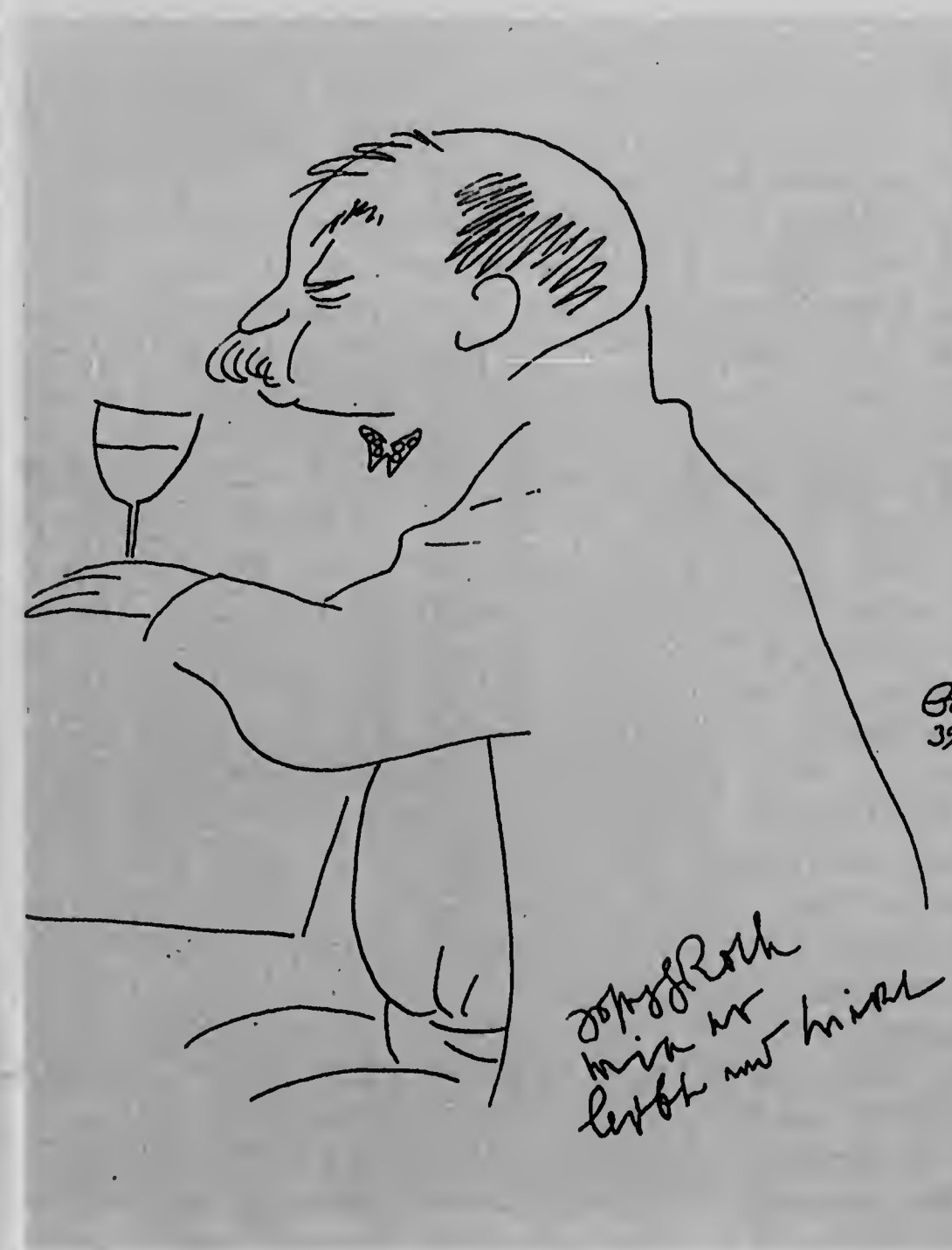


Foto aus dem Band „Joseph Roth. Leben und Werk in Bildern“. Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 1994. ©Deutsche Bibliothek, Deutsches Exilarchiv 1933-1945

„Joseph Roth wie er lebt und trinkt“, notierte der Autor selbst an den Rand der Zeichnung von Bil Spira aus dem Jahr 1939. Skizziert hat Spira sein Porträt im Pariser „Café Tournon“, der letzten Station von Roths Exil. Am 23. Mai 1939 brach er im Café zusammen, vier Tage später starb er im Krankenhaus.

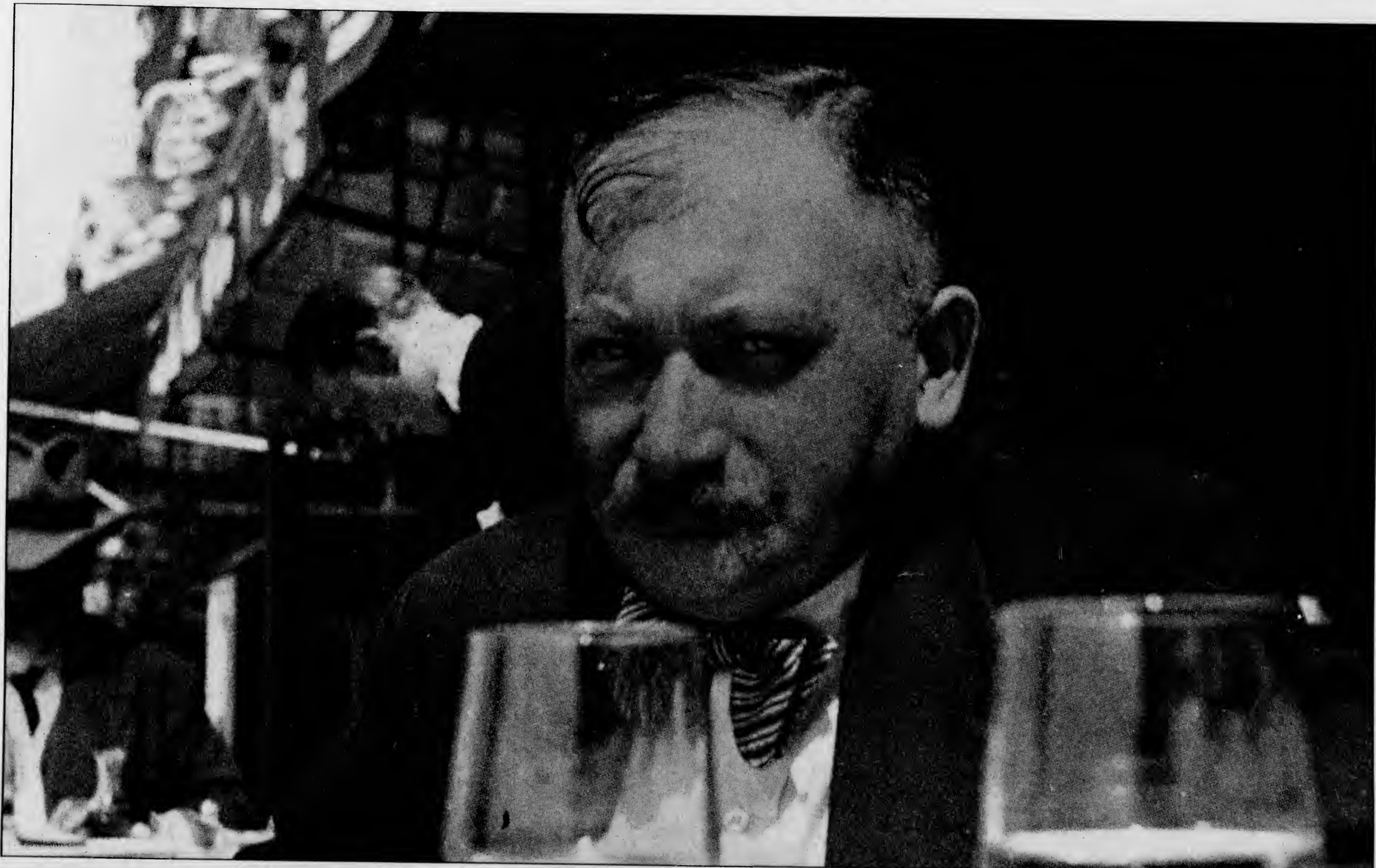
Dichter jemals hatte.

Mit der raren poetischen Genauigkeit, die beispielsweise Adalbert Stifter der Sonnenfinsternis des Jahres 1842 oder Marcel Proust den beruhigenden Küssen seiner Mutter angedeihen ließ, zeichnete Joseph Roth ununterbrochen und von keiner äußeren Not und kaum einer inneren ablenkbar das Gesicht seiner Zeit in all ihren berührenden und erschreckenden Facetten. Schlafwandlerisch sicher im Erbarmen, wo Erbarmen überhaupt zulässig war, und unbestechlich als Moralist und Kritiker sowohl gegenüber „einem geistig weit mehr noch als geographisch restringierten Österreich. Des Österreichs der Braunauer, der Linzer und Alpenkröpfe“ als auch gegenüber dem im alltäglichen Gewand des Kleinbürgers erschienenen Antichristen, der „im Osten die Arbeiter zu befreien verheißt und im Westen die falschen Fahnen der Humanität über den Dächern der Gefängnisse hißt“.

Roth ist wahrlich nicht einer jener vom eigenen Geschwätz ermatteten intellektuellen Monumentalopportunisten und Gleichgültigkeitsrastellis gewesen, deren Armseligkeit sich auch jüngst wieder im dröhnenden Schweigen angesichts der Greuel im ehemaligen Jugoslawien oder in Ruanda offenbarte. Im Geheimfach meines Vaters, dessen Inhalt mein wesentlichstes Erbe ist, fand ich auch ein Exemplar der Emigrantenzeitschrift „Pariser Tagblatt“ vom 12. Dezember 1934. Darin stellten sich Größen wie Bertolt Brecht und Alfred Döblin der Frage nach der „Mission des Dichters“.

Roth schrieb unter anderem: „Es ist zu antworten: Daß der Dichter so wenig wie jeder andere ein Recht hat, keine Stellung zu nehmen zu der Unmenschlichkeit der Welt von heute; daß der Dichter niemals – und auch heute nicht – das Recht hat, sich auf seine Berufung zu berufen und auf seine angelegene Pflicht, sich um zeitlose Dinge zu kümmern. Talent und Genie befreien keineswegs von der selbstverständlichen Pflicht, das Böse zu bekämpfen. Ein Dichter, der z. B. heute gegen Hitler und gegen das Dritte Reich nicht kämpft, ist gewiß ein kleiner schwacher Mensch und wahrscheinlich auch ein wertloser Dichter. Es gibt kein wahrhaft wertvolles Talent ohne die folgenden Eigenschaften: 1. Mitgefühl für die unterdrückten Menschen; 2. Liebe zum Guten; 3. Haß gegen das Böse; 4. Mut, das Mitgefühl für die Menschen, die Liebe zum Guten, den Haß gegen das Böse auch laut und unzweideutig, also deutlich, zu verkünden. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt und nicht offenbart, ist gewiß ein mittelmäßiges Talent oder ein Dilettant.“





**Aufregender als das Leben selbst ist die fortwährende Inszenierung. Joseph Roth in Ostende, 1936.**

Photo:  
Kiepenheuer &  
Witsch

zurückzuführen. Das ist die Frage, die wir uns stellen müssen. Denn das Leben ist ein Unterchied, erleben wir sofort, Körperhaus, erleben wir sofort, ob wir in einem weiblichen Körperhaus leben oder in einem eigenartigen Glanz in den Augen, der eben dem Sohn sagt, so männlichen Körperhaus können wir die Türen nie verschließen. Es geht um physische Unterlegenheit? Ja klar. Diesen Unterschied darf man nicht unterschätzen. Würden Sie sich als Feministin bezeichnen. Ich bezeichne mich auch als Feministin, aber als psychologische, das heißt, ich gehe von der Psyche der Frauen aus, ich gleich zu gleichhaltigen Mädchen.

Das kann ich Ihnen erklären. Es ist ja sehr eindrücklich zu sehen, daß der kleine Bub sehr viel weniger Sprachfähigkeit besitzt – was sein Vokabular von Gefühlsworten betrifft – im Vergleich zu gleichhaltigen Mädchen.

Dann müßten die Männer ja eigentlich vor echtem Selbstbewußtsein strotzen und mühselos Gefühle ausdrücken können. Das können aber die wenigsten.

Wie du bist, bist du gut. Dann müßten die Männer ja eigentlich vor echtem Selbstbewußtsein strotzen und mühselos Gefühle ausdrücken können. Das können aber die wenigsten.



Photo: „Die Presse“/  
Harald Hofmeister

„Der Mensch fliebt ja ganz auseinander vor lauter Spannung.“ Julia Onken.

wenn der Sohn diese Intimität damit umgehen. Sie waren auch zehn Jahre mit der Mutter verlobt, kommt er in ein Dilemma, weil er in der Regel keine Vorbilder hat, wie

Der psychologische Teil. Ich meine da natürlich die Psychologie als eine Möglichkeit, soziale Gesetzmäßigkeiten zu verstehen und über die Psychologie auch größere Gesetzmäßigkeiten außerhalb des Seelischen bereiten zu lernen. Das ist dieser esoterische Ansatz – wobei ich gleich dazusagen möchte: Vieles, was unter dem Begriff Esoterik läuft, hat mit Esoterik nichts zu tun.

Was kommt Ihrer Ansicht nach zu kurz in der Frauenbewegung? kommen.

Julia Onkens Bücher „Väter und „Gehobenes Glück“ sind in der Beck'schen Reihe erschienen.

Das hat mit der Sinnlichkeit zu tun. Das gehört zu mir. Ich leb' auch so. Ich lach' ungeschneuer gern, auch wenn ich danebenere. Das ist auch ein Markenzeichen meiner Arbeit – es wird unheimlich viel geweiht und unheimlich viel gelacht. Das gehört manchmal fast zusammen. Aber wenn man das anschaut, muß man sagen: Hier wird geliebt.



Den Schah in Schah überkommt eine rätselhafte, unbestimmte Unruhe, ein innerer Taumel, eine Art Fernweh. Der Schah in Schah, der so viele Haremsdamen sein eigen zählt wie das Jahr Tage hat, sehnt sich nach Europa. Wohin reisen? Nach London? Nein. Nach Paris? Nein. Nach Berlin? Nein. Sondern zu seiner Apostolischen Majestät nach Wien.

Mit dieser staatstouristischen Aktion setzt das verwirrende Spiel „Die Geschichte von der 1002. Nacht“, eines der letzten Werke Joseph Roths, ein. Aus exotischer Perspektive fällt ein eigenrümliches Licht, das diese selbst in exotische Aura hüllt. Nicht der Hof des Schahs in Schah, wohl aber die Donaumonarchie erweist sich als ein perfektes Maskenspiel, in dem es möglich wird, dem hohen orientalischen Gast ein armes Hascherl aus einem Wiener Freudenhaus als gräfliche Geliebte zu entriren.

Kaum ein bedeutender Prosaschriftsteller des 20. Jahrhunderts, der sich so bedingungslos der Macht und Eigendynamik des Erzählens anvertraut, der nie ins Stocken gerät, weil im Fluß dieses Erzählens (dessen Logik Roth so meisterhaft in der „Beichte eines Mörders“ beschrieben hat). Nein, in Verlegenheit gerät dieser Erzähler nie, und diese Phantasie hilft ihm auch – im erzählerischen Werk wie auch in seinen oft vorzüglichen Reisereportagen –, über Leerstellen hinwegzusteuern.

Von Märchenmotiven ist das gesamte Werk Joseph Roths durchzogen, das literarische wie das nach und nach sich für den nachzeitigen Leser komplettierende journalistische Werk. Daß es 1002 Märchen sind, weist schon darauf hin, daß sie zumeist schlecht ausgehen. Nicht einmal die Morgengabe des Schahs an die vermeintliche Gräfin – echte Perlen – kann den Ruin der Mizzi Schinagl aufhalten; ja recht eigentlich ist es dieses märchenhafte Intermezzo, das ihren – wenigstens zeitweiligen – Untergang herbeiführt. Und damit nicht alles gar zu tragisch ausklingt in diesem Verwirrspiel, endet die Schönheit aus der Vorstadt an der Kassa des „Große-Welt-Bioscop-Theaters“, wo noch einmal als Panoptikum die große Show mit dem Schah in Schah läuft, gerade als dieser seinen zweiten – ernüchternden – Staatsbesuch absolviert.

Fünf Jahre trennen die beiden Roth-Jubiläen, die sich der Kontingenz von Geburt und Tod verdanken. 1989 beging man den 50. Todestag des 45jährig Verstorbenen, 1994 also nun darf, deutlich zurückhaltender, zum imaginären 100. Geburtstag geschrieben werden. Dazwischen liegen fünf Jahre, die die Welt veränderten. Mittlerweile sind Leben und Werk philologisch minutiös festgehalten und kartographiert (auf die kritische Gesamtausgabe folgt nun eine demnächst erscheinende Bildbio-

graphie), aber gegenüber den literaturwissenschaftlichen Mumifizierungsversuchen beweist sich das Werk selbst als sehr lebendig und aktuell.

Gegenüber 1989 hat sich die Perspektive indes völlig verschoben. Damals ließ sich auf die proto-postmoderne Struktur des Werkes verweisen, auf die Vorliebe für Maske und Schein, auf die romantische Ironie. Nicht zu vergessen auf jenen mitteleuropäischen Gestus, der vor der Wende im Herbst '89 beinahe zwangsläufig mit nostalgischem Fernweh verbunden war. Zu dem zeitlich Entrückten dieser östlich-jüdischen Welt, die Roth nie in realitätsnaher Absicht thematisiert hat, gesellte sich die räumliche Unerreichbarkeit. Heute sind die Grenzen gefallen, und viele jener symbolischen Orte, die einst von kakanischer Aura und ostjüdischem Geist umgeben waren, zeigen unverkennbar Spuren historischer Devastierung, einer Devastierung, die vor Hitler begann und die Roth in „Juden auf Wanderschaft“ festgehalten hat. Es hat keinen Sinn, nach Brody zu reisen, jene einstmal österreichische Bezirksstadt, in der Joseph Roth am 2. September 1894 das Licht der Welt erblickte. Die allenfalls dazu passenden Bilder befinden sich ohnehin in den Archiven.

Historischer Determinismus steht heutzutage nicht in sonderlich hohem Ansehen, aber wie die Ereignisse nach 1989, insbesondere in Jugoslawien, dem Nachfolgestaat der Monarchie, zeigen, scheint jene Buntheit, jene Realphantasie der vormodernen Geschichte mit ihrem bunten ethnischen Fleckerlteppich, die Roth zur Vorlage seines Werkes nahm, durch eine gebieterische Logik ethnischer Homogenisierung zum Tode verurteilt. Was in Sarajewo (und in gewisser Weise auch in Belgrad) heute geschieht, ist daher tödlicher Nachvollzug dessen, was in Roths „Heimat“, der engeren wie der weiteren, stattgefunden hat.

Joseph Roth gehört ohne Zweifel zum Kernbestand einer sprachübergreifend mitteleuropäischen Literatur, die zugleich die österreichische von einem Großteil der deutschen unterscheidet, und Claudio Magris hat ganz zu Recht dem Autor des „Radetzkmarsches“ einen prominenten Platz in seiner gut lesbar gebliebenen Untersuchung „Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur“, die vor über 30 Jahren, 1963, erschien, zugewiesen. Ein traditioneller, vormoderner Geist des Übernationalen, eine gebrochene Liebe zum österreichischen Beamtentum und ein kultivierter Hedonismus stehen dabei für Magris im Mittelpunkt seiner kulturellen Zuschreibung. Momente, die sich bei Roth mühelos nachweisen lassen.

Ob der Begriff des Mythos glücklich gewählt ist, darf bezweifelt werden, und zwar nicht nur, weil hier ein religionshistorischer Begriff über Gebühr ausgeweitet wird, sondern schon auch deswegen, weil sich das Sujet – und das scheint

# Nach 100ler Nacht

Joseph Roth ist philologisch minutiös erforscht. Doch trotz aller Mumifizierungsversuche der Germanisten sind die Bücher des vor 100 Jahren in Galizien geborenen Autors lebendig und aktuell geblieben.

Von Wolfgang  
Müller-Funk

mir eine der erstaunlichsten literarischen Leistungen Roths zu sein, dies in literarischer Anschauung zu begreifen – nicht zu Verklärung und Heroisierung eignet. Etwas Paradoxes wie das Streben nach Imperfektibilität, die das große alte Österreich verkörpert, wird in den bedeutenden Werken Roths sichtbar (die zuweilen, wie in „Die Kapuzinergruft“, verlorengeht); sie macht es gänz-

lich unmöglich, Roth als einen groß-österreichischen Verklärer zu apostrophieren. Der „Habsburgische Mythos“ zeichnet sich, wenigstens bei Roth, dadurch aus, daß er sich selbst ad absurdum führt: Selten hat es so traurig-komische Figuren gegeben wie bei Joseph Roth, vom Kaiser angefangen über den phantasiearmen Bezirkshauptmann Trotta bis hinab zum servilen Personal.

Das Werk von Joseph Roth steht im Mittelpunkt jener Entdeckung der Unwirklichkeit, deren Erfahrung von Kiš bis Gombrowicz, von Krasznahorkai bis Hrabal in die Literaturen dieses zentral-europäischen Raumes eingebrannt ist mitsamt der Erkenntnis, daß die daraus erwachsenden Ungeheuer durchaus leibhaftig sind.

So ist Joseph Roth mitsamt seinen skurrilen Gestalten Teil einer zentral-europäischen Topographie, und zwar weniger in einem geopolitisch-räumlichen als vielmehr in einem symbolisch-geschichtlichen Sinn. Weil seine Topoi unwirklich sind, sind all die märchenhaften (man kann auch sagen klischierten) Figuren niemals aufdringlich: Weder die slowenischen Bauern Trotta, die nach Wien kommen, noch der als Liftboy getarnte griechische Hotelbesitzer in „Hotel Savoy“, weder das Freudenmädchen Mizzi Schinagl noch der Herr Bezirkshauptmann. Weil es die Wirklichkeit der Unwirklichkeit gibt, sind Klischees nicht bloß das Ergebnis schlechten literarischen Geschmacks, sondern integraler Bestandteil von Gegebenheiten, die wahrzumachen einmal das Privileg von Literatur war.

Muß das Leben eines Schriftstellers interessant sein? Es muß wohl nicht. Im Falle Roths ist es das Leben eines Getriebenen, von Alkohol, Unrast und Schreibnot Aufgezehrten, vor der Zeit Gealterten: eine Jugend ohne Geborgenheit, weder im Intimen noch im Geistigen, vaterlos, abgebrochenes Studium, Militärdienst, Journalismus, eine Ehe, die im Wahnsinn der von Roth gepeinigten Frau endet, Exil, Zusammenbruch. Aufregender als das Leben selbst, so modern wie altmodisch, ist hingegen die fortwährende Inszenierung: das Leben im Hotel, der Habitus des k. u. k. Offiziers, der Spleen mit den Uhren, die Kleidung. Kaum zu entscheiden, was zuerst da war, die Selbststilisierung oder die literarischen Figuren, die Trottas, Tunda und wie sie sonst noch heißen mögen. Stets erinnert der Autor an eine seiner Figuren, so als wäre sie aus dem Roman in die Wirklichkeit geflüchtet.

Vielleicht gerade weil er kein Dokumentarist, kein Autor des Habhaften ist, vielmehr immer auch die symbolische Kulisse in Augenschein nimmt, ist Joseph Roth ein politischer, wenn auch kein tagespolitischer Schriftsteller. In seiner 45jährigen Existenz verdichten und brechen sich die Erfahrungen der Menschen in diesem katastrophischen und diskontinuierlichen Jahrhundert: Zwischen dem „roten“ Joseph, der für

Sozialismus und Pazifismus so glühend schwärmt (wie später für die verblichene Apostolische Majestät), und dem hintergründigen Reiseschriftsteller, der in der Sowjetunion den Spießproleten ortet und das Schweigen der Glocken hört, liegen nur einige wenige Jahre. Zur Kunst des Joseph Roth gehört dabei die überaus artifizielle Balance zwischen Sentimentalität und Ironie, zwischen Selbstliebe und selbstverlorener Distanz. Oft, nicht nur bei Verfälschungen, wird dieses Kunstvolle grob übersehen. Die Simplizität der Form des Erzählens; eine wirklich nur scheinbare, verdeckt die Raffinesse, die „zweite Reflexion“ (Adorno), die Roth, der Intellektuellem mißtraut, absichtsvoll verbirgt. Diese ist im Fluß der Erzählung gleichsam aufgehoben.

Wie Horváth ist sich Roth darüber im klaren, daß intellektuelle Menschen symptomatisch und literarisch uninteressant sind und jene, die Horváth als Spieß bezeichnet, ungleich dankbarer: Nicht bloß weil sie der Lust an Ironie entgegenkommen. Eigentlich sei er ein guter Mensch, bemerkt jener abscheulich normale und denkfaule Baron Taittinger, der schäbige Liebhaber der Mizzi Schinagl. Das eigentlich ist die Botschaft. Und das macht jenseits aller Sozialkritik eigentümlich traurig, nicht wütend. Auch das scheint mir ein Grundzug des literarischen Mitteleuropa zu sein.

Nicht weil die Monarchie, nach vernünftigen moralischen Maßstäben gemessen, so gut gewesen wäre, fällt ein versöhnliches Licht auf sie. Dafür sorgen schon allein die Ereignisse, die ihr nachfolgten. Und eben jene unauflöslige existentielle Melancholie, die die Monarchie als die historische Institution der Einsicht in die Imperfektibilität dieser Welt erscheinen läßt. Die Zuschreibung als Operette darf vor diesem Hintergrund als ein grimmiges Lob verstanden werden. So meint Tino Percoli, der die Wachfiguren für das „Welt-Bioscop“ herstellt und sich damit als eine Verdopplung des Autors erweist, am Ende jenes Märchens, das dem 1001. angefügt worden ist: „Ich könnte vielleicht Puppen herstellen, die Herz, Gewissen, Leidenschaft, Gefühl, Sittlichkeit haben. Aber nach dergleichen fragt in der ganzen Welt niemand. Sie wollen nur Kuriositäten in der Welt; sie wollen Ungeheuer. Ungeheuer wollen sie!“

Derlei Ungeheuer haben seit 1989 „realhistorisch“ vermehrt ihre Auftritte. Das dürfte auch ganz handfeste politische Konsequenzen für ein Land haben, das sich anschickt, sich neu, nach 1989 (nach 1914 und 1945 zum dritten turning point dieses Jahrhunderts) neu zu orientieren. Oder anders ausgedrückt: Vielleicht war der Schriftsteller aus dem damals österreichischen Brody, der 1939 elend im Pariser Exil starb, so gegenwärtig wie nie zuvor, gerade hier in Österreich. □



## Die Wunder des Erzählens

Zum 100. Geburtstag von Joseph Roth

Von Gerhard Melzer

Am 2. September 1994 wäre Joseph Roth hundert Jahre alt geworden, doch das markante Datum erlaubt keine vergleichbar markanten Zugriffe. Die Biographie des Autors droht im Nebel selbsterzeugter Fiktionen zu verschwinden; sie gehört in gewisser Weise zum «Werk», wie umgekehrt der besondere Gestus dieses Werks nicht denkbar wäre ohne das Diktat des Lebens.

Das Leben in Erzählung zu verwandeln, bedeutet für Roth in erster Linie: nicht aufzuhören mit dem Erzählen. In knapp zwei Jahrzehnten Schaffenszeit entstehen dreizehn Romane (darunter der berühmte «Radetzky marsch»), acht Novellen und Erzählungen und Hunderte von Reisebildern, Feuilletons, Rezensionen und Glossen. Oft ist Geldnot äusserer Motor der Produktivität, doch wird daneben immer auch eine innere, selbstbezügliche Energie wirksam, die den Erzähler umtreibt wie anders das Leben den ewigen Reisenden und Hotelgast Roth. Er ist auch privat, in Wirtshaus- und Kaffeehausrunden, ein leidenschaftlicher Rapporteur von Geschichten und tischt beispielsweise seinen Freunden nicht weniger als dreizehn Versionen über die Identität seines Vaters auf. In Wirklichkeit lernt er den Vater nie kennen; von ihm zu sprechen, bleibt ein Tabu, über das Roths Familie, insbesondere die Mutter, mit Strenge und Konsequenz wacht.

An diesem Beispiel tritt zutage, dass Abwesenheit und Verlust die Schwungräder sind, die Roths Erzählen in Gang bringen. In immer neuen Anläufen erschafft er sich immer neue «Väter», doch verweist gerade die Unablässigkeit solcher Phantasiezeugungen auf den einen, *wirklichen* Vater, der schmerzhaft fehlt. Was für den Vater gilt, gilt in ähnlicher Weise für alle anderen Lebensgrundlagen, die Roth verlorengelassen muss, insbesondere für die Habsburgermonarchie und ihren alten Kaiser, mit dem der Autor auch seinen «Ersatzvater» verliert.

Wenn Roth die «verlorene Heimat» beschwört, dann meint er zum einen die ostjüdische Welt seiner galizischen Geburtsstadt Brody mit ihren unverwechselbaren Schauplätzen, Lebensformen und atmosphärischen Signalen, zum anderen aber immer auch das übergeordnete staatliche Gebilde der Habsburgermonarchie, das diese Welt schützend umgreift und ihren Bestand garantiert. In Roths Wahrnehmung sind beide derart eng miteinander verflochten, dass der Zusammenbruch der Monarchie auch die persönliche Lebenswelt verschlingt. Schwaby (ein fiktives Synonym für Brody) gebe es nicht mehr, äussert der Autor im

Funktion zukommt, den Blick zu schärfen für Richtung und Ausmass der Verluste. Es ist der kakanische Vielvölkerstaat, stilisiert zum Staat ohne Grenzen, der Roth hellhörig und empfindlich macht für den grassierenden Nationalismus seiner Zeit, und es ist die Erinnerung an die unverstellte Lebenswelt seiner Kindheit, die seine Aufmerksamkeit schärft für die verschiedensten Erscheinungsformen von Fälschung und Entfremdung in den entwickelten Gesellschaften der Moderne.

Wie die meisten Kulturkritiker, deren Wertbasis in der Vergangenheit liegt, misstraut auch Roth dem «Fortschritt» von Wissenschaft, Technik und Industrie. Was ihn besonders beunruhigt, ist die Logik, die dieser Entwicklung zugrunde liegt: Gemacht wird, was *machbar* ist, und dabei etabliert sich nach und nach eine «zweite» Wirklichkeit, die der ersten täuschend ähnlich sieht.

Auf diese Weise trügerisch sind beispielsweise die Kunstkorallen der Erzählung «Leviathan» (postum 1940). Mit ihnen gelingt es dem Ungarn Jenő Lakatos (eine wiederkehrende Figur bei Roth), den eingessessenen Korallenhändler Nissen Piczenik vom Markt zu verdrängen. Dass die Korallen des Konkurrenten gefälscht sind, tut ihrem Erfolg keinen Abbruch, und entsprechend «gefälscht» wirkt auch das neue «Verkaufsklima»: Während Nissen Piczenik seine Kunden noch wie Gäste empfängt und mit ihnen isst, trinkt, raucht und singt, begnügt sich Lakatos mit einem «Phonographen», einem mechanischen Stimmungsmacher, der den blossen Anschein von Geselligkeit erweckt.

Derlei technische Verdoppelung von Leben und Wirklichkeit gipfelt für Roth in der «Schattenwelt» des Films. Nicht der Scheincharakter der Filmbilder ist es, der Roth befremdet und alarmiert, sondern die allmähliche Entäusserung der Wirklichkeit an diesen Schein. «Begegnet mir zuweilen ein Schauspieler, dessen Gesicht und Körper mir aus den Schaustücken des Kinos bekannt sind, so scheint es mir, dass ich nicht ihm selber, sondern seinem Schatten be-

ersatzwelt, die an die Stelle dieses Erfahrungsraumes tritt, dass in ihr Illusion und Wirklichkeit ununterscheidbar ineinanderfliessen. Denn während sich die Realität verflüchtigt im Widerschein ihrer Bilder, behauptet sich gleichzeitig ein ungebrochener Realitätssinn, der das subversive, widerständige Potential des Scheins unter Kontrolle bringt. Naivem Wirklichkeitsempfinden ist der Himmel fern und unbegreiflich, ein Wunder, dem allenfalls Märchen oder Mythos beikommen können. Verglichen damit nehmen sich die Wunder der Neuzeit «erwachsen» aus. Sie «ereignen» sich nicht, sondern können «hergestellt» werden, und weil ihre «Geheimnisse» letztlich ergründbar sind, hält auch das Staunen über sie nicht lange an.

## VERLUST DES WUNDERS

Zu Roths Verlusterfahrung gehört das Bedauern über diese Verflachung der Wunder und des Staunens. Im Zeitungssessay «Die Puppen» (1929) vergleicht er die primitiven Frauenbüsten in den Friseurläden seiner Kindheit mit den weitaus perfekteren Ganzkörpermodellen, die sich inzwischen dem Blick des Erwachsenen darbieten. Und dabei erweist sich, dass es gerade die Unvollkommenheit der «lieben alten Wachsbüsten» ist, ihre offensichtliche Realitätsferne und Bruchstückhaftigkeit, die im Betrachter das «Wunder» der Belebung bewirkt. Seine Phantasie kann ergänzen, was der Büste fehlt, und indem sie die Abbildung vervollständigt, verleiht sie ihr zugleich die *gesteigerte* Wirklichkeit des Mythos: «Der lebendige Atem der starren Puppe belebte das ganze Schaufenster und bewegte die ruhige Draperie. Die Haare waren nicht bereits gewellt, sie wellten sich soeben. Die ständig offenen Augen schienen sich gerade geöffnet zu haben. Sie waren nicht einfache offene Augen. Sie waren ein verewigter süsser Augenaufschlag.»

Im Gegensatz dazu wollen die modernen Puppen von vornherein «lebenswahr» sein. Sie lassen sich nicht beleben, weil sie immer schon die technisch-handwerkliche *Behauptung* von Leben darstellen, und so will es Roth erscheinen, als ob ihr steriler, geheimnisloser Realismus seinerseits Leben «absaugte», als ob *wirkliche* Frauen unversehens zu Puppen würden. Der Zauber des Mythos verwandelt sich in «schwarze» Magie: «In der Nacht, wenn die originalen Mischungen längst in den Betten liegen dürften, wachsen die nachgemachten so lebendig hinter den Spiegelscheiben, dass ich an der Existenz jener zu zweifeln beginne. Es ist, als ob die Damen nicht in ihren roten Automobilchen nach Hause gefahren, sondern in die Schaufenster eingekehrt wären, um hier ihre verchromte Schönheit zu publizieren.»

Was der kleine Text deutlich macht, gilt auch

Wunder, wie ein kleines Kind – / Da fegt der rauhe Sturm durch alle Bäume, / Es heult und pfeift durch alle Lebensräume / Der Wahrheit Lied der rauhe Herbsteswind.»

Später wird sich die Opposition von Märchen- und Wirklichkeit, die hier noch ein wenig unbeholfen zur Sprache kommt, weitaus komplizierter darbieten: Wo Wissenschaft, Technik und Zivilisation unentwegt dabei sind, Märchen und Wirklichkeit zu vermengen, dürfen echte Märchen alles, nur nicht «wahr» werden. Solange sich die Welt nicht als selbstgeschaffener Kosmos versteht, messen Mythos, Märchen und Legende den Abstand aus, der das Fassbare vom Unbegreiflichen trennt. Das Bewusstsein der Moderne dagegen kennt diesen Abstand nicht. Es will allem nahe sein, alles begreifen, und das bedeutet für Roths Märchen, dass sie um so nachdrücklicher auf ihrer Distanz zur Wirklichkeit beharren müssen.

Nicht selten werden Roths Protagonisten erst zu Märchenfiguren, sobald ihr Schicksal sie weit genug aus der Realität vertrieben hat. Mendel Singer im Roman «Hiob» (1930) widerfährt so ein Schicksal, und auch der Titelgestalt des Romans «Tarabas» (1934), die sich auf wunderbare Weise vom Kriegshelden zum Landstreicher und Bettler verwandelt.

## MYTHOS UND GESCHICHTE

Wie gefährdet die «Unwirklichkeit» dieser märchenhaften Erzählverläufe ist, zeigt exemplarisch die gegenläufige Bewegung der Erzählung «Leviathan». Die «eigene, ganz besondere Theorie von den Korallen», die sich Nissen Piczenik zu rechtgelegt hat, hält wissenschaftlicher Überprüfung nicht stand. Die Korallen sind für ihn lebendige Wesen, wie die Wachspuppen für den kindlichen Betrachter, und er ist überzeugt, dass sie auch «gesägt, zerschnitten, geschliffen, sortiert und gefädelt» weiterleben. Nissen Piczenik fühlt sich beheimatet in der Welt der Korallen, und sein Privatmythos ist der genaueste, wahrhaftigste Ausdruck dieses Gefühls. Er lebt im Einklang mit seinem «Märchen», und auch die Bewohner seines Städtchens tun es, denn sie nehmen Piczeniks «Theorie» als verbindliche Auskunft eines «Manes vom Fach».

Dieser Einklang wird nachhaltig gestört, als der Korallenhändler aus seinem mythischen Traum erwacht und ihn wachend weiterträumen will. Er bricht auf zum Meer, um seiner Sehnsucht nach der «Heimat» der Korallen Erfüllung zu verschaffen, doch was er sucht, hat er im Moment des «Aufwachens» bereits unwiederbringlich verloren. Er stürzt aus der archaischen Geborgenheit des Mythos in die Unbehaustheit geschichtlicher



privaten Gespräch, und er beklagt damit nicht das materielle Verschwinden des Ortes, sondern den Verlust von dessen «heimatlicher» Aura. Ähnlich ergeht es dem Grafen Franz Xaver Morstin in der Erzählung «Die Büste des Kaisers». Roth lässt Morstin, einen «der edelsten und reinsten Typen des Österreichers schlechthin», in sein galizisches Heimatdorf Lopatyny zurückkehren, das nach den Erschütterungen des Weltkriegs an Polen gefallen ist:

«Aber konnte man das eine Heimkehr nennen? Gewiss, es waren noch die gleichen Felder, die gleichen Wälder, die gleichen Hütten, die gleiche Art der Bauern. Aber statt die Heimat Lopatyny als wieder-gefundene Heimat zu begrüßen, begann der Graf Morstin, sich rätselhaften und ungewohnten Überlegungen über das Problem der Heimat überhaupt hinzugeben. Nunmehr, dachte er sich, da dieses Dorf Polen gehört und nicht Österreich: ist es noch meine Heimat? Was ist überhaupt Heimat? Ist die bestimmte Uniform des Gendarmen und des Zollwächters, der uns in unserer Kindheit begegnet ist, nicht ebenso Heimat wie die Fichte und die Tanne, der Sumpf und die Wiese, die Wolke und der Bach? Verändern sich aber Gendarmen und Finanzwächter und bleiben auch Fichte und Tanne und Bach und Sumpf das gleiche: ist das noch Heimat? War ich nicht – fragte sich der Graf weiter – nur deshalb heimisch in diesem Ort, weil er einem Herrn gehörte, dem ebenso viele unzählige andersartige Örter gehörten, die ich liebte? Kein Zweifel! Die unnatürliche Laune der Weltgeschichte hat auch meine private Freude an dem, was ich Heimat nannte, zerstört.»

In dem Mass, in dem Roth die Monarchie als erweiterten Heimatraum begreift, wachsen ihr die Merkmale einer persönlichen, *authentischen* Lebenswelt zu, wie sie insbesondere kindlicher Erfahrung zugänglich ist. Entsprechend setzt Roth den Tod des Kaisers und den Zerfall des «Vaterlandes» mit dem Verlust dieser Ursprungswelt in eins. In einem Essay über das Begräbnis Franz Josefs heisst es: «Und weil der Tod des Kaisers meiner Kindheit genauso wie dem Vaterland ein Ende gemacht hatte, betrauerte ich den Kaiser und das Vaterland wie meine Kindheit.» Deutlicher noch wird der Aufsatz «In der Kapuzinergruft», wo Roth den toten Monarchen direkt anspricht: «Alle österreichischen Kaiser liebe ich: jenen, der dir gefolgt ist, und alle, die dir noch folgen werden. Aber dich, mein Kaiser Franz Joseph, suche ich auf, weil du meine Kindheit und meine Jugend bist. Ich grüsse dich, Kaiser meiner Kinderzeit!»

#### TRUG DER MODERNE

Der Emphase solcher Huldigungen entspricht der habsburgische Legitimus, den Roth vor allem im Pariser Exil (seit 1933) vertritt. Gemessen freilich an den politischen Realitäten nehmen sich seine Versuche, die Wiederherstellung der Monarchie herbeizuschreiben, weltfremd und naiv aus. Aus *dieser* Ebene bleibt die Ursprungswelt ein verlorenes Reich, dem aber immerhin die

eigenen Schattens, den er tagtäglich auf die Leinwand ins Kinotheater schickt.» Klarsichtig deutet Roth hier eine Entwicklung an, die sich mittlerweile radikalisiert hat: zu den Filmbildern sind die Fernsehbilder gekommen, und die «Schatten», die sie werfen, bringen «Wirklichkeit» – verstanden als unmittelbaren Erfahrungsraum – nahezu zum Verschwinden. Es kennzeichnet die

und das Staunen verlängern, anhalten, bewahren; sein Werk ist ein einziger Einspruch gegen den kurzen Atem nüchterner Wunder und zeigt andererseits einen entschiedenen Hang zu Legenden, Märchen und Wundergeschichten. Dieses Spannungsverhältnis sucht schon ein frühes Gedicht aus der Gymnasialzeit zu fassen: «Oft spinn' ich alte schöne Märchenträume / Und glaub' an



Joseph Roth, 1894–1939. Die Photographie wurde vermutlich 1938 aufgenommen. (Bild Archiv NZZ)

lösen ist: Die falschen Korallen von Jenő Lakatos sind da bloss äusseres Zeichen einer bleibenden Ernüchterung.

Mit der Geschichte Nissen Piczeniks erzählt Roth einmal mehr die Geschichte der Verluste und Enttäuserungen, von denen sein Werk voll ist. Dabei mag das Beispiel unterstreichen, was Claudio Magris als erster herausgestellt hat (in seiner wegweisenden Untersuchung über den «Habsburgischen Mythos in der österreichischen Literatur», 1966): Roth ist kein *Geschichtsschreiber*, sondern ein *Geschichtenerzähler*, und wenn er den Untergang der Habsburgermonarchie beklagt, beklagt er in erster Linie nicht den Verlust des realen staatlichen Gebildes, sondern die Verflüchtigung des mythischen Mehrwertes, der in seinen Augen den eigentlichen Reichtum des «Reiches» begründet.

Die Zeit solcher «Reiche» ist endgültig vorbei, da gibt sich Roth keinen Illusionen hin. Mythen, und der kakanische Mythos ist nur einer von ihnen, wollen geglaubt werden wie Nissen Piczeniks «Theorie» vom ewigen Leben der Korallen. Geht dieses Vertrauen verloren, verliert der Mythos seine wichtigste Grundlage. Es ist daher nur konsequent, dass Graf Morstin (in der Erzählung «Die Büste des Kaisers») den Zerfall der Monarchie nicht dem «hohlen Pathos der Revolutionäre» anlastet, sondern der «ironischen Ungläubigkeit derer, die ihre gläubigen Stützen hätten sein sollen». So gesehen, fällt Roth mit seinen journalistischen Anstrengungen, den «Reichs»-Traum mit den prosaischen politischen Gegebenheiten der dreissiger Jahre in Einklang zu bringen, hinter die eigene Einsicht zurück. Anders der *Dichter* Roth, der offenbar die genaueste Ahnung davon hat, dass er den Mythos nur «retten» kann, indem er ihn der Wirklichkeit entzieht. Auch diese Paradoxie ist der Erzählung «Leviathan» exemplarisch abzulesen.

Vertrieben aus dem archaischen Lebensraum seines Dorfes und der «Heimat» der Korallen fernher denn je, beschliesst Nissen Piczenik, nach Kanada auszuwandern. Unterwegs sinkt der Dampfer mit dem sprechenden Namen «Phönix»: Nissen Piczenik ertrinkt, doch während ihm das Leben die ersehnte Erfüllung ein letztes Mal verwehrt, wird sie ihm auf andere Weise zuteil. Eine Erzählinstanz hat sich schon bisher da und dort zu Wort gemeldet, jetzt aber greift sie direkt ein und taucht den Tod des Korallenhändlers ins Licht märchenhafter Verklärung. Nissen Piczenik sei nicht einfach ertrunken wie die anderen, sondern heimgekehrt zu seinen echten Korallen. Dabei ist es ausdrücklich der *Glaube des Erzählers*, der die Verbindlichkeit dieser Deutung verbürgen soll, und der Erzähler stützt sich seinerseits auf den Augenzeugenbericht eines Überlebenden, der beobachtet haben will, «dass sich Nissen Piczenik lange noch bevor die Rettungsboote gefüllt waren, über Bord ins Wasser stürzte»: «Was mich betrifft, so glaube ich es gerne», betont der Erzähler. «Denn ich habe Nissen Piczenik gekannt, und



ich bürgte dafür, dass er zu den Korallen gehört hat und dass der Grund des Ozeans seine einzige Heimat war.» – Diese Wendung der Geschichte macht deutlich, dass es bloss noch die Erzählung selbst ist, die den Abstand zur Wirklichkeit herstellt und den «echten» Wundern der Märchen, Mythen und Legenden entsprechende Entfaltungsräume sichert. Dabei verkehren sich die Vorzeichen: Die Welt der Tatsachen erscheint um so «unwirklicher», je fassbarer und begreiflicher sie sein möchte, während sich umgekehrt die Gegenwelt der Fiktionen um so «wirklicher» darbietet, je entschiedener sie ihre Fiktionalität ausstellt und betont.

Auf diese Verkehrung gründet Roth letztlich seine ganze Poetik. Er ist überzeugt von der «sittlichen Magie des Wortes» («Am Ende ist das Wort», 1938), die für ihn Realitäten schafft, wie sie keine Handlung hervorbringen kann. «Ein Wort besteht, eine Tat vergeht!» lässt er Golubtschik, den Helden seines Romans «Beichte eines Mörders» (1936), ausrufen, und im Reiseessay «Die weissen Städte» (1925) sind es nicht Worte, sondern Fresken im Papstpalast von Avignon, denen Roth gesteigerte Wirklichkeit zuerkennt. Sie zeigen Jagdszenen, aber die Jagd, die da zur Darstellung komme, unterstreicht Roth vorweg, habe mit einer wirklichen Jagd kaum etwas gemein:

«Denn die Wälder, die Jäger, die Tiere sind nicht von dieser Welt, man hat die Überzeugung, dass diese Tiere noch leben, auch wenn sie erlegt sind. Sie sind flach, sie kleben an der Wand, es sind nur zweidimensionale Geschöpfe, sie werfen keinen Schatten, sie kommen aus dem Traum und bleiben ewig ein Traum, und man weiss nie recht, ob sie wirklich mit irdischen Farben von irdischen Händen gemalt sind (...). Es ist unwirklich und von der tiefsten Wahrheit, die nur im Traum offenbar wird.»

## Kalkulierte Weltfremdheit

### Der ostjüdische Witz und seine sozialen Hintergründe

Von Desanka Schwara

*Wer die Lebenswelt der Ostjuden im 19. Jahrhundert erforschen will, stösst bald auf Quellenprobleme: Viele Zeugnisse jüdischen Lebens sind vernichtet oder in aller Welt verstreut. Unter anderem erhalten geblieben sind Textsammlungen jüdischen Humors. Der Versuch, sie auszuwerten, lohnt sich. Diese Quellengattung wurde in der historischen Forschung noch nicht genutzt. Sie ist aber besonders geeignet, über die Innenwelt des Ostjudentums Aufschluss zu geben, weil gerade der leise, tiefsinnige Humor eine ostjüdische Eigenart darstellt.*

Was Roth hier kennzeichnet, ist der radikale *Nicht-Ort* der Kunst, und es ist zugleich der einzige Standort, der sich noch beziehen lässt, wenn kein anderer Ort mehr festen Boden unter den Füssen gewährleistet. Wahrhaft zu Hause fühlt sich Roth nur in der Sprache; in den schützenden Ordnungen seiner Geschichten. «Einzig bedeutend ist die Welt, die ich aus meinem sprachlichen Material gestalte», heisst es im «Selbstverriss», einer ironischen Auseinandersetzung Roths mit seinem Roman «Rechts und Links» (1929), und in einem Brief findet sich das Bekenntnis: «Ich komme einfach mit der Welt nicht zu Rande (...). Ich kenne, glaube ich, die Welt nur, wenn ich schreibe, und wenn ich die Feder weglege, bin ich verloren.» Seine vielleicht sinnfälligste Gestaltung findet dieses vertrackte Heimatgefühl in der «Legende vom heiligen Trinker» (postum, 1939). Die «Wunder», die Andreas, dem Trinker und Obdachlosen, widerfahren, sind Wunder des *Erzählens*. Sie hüllen ihn ein in eine Geborgenheit, die er sonst schmerzhaft entbehren muss. Nichts «Übernatürliches» stösst Andreas zu, «übernatürlich» ist nur der Zusammenhang der Ereignisse, den die Erzählung stiftet. Gegen diese «Fügung» ist Andreas machtlos, und so kann er auch keine «Rechnung» machen mit seinen Wundern. Er bleibt bis zuletzt in der Schuld seiner «Geschichte», weil sie das uneinholbare Jenseits seines Lebens ist.

Der «schöne und leichte Tod», der Andreas vergönnt ist, ist das letzte Wunder, das die Erzählung für ihn bereithält. So ein Wunder blieb Roth selbst versagt. Das Märchen seines Sterbens konnte er noch schreiben, aber er mag gewusst haben, dass Märchen nur wahr sind, solange sie erzählt werden: Wirklich gestorben ist Roth am 27. Mai 1939 in einem Pariser Armenspital, nach Tagen der Qual und mit dem Ruf nach Alkohol auf den Lippen.

fen – etwa jener vom Heiratsvermittler, welcher den Bräutigam auf den Silberschrank der Zukünftigen aufmerksam macht und auf dessen miss-trauische Frage, ob die Sachen nicht geliehen seien, mit überschüssiger Dialektik antwortet: «Wer wird denn den Leuten was borgen!» Hier hat die Logik ihre eigentliche Aufgabe verfehlt, zugleich aber den wahren Tatbestand enthüllt.

Die meisten Witzgruppen können thematisch klar dem jüdischen Kulturkreis zugeschrieben werden. Chassidim-, Talmud- und Rabbinerwitze lassen ebenso auf ihre Schöpfer schliessen wie die vielen Geschichten, die sich um Heirat, Taufe, Assimilation, Talmudstudenten, Schnorrer, um religiöse Gebote und die Schwierigkeiten mit den Behörden drehen. Nicht zuletzt lässt sich der jüdische Witz auf Grund fehlender Merkmale von anderen seiner Gattung abgrenzen: Brutalität, Schadenfreude, derb-lustige Elemente und geistig-sprachliche Platttheit sind ihm fremd. Er ist frei von sadistischen Elementen, wie sie zum Beispiel die Geschichten Wilhelm Buschs prägen. Sicher gibt es Überschneidungen und Grenzfälle. So isoliert das jüdische Volk auch jahrhundertlang gewesen sein mag, eine kulturelle Überlappung hat ohne Zweifel stattgefunden, was vor allem beim «verwässerten» westjüdischen Witz deutlich wird. Viele Anekdoten, die von der Liebe der Ostjuden zu ausschweifendem Erzählstil zeugen, findet man im Westen wieder, doch kommen die Erzähler meist gleich «zur Sache», sprich Pointe.

Das lange Leben der Witze und ihr mit dem Alter änderndes Innen- und Aussenleben ist aufschlussreich. Viele Witze überlebten formal, während ihr Inhalt der Umgebung, der Zeit und dem Land angepasst wurde. Ursprünglich im deutschsprachigen Raum um die Jahrhundertwende telegraphiert ein Anwalt seinem Compagnon: «Die gerechte Sache hat gewonnen!» und bekommt umgehend die Antwort: «Sofort Berufung einlegen!» Diese Geschichte überlebt den Kommunismus und taucht in einer englischen Sammlung jüdischer Witze 1988 wieder auf. Die Protagonisten haben gewechselt: Ein jüdischer Kaufmann schickt nach verlorenem Prozess ein vorsichtiges – aber unmissverständliches Telegramm an seine Frau: «Soviet justice has once again triumphed.» Ihre Antwort: «File an appeal immediately.» Auffallend ist der Wechsel von Selbstironie zu Fremddanklage.

Verfasst wurden die meisten Witze in Jiddisch. Für Nichtjuden wie auch für allzu assimilierte Glaubensgenossen waren viele sprachliche Feinheiten und kulturelle Besonderheiten unverständlich. Zahllose Pointen leben von eben diesen Missverständnissen: Ein Schofar – das Widderhorn, das in der Synagoge an Rosch-ha-Schana und am Jom Kippur geblasen wird – wurde aus-

nen. Der Pass ist gefälscht – und er hat seinen falschen Namen vergessen. Er überlegt hin und her, der Name will und will ihm nicht einfallen. Schliesslich, nachdenklich: «Rabinowitsch hejss ich awade nit.»

Auch der unerschütterliche jüdische Glaube wird nicht verschont. Der allgemeine Tenor ist folgender: Es gibt keinen vernünftigen Grund, nicht an Wunder zu glauben, da sie doch täglich geschehen. Ein «rationales» Verhältnis zu Wundern ist die Folge: Eine Frau geht zum Rebbe. Sie klagt über Durchfall. Der Rebbe verspricht, ihr zu helfen, er werde Tillem – Lobgesänge, Psalmen; in Notlagen pflegt man Tillem zu sagen – sagen. Nach ein paar Tagen klagt sie über Verstopfung. Der Rebbe verspricht wieder, Tillem zu sagen. Die Frau fährt auf: «Aber Tillem stopft!»

### MILITÄRWITZE

Im Gegensatz zu den Normen der nichtjüdischen Umgebung galt die Beteiligung an kriegerischen Auseinandersetzungen nicht als ehrenvoll. Die zahlreichen Militärwitze zeugen von tiefer Achtung vor dem Menschenleben, auch dem «feindlichen». Ihre Pointen leben hauptsächlich vom «Dreh», mit dem sich jüdische Soldaten ums Töten und Getötetwerden drücken. Dem Kampf unerschrocken entgegenzusehen galt nicht als mutig, sondern als dumm und menschenverachtend. Eine Veränderung macht sich beim neuen israelischen Militärwitz bemerkbar. Doch lebt neben dem seit dem Sechstagekrieg erwachten jüdischen Selbstbewusstsein und dem Überlegenheitsgefühl in kriegerischen Belangen auch die Selbstironie weiter.

Viele alte herzliche und liebevolle Militärwitze wurden der sachlicheren Denkweise israelischer Soldaten angepasst: So wird der Offizier im zaristischen Russland, der einem endlos kommentierenden jüdischen Rekruten den warmen, freundschaftlichen Rat gibt: «Wissen Sie was, Goldberg, kaufen Sie sich eine Kanone und machen Sie sich selbständig», zu einem Plakat in einer israelischen Kaserne: «Die Herren Rekruten werden gebeten, den Herren Offizieren keine Ratschläge zu erteilen.» In den letzten Jahren kann sogar ein Übergreifen des schwarzen Humors auf den jüdischen Witz festgestellt werden. Makabre Elemente, wie sie im ostjüdischen Witz um die Jahrhundertwende undenkbar gewesen wären, tauchen auf. Es überrascht nicht, dass sie meist in Sammlungen aus dem englischen Sprachraum auftauchen.

Das Lachen, durch das Erkennen der Funktion der Pointe ausgelöst, macht den Witz zu einem

Formal weist der jüdische Witz zwar viele Merkmale auf, doch ist nicht klar, wann er

Talmudische Denkformen sind oft nicht in ein



AR 176F

4/48

Joseph Roth Collection

VI | Biru, Matjaž

54717

BIRU, MATJAŽ : ZEITUNGSARTIKEL IN "DIE ZEITUNG" (1927)



Dr. Fred Gabel

herzlichst zugeeignet

Hajaz Bir

im Feb. 96

ZEITKRITISCHE ASPEKTE IM ROMAN *DIE FLUCHT OHNE ENDE*  
(1927) – EINEM 'BERICHT' VON JOSEPH ROTH

Abstract

Joseph Roth (1894–1939), one of the most idiosyncratic critical journalists and prosaists of the period of the Weimar Republic, has subtly diagnosed the symptoms of his contemporary social situation and has given them a unique esthetic expression in his texts.

In Roth's novel *Die Flucht ohne Ende* (1927) the protagonist is an Austro-Hungarian officer, Franz Tunda, who has returned from the First World War. On account of his critical attitude towards the current social systems he is doomed to become an outsider to both societies: Soviet socialist society rejects Tunda's criticism on the basis of Weltanschauungsdisagreements and Western European bourgeois society because of its self-complacency. The tragedy of Franz Tunda is intensified with the final realization of his own involvement in the bourgeois environment which rejects him, and it reaches a climax in his pessimistic disillusion and his utter loss any reality.

Roth conveyed in his novel the resignation and the missed spiritual and social renovation in the Soviet Union. He presented his own experience of growing social alienation, 'socially critical outlawry', which gradually led him into the mythifying of the past and into seeking shelter in illusions.

---

1.

Der aus Galizien stammende Schriftsteller jüdischer Herkunft Joseph Roth (1894–1939), dessen 100. Geburtstags man 1994 weltweit gedachte, gehört zu den profiliertesten zeitkritischen Journalisten und Erzählern aus der Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre. Zwischen 1923 und 1939 verfaßte er neben seinem umfassenden erzählerischen Opus – insgesamt über 20 Novellen und Romane – an die 1500 journalistische Texte, vor allem Reiseberichte, Essays, Feuilletons und Rezensionen.

Roths fiktionales wie auch publizistisches Werk wird durch seine scharfe Beobachtungs- und überzeugende Vorstellungsgabe, sein Gefühl für stilistische Perfektion wie auch durch seine humanistisch-idealistische Weltanschauung geprägt, die aus ihm einen der konsequentesten Verteidiger der "Armen und Unterdrückten"<sup>1</sup> (*Linden*, 43) machte.

Im Jahrzehnt zwischen 1923 und 1933 – mit Ausnahme der Zeit von August 1929 bis Mai 1930, in der er aus lukrativen Gründen<sup>2</sup> für die nationalistisch orientierten *Münchener Neuesten Nachrichten* unpolitisch ausgerichtete Feuilletons verfaßte – war Roth ständiger Mitarbeiter der überregionalen, bürgerlich-liberalen *Frankfurter Zeitung* (FZ).

Neben anderen Verpflichtungen bereiste er als Sonderberichterstatter zahlreiche europäische Länder und verfaßte sozial engagierte Reise-reportagen – etwa aus Frankreich, Sowjetrußland, Albanien und Jugoslawien.

Mitte Mai 1925 wurde Roth als Feuilletonkorrespondent nach Paris entsandt. Aufgrund der Enttäuschung über die zeitgenössische politisch-geistige Wirklichkeit in der Weimarer Republik, hegte er große Hoffnungen auf einen ständigen Korrespondentenposten in der französischen Hauptstadt. Doch sein Wunsch blieb unerfüllt. Nach Ansicht der Redaktion der *Frankfurter Zeitung* war Roth nämlich wegen seiner 'linken' politischen Orientierung als politischer Korrespondent weniger geeignet und wurde deshalb Anfang Mai 1926 durch seinen politisch gemäßigten Kollegen Friedrich Sieburg abgelöst. Dabei ging es vermutlich nicht so sehr um ideologische als um finanzielle Gründe, denn sogar die verbreitete *FZ* konnte sich zwei Korrespondenten, einen politischen und einen feuilletonistischen, in einer Stadt bei zunehmender wirtschaftlicher Depression in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre nicht leisten.

Als Entschädigung für den Verlust der Pariser Stellung standen dem gekränkten Mitarbeiter der *FZ* drei Korrespondentenposten zur Wahl: Madrid, Rom und Moskau, wofür er sich letztlich auch entschloß. Der zögernden Redaktion versicherte er mit Nachdruck, im Unterschied zu anderen literarischen Rußlandreisenden, bestehe bei ihm "gar keine Voraussetzung . . . für einen 'Hereinfall'",<sup>3</sup> weil er "weder für das Land, noch für die Sowjets irgendeine Art von Sentimentalität" (*B*, 91) habe.<sup>4</sup>

Das wesentliche Motiv für Roths Rußlandreise war indessen weniger die Auseinandersetzung mit der politisch-sozialen Wirklichkeit in der kommunistischen Sowjetunion als das Aufspüren vom "menschlichen unpolitischen Stoff" (*B*, 89) für sein künftiges literarisches Schaffen. Obwohl Roth nicht zu den die sowjetische Entwicklung aus Gesinnungsgründen bejahenden Rußlandreisenden gehörte – wie etwa E.E. Kisch, E. Toller, M. Georg, alle engagierte KPD-Mitgliedern – ließ er sich zu Beginn seines Rußlandaufenthalts von einigen Neuerungen der bolschewistischen Revolution weitgehend beeindrucken. So begeisterte ihn die proklamierte Autonomie der Nationalitäten (*Das Völker-Labyrinth Kaukasus*; *FZ*, 26. 10. 1926), die Lage der Juden als nationaler Minderheit und die Befreiung der russischen Bauern (*Die Stadt geht ins Dorf*; *FZ*, 12. 12. 1926).

Doch angesichts der erheblichen Diskrepanz zwischen politischer Theorie und gesellschaftlicher Praxis in Sowjetrußland ging die anfängliche Begeisterung bald in Enttäuschung über, wovon Roths weitere Reportagen (etwa *Wie sieht es in der russischen Straße aus*; *FZ*, 31. 10. 1926) ein klares Zeugnis ablegen. Seine enttäuschte Einstellung zur postrevolutionären Wirklichkeit wurde hauptsächlich durch folgende drei, von ihm klar erkannte Gesellschaftssymptome begründet:

- a) Verspießung des Lebens,
- b) Verkitschung revolutionärer Ideen,
- c) geistige Substanzlosigkeit des Daseins hinter sinnentleerten ideologischen Konzepten.

Nach der Rückkehr aus Sowjetrußland trug sich Roth, um seine



Erkenntnisse unverfälscht an das deutsche Publikum zu bringen, eine Zeit mit dem Gedanken, in Frankfurt am Main einen Vortrag zu halten.<sup>5</sup> Dem erhalten gebliebenen Vortragsentwurf unter dem Titel *Über die Verbürgerlichung der russischen Revolution* wird scharfe Kritik vor allem an der Ausweitung des sich "fast aller revolutionärer Ideen, Einrichtungen, Organisationen"<sup>6</sup> bemächtigenden spießbürgerlichen Geistes entnommen. Die Zielscheibe Rothscher Kritik war das neu entstandene sowjetische Bürgertum – "die Gruppe der NEP-Leute, der neuen Bourgeoisie" – das "die grausamste aller Revolutionen, die bolschewistische" (W 2, 688) geschaffen hatte. In Roths Kritik äußert sich seine Enttäuschung über die Durchsetzung des bereits in früheren Reisefeuilletons aus Deutschland scharf angegriffenen kleinbürgerlichen Prinzips der Mittelmäßigkeit im kommunistischen Alltag, wie auch über eine nicht stattgefundene geistige Erneuerung durch die Revolution. Es liegt die Vermutung nahe, daß die Rußlandreise einen äußerst bedeutenden Einfluß auf den weltanschaulichen Entwicklungsprozeß des Dichters ausgeübt hat. Manche Interpreten, darunter etwa W.R. Marchand und I. Sültemeyer,<sup>7</sup> datieren das endgültige Ende des seit der Frankreichreise im Herbst 1925 ansetzenden Abwendungsprozesses Roths vom Sozialismus mit der Rußlandreise. K. Zelewitz fixiert sogar Roths endgültigen "Bruch mit dem Marxismus"<sup>8</sup> im Januar 1927.

Wenn man bedenkt, daß Roths idealistisch-humanistische Weltanschauung ihn sein Leben lang daran hinderte, jemals eine ideologisch begründbare politische Position zu verfechten (sein früher 'Sozialismus' besteht vorwiegend aus gefühlsbetonten Sympathien mit einigen Idealen des Sozialismus und kann daher als 'Gefühlssozialismus' bezeichnet werden), erscheint die obige Feststellung weitgehend unwesentlich. Aus Roths Äußerungen geht allerdings eindeutig hervor, daß die Rußlandreise aufgrund des klar erkannten Widerspruchs zwischen Ideologie in Theorie und ihrer praktischen Ausführung bei Roth zwangsläufig zu einer Ernüchterung führte und ihm sein Verankertsein in der okzidentalen Zivilisation endgültig zu Bewußtsein gelangte:

"Niemals habe ich so stark gefühlt, daß ich ein Europäer bin, ein Mittelmeermensch (. . .) ein Römer und ein Katholik, ein Humanist und ein Renaissance-Mensch. (. . .) Es ist ein Glück, daß ich nach Rußland gefahren bin. Ich hätte mich niemals kennengelernt." (B, 94–95)

## 2.

Der zeitkritische Roman *Die Flucht ohne Ende* (1927), fertiggestellt nach Roths Rückkehr aus Sowjetrußland und vor seiner Balkanreise, wurde von zeitgenössischen Verfechtern der Ästhetik der Neuen Sachlichkeit, wegen der im Vorwort geäußerten Forderung nach Authentizität im literarischen Schaffen, geradezu als programmatisch für die neue literarische Stilrichtung betrachtet. In der Tat jedoch enthält Roths vielfach fehlinterpretierter 'Appell' an die zeitgenössische Literatur – "Es handelt sich nicht mehr darum zu 'dichten'. Das wichtigste ist das Beobachtete."<sup>9</sup> – etwa nicht die

Forderung nach reiner Faktizität oder sogar wissenschaftlicher Objektivität, sondern er artikuliert Roths Streben nach zeitgewandter künstlerischer Objektivität, "die allein einen Sachverhalt wahrheitsgemäß darzustellen"<sup>10</sup> vermag – nach Aufgeschlossenheit der zeitgenössischen Dichtung für die greifbare, sozial-politische Wirklichkeit schlechthin.

'Die Forderung' nach dem Authentischen und Dokumentarischen entpuppt sich nämlich bereits einleitend als eine Vortäuschung, als "eine literarisch gelungene Provokation" (*Marchand*, 142). Der Ton des nüchternen Berichterstattens wird durch erlebende auktoriale Reflexionen bewußt durchbrochen:

"Der Pole zählte seine Worte wie Perlen, ein schwarzer Bart verpflichtete ihn zur Schweigsamkeit". (*W 4*, 393)

In der Fortsetzung wird das 'Dokumentarische' allmählich durch das Fiktionale verdrängt. Am Schluß tritt das erlebende Ich des Erzählers sich deklarierend in den Vordergrund der Fiktion und der entfremdete Heimkehrer Franz Tunda zieht sich aus allen Zeitbezügen endgültig zurück. Sein Dasein ist letztlich durch vollkommenen Wirklichkeitsverlust gekennzeichnet.

"Dachte Tunda an Irene, so erschien sie ihm ebensoweit von dieser sorglosen und anmutigen Welt entfernt wie er selbst. Man kann ein solches Verhältnis 'romantisch' nennen. Es scheint mir, daß dies der einzige Begriff ist, der heute noch Berechtigung hat. (. . .) Zwischen einer Irene, die Golf spielt und Charleston tanzt, und einer, die nicht einmal polizeilich registriert ist, vor die Wahl gestellt, entschied sich Tunda für die Zweite." (*W 4*, 492)

Mit seinem Aufsatz *Es lebe der Dichter* (*FZ*, 31. 3. 1929) erteilte Roth zwei Jahre später dem kunstlosen neusachlichen Dokumentarischen eine klare Absage und sprach sich für den nichtkonstruierenden, erfindenden 'dokumentarischen Dichter' aus – denn "auch 'Erfinden' heißt 'Beobachten', gesteigertes 'Finden' (*W 3*, 46)". Eine endgültige Distanzierung von der neuen literarischen Stilrichtung erfolgte im Januar 1930. In seinem literaturtheoretischen Artikel *Schluß mit der Neuen Sachlichkeit* (*Die Literarische Welt*, 17. und 24. 1. 1930) kritisiert der dem Realismuskonzept vielfach verpflichtet gebliebene Autor heftig den Anspruch der Neuen Sachlichkeit, mit dokumentarischer Schilderung bereits die ganze Wirklichkeit zu erfassen. Seiner Meinung nach verbirgt nämlich das wirklichkeitsnahe narrative Werk eine neu geschöpfte Wirklichkeit, eine "in Wahrheit (durch das Mittel der Sprache) umgewandelte Realität" (*W 3*, 157).

Dennoch hatte Joseph Roth für seinen Roman *Die Flucht ohne Ende* manche persönliche Erfahrungen, Erlebnisse und Begebenheiten – zahlreiche darunter wurden vom "Mythomanen"<sup>11</sup> erdichtet (wie etwa die russische Kriegsgefangenschaft, sein Offiziersrang) und im darauf folgenden künstlerischen Gestaltungsverfahren literarisch verarbeitet. Daraus erstellte der Dichter ein scheinbares Dokument. Die meisten der Begebenheiten finden



ihren Niederschlag im Protagonisten des Romans – Oberleutnant der k.u.k. Armee Franz Tunda – und in dessen Schicksal.

Wie in seinen anderen Zeitromanen aus den zwanziger Jahren (darunter etwa in *Das Spinnennetz*, *Hotel Savoy*, *Zipper und sein Vater* und *Rechts und Links*) zeichnet der Autor auch in diesem Werk ein kompliziertes Individuum, das nach dem äußeren Zusammenbruch infolge der zerschmetternden Erkenntnis der Sinnlosigkeit seines Daseins vom inneren Zusammenbruch bedroht wird. Franz Tunda, der desillusionierte Heimkehrer, ist einer der zahlreichen herumirrenden Entwurzelten, die in keiner der Daseinsalternativen – weder in der sozialistisch-revolutionären bzw. postrevolutionären noch in der kapitalistisch-konservativer – heimisch zu werden vermögen. Franz Tunda befindet sich auf ständiger Suche nach einem festen Halt, den er, aufgrund seiner Unfähigkeit der Ergründung seines Außenseitertums, seiner stets wachsenden Abkapselung, vergebens sucht. Sein Dasein wird nach der Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft zunehmend von unergründlichen Zufällen bestimmt. Viele schicksalshafte Erlebnisse und entscheidende Entschlüsse Tundas (wie z.B. die unabänderliche Rückkehr in die bürgerlich-konservative westliche Welt nach dem gescheiterten Versuch, im sozialistisch-postrevolutionären Rußland Wurzeln zu schlagen) scheinen einen ausreichenden Grund zu benötigen. Manches unternimmt er, aus einem 'unzulänglichen Grund',<sup>12</sup> ohne richtig zu wissen warum:

“Wenn ich zu Irene rechtzeitig zurückgekehrt wäre, hätte mein Leben anders ausgesehen. Lauter Zufälle haben mich daran gehindert. Ich will dir gestehen, daß ich mir Vorwürfe mache. Ich werfe mir vor, daß ich mich wehrlos den Zufällen ausgeliefert habe.” (W 4, 463)

Im Laufe der Handlung entsteht der Eindruck, als ob Franz Tunda an seinem Leben kaum beteiligt wäre, als ob sein Dasein von dunklen, irrationalen Mechanismen gelenkt würde. Am Ende einer Reihe von Zufällen steht Franz Tunda ganz allein “inmitten der Hauptstadt der Welt” (W 4, 496), desillusioniert, entwurzelt und vollkommen isoliert von der entfremdeten und unakzeptablen Umwelt:

“Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus. So überflüssig wie er war niemand in der Welt.” (W 4, 496)

Wie bereits angeführt, läßt sich Tundas Außenseitertum auf seine konsequent kritische und kompromißlose Einstellung zu Mißständen in der sowjetischen wie auch in der westeuropäischen Gesellschaft zurückführen. Tundas Tragik besteht vor allem in seinem ambivalenten Verhältnis zur bürgerlichen Gesellschaft, in der er trotz seines Einzelgängertums gefangen ist. So empfindet er alle ihre Mißstände bedrückend und äußerst tragisch – trotz seiner Kritik.

Der Roman *Die Flucht ohne Ende* bietet drei verschiedene Daseinsalternativen in zwei entgegengesetzten Welten:

- das dynamische, fiktiv sinnerfüllte Dasein in der revolutionären sozialistischen Welt
- das verbürokratisierende und daher enttäuschende Dasein in der postrevolutionären sozialistischen Welt
- das plakativ und sinnentleerte Dasein in der bürgerlichen Welt.

Jede der drei Daseinsmöglichkeiten wird durch eine im Mittelpunkt der Handlung stehende Frauengestalt verkörpert. Die durchsetzungsfähige, kompromißlose, intelligente und dennoch indoktrinierte Kommunistin Natascha Alexandrowna verkörpert die Revolution. Die passive, etwas begrenzte und vollkommen anspruchslose, leicht lenkbare Alja stellt das postrevolutionäre Dasein in Sowjetrußland dar. Die stilvoll-charmante, jedoch unsichere Irene verkörpert die materialistisch-konservative bürgerliche Existenz der Nachkriegsära. Franz Tunda versucht mit jeder der drei Frauen ein dauerhaftes Verhältnis einzugehen und darin den ersehnten Halt in seiner Umwelt, für sein Dasein zu finden.

An den gesellschaftlich-geistigen Mißständen jeder der beiden Welten wird im Roman scharfe Zeitkritik geübt, die vielfach auf der bereits erwähnten Weltanschauung des Autors beruht.

## 2.1. Kritik an der sozialistischen Welt und ihrer Gesellschaft

### 2.1.1. Kritik an Inhumanität der Ideologie

Im Roman *Die Flucht ohne Ende* wird jede Ideologie verdammt, die um der Verwirklichung ihrer Ziele wegen menschliche Opfer fordert. Die einzig geduldete Gesinnung ist Streben nach Menschlichkeit. So hofft Tunda, daß mit dem Sieg der Revolution eine Ära anbrechen wird, "in der man nicht opfert" (W 4, 409). Er hat unbegrenztes Vertrauen in die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der Revolution und identifiziert sich vollkommen mit ihr:

"Wir sind keine Opfer, und wir bringen keine Opfer für die Revolution. Wir sind selbst die Revolution." (W 4, 409)

Seine linientreue Frau Natascha Alexandrowna vertritt im Unterschied zu ihm den offiziellen Standpunkt der revolutionären Regierung, wonach "für die Revolution (. . .) kein Opfer zu teuer" (W 4, 408) sei. Allmählich kommt es deshalb zwischen dem als romantisch-naiv geschilderten, in bürgerlichen Denkmustern verankerten Tunda, der lediglich aus Liebe zur Kommunistin Revolutionär wurde und der rationalistischen, indoktrinierten Natascha, die wider Erwarten ihrerseits auch der irrationalen Macht zum Opfer fiel und sich "nach allen von ihr bekämpften Liebesgesetzen der alten, von ihr verleugneten Welt" (W 4, 403) in Franz Tunda verliebte, zu unüberbrückbaren Kontroversen. Der anfangs aus Begeisterung und Liebe zu Natascha und zur Revolution zu radikalen Greuelthaten entschlossene Einzelgänger – er war bereit, "alle seine Kameraden aus der Kadettenschule



und vom Regiment (. . .) im Namen der Revolution" (W 4, 405) zu erschießen – beginnt im kommunistischen Alltag allmählich den Boden unter den Füßen zu verlieren.

### 2.1.2. *Kritik an Gefühlsarmut des sozialistischen Materialismus*

Die Staatsideologie negiert menschliche Gefühle, entseelt, entmythisiert die Liebe und wird als radikale Bedrohung der Ehe und Familie aufgefaßt. Die Liebe zwischen Mann und Frau wird zur Fortpflanzungskategorie degradiert und zugleich zur revolutionären Pflicht erhoben. Tundas emazipierte Partnerin lehnt Heirat aus ideologischen Gründen entschieden ab und bleibt außerstande, eine dauerhafte, emotional tiefe Beziehung mit einem Menschen einzugehen. Das Bedürfnis nach Geborgenheit und Liebe sucht sie durch politisches Engagement auszugleichen und übt zunehmend scharfe Kritik an Tundas Liebesvorstellungen:

"Was du dir für Bilder von einer Frau machst! In brennenden Nächten! Wie romantisch! Ich bin ein Mensch wie du, mit einem zufällig anderen Geschlecht. Es ist viel wichtiger, ein Krankenhaus zu leiten, als in brennenden Nächten zu lieben." (W 4, 414)

### 2.1.3. *Kritik an der postrevolutionären Zeit und deren gesellschaftlichen Erscheinungen*

Der zum Journalisten gewordene einst schwärmerische Revolutionär Tunda beobachtet mit Enttäuschung die zunehmende Bürokratisierung der postrevolutionären Gesellschaft, die erschreckende Verflachung und Verspießerung des einst originellen, umwälzenden revolutionären Geistes. Das gleichgeschaltete, wegen der staatlichen Kontrolle jegliche Schaffens- und Äußerungsfreiheit ausschliessende Artikelschreiben über die postrevolutionäre Wirklichkeit, erfüllt ihn mit Resignation. Sein schöpferischer Geist und seine aufrührerische Gesinnung stoßen sich an der erstarrten dogmatischen Denkweise:

"Es gab ein Klischee für Proteste und Aufrufe, ein zweites für Skizzen und Erinnerungen, ein drittes für Empörung und Anklage. Seine Gesinnung war revolutionärer als diese fertige Sprache." (W 4, 407)

Allmählich bilden sich zwischen seinem Ich und der Gesellschaft Spannungen, die dazu führen, daß Tunda vor dem Zwang der keinen Individualismus duldenden Ideologie endgültig zurückschreckt. Nach anfänglicher Enttäuschung und Resignation werden Tundas Reflexionen zunehmend kritischer. Besonders heftig greift er am Beispiel des entmenslichten Verwaltungssystems etwa die unbeschränkte Gewalt des zur Nivellierung strebenden kommunistischen Regimes an:

"Innerhalb dieses Verwaltungssystems ist jeder einzelne nur ein kleiner oder größerer Punkt, verbunden mit einem nächstgrößeren Punkt und nichts ahnend von seiner Bedeutung für das Ganze." (W 4, 429)

Allmählich wird Tunda seiner Liebe zu Natascha und damit zur Revolution müde. Er ist auf der Suche nach einem anderen Dasein, nach einem neuen Halt und glaubt ihn vorläufig in der zweiten Frauengestalt – in Alja – einem einfachen, anspruchslosen kaukasischen Mädchen zu finden. Sie wird seine zweite Liebe. Er lebt mit ihr in der Provinz, in einem abgeschotteten Mikrokosmos inmitten der Revolution – eine neue, durch ihren bescheidenen und unverworrenen Charakter von seinem Taiga-Aufenthalt bei Baranowicz vertraut erscheinende Daseinsperspektive stellt sich in Aussicht. Doch sein Versuch, darin Wurzeln zu schlagen, ist wiederum zum Scheitern verurteilt, denn sein Blick richtet sich mit Wehmut immer häufiger auf das verklärte Vergangene: vor allem auf die Vorkriegszeit, seine Wiener Verlobte Irene und sogar auf seinen sibirischen Aufenthalt, den er, im Unterschied zu seinem aktuellen Dasein mit Alja, vom Anfang an, als eindimensional und vorläufig empfunden hatte. Tundas Vorläufigkeit wurde in seiner falschen Identität symbolisiert. Das gegenwärtige Dasein "in einer ganz bestimmten Vorläufigkeit, die kein Ende hat" (W 4, 429), beginnt Tunda indessen zunehmend zu bedrücken.

Ein Zufall lenkt nochmals Tundas Leben, diesmal in die ersehnte Richtung. Die akzidentelle Begegnung mit einer französischen Gesellschaft im Bakuer Hafen setzt der endlosen Vorläufigkeit seines sterilen Daseins, das Tunda allmählich mit Ergründung seines Wesens bedrohte, ein 'vorläufiges' Ende. Plötzlich wird er von der zunehmenden Sehnsucht nach seiner idealisierten Verlobten Irene ergriffen. Seine Sehnsucht entpuppt sich letztlich als das Heimweh nach "komplizierteren Verhältnissen" (W 4, 432), in denen er "im Grund (. . .) ein Europäer, ein 'Individualist'" (W 4, 432) sich zu verwirklichen hofft. Mit der Hoffnung, sein Leben aus der Vorkriegszeit fortsetzen und in der turbulenten, westlichen Welt, die er sich in seiner Vorstellung als zwanglos ausmalt, letztendlich sein Daheim finden zu können – sich von existentiellen Ängsten loszulösen – kehrt er in den Westen zurück. Doch das Wiener bürgerliche Milieu, in dem er sich zunächst aufhält, empfindet er als eine unvertraute, gespenstische Welt:

"Ich gehe mit fremden Augen, fremden Ohren, fremdem Verstand an den Menschen vorbei. Ich treffe alte Freunde, Bekannte meines Vaters und verstehe nur mit Anstrengung, was sie mich fragen." (W 4, 431)

Die westliche Welt hat sich nach der Erfahrung des Krieges schon lange wieder konsolidiert und zeigt wenig Verständnis für das traumatische Leiden des haltlosen Heimkehrers, dem sie keine Geborgenheit zu bieten vermag.

## 2.2. Kritik an der bürgerlichen Welt und ihrer Gesellschaft

Tundas revolutionäre Erfahrung hat sein Weltbild entscheidend geprägt. Mit seiner kritisch-polemischen Gesinnung stößt er daher bei selbstgenügsamen Bürgern auf Verwunderung, Unverständnis und Empörung. Seine Existenz wird drastisch in Frage gestellt, weil er sich wehrt, auf die Dauer die ihm von der westlichen Gesellschaft zugeteilte Rolle eines



unerwartet heimgekehrten 'Sibiriaks' einer Kuriosität zu spielen. Aus Enttäuschung über den Konformismus der bürgerlichen Gesellschaft wird er zu ihrem heftigen Kritiker. Doch auch seitens des jegliches Einzelgängertum nicht tolerierenden selbstgefälligen und engherzigen Bürgertums des Westens wird (ähnlich wie schon von der bürgerlich geprägten sozialistischen Gesellschaft in Sowjetrußland) wenig Beachtung geschenkt. Aufgrund seiner für die Umgebung provozierend-kritischen Unangepaßtheit wird Franz Tunda auch in seiner einstigen 'Heimat' an den Rand der Geschehnisse getrieben und wird zur störenden Marginalexistenz. Die Sozialkritik Franz Tundas setzt sich aus folgenden drei grundlegenden Aspekten zusammen:

2.2.1. *Kritik an der Substanzlosigkeit der gesellschaftlichen Konventionen und der konformistischen Denkweise des Bürgertums*

Im Rahmen der Begegnung mit einem Fabrikanten aus dem kleinbürgerlichen Milieu in einer mittelgroßen Rheinlandstadt, symbolisiert in der Gestalt von Tundas Bruder Georg, wird die Inhaltslosigkeit der bürgerlichen Konventionen gezielt angeprangert. Die auf Gelderwerb orientierte, auf Verlogenheit und Egoismus gegründete westliche Nachkriegsgesellschaft zwingt ihre als allgemein verbindlich geltende Verhaltensnormen jedem 'Durchsetzungsbegierigen' auf. Die persönliche Freiheit wird unterdrückt, das wider seine Wünsche lebende Individuum wird dem konsequenten 'Schubladisierungsverfahren' unterworfen. Tunda kommt zur Erkenntnis, daß zwischen dem Zwang der Unterwerfung in der totalitären sowjetischen Gesellschaft und jenem der Selbstverleugnung in der als demokratisch geltenden bürgerlichen Gesellschaft für den Einzelnen keinerlei Unterschied besteht.

"So wie ich, lügen alle Menschen – jeder sagt das, was ihm das Gesetz vorschreibt. (. . .) Sie können, wenn Sie in ein Zimmer treten und die Menschen ansehen, sofort wissen, was jeder sagen wird. Jeder hat seine Rolle." (W 4, 452)

Für eine echte Begegnung zwischen zwei Andersdenkenden sind die Chancen gering. Der Heimkehrer Tunda findet in der Gestalt des einsamen Fabrikanten einen über die Erkenntnis der Verlogenheit zwischenmenschlicher Beziehungen verfügenden Seelenbruder. Der angepaßte Fabrikant gewährt dem Außenseiter sogar den Einblick in die "inneren, verborgenen Winkel" (W 4, 453) seiner Seele. Die notwendige Kraft, um seine Gesellschaftsmaske fallenzulassen und dem ständigen 'Anders-Sein-Müssen' auf den Grund zu kommen, bringt er jedoch nicht auf. Er weiß nämlich, daß jegliches Erforschen des Gesellschaftszustandes mit Risiken verbunden ist: für den Erforschenden wie auch für seine soziale Umgebung, ihre Struktur und ihr Funktionieren.

Obwohl die Begegnung zwischen Franz Tunda und dem Fabrikanten aus dem spießbürgerlichen Milieu in Ansätzen steckenbleibt, stellt sie im

ganzen Roman die einzige Perspektive der Verwirklichung von echten, vertrauensvollen Beziehungen zweier Menschen, zweier Einsamen mitten in der entfremdeten Welt dar. Als solche wird sie zu einem der zentralen Motive in den humanistisch geprägten, gesellschaftskritischen literarischen Texten Roths aus den zwanziger Jahren.

### 2.2.2. *Kritik an Gefühlsarmut der westlichen Gesellschaft*

Ähnlich wie im 'umwälzend' revolutionären wie auch im verbürgerlichenden postrevolutionären sowjetischen Alltag konstatiert Tunda auch im konservativ-spießbürgerlichen geistigen Raum in Deutschland das Nicht-Bestehen von unverfälschten, echten Beziehungen zwischen den Menschen. So gründet sich die moderne bürgerliche Ehe nicht mehr (wie einst in der verklärenden Vorstellung Tundas) auf der Liebe, sondern wird sie – wie in der sowjetischen Gesellschaft – zu einem der grundlegenden Institutionen für das reibungslose Funktionieren der uniformierten westlichen Welt.

Franz Tundas Bruder Georg, der Kapellmeister in der kleinbürgerlichen Provinz, heiratete seine Kusine Klara aus durchaus rationalen Gründen, wie etwa "aus Mangel an Phantasie, aus Bequemlichkeit, aus Gewohnheit, aus Courtoisie, aus konzilianter Freundlichkeit" (W 4, 435). Zwischen zwei Selbstgenügsamen, Georg und Klara, deren Ehe als "ein stiller See mit ständiger kühler Brise" (W 4, 458) geschildert wird, besteht kein Wunsch nach einem Annäherungsversuch. Wie die leidenschaftliche Revolutionärin Natascha Alexandrowna glaubt auch die unzugängliche Bürgertochter Klara, den Ersatz für das fehlende Glück in ihrer Ehe in der Aufopferung für eine Idee zu finden und ist stets bestrebt, die vom Vater geerbte, gleichgültige soziale Gesinnung der Privilegierten aktiv zu leben. Ihr heimgekehrter Schwager Franz stellt dafür "ein neues Objekt" (W 4, 438) dar. In der ironisch-tragischen Darstellung der bürgerlichen Ehe äußert sich Roths tiefer Skeptizismus bezüglich der Verwirklichung einer glückbringenden Gemeinschaft zweier Menschen. Das geschilderte Nebeneinander zwischen zwei Eheleuten mehrt das Unglück und trägt zur Vertiefung der existentiellen Not des Einzelnen bei:

"Georg war unglücklich. Er war sehr einsam inmitten der liebenswürdigen Welt, der eigenen und der fremden Freundlichkeit." (W 4, 437)

### 2.2.3. *Kritik am Eklektizismus der bürgerlichen Kultur und an der politisch-sozialen Gleichgültigkeit der zeitgenössischen deutschen Dichtung*

Roth läßt die konstatierte Desintegration der westlichen bürgerlichen Gesellschaft exemplarisch an deren Kultur ablesen. Die bürgerliche Kultur, worauf Franz Tunda im Hause seines Bruders stößt, besteht vorwiegend aus Dekorationsgegenständen, aus Segmenten rezipierter exotischer Kulturen, zu deren geistigen Zusammenhängen der Westler indifferent bleibt:

"Diese alte Kultur hat tausend Löcher bekommen. Ihr stopft die Löcher mit Anleihen aus Asien, Afrika und Amerika. Die Löcher werden immer größer." (W 4, 456)



Die dekorative zeitgenössische Kultur wird als unentbehrliches Mittel zur alltäglichen Selbsttäuschung des Bürgers entlarvt: sie wird zur Fassade, hinter der er seine Frustrationen, Ängste, Resignation und sein Alleinsein zu verbergen sucht:

„Das ist ja ein Maskenfest und keine Wirklichkeit! Ihr kommt ja aus den Kostümen nicht heraus!“ (W 4, 456)

Besonders kritisch äußert sich Roth über die Trennung der Dichtung von der Politik – „den politisch 'indifferenten' deutschen Dichterwald"<sup>13</sup> – und verurteilt jene „Priester der Kunst“ (W 4, 457), die sich in ihren Elfenbeintürmen, dem ästhetisierenden, l'art-pour-l'artistischen wirklichkeitsfernen künstlerischen Schaffen hingeben. Das aus ihrer Feder stammende Kunstprodukt wird schlechthin zum Bestandteil der bürgerlichen Kultur.

Um seinen kritischen Überlegungen mehr Gewicht zu verleihen, verweist Roth – wie bereits in seinen Feuilletons aus der ersten Hälfte der zwanziger Jahre<sup>14</sup> – explizite auf einen anderen Autor, nämlich auf Thomas Mann:

„Franz Tunda schlief in einem Zimmer, das der modernen Malerei gewidmet war. Auf seinem Nachttisch dagegen lag 'Der Zauberberg' von Thomas Mann.“ (W 4, 444)

Im Unterschied zu dessen weltabgewandter und zeitferner Dichtung fordert Roth vehement ein für die Zustände des nationalen, politischen und sozialen Diesseits sensibilisiertes dichterisches Schaffen. In diesem Zusammenhang richtet er an die zeitgenössischen Schriftsteller einen eindeutigen Appell zu echtem sozialem Empfinden, das er, wie es in seinen frühen Romanen üblich ist, exemplarisch veranschaulicht: im erörterten Roman etwa durch die bedrückende Schilderung des Proletarierdaseins. In der Begegnung seines „Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tundas“ (W 4, 391) mit Sonntagsproletariern in „schiefen Anzügen, mit schweren Händen, die sich überflüssig vorkamen“ (W 4, 447), äußert sich des Autors tief verankertes Vermögen des Mitfühlens mit Notleidenden, seine Anteilnahme am Los des geprüften Mitmenschen.

### 3.

Die Zeitkritik in J. Roths Roman *Die Flucht ohne Ende* artikuliert sich, zusammenfassend gesagt, in einer konsequenten Auseinandersetzung mit spießbürgerlichen Symptomen sowohl in der westeuropäischen Nachkriegs- als auch in der sowjetisch-postrevolutionären 'Revolutionsgesellschaft'. Roths Kritik an der zeitgenössischen Gesellschaft wird deutlich von zwei ambivalenten Elementen geprägt: von seinem damaligen Sympathisieren mit linksorientierten Ideologien und Gruppierungen und der damit verbundenen Kritik am konservativen Bürgertum, und zugleich von seiner kritischen Distanz zur 'umwälzenden' Dimension der vollzogenen bolschewistischen

Revolution in Rußland. Nach der Heimkehr aus Moskau gewann seine auf persönlichen Erfahrungen beruhende Gesellschaftskritik betont subjektive Züge, die eindeutig seine Enttäuschung über die ausgebliebene Veränderung der sozialen und geistigen Verhältnisse in Rußland nach der stattgefundenen bolschewistischen Revolution erkennen lassen.

Gleichzeitig jedoch zeugt Roths kompromißlos-kritische Einstellung zu Mißständen in der zeitgenössischen europäischen Gesellschaft in *Die Flucht ohne Ende* von seinem sich intensivierenden Verlust der Beziehung zur Realität, von seinem einsetzenden Unbehauptsein in der bürgerlichen Welt – von seiner sozialen Heimatlosigkeit. Der Titel des Werkes selbst artikuliert das bedrückende Gefühl der endlosen Flucht des Autors, der Flucht vor dem Gefühl der Entfremdung und den damit zusammenhängenden Ängsten, vor drohender innerer Leere und Erkenntnis der Sinnlosigkeit des menschlichen Daseins schlechthin. Der Mensch Joseph Roth besaß nie die notwendige Kraft zum Ergründen der Ursachen seines existentiellen Leidens und befand sich infolgedessen – nach seinem die Unveränderlichkeit der Verhältnisse suggerierenden Motto "Wenn man einen großen Schmerz hat, ist es gut, seinen Aufenthaltsort zu wechseln" (*Bronsen*, 207) – stets auf der Flucht vor dem eigenen Ich, vor dem Dämonischen in seinem ambivalenten Wesen.

Roths wachsende Entfremdung konkretisierte sich in seiner Ende der zwanziger Jahre einsetzenden Abwendung von der zeitgenössischen sozial-politischen Wirklichkeit und in der damit zusammenhängenden Mythisierung der Vergangenheit, der ein intensiver Illusionsbildungsprozeß zugrunde lag. Das Illusionär-Utopische wurde allmählich zur Voraussetzung für sein Dasein als Mensch und Autor: er brauchte es, mit K. Zelewitz gesprochen, "als Selbstbetrug" (*Zelewitz*, 111).

Der Heimkehrer Franz Tunda wird wegen vielfach desillusionierender Erfahrungen mit der kleinbürgerlichen Umgebung in der einst vertrauten Welt von der Resignation ergriffen. Um dem wachsenden, beängstigenden Gefühl der totalen Entfremdung zu entgehen, sucht er nach einem letztmöglichen Halt. Er hofft ihn in der Zugehörigkeit der verklärten Gestalt Irenes, seiner einstigen Wiener Braut, zur heimischen Vorkriegswelt, zu finden. Ihre Zugehörigkeit entpuppt sich allerdings als Fiktion und Tundas existentielles Bedrängtsein – jene soziale Heimatlosigkeit, die ihn mit dem Ich-Erzähler identifiziert – spitzt sich, inmitten der höheren selbstgerechtmaterialistischen Pariser Gesellschaft, die unter dem guten Ton auch 'gemäßigtes soziales Empfinden' versteht, katastrophal zu. Irene gestaltet sich immer deutlicher als ein Gebilde aus Tundas Phantasie, als Chimäre, die mit der real existierenden, in der gesicherten bürgerlichen Welt scheinbar tief verankerten Person nichts gemeinsames hat. Dennoch wird das künftige, im voraus zum Scheitern verurteilte Suchen nach der Utopie zur einzigen Daseinsperspektive Franz Tundas.

Der Roman endet mit der tiefen existentiellen Krise der Hauptgestalt. Aufgrund seiner pointierten Gesellschaftskritik, die in der sowjetischen



Gesellschaft aus weltanschaulichen Gründen und in der westlichen Gesellschaft aus Selbstgerechtigkeit nicht geduldet wird, sucht er vergebens nach dem ersehnten Zuhause und dem Geborgensein:

"Tunda ging durch die heiteren Straßen mit der großen Leere im Herzen, (. . .) In dieser Welt war er nicht zu Hause. Wo war er es?" (W 4, 485-486)

An die in Aussicht gestellte Rückkehr in die periphere Taiga ist nicht zu denken, weil sich Tunda von der europäischen Gesellschaft, in der er "seinen Platz und seinen Untergang" (W 4, 496) sieht, nicht zu lösen vermag. Sie wird ihm, dem Außenseiter, zum Schicksal. Allmählich fängt auch die Vorkriegswelt in Tundas Vorstellung an Überzeugung und Sinn zu verlieren und entpuppt sich schließlich als Grab für alle Kriegsgefallenen, "aus dem Schattenreich" (W 4, 486) kommenden Heimkehrer, die in der gegenwärtigen veränderten Welt völlig "überflüssig" (W 4, 496) sind.

Gibt es also für Franz Tunda überhaupt noch eine Zukunftsperspektive – ein neues Schein-Ziel, eine weitere Flucht vor innerer Leere, ein Dahinleben im Rausch, das Sein durch Schein zu ersetzen vermag? Wäre für ihn etwa der Tod die Erlösung? An irgendeinen Deus ex machina glaubt der Autor und mit ihm auch Tunda kaum. Der Roman läßt uns über das weitere Los des Protagonisten im Unklaren. Das einzige, was sich am Schluß des Textes hingegen eindeutig einstellt, ist das vorherrschende Gefühl einer schwermütigen Lebensmüdigkeit, die allerdings trotz der einleitend deklarierten Kongruenz zwischen Autor und Gestalt von Joseph Roth in jener Zeit nicht geteilt wurde. Ungeachtet der verbindenden Gesellschaftskritik distanziert sich der Ich-Erzähler deshalb an mehreren Stellen im Roman eindeutig von F. Tundas ausgeprägtem, egozentrischem Individualismus:

"Man könnte Tunda unsittlich nennen und charakterlos. (. . .) Er war so unzuverlässig, daß man ihm nicht einmal Egoismus nachsagen konnte. (. . .) Er hatte ebensowenig egoistische Bedenken wie moralische. (. . .) Ich wußte, daß er zu den Menschen gehörte, denen eine materielle Sicherheit gar nichts bedeutet. Er hatte niemals Furcht unterzugehen. (. . .) Sie sind gefeit gegen Reichtum und gegen Elend. (. . .) Sie sind die größten Feinde der Barmherzigkeit und des sogenannten sozialen Empfindens. Sie sind also die geborenen Feinde der Gesellschaft." (W 4, 432-433)

Für Joseph Roth, einen gut verdienenden Journalisten, gab es Ende 1927 noch Alternativen zur kritisierten sozial-politischen Realität. Bis 1933 bestand immerhin die Hoffnung auf einen Sieg der Demokratie in Europa, und auf der privaten Ebene, auf Genesung seiner geisteskranken Frau Friederike.

*Univerza Maribor  
Pedagoška fakulteta  
Oddelek za germanistiko  
Koroška 160  
SLO-62000 Maribor*

MATJAŽ BIRK

## Anmerkungen

1. Linden, Hermann (Hg.). *Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch*. Köln und Hagen: Verlag Gustav Kiepenheuer, 1949, S. 43 (gekürzt zu: *Linden*).
2. Joseph Roth war aufgrund seiner ausschweifenden Lebensweise auf steter Suche nach zusätzlichen Verdienstmöglichkeiten, was von der *Frankfurter Zeitung*, die an ihre Mitarbeiter den Exklusivitätsanspruch stellte, nicht gerade mit Begeisterung aufgenommen wurde. Roth konnte die Verpflichtung, ausschließlich für die *Frankfurter Zeitung* zu schreiben trotz der versprochenen Gehaltserhöhung nicht eingehen, und entschloß sich, mit der Zeitung zu brechen. Nach Ermittlungen D. Bronsens wurde Roth bei den *Münchener Neuesten Nachrichten* für lediglich zwei Artikel ein Monatshonorar von 2000 Mark ausbezahlt. Vgl. hierzu: Bronsen, David: *Joseph Roth. Eine Biographie*. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 1974, S. 375–379 (gekürzt zu: *Bronsen*).
3. Kesten, Hermann (Hg.). *Joseph Roth. Briefe 1911–1939*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1970, S. 91 (gekürzt zu: *B*).
4. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre kam es nämlich zu ersten Reisen nach Sowjetrußland, vor allem von linksorientierten Schriftstellern und Journalisten – wie Egon Erwin Kisch, Ernst Toller, Manfred Georg, Walter Benjamin und Stefan Zweig – die mit eigenen Augen sehen wollten, welche Umwälzungen die Revolution mit sich gebracht hatte. Nach der Rückkehr veröffentlichten sie ihre Erlebnisse und Eindrücke meistens in Form einer Feuilletonserie oder Zeitungsreportage, wobei darauf hinzuweisen ist, daß die meisten Autoren, ähnlich wie J. Roth, unabhängig von ihrer ideologischen Sicht, davon überzeugt waren, daß "in Rußland . . . mit aller Kritik betrachtet, eine neue Welt" (*B*, 94) im Entstehen ist.
5. Der geplante Vortrag blieb unrealisiert, da Roth der Fertigstellung seines bereits in Rußland konzipierten und in Paris Anfang März 1927 vollendeten Romans *Flucht ohne Ende* Vorrang gab.
6. Westermann, Klaus (Hg.). *Joseph Roth Werke 2. Das journalistische Werk 1924–1928*. Köln und Amsterdam: Kiepenheuer & Witsch und Allert de Lange, 1990, S. 652 (gekürzt zu: *W 2*).
7. Vgl. hierzu:  
Sültemeyer, Ingeborg. *Das Frühwerk Joseph Roths. 1915–1926. Ausgewählte Texte*. Wien: Herder, 1976.  
Marchand, Wolf R. *Joseph Roth und völkisch nationalistische Wertbegriffe*. Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann, 1974 (gekürzt zu: *Marchand*).
8. Zelewitz, Klaus. *Joseph Roth: Zweimal politische Illusion*. In: Kraske, Bernd M. (Hg.). *Joseph Roth. Werk und Wirkung*. Bonn: Bouvier Verlag, 1988, S. 108 (gekürzt zu: *Zelewitz*).
9. Hackert, Fritz (Hg.). *Joseph Roth Werke 4. Romane und Erzählungen. 1916–1929*. Köln und Amsterdam: Kiepenheuer & Witsch und Allert de Lange, 1989, S. 391 (gekürzt zu: *W 4*).
10. Westermann, Klaus (Hg.). *Joseph Roth Werke 3. Das journalistische Werk 1929–1939*. Köln und Amsterdam: Kiepenheuer & Witsch und Allert de Lange, 1991, S. 101 (gekürzt zu: *W 3*).
11. D. Bronsen spricht in seiner Roth-Biographie über Joseph Roth als über einen Mythomanen, der seine Lebensgeschichte umzudichten pflegte und seine Phantasie zur Wirklichkeit, ja zum Mythos machte. Vgl. hierzu *Bronsen* (Anm. 2), 13.
12. Das Empfinden des 'unzulänglichen Grundes' wird als wesentliches Kennzeichen der 'verlorenen Nachkriegsgeneration', außer im Schaffen J. Roths auch in demjenigen anderer zeitgenössischer Schriftsteller metaphorisch artikuliert. Etwa bei R. Musil in *Der Mann ohne Eigenschaften*, H. Broch in *Die Schlafwandler* und am innovativsten bei F. Kafka in *Der Prozeß*.
13. Westermann, Klaus (Hg.). *Joseph Roth Werke 2. Das journalistische Werk 1924–1928*. Köln und Amsterdam: Kiepenheuer & Witsch und Allert de Lange, 1990, S. 59 (kurz *W 2*).



14. Zum ersten Mal kritisierte Roth die Trennung von sozialer und politischer Wirklichkeit und Poesie in Deutschland in seinem Aufsatz *Der tapfere Dichter* (FZ, 22. 2. 1924). Darin äußerte sich Roth lobend über Heinrich Manns Buch *Die Diktatur der Vernunft* und trat entschieden für zeitkritisches literarisches Schaffen ein. Die politische Indifferenz der meisten zeitgenössischen deutschen Dichter versuchte er im für ihn kennzeichnenden ironisch-satirischen Ton am Beispiel Thomas Manns zu konkretisieren: "( . . . ) jener (d.h. Thomas Mann) fährt durch die Städte und hält Vorträge über sein okkultistisches Erlebnis. Er wohnt in München und erlebt nicht die Materialisation der Brutalität Adolf Hitler ( . . . ) In Deutschland trennt man 'Politik' von 'Poesie'. Der Dichter ( . . . ) lebt in einer abstrakten 'Heimat'. Kein Wunder, daß ihn die metaphysischen Wunder mehr interessieren als die irdischen ( . . . ): Fechenbach, München, Diktatur, ( . . . )" (W 2, 59)

AR 1764 4/40

Joseph Roth Collection

VI | Cziffra, Gode von: 547/17  
Der heilige Trinker

BUTERA, GODE VON: DER HEILIGEN TRINKER - REVIEWS, 1982



## Rilke — Seismograph einer Epoche

Wolfgang Leppmann: "Rilke. Sein Leben, seine Welt, sein Werk". Scherz-Verlag, Bern und München. 483 Seiten.

Obschon Rainer Maria Rilke gegenwärtig nicht im Vordergrund des literarischen Interesses steht, wächst die Literatur über den Dichter der "Duineser Elegien" unaufhaltsam. Einerseits erscheinen seine Werke und Briefe in stets neuen Ausgaben (wenngleich die wichtigsten Korrespondenzen mit den Eltern, der Frau, der Tochter noch fehlen), andererseits wird die Sekundärliteratur immer unübersichtlicher. Unter diesen Umständen ist es umso bemerkenswerter, dass es bisher keine dem neuen Stand der Forschung entsprechende Biographie gab. Hier hat nun das umfangreiche Buch "Rilke. Sein Leben, seine Welt, sein Werk" des in Amerika tätigen Germanisten Wolfgang Leppmann eine Lücke geschlossen.

Leppmanns Darstellung ist eine bewundernswerte Leistung, welche die Ansprüche heutiger Biographie auf das schönste erfüllt. Sie ist wissenschaftlich fundiert und gleichzeitig so glänzend erzählt, dass sich das Buch "spannend" liest und durch die Erhellung neuer Zusammenhänge auch dem mit Rilkes Leben und Werk vertrauten Leser bisher übersehene Perspektiven eröffnet. Bei aller Erörterung bedeutsamer Details verliert der Autor nie die Übersicht, und seine kritische Distanz lässt ihn bei aller Hochschätzung des dichterischen Werks dessen Schwächen nicht übersehen.

Leppmann, der in Rilke "den Dichter in Reinkultur" verkörpert sieht, stellt gleich eingangs die ungläublichen Niveauschwankungen in einem Oeuvre fest, das "so banal angefangen und so sublim aufgehört", sich "vom Kitsch zur Kunst" "gesteigert" hat. Da "sein und Dichtung Rilkes untrennbar verbunden sind", bietet Leppmann in seiner Lebenschronologie immer auch Interpretationen der dichterischen Werke, die den Zugang zu den nicht immer einfachen Dichtungen erleichtern, besonders etwa zu den "Sonneten an Orpheus" und zu den "Duineser Elegien", in welchen Rilke in letzter Steigerung "die Verbindung von gedanklichem Höhenflug und sprachlicher Dichte" gelang. Andererseits aber zeichnet der Bio-

graph das Leben des Dichters vor dem Hintergrund seiner Zeit und Welt. Gerade dieser weiter gefasste Rahmen ermöglicht es aufzuzeigen, wie Rilke, der beispielsweise in bezug auf das Verhältnis der Geschlechter und auf die Erziehung sehr emanzipatorische Ansichten hatte, in der Realität des Lebens seine Aufgabe als Ehemann und als Vater nur sehr bedingt erfüllte.

Am Beispiel von Rilkes Russlandreisen wird auch deutlich, wie sich sein Bild dieses Landes aus vielen kleinen Illusionen zusammensetzte und wie er in dieser Realitätsferne die politischen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse ebenso verkannte, wie er später die Bewegung Mussolinis falsch einschätzte.

War dieser mangelnde Sinn für die Realitäten der Politik, Gesellschaft und Wirtschaft der Preis für ein ästhetisches Dasein, so kann nicht übersehen werden, dass Rilke seinen technisch und thematisch der damaligen Zeit weit vorausweisenden "Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", jenes durch Angst und Verzweiflung geprägte Lebensgefühl der Moderne vorweggenommen hat, dem viele spätere Autoren auf ihre Weise Ausdruck gegeben haben.

Was früher als ästhetische Selbststilisierung und als Affektiertheit des zartbesaiteten Dichters wirkte, erscheint nun als Notwehr inmitten einer deroutierten Gesellschaft. In dieser neuen Sicht Leppmanns wird Rilke als Seismograph einer von innerem Beben erschütterten Welt erkennbar, der ihre Krisen vorausgefühlt hat. So erweist sich die Richtigkeit von Rilkes Bekenntnis, seine Bücher seien eigentlich nichts anderes als eine "Selbstbehandlung".

Th. T.

## Von den Grenzen der Wahrheit

Ota Filip: "Das Café an der Strasse zum Friedhof". Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/Main. 388 Seiten.

In einer Frühlingsnacht des Jahres 1935 träumte ich in Berlin-Dahlem, ich sei vom Lärm auf unserer sonst stillen Strasse erwacht. Ich ging ans Fenster. Die Strasse war voll von jubelnden Menschen, Goldregen, Glycerin, Kastanienbäume standen in voller Blüte. Aus allen Fenstern hingen rote Fahnen, in deren Mitte man durch ein rundes Loch in den klarblauen Himmel sah. — Fröhling 1983 in Santa Barbara, Kalifornien. Auf dem Schreibtisch liegt Ota Filip 1968 von Josefine Spitzer glänzend aus dem Tschechischen ins Deutsche übersetzter Roman "Das Café an der Strasse zum Friedhof". Diese im "Prager Fröhling" geschriebene Ich-Erzählung schlägt mich sofort in Bann. Sie handelt vom Schicksal einer bürgerlichen Familie vom Einmarsch der Deutschen in Ostrau am 14. März 1939 bis zum Einmarsch der Russen im Mai 1945. Auf Seite 358, fast am Ende, lese ich: "Überall rote Fahnen. ... Das Schönste dabei war, dass man in der Mitte dieser Fahnen einen etwas dunkleren Kreis sah. Die hatten nämlich ganz einfach das schwarze Hakenkreuz auf weissem Grund losgetrennt". Nicht nur weil sich mein Trauern, wenn auch zehn Jahre zu spät, verwirklicht hatte, hatte ich Freude an der Lektüre. Des jungen Helden Jan Habon Erfahrungen im väterlichen Geschäft "An der Strasse zum Fried-

Deutsches Haus  
at  
New York University  
42 Washington Mews  
New York, N.Y. 10003

German  
for  
Children

Summer courses begin July 5.  
For information, call 598-2217.

PETER TUMARKIN  
FINE BOOKS, INC.  
310 EAST 70 ST., NEW YORK, N.Y. 10021  
ALTE UND SELTENE BÜCHER  
aus allen Gebieten  
DEUTSCHE LITERATUR IN ERSTAUSGABEN  
und  
WERTVOLLE ILLUSTRIERTE BÜCHER  
des 16.—19. Jh.

FELIX & CHRISTAL MEAT  
MARKET, INC.

SCHALLER & WEBER — Prime Meats and Cold Cuts • Groceries • Pollack Products  
740 West 181 St., New York 10033  
betw. Broadway & Ft. Wash. Av.  
Tel. 923-3283

KAUFE BRIEFE & KARTEN  
VON FRZ. ZONE-BERLIN BUNDESREPUBLIK  
1948-1956  
(sowie postfrische Marken)

Ausserdem: Briefe von Alt-Deutschland, Kolonien, Saar, Danzig, Flugpost 1950-1959, sowie Sammlungen.  
Wir zahlen Höchstpreise

ARTHUR A. FALK  
380 Broadway, Jericho, L.I., N.Y. 11753  
(516) 433-0066

DEUTSCHE BÜCHER  
kauft ständig

EUROPE UNIE BOOKS

60 Reynolds St., Staten Island, N.Y. 10305  
Seröser Bar-Ankauf von Sammlungen, Bibliotheken und Büchern aller Gebiete. Unverbindlicher Hausbesuch jederzeit möglich. Bücher können überall abgeholt werden.

Tel. (212) 273-0475

Geza von Cziffra: "Der heilige Trinker. Erinnerungen an Joseph Roth". Bastel-Luebe-Taschenbuch 10215 (Gustav-Luebe-Verlag, Bergisch Gladbach). 143 Seiten. DM 4,80.

"Aber ist es nicht eine schöne Geschichtete?" war Joseph Roths Antwort, wenn er wieder einmal (wie so oft) dabei erwischte wurde, dass er "fabuliert" hatte, eine Begebenheit erzählt hatte, wie er sie für gut und richtig hielt, und nicht, wie sie sich wirklich zugetragen hatte.

Geza von Cziffra fügt der wachsenden Roth-Literatur nicht das hinzu, was er gehört und erzählt hat, sondern das, was er an Selbsterlebtes erinnert. Und es ist nicht eine schöne Geschichte, sondern eine tief traurige.

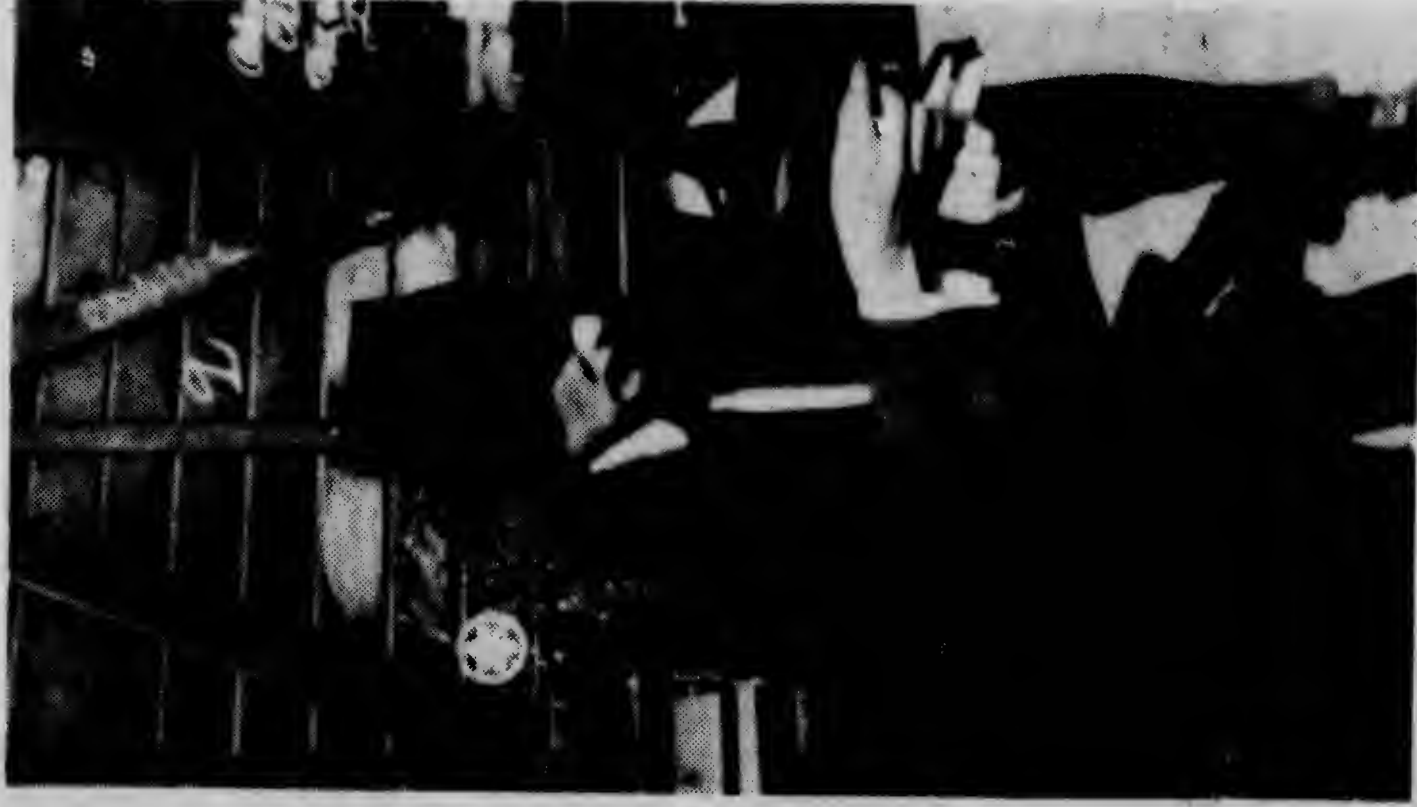
Der Verfasser war offenkundig nicht ein

## Autobiographie

### Leonard Bernsteins

Am 25. August, an dem Leonard Bernstein — vielseitig und anspruchsvoll als Interpret europäischer und als Schöpfer amerikanischer Musik — den 65. Geburtstag begeht, wird voraussichtlich sein autobiographisches Buch "Findings" (unter dem Titel "Erkenntnisse" von Peter Weiser ins Deutsche übertragen — Albrecht-Knaus-Verlag, Hamburg) vorliegen. Als Sohn von Einwanderern aus der Ukraine im amerikanischen Bundesstaat Massachusetts geboren, war Bernstein von 1958 bis 1980 hauptsächlich als Dirigent der New Yorker Philharmoniker tätig. Daneben war (und ist) er Gastdirigent in aller Welt, ohne darüber sein kompositorisches Schaffen zu kurz kommen zu lassen. Zu seinen kompositorischen Werken zählen u.a. "West Side Story" und die Sinfonie "Jeremias"; ferner "Songfest", ein Zyklus, der sich auch mit der Problematik der Minderheiten beschäftigt.

E. G. L.



Joseph Roth (Frühjahr 1926)

Foto: Leo Baeck Institute, New York

schen Majestät, Kaiser Franz Joseph I., der über Roths Kindheit geherrscht hatte und mit seinem 600 Jahre alten Reich inmitten des Ersten Weltkriegs verstorben und versunken ist.

Roths Heimatlosigkeit im aufregend zivilisierten und politisierten Berlin der Weimarer Republik und seine Heimatlosigkeit im Paris der vom Hitlerschen Mordregime verfolgten Emigranten sind das wahre Thema der Erinnerungen Cziffras. Beinahe unglaublich erscheint die weitreichende und grossartige literarische Leistung Joseph Roths, wenn man sein Wanken zwischen Trunk und Flunkern in diesem Augenzeugenbericht miterlebt.

Roth hat — nach Cziffra — sich als Grabinschrift das Kleistsche Wort gewählt: "Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war". So hat er denn versucht, sich durchs Leben durchzufabulieren, ein Leben, dessen Geschichte man vielleicht am besten "Die Legende vom heiligen Lügner" nennen kann.

Fred Grubel

Augsburgerstrasse (Berlin) im Mai

Tausende von weissen Kastanienkerzen. Und Filieder quellend über die Zäune.

Mit vierackigen Rückenmappen, wie ich

Als Kind eine trug. Taxifahrer trinken

Eine Weisse im Freien. Zwischen den Kerzenblüten.

Das Haar aus der Stirn streichend. Hellas Gesicht.

Kein Auge von mir wendend. Jetzt birgt sie sich

Hinter dem Goldregen.

Vera Lachmann

297



Fred Grubel  
May 23, 1983

AM 181

Publiziert  
in "Aufbau"

DIE LEGENDE VOM HEILIGEN LUEGNER  
Geza von Cziffra, Der heilige Tränker -  
Erinnerungen an Joseph Roth (143S)  
Bastei-Luebbe-Taschenbuch, Band 10215  
Gustav Luebbe Verlag, 1983  
Bergisch Gladbach, DM 4.80

"Aber ist es nicht eine schoene Geschichte?" war Joseph Roths Antwort, wenn er wieder einmal (wie so oft) dabei erwischt wurde, dass er "fabuliert" hatte, eine Begebenheit erzaehlt hatte, wie er sie fuer gut und richtig hielt, und nicht, wie sie sich wirklich zugetragen hatte.

Cziffra fuegt zu der immer wachsenden Roth-Literatur nicht, was er gehoert und erhoert hat, sondern was er als selbst Erlebtes erinnert. Und es ist nicht eine schoene Geschichte, sondern eine tief traurige. Der Verfasser war offenkundig nicht ein engster Intimus, sondern ein etwas distanzierter und ehrlicher Freund des dreifach vaterlosen oesterreichischen Dichters und Journalisten. Vielleicht ist die dreifache Vaterlosigkeit der Grund dafuer, dass alles von Roth Geschriebene klarste und gescheite Wahrheit ist, alles von ihm Gesprochene im Verdacht stand, "fabuliert" zu sein und dass Roth sich schliesslich zu Tode getrunken hat.

Roth hat seinen eigenen Vater nie gekannt - er war bereits hoffnungslos wahnsinnig, als der Sohn geboren wurde.

Roth hat seinen strengglaebigen Grossvater, der ihn erzogen hat, in seinem Werk nie erwaeht - nachdem er sich vom Judentum entfernt - aber sich im Grunde stets zur Judenheit gezaehlt hat.



Roth hat schliesslich auch sein Vaterland verloren und quixotisch bis zum Ende seines Lebens gesucht, das Vaterland, das personifiziert war in Seiner K. und K. Apostolischen Majestaet, Kaiser Franz Joseph I., der ueber Roths Kindheit geherrscht hatte und mit seinem 600 Jahre alten Reich inmitten des Ersten Weltkriegs verstorben und versunken ist.

Roths Heimatlosigkeit im aufregend zivilisierten und politisierten Berlin der Weimarer Republik und seine Heimatlosigkeit im Paris der vom Hitlerschen Mordregime verjagten Emigranten sind das wahre Thema von Cziffras Erinnerungen. Beinahe unglaublich erscheint die weitreichende und grossartige literarische Leistung Joseph Roths, wenn man sein Wanken zwischen Trunk und Flunkern in diesem Augenzeugenbericht miterlebt. Roth hat - nach Cziffra - sich als Grabinschrift das Kleistsche Wort gewaehlt "Die Wahrheit ist, dass mir auf Erden nicht zu helfen war". So hat er denn versucht, sich durchs Leben durchzufabulieren, ein Leben, dessen Geschichte man vielleicht am besten nennen kann "Die Legende vom Heiligen Luegner".

AR 1764 4/50

Joseph Roth Collection

VI Johnston, Otto W.

S 4717

Buch des KAISERS - JOHNSTON, OTTO W.: BÜCHER KAISERS, 1973



Fili. Otto W. Johnston

UNIVERSITY OF FLORIDA  
COLLEGE OF ARTS AND SCIENCES  
GAINESVILLE, 32611

DEPARTMENT OF GERMANIC AND SLAVIC  
LANGUAGES AND LITERATURES  
O. W. JOHNSTON  
139 ARTS AND SCIENCES BUILDING

den 6. Juni 1973

Herrn  
Dr. Fred Grubel  
Sekretär des Leo Baeck Instituts  
129 East 73rd Street  
New York, New York 10021

JUN 8 1973

JUN 12 1973

Sehr geehrter Herr Dr. Grubel,

anbei meine Untersuchung über Joseph Roths Büste des Kaisers!  
Wie vereinbart, bitte ich Sie hiermit um Genehmigung, meine  
Arbeit zu veröffentlichen. In der 22. Anmerkung bedanke ich  
mich für das freundliche Entgegenkommen des Leo Baeck Instituts.  
Was Sie persönlich betrifft, so möchte ich Sie bitten, Seite  
4 zu beachten. Stimmt das, was ich über Ihren Besuch bei  
Madame Gidon geschrieben habe? Wenn nicht, bitte ich Sie,  
die Stelle zu verbessern.

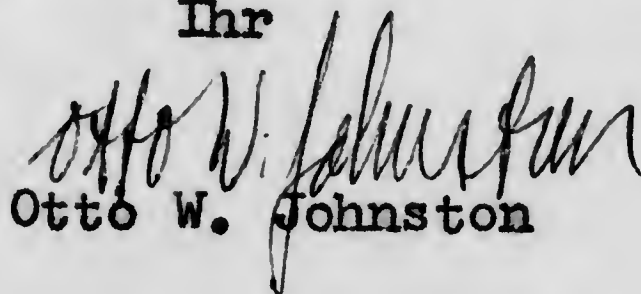
Alle Verbesserungsvorschläge nehme ich sehr gerne entgegen.  
Der Veröffentlichungsort steht noch nicht fest. Allerdings  
haben die Herausgeber verschiedener germanistischer Zeit-  
schriften Interesse an dieser Arbeit geäußert.

Es tut mir leid, dass aus unserem Symposiumband nichts  
geworden ist. Ich liess mich von Professor Stern ausführlich  
unterrichten. Der Aufsatz über Heines Lutezia wird in dem  
German Quarterly erscheinen. Für Ihre Bemühungen um die  
Veröffentlichung des Beitrags möchte ich mich bedanken.

In der Hoffnung, Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung  
meiner beigelegten Untersuchung über Joseph Roth bald in  
Händen zu haben, verbleibe ich

mit freundlichen Grüßen

Ihr

  
Otto W. Johnston

3/4/77

Dr. Grubel would like

this to be included

in the Mrs. Collection



June 14, 1973  
F/645 - FG:DZ

N o t e  
-----

"The author is indebted to the Leo Baeck Institute, New York, for granting him access to its Archives which contain <sup>a</sup> ~~the~~ handwritten version <sup>and hand corrected</sup> ~~of~~ two <sup>^</sup> type-  
scripts of Joseph Roth's "Bueste des Kaisers" and for the permission of the Institute to use this material for the scholarly purpose of this paper."

Re: Dr. Otto Johnston

Mr. Gerald Meyer recommends the above version of the credit clause. He also agrees that the Leo Baeck Institute may give permission to use ~~the~~ material for the paper Dr. Johnston submitted with his letter of June 6, 1973.

Otto W. Johnston  
Department of Germanic Languages  
University of Florida  
Gainesville, Florida 32601

JOSEPH ROTH'S BÜSTE DES KAISERS --

THE QUEST FOR AN AUTHENTIC TEXT

When Hitler seized power in 1933, Joseph Roth found himself, like so many of his gifted compatriots, in dire circumstances. His letters of the next six years contain numerous emotional appeals to his friends,<sup>1</sup> acquaintances and even to his French translator<sup>2</sup> for money, publishing contracts and support for his literary endeavors. From Paris in 1933 he writes that eight people are financially dependent on him,<sup>3</sup> while his own existence is contingent upon his success as a writer in a foreign language.<sup>4</sup> Stephan Zweig observed that the time period in which Roth was a "Schwerverdeiner" had come to an abrupt end.<sup>5</sup> The author seldom received the help he wanted for at this time his addiction to alcohol exerted a heavy social toll. Friends warn him that his drinking makes him irritable and overbearing.<sup>6</sup> In his letters he admits that alcohol is responsible for his "Geistesabwesenheit,"<sup>7</sup> causing him to lose valuable social contacts.<sup>8</sup> Roth's political posture was perhaps even more precarious than his financial and social positions. Whereas the Rightists in Germany denounced him as a Jew and a radical, the Leftists and the Jews attacked almost everything he wrote.<sup>9</sup> He refused as a matter of principle to associate with anyone active publicly in Germany and declared himself an absolute monarchist.<sup>10</sup> He was convinced "Monarchismus" represented the "die einzige Rettung Österreichs"<sup>11</sup> from Nazi terror.

His reaction to the Nazis is particularly evident in Der Antichrist (1934) which he describes as a "Steckbrief," containing a public indictment of Hitler and his henchmen.<sup>12</sup> Saving Austria from this menace became his chief political concern. For this reason, the author of Radetzky, the international best seller of two years earlier, returned again in 1934 to the theme of the Hapsburg monarchy. With the advent of National Socialism, however, there was a fundamental difference. Roth became less concerned with the decay of the Austro-Hungarian Empire in his writings and more devoted



to the restoration of a way of life possible, he believed, only in the "Vielvölkerstaat" in which all national minorities had been respected and protected. On April 28, 1933, he writes: "Ich will die Monarchie wieder haben und ich will es sagen."<sup>13</sup>

Saying it, however, proved to be a formidable task. The perception of his message was now very much dependent upon French translations of his work. His translator, Blanche Gidon, whom he came to regard as a close and valuable friend, did not always succeed in accurately transmitting Roth's message in French. On March 16, 1933, he writes to her: "Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, dass Ihre Übersetzung schlecht ist--und sie bleibt--trotz der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihre Mühe schuldig bin und trotz der Freundschaft, die ich für Sie empfinde--eine schlechte Übersetzung."<sup>14</sup> Later, when Madame Gidon worked with an assistant, Roth was more impressed with her translations. In 1934, her rendition of Roth's short story "Le triomphe de la beauté" appeared in the prestigious Nouvelles Litteraires. She also translated two other feuilletons, "Le plus vieil empereur du monde" (which has not appeared in any Roth collection since) and "Le buste de l'empereur," both of which were published in the Parisian literary weekly "1934". Le magazine d'aujourd'hui. "Le buste de l'empereur" is perhaps most indicative of Roth's monarchist political stand at this time. However, the form-content of the composition, Gidon's translation and the mystery surrounding the preserved texts have recently become subjects of considerable controversy.

On June 7, 1934, Roth writes Madame Gidon that he has finished three short stories and would like her to translate two of them. Two weeks later Andrea Mangabell tells her: "M. Roth a fini une autre [nouvelle] plus courte 'Le buste de Franz Joseph.'"<sup>15</sup> With a small change in the title, Gidon's translation was published in the Dec. 5th (p. 10ff) and Dec. 12th (p. 9ff) issues of the Le magazine d'aujourd'hui, which was in its second year of operation. Twenty-two years later, when Hermann Kesten edited the Roth collection, Werke in drei Bänden, for Kiepenheuer & Witsch,

he included the French rendition and noted that the German original could not be found; he speculated that it had probably been lost in France during the war.<sup>16</sup> Kesten does not mention the publication of a German version of the story in serial form from the 27th of July to the first of August, 1935 in the German-language emigré newspaper Pariser Tageblatt (Nr. 592-597). It is essentially the authenticity of this text which recently has been seriously challenged.

In 1961 Richard Friedenthal discovered a typescript of Roth's Büste des Kaisers in the Nachlass of Stephan Zweig. He assumed that it was the lost original. Unfortunately neither Roth's nor Zweig's letters provide us with a clue as to how this text found its way to Zweig. It is possible that Roth was not directly responsible for this copy; the typescript may simply have been made from the newspaper installments since the versions are identical. Friedenthal turned his discovery over to Roth's publishers, Kiepenheuer & Witsch, who were preparing a volume containing some of Roth's works for the series "Die Bücher der Neunzehn" in 1964. The publishers took advantage of this opportunity to announce the discovery of the German "original" and to make it available to a broader public. Fritz Hackert re-published this text in his collection of Roth's "Kleine Prosa" for Reclam in 1969 from a typescript provided by Kiepenheuer & Witsch.

As early as 1967, however, Walter Killy and his co-workers flatly denied that this text was an authentic Roth original. Killy published chapters IV-VII of Roth's Büste des Kaisers in his anthology Das 20. Jahrhundert,<sup>17</sup> and declared that the text represented a "Rückübersetzung"<sup>18</sup> of the French version found in the edition prepared by Kesten. A spokesman for Kiepenheuer & Witsch, Alexandra von Miquel, insists that the firm did not re-translate the work.<sup>19</sup> Confronted with Killy's statements, Hermann Kesten asks "Welche fremde Hand soll hier eingegriffen haben?"<sup>20</sup> In an as yet unpublished manuscript entitled "Joseph Roth's Nachlass im Leo Baeck Institut, New York," Fritz Hackert maintains that Killy's contention is simply in



error.<sup>21</sup> Although Killy offered no concrete proof, his ascertainment cannot be disposed of so easily. Scrutiny of the published German version reveals numerous oddities atypical of Roth's German writing style. A comparison with the French text suggest that numerous passages in the German version were derived from the French translation rather than vice versa. Finally, the published text differs so markedly from the handwritten version and the two typescripts recently discovered at the Leo Baeck Institute in New York ~~that~~ Killy's theory becomes difficult to refute. In light of Roth's own dissatisfaction with some of Madame Gidon's renditions, a German text derived from a re-translation would probably represent a creation far removed from Roth's original.

There can be little doubt that the manuscript and the copies in the Leo Baeck Institute are originals. While visiting Blanche Gidon in Paris shortly after the war, ~~Dr.~~ Fred Grubel, <sup>a first cousin of H.C. Roth's</sup> Secretary of the Institute, obtained a suitcase containing Roth's papers which he delivered to Caroline Birmann; they were later entrusted to the Leo Baeck Institute. <sup>They included</sup> ~~The suitcase contained~~ an incomplete version of Büste des Kaisers in Roth's familiar miniature orthography. From these handwritten pages (H), a typescript (Ta1) had been made. This rendition, which is not complete, was corrected by Roth in ink (Ta2); additional corrections were subsequently made in pencil (Ta3). A second typescript was then prepared containing both the ink and the pencil corrections (Tb1) and it too was revised in ink (Tb2). A third typescript includes all the new corrections (Tc1) and was itself revised one more time by the author (Tc2). The typescript (Ta2) comes closest to the French and printed German version, although the correspondence is by no means perfect. It can hardly be disputed, however, that the printed version in no way represents the "Ausgabe letzter Hand."

An examination of the second and third paragraphs of the story as it appears in the various manuscripts will yield evidence for the validity of Killy's theory:

Que le lecteur indulgent  
 veuille bien permettre à l'auteur  
 de faire précéder son récit d'un  
 commentaire politico-historique,  
 il il y est obligé par les caprices,  
 rien moins que naturels, dont  
 l'histoire universelle a fait  
 preuve ces temps derniers.

Il est peut-être nécessaire,  
 en effet, d'apprendre aux plus  
 jeunes des lecteurs qu'une partie  
 des territoires de l'est, qui  
 appartiennent aujourd'hui à la  
 République Polonaise, ont été  
 jusqu'à la grande guerre, que  
 nous nommons guerre mondiale,  
 l'un des pays de la couronne  
 de l'ancienne monarchie austro-  
 hongroise

(W. III, 181)

Mögen die Leser freundlicherweise  
 dem Erzähler nachsehen, dass er den  
 Tatsachen, die er mitzuteilen hat, eine  
 historisch-politische Erläuterung vor-  
 ausschickt. Die unnatürlichen Launen,  
 welche die Weltgeschichte in der letzten  
 Zeit gezeigt hat, zwingen ihn zu  
 dieser Erläuterung.

Denn die Jüngerer unter seinen  
 Lesern bedürfen vielleicht der  
 Erklärung, dass ein Teil des Gebietes  
 im Osten, das heute zur polnischen  
 Republik gehört, bis zum Ende des  
 grossen Krieges, den man den  
 "Weltkrieg" nennt, eines der vielen  
 Kronländer der alten österreichisch-  
 ungarischen Monarchie gewesen ist.<sup>22</sup>

Here the two versions correspond closely and one cannot tell initially which was the original. However, the passage contains elements completely foreign to Roth's style. In the first paragraph, the geographic area had been pinpointed more exactly than usual; here an historical political explanation alien to Roth's modus operandi has been added. To be sure, digressions are found frequently in Roth's works. However, they are not found at the beginning of any other narrative. Moreover, Hansjürgen Böning's study of Radetzkymarsch indicates that this kind of a digression runs counter to Roth's technique. Böning demonstrates that Roth counts on the



the reader's awareness of the historical time and setting of his stories. He maintains that Roth takes the reader along on a journey through memory. He does not pay attention to dates and exact geographic details, but rather utilizes time and place as an historical framework into which he molds his story. The reader's awareness of this general background is not only assumed, but also is engaged in the course of Roth's plot.<sup>23</sup> It seems incredible that Roth would include elements in a story about the Austro-Hungarian Empire detrimental to a technique he had developed and utilized so successfully for the same purpose only two years earlier in the Radetzky. The typescripts in the Leo Baeck Institute indicate, moreover, that the German original did not contain these details. Unfortunately, the first few pages are missing from the handwritten account; nevertheless the typescripts begin with the following lines:

Im früheren Ostgalizien, sehr ferne der Eisenbahnlinie lag das Dörfchen Lopatyny. Dort ereignete sich jene merkwürdige Geschichte, die ich im Folgenden zu erzählen gedenke.

In diesem Dorf Lopatyny also lebte ....

We see then that this "Exkurs für den jungen Leser" is not a part of the original German text. It was apparently added at a later date, perhaps at the urging of the translator or of the editor of the French review who was concerned that his readers might be unable to follow Roth's line of thought. This is not to say that Roth did not write or did not authorize the inclusion of these paragraphs. However, since they were not a part of the German original, but were added at a later date to the French version, the printed German text must be based on the French translation or have been constructed after the French version appeared.

It may be substantiated that the handwritten copy did not serve as the basis for the French translation. On page 185 of the French version we read:

Mais ces considérations, qui avaient amené, peut-être, tel ou tel de ses ancêtres à pratiquer la bonté, la pitié, la justice, vivaient, actives, dans le sang ou, comme on dit actuellement, dans le "subconscient" du descendant.

Aber diese Erwägungen, die vielleicht den und jenen seiner Vorfahren zur Ausübung der Güte Barmherzigkeit und Gerechtigkeit geführt hatten, wirkten lebendig im Blut--oder, wie man heutzutage sagt: im "Unterbewusstsein" des Enkels (346).

The French text follows smoothly and rhythmically, whereas the German text seems awkward and unnatural. Instead of "den und jenen seiner Vorfahren" for "tel ou tel de ses ancêtres," one might expect "den einen oder den anderen" or at least a more natural construction. The handwritten copy could not have served as the basis for the translation; it contains "die seine fernen Vorfahren zur Ausübung...."

The following example is indicative of the general disparities among the various extant copies:

Chacun, qu'il le voulût ou fût obligé d'agir comme s'il le voulait, se réclamait de quelque-une de ces nations si nombreuses dans le domaine de l'ancienne monarchie (186).

(H) Alle Leute bekannten sich--ob sie wollten, oder nicht --zu irgendeiner der vielen Nationen, die es auf dem Gebiete der alten Monarchie gab.

Alle Leute bekannten sich--ob sie wollten oder so tun mussten als wollten sie--zu irgendeiner der vielen Nationen, die es auf dem Gebiete der alten Monarchie gab. (348)

(Ta2) Alle Leute bekannten sich --ob sie wollten, oder so sein müssten, als wollten sie--zu irgendeiner der vielen Nationen, die es auf dem Gebiete der alten Monarchie gab.



(T b-c) is essentially the same as (Ta2) except that it utilizes pronouns in place of nouns throughout the passage. This particular paragraph abounds in variants among the different copies. Although (Ta2) and (T b-c) come closer to the printed text, no perfect correspondence can be found.

On the same pages we find:

Il s'agissait d'ordinaire de  
photographes....

Es waren Fotografen gewöhnlich,  
im Nebenberuf.... (348)

Here the word order and thought as it appeared in the printed German version was obviously influenced by the French. In (H) the statement reads: "Es waren Fotografen, im Nebenberuf...." In (Ta2 -T b-c) we find: "Es waren gescheiterte 'Kunstphotographen,' manchmal im Nebenberuf...." Apparently, Madame Gidon had difficulty with the translation of this sentence and opted for an easy way out. The printed German version simply compounds the error. The typescripts disclose Roth's intention.

In (Ta2 - T b-c) we find another small example of French influence on the printed German version. "C'est en ce temps là aussi que le suffrage universal...." (187) is rendered in the printed German text: "Um diese Zeit ungefähr wurde auch das allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht...." (348). (H) has: "Um diese Zeit ward auch das allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht...." (Ta3 - T b-c) "Ungefähr um diese Zeit...." The word order of the printed German version was again influenced by the French in the following lines:

On eût dit que le respect et  
le souvenir patiraient la statue,  
que chaque salut de paysan, chaque  
prière de Juif croyant, ennoblis-  
sait l'oeuvre de la jeune main  
campagnarde, jusqu'à l'amener  
à la perfection (196).

(T b-c)...und veredelte jeder  
Gruss der Bauern, jedes Gebet  
eines gläubigen Juden das hilflose  
Werk der jungen Bauernhand bis  
zur künstlerischen Vollkommenheit.

(T b-c) corresponds to (Ta2). This comparison suggests that (Ta2) served as the basis for the French translation, but that the German printed version is something other than (Ta2). Furthermore, the order of the French translation follows the text of (Ta2 - T b-c) more closely than it follows the printed German text. If we accept Killy's theory, then we may argue that the re-translator allowed himself a degree of liberty with this line.

In other paragraphs, however, the same typescripts will differ from the French text particularly by substituting pronouns for nouns:

Mais il fut encore plus effrayé à  
la vue de Morstin, qui venait à la  
rencontre du voïvode en uniforme  
de capitaine de dragons autrichien  
(197).

Es war, als arbeiteten auch  
Verehrung und Erinnerung an diesem  
Standbild und als veredelte jeder  
Gruss der Bauern, jedes Gebet eines  
gläubigen Juden bis zur künstlerischen  
Vollkommenheit das hilflose Werk  
der jungen Bauernhand (357).

(H) .....  
.....  
das hilflose Werk einer jungenhaften  
Bauernhand bis zur künstlerischen  
Vollkommenheit.

Aber er erstaunte noch mehr--ja,  
er erschrak beim Anblick des Grafen  
Morstin, der dem Wojewoden in der  
Uniform eines Österreichischen  
Rittmeisters der Dragoner entgegenkam  
(358).



(Tb1-2) and (Tc1-2) omit the names substituting pronouns: "--ja, er erschrak beim Anblick des Grafen, der ihm in der Uniform eines...."

These examples of variants may be multiplied a dozen times. They indicate that the French translation was not based on the handwritten account, but probably on (Ta2) or a second stage copy of it. The published German text follows the French text closely, for the most part, but contains a number of constructions not found in any of the extant manuscripts. It includes, moreover, numerous examples suggesting that, if it is not a re-translation, it was decidedly influenced by the French text. Since it also contains awkward grammatical formulations and various elements atypical of Roth's style, we may conclude that the published version represents a text which must be regarded with suspicion.

The conclusion of the story illustrates many of these points more clearly:

Tel est le fier et triste langage que tient le vieux comte. Résigné, paisible, il attend la mort. Il y aspire sans doute ardemment car il a notifié dans son testament qu'il desire être enterré à Lopatyny, et cela non pas dans son caveau de famille, mais à côté de la tombe où gît François-Joseph 1<sup>er</sup> ... où gît le buste de l'empereur (200).

So stolz und so traurig schreibt der alte Graf. Gefasst und friedlich wartet er auf seinen Tod. Wahrscheinlich sehnt er sich nach ihm. Denn er hat in seinem Testament bestimmt, dass er im Dorf Lopatyny bestattet werde--und zwar nicht in der Familiengruft, sondern neben dem Grab, in dem der Kaiser Franz Joseph liegt, die Büste des Kaisers (361).

(H) So stolz und so traurig schreibt der alte Graf. Fromm und friedlich wartet er auf seinen Tod. Vielleicht sehnt er sich auch nach ihm. Denn er hat in seinem Testament bestimmt, dass er im Dorfe Lopatyny begraben werde--und zwar nicht in der Familiengruft, sondern neben dem Grab, in dem die Büste des Kaisers liegt, die Büste Kaiser Franz Joseph, des Ersten.

(Tb1) So stolz und so traurig und so vergeblich schreibt der alte Graf. Gefasst und friedlich wartet er auf seinen Tod. Wahrscheinlich sehnt er sich nach ihm. Denn er hat in seinem Testament bestimmt, dass er im Dorfe Lopatyny bestattet werde--und zwar nicht in der Familiengruft, sondern hart neben dem Grab, in dem der Kaiser Franz Joseph liegt, will sagen: die Büste des toten Kaisers, des zweimal bestatteten.

(Tc2) omits the Denn which begins the fourth sentence, changes the name of the village to Zlopatyny and concludes with the words: "des zweimal bestatteten Kaisers."

These different conclusions illustrate several points about the text. First, the conclusion in the printed version is more closely connected to the French text than any of the extant copies. Second, the handwritten version did not serve as the basis for the French rendition, since the conclusion here differs from the French (and any subsequent text). Roth re-worked the conclusion many times. This testifies not only to the earnestness with which he created this story, but also to the fact that he had not yet completed the stylistic enhancement of the narrative when the French translation was made.

The later typescripts (Ta3, T b-c) contain certain other variants. Not only is the name of the village Lopatyny changed to Zlopatyny, but also Graf Morstin becomes Graf Rej (Tb1-2) and Graf Rey in (Tc). In his description of these typescripts, Fritz Hackert suggested that one [which I have labeled (Tb1-2)], tended



to tighten the story's structure, while the other (Tc) tended toward "eine breite Schilderung." This is true only in part, however. Although (Tc) changes the names of the village as well as the main character and adds to the description of various elements in the composition, it is not necessarily a more elaborate version. At the same time, it strives to remove references to Poland and any country other than Austro-Hungary and is thereby shortened. What emerges clearly from (Tc) is proof that Roth was not yet done with this story when he sent a version to the translator.

What bearing do these textual problems have on the meaning of the story? What is its importance in terms of Roth's "Gesamtwerk?" How is this composition to be interpreted? Beyond its significance as an important document in the creativity of an exile writer, the work incorporates a highly successful integration of those themes, motifs and images with which Roth had been working for some time. The central message of the story was so important to him that he would not permit any editorial changes which would substantially alter the text.<sup>24</sup> It is, therefore, not at all surprising that Killy chose this story to represent Roth in his anthology, even if he had to rely on a questionable text.

The sculpture of the Emperor noted in the title and referred to at several points in the story belongs to Roth's arsenal of icon imagery. In Flucht ohne Ende (1927) the photo of Tunda's bride functioned as a unifying device, reminding the protagonist of his quest and enabling him to recognize her even when she had forgotten him. In Rechts und Links (1929) Paul Bernheim holds conversations with the portrait of his father. In Radetzkymarsch, the portrait of "der Held von Solferino" and those of the Kaiser appear at several important junctures in the story. At one point, the painting, the Bezirkshauptmann, and the Kaiser all fuse together in Carl Joseph's mind: "Und ein paar Sekunden lang schien es dem Leutnant, dass oben an der Wand das Porträt seines gealterten Vaters hänge und unten am Tisch

lebendig und ein wenig verjüngt der Kaiser in Zivil sitze" (W. I, 158). Later in the story Carl looks at the Emperor's picture and a whole world unfolds before his eyes. Thus these portraiture images take on a third dimension, reflecting in nuce the Austro-Hungarian Empire. In the Büste des Kaisers this icon imagery has itself become three dimensional; Roth develops his symbol not from a portrait, but from a sculpture.

This is not to suggest that multi-dimensional imagery is unusual in Roth's stories. On the contrary, one finds in the Hotel Savoy (1924) the various life forces working in Europe after World War I in capsule form. The destruction of the hotel by fire at the conclusion is not far removed from the symbolic funeral procession for the Emperor's bust. The same might be said for the symbols of Jehovah--the prayer robe and prayer books in Hiob. Roman eines einfachen Mannes (1930)--which Mendel Singer attempts to throw into the flames. When Menkes asks why he made a fire, Mendel answers: "Gott will ich verbrennen" (W. II, 105).<sup>25</sup> The representation of the Austro-Hungarian monarchy by means of a three dimensional metaphor is found not only in Büste des Kaisers but also in Radetzky marsch. Carl's removal of the "Rock des Kaisers" in the twentieth chapter, and his careful placing of it in a suitcase, symbolizes the end of a career. "'Mein Grossvater,' sagte er [Carl Joseph] 'dürfte auch eines Tages seine militärische Persönlichkeit so ähnlich eingepackt haben'" (W. I, 288). It is also clear that this symbolic gesture means the end of life itself: "Er war sein Leben lang Soldat gewesen. Man musste den Soldaten Trotta begraben und beweinen. Man senkte nicht eine Leiche ins Grab, ohne zu weinen" (Ibid.). The same symbol appears later in Geschichte der 1002. Nacht (1938), when Baron von Taittinger removes his uniform.<sup>26</sup>

This imagery produces the essential creative symbolism in Roth's works; it is an inherent part of the human situation in Roth's complex thought process. Icon images and multi-dimensional symbols are not unique to Büste des Kaisers. Neither



are the characters. Almost all of the names (and the types) had appeared in earlier stories and will appear in later works. The name of the protagonist, Count Morstin, is mentioned in Roth's Briefe aus Poland in an article about "Das literarische Leben" (Frankfurter Zeitung, 2.8.1928) Franz is the name of the main character in Flucht ohne Ende and of the "Held von Solferino" in Radetzkymarsch. Obviously the play on the name Franz is an allusion to the Austrian Emperor, Franz Joseph. Later in the Geschichte der 1002. Nacht, Alois Franz is the given name of Baron von Taittinger. Xavier had appeared earlier in the Hotel Savoy as the first name of the magician and mystic healer Xavier Zlotogau. Franz Xavier is also the real name of Jacques, the servant in Radetzkymarsch. Xavier would appear again later in the name of Xavier Ferrenté, the fraudulent dealer in imitation Brussel lace, found in the Geschichte der 1002. Nacht. The "Gutsbesitzer," Graf Walewski, who asks Morstin whether he really wears his military uniform at home, and thereby puts this idea in the Count's head, not only had appeared earlier as the invalid who returns to his wife in the short story Stationschef Fallmerayer, but was also the name of a prominent Polish Countess at Napoleon's court. Just as the historic Countess Walewska had played an important role in undermining Austria's influence in Poland during the Napoleonic Empire, so her namesake gives Morstin an idea that will be instrumental in eradicating the traces of the Austro-Hungarian Empire in Lopotyny. Moreover, the Kaiser's visit to Lopotyny parallels his visit to Dorf Z on the Russian border in Radetzkymarsch. All of this evidence suggests that Roth molded material which he had created earlier into the text of Büste des Kaisers.

These examples will suffice to indicate that the short story represents a careful integration of motifs, images and characters found in the author's other works. In the narrative, we discover the characteristic elements of Joseph Roth's prose technique. Seen in this light, Hartmut Scheible's contention concerning Roth's

images is questionable. Scheible maintains that images in Roth's works are cut-off from the rest of the world, and that all connections are severed to those elements "was über das Bild hinausweisen könnte."<sup>27</sup> Our investigation indicates that Roth's images relate not only to historical phenomena outside the work itself, but also to the author's other creations. Indeed these elements appear with such frequency that Böning perceives "ein Netz über das ganze Werk Roths." He postulates that Roth's individual creations are linked together forming one great novel.<sup>28</sup> On the one hand, our search for similar motifs, names, symbols and techniques in Roth's fiction bears out Böning's hypothesis if it is interpreted in a broad sense. On the other hand, we have noted also Roth's intention to assume a different narrative perspective after 1933. Whereas he had demonstrated first the decay of the Austro-Hungarian Empire, he planned now to write in defense of the way of life it had made possible.

Recently, Werner Hoffmeister demonstrated that Roth's narrative perspective in Radetzkymarsch is actually far more critical than had been supposed. He challenges Georg Lukács' statement that Roth's sympathies are always on the side of the monarchy<sup>29</sup> and offers substantial proof for Roth's ironical and satirical stance. "Trotz des Intimverhältnisses," writes Hoffmeister, "behält der Erzähler seinen eigenen Wertstandort ausserhalb und oberhalb seiner Figur."<sup>30</sup> Hoffmeister goes on to point out that this ironic-critical detachment sometimes exhibited by the narrator of the Radetzkymarsch changes in the works which treat this theme after 1934.<sup>31</sup> Moreover, Fritz Hackert suggests an evolutionary course in Roth's narrative perspective which stretches from Radetzkymarsch to Büste des Kaisers and beyond to Roth's pro-monarchist, polemic writings of the late 1930's.<sup>32</sup> Thus Büste des Kaisers is afforded a central position in Roth's creative writing.

However, the printed German version incorporates so many distortions of Roth's perspective, so many inaccuracies in rendering the author's words, so many



corruptions of the narrative intention when compared to the extant manuscripts that it is doubtful the text may be called upon to substantiate these important contentions. For example, a central message contained in Büste des Kaisers is the irrationality of political upheaval. Unfortunately, the printed version misrepresents an otherwise striking expression of this theme in a poorly preserved (or reconstructed) passage:

Car c'est une des plus grandes  
erreurs des hommes nouveaux ou--  
comme ils aiment à se qualifier  
eux-mêmes--des hommes modernes,  
de croire que la politique  
mondiale passionne autant qu'eux  
le peuple, la nation (193).

Denn es ist einer der grössten  
Irrtümer der neuen--oder, wie sie  
sich gerne nennen: modernen--  
Staatsmänner, dass das Volk (die  
"Nation") sich ebenso leidenschaft-  
lich für die Weltpolitik interessiert  
wie sie selber (355).

This observation (without "denn") which appears as the narrator's comment in the printed account, is spoken by the Count to his secretary in the preserved typescripts. In the originals, Roth maintains a distance between the narrative persona and the Count; the printed version takes it away. The latter also leaves out an important line in the same passage containing the Count's observation.

(T b-c) contains the following passage: "Es kamen neue Gendarmen, in blauen Uniformen, mit neuen Mützen. Aber Gendarmen, sind Gendarmen und ein Steuersequester ist ein Steuersequester." The italicized words are skipped in the printed text thus confusing the meaning and altering the rhythmic flow of this significant passage. Moreover, the individual paragraphs of the printed version comprise one paragraph in the original.

The significance of these statements in understanding Roth's message in Büste des Kaisers can hardly be exaggerated. In Hotel Savoy, he had already indicated, in Gabriel Dan's reaction to the revolutionary speeches of Zwonimir, some of the

disadvantages engendered by violent social change. Franz Tunda (Flucht ohne Ende) becomes disillusioned with the revolution and with those like Natascha Alexandrowna who play a leading role in bringing it about. In Radetzky the irrationality inherent in the process of violent social upheaval is demonstrated when Carl Joseph, amidst total confusion and forced by circumstances, gives the order to fire on the crowd. Moreover, Morstin's indignation over the horseplay with the Stephanskron in the American Bar parallels Carl Joseph's violent reaction to the remark of the Hungarian officer, Benkyö.

Referring to the Archduke Ferdinand, who has allegedly been assassinated, Benkyö says in Radetzky: "Wir sind übereingekommen, meine Landsleute und ich, dass wir froh sein können, wann das Schwein hin is!" (W. I, 279). Carl is so outraged that he exclaims: "Wer noch ein Wort gegen den Toten sagt....den schiess' ich nieder!" (W. I, 281). Count Morstin's rage is vented when he sprays the Emperor's detractors with sodawater.

In Büste des Kaisers Roth expresses a political philosophy. He comments on the relationship of the people to their government. But to what extent does the printed version accurately represent Roth's thoughts? Previous interpreters have based their analysis on certain comments, which they believed were made by the narrator. Yet the extant typescripts put these statements in the mouth of a character. In view of Hoffmeister's distinction between the narrator and his characters in Radetzky, the significance of this variant assumes alarming proportions. Hoffmeister uncovered in the novel Roth's "erzählerischer Trick," which is "die Gestalt eine offensichtlich unrichtige Behauptung in den Mund zu legen und damit dem Leser eine kritische Haltung abzufordern."<sup>33</sup> Is this statement in Büste des Kaisers another example of this technique?

In view of Roth's arguments in Juden auf Wanderschaft, the possibility that this observation was designed to provoke the reader cannot be discounted. In this earlier



essay, he had pointed out that only orientals ignore the question of their nationality: "Der nationale Gedanke ist ein westlicher. Den Begriff 'Nation' haben westeuropäische Gelehrte erfunden und zu erklären versucht" (W. III, 635). He contends, furthermore, that the Austro-Hungarian monarchy might have proven the fallacy inherent in the theory of nationality, had it been better administrated: "Die Unfähigkeiten ihrer Regierungen lieferte den praktischen Beweis für eine Theorie, die also durch einen Irrtum erhärtet wurde und sich durchgesetzt hat, dank den Irrtümern" (Ibid.). Seen in this light, Morstin's words may have been meant, at least initially, to challenge the reader's thinking on this issue. As a West-European, the reader, because of his cultural background, would be forced to react to the Count's observations.

Does Morstin accurately reflect Roth's change of perspective? If Morstin and not the narrator is responsible for these words, then their meaning may differ drastically from what previous interpreters believed. Did Roth intend to have his characters represent his pro-monarchist viewpoint while allowing the narrator to disappear behind them? There are also several variants in the different renditions indicating that Roth's message is not preserved reliably. These differences indicate that Roth may have incorporated older material into the narrative at this point. Hermann Kesten observed in his letter to me, "Roth trug ja gewisse Pläne und Entwürfe jahrzehntelang mit sich herum." It is possible that these lines existed as quotes from Count Morstin in an earlier plan for the story. From Roth's corrections we can observe the stylistic development of the narrative from the handwritten version to the various typescripts. This means that Roth may have changed his mind while reworking this passage at a later date and resolved to return to an earlier stage.

Decisions of this kind may also account for the discrepancies in statements concerning where Morstin spent his last days. All the extant texts state: "Dem

Grafen selbst aber, der das Dorf niemals mehr verliess...." (357).<sup>34</sup> In the printed German version as well as in (H), chapter VII begins: "Der Graf Morstin aber verliess das Land" (361).<sup>35</sup> The typescripts (T b-c) omit this sentence. Roth's apparent lapse of memory concerning the Count's whereabouts may be due to his utilization of earlier material.

Perhaps this one example may serve to illustrate the numerous problems surrounding this text. The printed German version is a questionable text. The significant arguments are presented differently in the various manuscripts. But similar characters, similar images, and similar themes appear here as in Roth's other works. This suggests that Büste des Kaisers contains in highly concentrated form the essence of Roth's political thinking in 1934 as well as a sophisticated integration of those elements fundamental to his prose technique. It is likely that Roth attempted at various points to work his new narrative (political) perspective into older material. Scholars will have to reevaluate this short story in this light. Unfortunately, two problem complexes remain unresolved. First are the questions pertaining to the text itself. Which copy best represents Roth at this time? How long had he worked on this story? Perhaps the original is much older than Manga-Bell's letter indicates? Could Roth have re-worked a positive perspective into an older story that originally accommodated a more ironic-detached narrator? Second are the problems relating to the extant copies. What did the Pariser Tageblatt publish? Did the editors obtain a copy from Roth? If they did, why does it differ so markedly from the account in Roth's own hand? Why does the Kiepenheuer Verlag make reference to another handwritten version which no one has been able to locate? What evidence prompted Killy<sup>36</sup> to regard this text as a re-translation? If the text is in fact a re-translation, who is responsible for it and why was it necessary?

Some of these problems might be solved if a critical edition of the story



were prepared. However, copyright and inheritance laws present some serious stumbling blocks. Hence one of the best examples of Roth's creative genius remains shrouded in mystery. An otherwise near perfect distillation of his thoughts compressed into a single story is unreliably preserved. A key link in the chain of his Gesamtwerk is rendered imperfect. Other texts present similar textual problems;<sup>37</sup> however, none seems so acute as those surrounding Büste des Kaisers. Perhaps the author is obliged to apologize to the reader for posing more questions than he has been able to answer. It is hoped that pointing out these difficulties may be a modest initial step toward solving them.

## NOTES

- <sup>1</sup>Joseph Roth Briefe 1911-1939, ed. Hermann Kesten (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1970). See especially his letter to Carl Seelig (28 March, 1934): "es geht mir so schlecht, dass ich mich beschlossen habe, Sie zu bitten, Sie möchten mir helfen" (p. 324) and to Stephan Zweig (22 June, 1934): "Ich habe mich gedemütigt und erniedrigt. Ich habe Geld geliehen von den unmöglichsten Stellen. Ich habe mich dabei verachtet und verflucht" (p. 341).
- <sup>2</sup>Briefe, 363: "Ich habe auf eine irrsinnige Weise ganz kurzfristiges Geld geliehen, bei einem Kellner auch, bei meiner Übersetzerin--"
- <sup>3</sup>An Stephan Zweig (13. VII. 1933): "Gott, ich habe nichts mehr! Ich kann nicht weiter. Acht Menschen hängen jetzt an mir" (Briefe, 268).
- <sup>4</sup>An Blanche Gidon (27. 9. 33): "Es geht mir--auch materiell--sehr schlecht, und ich bin auf den Erfolg in Frankreich angewiesen" (Briefe, 280).
- <sup>5</sup>Stephan Zweig an Joseph Roth (July 1934), Briefe, 359.
- <sup>6</sup>Ibid.: "Nein, Roth, ich will das nicht, das sind nicht Sie, das ist--und wenn Sie es hundertmal abstreiten--der Alkohol, der Sie gereizter, zornhafter gemacht hat als Sie es in Ihrem Wesen sind, der Sie dem eigentlichen Roth entfremdet."
- <sup>7</sup>An Stephan Zweig (22. XII. 1933): "Allein, jetzt geschah mir, was ich nie gedacht hätte, dass es möglich sein könnte. Zum ersten Mal erlebte ich völlige Geistesabwesenheit" (Briefe, 298) Here Roth is commenting on what happened to him after a drinking session in the American Bar in Amsterdam, which in Blüste des Kaisers is found in Zurich.
- <sup>8</sup>Because of his actions while drinking, Roth writes: "Es ist möglich, dass ich mir alle Chancen bei de Lange verdorben habe" (Ibid.).
- <sup>9</sup>Roth describes his impossible situation between Right and Left in his letter to Zweig, Jan. 18, 1933 (Briefe, 245).



- <sup>10</sup>"Was mich persönlich betrifft: sehe ich mich genötigt, zu folge meinen Instinkten und meiner Überzeugung absoluter Monarchist zu werden" (Briefe, 262).
- <sup>11</sup>Briefe, 276.
- <sup>12</sup>An Carl Selig, 28 March, 1934 (Briefe, 324).
- <sup>13</sup>Briefe, 262.
- <sup>14</sup>An Blanche Gidon, 16 April, 1933 (Briefe, 254).
- <sup>15</sup>Briefe, 344.
- <sup>16</sup>Joseph Roth. Werke in drei Bänden, ed. Hermann Kesten (Köln & Berlin, 1956) II, 200; referred to hereafter in the text as W.
- <sup>17</sup>Das 20. Jahrhundert 1880-1933, ed. Walter Killy (München, Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse. Vol. VI, C. H. Beck, 1967), 832-844.
- <sup>18</sup>Killy, "Werkregister," p. 1189.
- <sup>19</sup>Letter to the author, Feb. 13, 1973.
- <sup>20</sup>Letter to the author, Feb. 7, 1973.
- <sup>21</sup>The author wishes to thank Dr. Hackert for allowing him to read this section of his unpublished manuscript. Dr. Hackert had catalogued the Roth holdings of the Institute only a few months before the present author examined them. WB
- <sup>22</sup>Joseph Roth. Romane, Erzählungen, Aufsätze, n. e. (Köln und Berlin, "Die Bücher der Neunzehn" Vol. 116, Kiepenheuer & Witsch, 1964), p. 343; references to the printed German version are to this volume; references to other stories in the volume noted hereafter as "Bücher der Neunzehn." The author is also indebted to the Leo Baeck Institute for permission to use material from the Roth-Nachlass.

*grant me access to its archives which contain the ms's of his and his papers of the Institute*

- <sup>23</sup>Hansjürgen Böning, Joseph Roths "Radetzkyarsch" (Munich, 1968), pp. 44, 115ff.
- <sup>24</sup>See Roth's exchange of letters with the Telegraf-Zeitung in Vienna, particularly the agent's letter of 16 Dec. 1936, noted in Hackert's unpublished paper.
- <sup>25</sup>"Bücher der Neunzehn," p. 271.
- <sup>26</sup>Ibid., p. 466.
- <sup>27</sup>Hartmut Scheible, Joseph Roth. Mit einem Essay Über Gustav Flaubert (Stuttgart, 1971), p. 43.
- <sup>28</sup>Böning, p. 46f. Böning illustrates the various connections in the names of characters in Roth's works. See the alphabetical table, p. 46.
- <sup>29</sup>Lukács' essay on Radetzkyarsch appears in translation in Fritz Hackert, Kulturpessimismus und Erzählform. Studien zu Joseph Roths Leben und Werk (Bern, 1967).
- <sup>30</sup>Werner Hoffmeister, "'Eine ganz bestimmte Art von Sympathie': Erzählhaltung und Gedankenschilderung in Joseph Roths Radetzkyarsch," Seminar, IX (1973), 56.
- <sup>31</sup>Ibid., p. 63.
- <sup>32</sup>Fritz Hackert, "Joseph Roth. Zur Biographie," DVLG, 43 (1969), 176f.
- <sup>33</sup>Hoffmeister, p. 57.
- <sup>34</sup>"Mais, pour le comte lui-même, qui ne quittait plus le pays...." (196).
- <sup>35</sup>"Mais le comte Morstin quitta le pays...." (200).
- <sup>36</sup>In a letter to the author (March 9, 1973) Killy reiterated his belief concerning the printed German version, maintaining that he is convinced his statement is correct.
- <sup>37</sup>See Böning's discussion of the different texts of Radetzkyarsch, p. 11ff.



AR 1764

4/51

Joseph Roth Collection

VI Johnston, Ott. W.

Jewish Exile from Berlin to Paris

547/7

JEWISH EXILE FROM BERLIN TO PARIS

Jewish Exile from Berlin to Paris:  
The Geographical Dialectics of Joseph Roth

Otto W. Johnston  
University of Florida

"Kein Ostjude geht freiwillig nach Berlin. Wer in aller Welt kommt freiwillig nach Berlin?"

("No East European Jew goes to Berlin of his own accord. Who in all the world comes to Berlin of his own accord?")

Joseph Roth, Juden auf Wanderschaft (1927)

For nearly a decade, critical inquiry into Joseph Roth's art has shown remarkably little interest in Berlin or Paris as the setting for segments of his major works. Such lack of concern is striking in view of the significance of the two cities for his biography: after giving up the apartment in Schöneberg he shared with his wife Frederike Reichler from March 1922 to June 1923, Roth visited Berlin in the Spring of virtually every year up to 1933. Once the Nazis seized power, he began a life of exile in Paris which lasted until his death in 1939.<sup>1</sup> These biographical details suggest that both urban areas are of greater consequence for his prose fiction than has been hitherto recognized. Nevertheless, critical discussions of Roth's philosophical outlook, his style, his narrative intention continue to focus almost exclusively on the circumfluent Austrian Empire as it moves in Roth's stories ever closer to ultimate destruction. Indeed, scholars cast a quick glance, if not a jaundiced eye on any other environment



in his novels and tales. On the one hand, so restrictive an approach to Roth's artistry may be vindicated by the pivotal position Vienna and the Danube Monarchy occupy in his best narrative fiction. On the other hand, it can be demonstrated that if we expand the geographical horizon of current research, we will be able to reconstruct a premonitory chapter in the history of Jewish exile and to discern "geographical dialectics" as a structure-producing element of Roth's modus operandi.

This is not to suggest that the two capitals represent more prominent surroundings than the expanses of the Habsburg dominion. On the contrary, even a more select focus on Berlin or Paris as a locus in his prose must have recourse to comparisons and contrasts with the literary landscapes of Roth's "Vielvölkerstaat." Once the topographical perception of current criticism is broadened, however, the implications of several prior investigations can be understood more readily. Comparing the exile experience depicted in Roth's novels<sup>2</sup> with descriptions of expatriation in the writings of other contemporaries is at present a primary scholarly activity. By extending this pursuit beyond Vienna to Berlin and Paris as locations of considerable purport, we may distinguish more accurately and describe more fully the uniqueness of Roth's literary cosmology.

A step in this direction was taken as early as 1977 when Robert F. Bell surveyed the theme of forced removal and voluntary absence from one's country in short stories by Anna Seghers, Friedrich Torberg and Roth. Emphasizing the topicality with which each writer treated the Jewish experience, he concluded

that Seghers' Post ins gelobte Land, Torberg's Der 94. Psalm and Roth's Der Leviathon delineate varieties of flight from the human community. Bell characterized such representations as "an act that expresses what must have been the essence of exile for many refugees, or at least a keenly perceived aspect of it."<sup>3</sup> In the same year, David Dollemayer presented a dissertation in which he contrasted Roth's works with those of two other Austrian writers, Musil and Doderer, and in so doing uncovered Roth's unusually diffuse historical perspective.<sup>4</sup> A year later, Natalie Reber detected motives and characters in Roth's narrative portentously similar to those of Dostoevsky.<sup>5</sup> Having discovered ties to a Dutch text, Egbert Krispyn was able to explicate in more detail how Roth adapted source material.<sup>6</sup> A short time later, Joachim Bueg drew parallels between Roth's literary self-portraits and those of Kafka and Musil.<sup>7</sup> Although such concerted efforts at collating and differentiating philosophical outlooks in general and depictions of Jewish exile in particular contributed substantially to our comprehension of Roth's narrative technique, they made little mention of Berlin and Paris as conspicuous settings for portions of Roth's more intriguing plots. This may explain why Christiana Alcantara, who sought to outline Roth's point of view regarding the human condition, took scant notice of either locale in the novels.<sup>8</sup> T. Juergens also confined his examination of social criticism in Roth's fiction to those narrations situated within the boundaries of the Habsburg domain.<sup>9</sup> Similarly, David Bronsen, in presenting one of the more penetrating analyses, limited the scope of his



investigation to Roth's special relationship to the Austro-Hungarian monarchy. Refraining from any discussion of Roth's sympathy for Paris or disdain of Berlin, Bronsen argued that Roth, like so many expatriated Austrians of the late 1920's and early 30's, was intrinsically "a Jew in search of a Fatherland."<sup>10</sup>

Scholarly neglect of Berlin and Paris as literary sites in Roth's compositions was precipitated again in 1979 when Barton Browning directed attention at the drinking milieu which gives rise to many of the more profound statements of Roth's characters.<sup>11</sup> Simultaneously, Edward Mornin concluded that drinking was a recurring motif in Roth's work which often serves as a pretext for Roth's narrator and his figures to philosophize at length.<sup>12</sup> These findings encouraged A.F. Bance to analyze in both Die Rebellion and Die Legende vom heiligen Trinker several sententious statements muttered by certain characters while under the influence of alcohol.<sup>13</sup> Critical inquiry was thus diverted from major metropolitan areas to saloons, inns and hotel bars conducive in Roth's tales to speculations about life and the pursuit of wisdom. Passages in which drinking occurred were also thought to contain copious biographical information. This preoccupation prompted Reinhard Baumgarten to caution against applying convenient, yet often misleading labels to Roth, whose Weltanschauung, as Baumgarten deduced, contained no less than three distinct vantage points.<sup>14</sup> The prospect that no single philosophical system fully encompasses Roth's diverse speculations, no inclusive category subsumes all of his wide-ranging ideas provides a fresh impetus for a more incisive analysis of Berlin

and Paris whenever they supply the mis en scène for novels, essays or feuilletons. As we shall see, these verisimilar localizations offer significant insights into Roth's complex personal philosophy, his style and his narrative goal.

The opening statement about Berlin in the essay Juden auf Wanderschaft (1927) may serve as a starting point for an understanding of "geographical dialectics" in Roth's fictional accounts. Accompanied by a follow-up question, this sweeping generalization challenges the reader to think critically about what constitutes a great city, a major capital of the civilized world: "No East European Jew goes to Berlin of his own accord. Who in all the world comes to Berlin of his own accord?"<sup>15</sup> Such an all-embracing assertion preceeding a cosmogonal question posed for effect with no answer expected offers, firstly, a compact example of an overshadowing aspect in Roth's ontological position by initiating an exploratory investigation into the nature of persecution. The combination of universal pronouncement and rhetorical question illustrates, secondly, a stylistic device indicative of the narrative breadth in Roth's works. Thirdly, the implied hostility and ill-will displayed in Berlin toward East European Jews proved to be a notable stimulant for his literary prolificacy. These provocations help us to comprehend why he wrote at all.

In terms of an axiomatic observation, this comment-question begins a probe into the inner workings of a political system, emerging from that constant regulation to which, at first, only the few are subjected. For Roth there can be no doubt that a social order which violently oppresses national minorities must



of necessity evolve into a totally repressive dictatorship. Eastern Jews don't go to Berlin voluntarily because, as Roth explains, the police invariably find their visas and passports "not in order" (nicht in Ordnung). It is no simple matter, he continues, for even the most honest, unpretentious traveler to register at a Berlin police station. Half a Jewish life, he observes, is wasted in a pointless struggle with identification papers. Such oppressive controls have in Roth's philosophy two consequences: firstly, they lead to crime. The only way to freedom in the battle against overregulation is to turn the fight into civil disobedience. Since defiance can be maintained only outside the law of that society, honest people will become criminals, while pickpockets, swindlers, counterfeiters and other hoodlums among the transients learn quickly how to avoid all manner of police surveillance. Secondly, the oppression of a small group leads rapidly to a more inclusive tyranny because the officials will before long stop everyone on the street and eventually enter people's homes without proper cause, simply "to maintain order." During the inflation this happened frequently. Thus the hassles, the frustrations, the humiliations Eastern Jews encounter signal the onset of a process of subjugation which will eventually ensnare all citizens. Roth held firmly to this truism. He warned, for example, that the Nazi persecution of Jews in Germany was only the beginning: soon Christian groups and then the churches would suffer the despotism of the brown and black shirted Anti-Christ. The Jews were merely the first scapegoats. In his essay "Emigration" (1937)--the original typescript is in the Leo Baeck Institute New York--he wrote:

In the eyes of Hitler's heathens not only Jews but also Christians are the children of Isreal--and it is evident to those who see clearly that anti-Semitism was an excuse and that it is really an anti-Christianism. In the Third Reich, they began with the boycott of Jewish stores in order to facilitate the boycott of Christian Churches.<sup>16</sup>

There is, to be sure, a pitfal in this reasoning. The danger is that the oppression, by the time it reaches the many, can become more abstract, more bearable than it was (or is) when it affects the few. Roth did not foresee the accomodations others would be willing to make with despotism, the hypocrisy of those not immediately suppressed. He did not live long enough to see that the sufferings of those the Nazis chose "to begin with" was about to intensify regardless of how much pain was also inflicted upon others. Despite this error in judgment, Roth remained convinced that such ridiculous and ineffective controls as the licensing of every conceivable trade an Eastern Jew might engage in or the insufferable checks of every store an Eastern traveler might frequent was the beginning of yet another chapter in the chronicle of man's inhumanity to man.

How different was the situation in Paris which Roth described only a few pages later! Here the police carry on with "humane negligence," open to individuality and peculiarity. Where the German police have categories, Parisian officials can be persuaded by reasons. One can register in Paris without having to come back four times. Noone stops Eastern Jews from starting a business or from living in ghettos, if they wish. Indeed, a refugee can



reside in Paris "fast wie Gott in Frankreich." In Berlin noone is happy, but in Paris joy rules supreme. Of course, Parisians have prejudices too, but, as Roth surmizes, they're just too busy to apply them. Because Paris has a long tradition of practical humanity, East European Jews start here to become Westerners; they turn into Frenchmen, even patriots. For this reason, Paris is in Roth's view "a city of the world" (eine Weltstadt); Berlin has a long way to go.

"No East European Jew goes to Berlin of his own accord. Who in all the world comes to Berlin of his own accord?" As a characteristic expression, the statement-question attests to the narrative expanse of Roth's writing. Consistently, a specific example is utilized to typify a series of problems, a set of convictions, a general attitude. The specific (East European Jews) progresses quickly to the general (the whole world), the character (a Jew) moves toward the type (the oppressed), the microcosm (the treatment of East European Jews) to the macrocosm (the tyrannization of all the citizenry). Such movement in itself is not unique to Roth's style; many of the foremost authors can be distinguished by a progression from the specific to the general. Few, however, can match Roth in **portraying** typical attitudes and actions through single examples so distinctly marked. Each generalization is illustrated by a case in point having curiously peculiar features, or what Roth called "unfamiliar familiarity" (ungewöhnliche Gewöhnlichkeit).<sup>17</sup>

Distinguishing the Jews in Berlin, for example, while simultaneously typifying their attitudes and convictions, are the periodic visits of Herr Frohmann from Drohobycz with his miniature

"Temple Salomonis" which he constructed over a period of seven years out of spruce-wood, paper mache and gold coloring in strict accordance with Biblical accounts. With his miniature temple, Frohmann, who travels from ghetto to ghetto, becomes in Roth's sketch, "the guardian of tradition" (der Hüter der Tradition), the preserver of the greatest architectural monument Jews have ever created and, therefore, as Roth assures us, will never forget. Frohmann becomes for Roth "the expression of a yearning, the yearning of a whole people."<sup>18</sup> Noting the reaction of those who come to see the model, Roth recalls an old Jewish man standing before this reproduction: "He looked like all his brothers who stand and weep and pray at the only remaining Holy Wall of the destroyed Temple in Jerusalem."<sup>19</sup> As few writers before him, and certainly no other in his day, Roth accentuates the typical by means of exceptional specific examples.

His observations on Paris are no different. He offers an out-of-the ordinary instance of a more general sentiment when he describes his visit to the Yiddish theater. In this playhouse sui generis, the audience walks around at will, eats oranges during the performance, talks loudly at any point, sings along with the entertainers and applauds in the middle of a scene. But as the Russian songs and dances continue, both actors and audience begin to weep. If only those on stage had cried, Roth comments, it would have been kitschig. Once the theater-goers shed tears, however, it became schmerzlich: "I didn't realize that 'Heimweh' could so touch these people; it was a very internal, almost private relationship from the (public) stage to the audience. How wonderful to be an actor for these people!"<sup>20</sup> Here again we observe a striking specific example of a more widespread emotional



experience.

This progression of peculiar instances toward universality advances across antithetical structures. The extraordinary case moves toward ubiquity whether it is observed in Berlin or Paris, even though these two settings are not at all alike. In fact, as verisimilar surroundings, they are diametrically opposed: "In Berlin no one is happy. But in Paris joy rules supreme," or in the context of Jewish life: "The Jewish taverns in Berlin are dismal, cool and quiet. The Jewish inns in Paris are jovial, warm and loud."<sup>21</sup> In this illustration, the distinctive atmosphere of a specific meeting place in each city reflects the inverse relationships to a particular group.

Roth's rhetorical contrast of Berlin and Paris is, for the most part, a result of personal experience. When the newspaper Der neue Tag folded in Vienna, he and his friend Stefan Fingal went to Berlin in hopes of finding a job on one of the twenty daily newspapers. They arrived on June 1, 1920 and before the month was out Roth's first article "Chiromanten" appeared in Die neue Berliner Zeitung. 12 Uhr Blatt. Economic necessity not personal desire prompted the son of a Jewish merchant from the far eastern corner of the Austro-Hungarian Empire to travel to Berlin. Despite its inane officialdom, Berlin was a place to make a living. Business opportunities subsequently bring Roth's fictional characters to Berlin, or keep them there. Such East Europeans as Nikolai Brandeis in Rechts und Links (1929) come to Berlin and become wealthy--only to be repulsed by the insanity all around them. Characteristically, Brandeis steals away at an opportune moment. Natives like Paul Bernheim inherit, lose and regain fortunes in the German capital. When

Bernheim is unable to make money, he is presented with the unanticipated opportunity to marry into a well-to-do family. Yet, with all its commercial possibilities, Berlin is a depressing place in Roth's panorama. Contrary to expectations, affluence does not bring happiness, but rather boredom, disillusionment and discontent in the city.

This is where Franz Tundra in Flucht ohne Ende (1927) publishes his "Siberian Tales." The motif contains biographical overtones inasmuch as Roth penned his own first novel, Das Spinnennetz (1923), in the backroom of a little bakery in the Potsdamer Strasse. In contrast to most of Roth's characters, who quickly become disoriented and never comprehend the complexities of urban life in Germany, Tundra possessed the peculiar ability to grasp Berlin's "mysterious, reasonable insanity." His description in Chapter XXIII of Flucht ohne Ende is, therefore, revealing:

This city, he said, lies outside of Germany, outside of Europe. It's the capital of itself. It takes no nourishment from the land and takes nothing from the earth it's built on. It transforms this earth into asphalt, bricks and walls. With its houses, it provides shade to the flat surroundings; it delivers bread to this flatland from its factories and determines the language of these low-lying areas, their national customs and their national dress....Of all the cities I have seen thus far, it alone practices humanity for such practical reasons as a lack of time. Far more people would die here, if it were not for the thousand cautious, charitable institutions which



protect life and health, not because the heart so dictates, but because an accident means a traffic jam, costs money and disrupts order. This city had the courage to be built in an ugly style and that gives it the courage for continued ugliness.<sup>22</sup>

One page after this vignette, which is even more detailed than this abridged passage suggests, Franz Tundra arrives in Paris. The first thing he witnesses is a spectacular sunrise, separating day and night by "a few clean sweeps of clouds," while the morning rises as if upon a staircase. The women walking to work, freshly made-up, remind Tundra of a "marvelous kind of morning dew." He does observe some repulsive old alleys with cheap stores and broken asphalt; yet the minute he raises his eyes above the store signs, he sees "palaces" which "with an air of untouched indifference tolerate the merchants at their feet." Even the hotel receptionist is "worthy of great admiration," bold, aggressive, a woman of flesh and blood, yet able to "walk through dreams and in the midst of miracles to be a miracle herself."<sup>23</sup> Within the space of a few paragraphs, Tundra journeys from a provincial blot on the landscape to a sophisticated metropolis, from bureaucratic bridles to tender bewitchments, from money-making to miracles. This rapid movement between opposite poles is the technique by which Roth provides for narrative distance. It is another striking feature of his style.

As real locations for fictional accounts, Berlin and Paris are thus placed in a dialectical relationship. The joy Paris denotes is reflected in the mood of the characters, the atmosphere within the taverns, the sentiment of the theater public. The unhappiness associated with Berlin persists despite the financial advantages which lure East Europeans and entrap native inhabitants. Within the structure of Roth's geographical dialectics, the two capitals, separated in fact by less than 1200 km., are nonetheless fictional antipodes fundamental to his stylistic strategy. They represent a set in a series of dichotomies, permeating Roth's novels, short stories and essays. As we have seen, joy and sorrow are permanently bonded to each locale; yet, as an antithetical pair, they are also found in other places central to Roth's fictional world. If we examine, for example, how he utilizes these antonyms in relationship to the Austro-Hungarian monarchy, we can discern the workings of a stylistic principle basic to his literary imagination. A brief scrutiny of joy and sorrow in this context has the additional advantage of concentrated focus since there is so little gaiety in Roth's works.

Surely, one could not call Roth's literary disposition joyful. His narrative temperament was molded less by merriment than by the woeful crumbling of the Habsburg empire. In any of the three worlds through which Roth, the eternal hotel guest, traveled,<sup>24</sup> words such as funny, fanciful and frolicsome appear clearly out of place. Whether among effete aristocrats, robust Slavs or fleeing Jews, his narrative persona offers little knee-slapping laughter. We find instead the smirking of a sensitive artist as he depicts the decline of respected traditions and



venerated institutions.

Despite its relative scarcity, however, joy does play a role in Roth's literary invention. Whenever humor occurs, for example, it invariably implies its own opposite: dullness, tragedy. Moving between these poles, his Trottas, Taittingers and Fallmerayers follow what they think is a purposeful, gratifying course of action. But, in so doing, they commit the cardinal sin in the code book of the Austrian elite--they make themselves look ridiculous. Their counterparts in Berlin, whether the native Paul Bernheim, the refugee Brandeis or the visitor Tundra, face, as we have shown, boredom, apathy and disillusionment. The deadly sin in their book of rules is to lose money.

In essence, Leutnant Trotta of Radetzkymarsch<sup>25</sup> does not have a great deal in common with Franz Tundra and even less with the Franz of Die Rebellion. Moreover, social stratification ostensibly separates Mendel Singer of Hiob from Trotta or Tundra. Despite what Böning has portrayed as "the net of figures and places"<sup>26</sup> in Roth's novels, different levels of consciousness segregate these characters. Furthermore, in the context of the Slavic world and Jewish exile, those who laugh loudest, hurt the most.

In the context of the Austrian aristocracy, the protagonist's behavior becomes the object of irony when a character, believing he is following a prudent path, places himself in an embarrassingly ludicrous position. Whenever Roth sets the scene for the light-hearted entertainment we associate with "old Vienna," the opposite takes place. From gaiety to absurdity, his characters waltz the danse macabre. The rigid social structure so skillfully delineated in Radetzkymarsch, for example, homogenizes any

deeper feelings and creates bland dispositions incapable of recognizing ominous danger. Feeble and unsuccessful attempts to alter basic situations underscore the extent of the protagonists' entrapment. Roth humors his Trottas, Taittingers and Fallmerayers by accepting the code of the elite<sup>27</sup> as part of his narrative perspective. While sympathizing with his creations, he exposes their frailties and vices, their boredom and indecisiveness.

Structurally, two things are going on simultaneously in these contexts: the narrator is moving from indulgence for his upper-class Austrian personalities to disapproval of their mental and physical activity; with this progression, he establishes narrative distance. The character is traveling from caprice to catastrophe, blissfully unaware that the world as he knows it is crumbling under foot. This assures narrative breadth. The persona identifies with his characters, while antithetically disclosing their debilities; hence his initial compliance with the whims of protagonists also becomes a signal for their impending folly. On the one hand, we observe the dynamics in the relationship of persona to character. On the other hand, we perceive the protagonists' halfhearted attempts at humor as forecasting misfortune; this represents the narrative range of Roth's pseudo-historical tableaux. Conjuring visions of life in the romantic, swirling Donaumonarchie on the eve of its most inglorious day, he sets the highly polished desks, the overstuffed chairs and the heavily shaded lamps in place. Yet once the scene is set, neither joviality nor wit crosses the mind of his character. No gaiety here. Self-deceived, bored, lonely and trapped in their starched uniforms,



their rigid conventions and their empty out-dated rules and regulations,<sup>28</sup> his soldiers, petty nobles, and stationmasters move quickly from the sublime to the ridiculous. As the refrains reverberate in three-quarter time and the exhilaration of waltzing couples intensifies, Roth sets the stage for what could have been amusement--a night in "romantic Vienna." But that's not what takes place.

In Radetzkymarsch, for example, the news of the assassination at Sarajevo spreads through the party rooms like wildfire. Trotta overhears the disparaging remarks of the Hungarian officers regarding the slain Archduke; he draws his revolver--only to make a fool of himself by threatening, while in his cups, to shoot down the next person who utters a sound.<sup>29</sup> In Stationschef Fallmerayer, a railroad official leaves his boring existence behind to follow his erotic fantasy. Yet he loses the woman of his dreams to her crippled husband and ends up with nothing. In Flucht ohne Ende the outcome of Tundra's search is disappointing: when he finally catches up with Irene, his erstwhile bride, he doesn't even recognize her and walks right by. These examples typify that class within fin de siècle society which hastened to its own embarrassment, became reckless and finally deceived itself on a senseless quest. Other characters like Franz in Die Rebellion jump headlong under the crushing wheels of the state bureaucracy. This topsy-turvy world of paradox and antithesis, in which the opposite of what is expected takes place, produces some incredible attitudes. So blinded by passion is Fallmerayer, for instance, that he comes to believe good is evil, evil is good:

Every morning, every evening he thanked God for the war. And the occupation. He feared nothing more than a sudden peace. This war had to last forever, forever Fallmerayer's orders to remain in this town, in this position. Never again peace on earth.<sup>30</sup>

We see then that joy and sorrow, humor and tragedy are additional sets in Roth's antithetical narrative. The crux of the matter is that opposites pervade the structure of all his stories: good-evil, war-peace, passion-indifference, expectation-surprise, sympathy-critique join with Paris-Berlin to manifest the same dialectical process.

In Paris, for example, the atmosphere is jovial at Monsieur Weingrod's restaurant, where Eastern Jews speak a merry "Kauderwelsch" and where the proprietor orders his wife, half in German, half in French, to "Gib mir das Soll und Haben, s'il vous plait." And his wife retorts in the same way by telling him to get the books himself: "Nehmen Sie sich vom Buffet si vous voulez!"<sup>31</sup> However, pleasure is at a premium in world "where fate lies in ambush," where so good-natured a fellow as Weingrod is kicked out of Russia, jailed in Poland, refused a visa in Germany, and, on top of all of this, hit by a car in Paris. While the narrator depicts pleasure in one sentence, he is reminded of pain in the next. Joy posits its own sorrow as these antilogies react in a dialectical process which propels the characters and the plot forward.

Delight is restricted to the "Jewish inns in Paris" or to the solitude of Mendel Singer's room, where Mendel experiences grace (die Gnade) and joy (die Freude) when reading his psalms



aloud: "With his feet he kept time to the verses of the psalms. His heart rejoiced and his body was compelled to dance."<sup>32</sup> At the Gasthaus (inn) or with the Gebetbuch (prayer book), Roth's figures enjoy fleeting moments of rapture. Once they step out of these environs, however, they are confronted with the absurd world of officialdom, soldiery and class consciousness, romantic in its ideals perhaps, unwieldy in its operation nonetheless: "Everybody lives here according to eternal laws and against his will...Everybody has a role."<sup>33</sup> In such contexts, those who laugh loudest are to be pitied most, for their would-be mirth covers the hellish torments of their life experiences:

At this, Mendel howled with laughter and said: "I am not afraid of Hell. My skin has already been burned, my limbs are already lame and the evil spirits are my friends. I have already suffered all the tortures of Hell. More benevolent than God is the devil. Since he isn't as mighty, he can't be as cruel. I'm not afraid, my friends!"<sup>34</sup>

By endowing him with the ability to grin through the tears and laugh in spite of the pain, Roth breathes life into Mendel Singer and ensures his credibility.<sup>35</sup> But, as we have seen, the joy is intentionally ambiguous, almost always implying the opposite of itself. An East European Jew like Mendel Singer goes to America; he doesn't dally in a place like Berlin.

There is, however, one character very eager to travel to the German capital. As we may now anticipate, he is an "oppositional" character, i.e. an inhabitant of the opposite geographi-

cal pole: the French pacifist Antoine Charronoux arrives from Paris in the last twenty pages of Rechts und Links in order to study "with benevolence," as Roth assures us, the traditions and customs of his country's former enemies. He was one of those writers who, in the aftermath of the first World War, sought to establish better relations between European nations. Roth calls them "literarische Friedenstauben" (doves, literary peacemakers). They journeyed to Berlin, gave a lecture and made notes for future articles on German writers, industrial magnates and even revolutionaries. Roth skillfully arranges for Charronoux to meet them all: the French guest is invited, as were his real-life counterparts at this time, into the homes of Berlin's well-to-do, the educated, the "cosmopolitan thinkers," who, as Roth points out, were the same industrialists producing a large variety of poison gases in their factories. Paul Bernheim and his wealthy wife give a little reception in honor of the Parisian visitor, to which they invite various members of Berlin's haut monde.

Among the first to arrive is Herr von Marlow, a Junker, who had, upon settling in the city, changed his affiliation from the "German Nationals" (Deutschnationalen) to the "Popular Party" (Volkspartei). First, however, he leased his large estates in Silesia. Roth signals the reader that this would-be democrat was at heart still a reactionary when he remarks, as if in passing, that Herr von Marlow continued to send birthday wishes to the exiled Kaiser Wilhelm. Another guest was the editor of a liberal newspaper, the exact opposite, one would expect, from the Junker. But the editor, who had begun his political career on the Left, was becoming more conservative ever since his wife's dowry had



enabled him to purchase a sizable estate in Brandenburg. A Major from the Reichsministerium arrives at the party in civilian clothes, thus closing ranks with the others. In this way, Roth illustrates the collusion of the Right and Left with the military which signaled the beginning of the end for democracy in Germany. Roth's allegory of the people at the party is a reflection of social and political reality: "From Left to Right the guests met one another in the middle."<sup>36</sup> At this reception in the home of Paul Bernheim, Roth has assembled those conservatives who feign liberal leanings and those democrats who are closet reactionaries at the center behind the armed forces. These are the people who are about to lead Germany down the path of barbarism to total destruction.

The worst of the lot is Paul's brother, Theodore, who praises physical fitness, yet is too weak to exercise, who escapes responsibility for his assault on democracy by hiding in another country, who keeps a swastika sewn to the arm of a jacket in his closet. Theodore arrives late, just as the distinguished Professor Hamerling is praising Paris as the city of reason and entertainment. By way of contrast, Hamerling says about the Germans: "We shall always remain children of the North, and our home, therefore, the shades of twilight." Into the mouth of this supposedly enlightened scholar, Roth puts words which foreshadow the approaching Götterdämmerung for Germany.

At this point, Theodore interrupts:

"They need us; we don't need them," he said scornfully.

"Paris," he continued, "is ceasing, has ceased to be any kind of center. Berlin is becoming one. In fact,

it already is."<sup>37</sup>

With these words, this young, weak, corrupt and irresponsible fanatic echoes the hatred of foreigners as well as the chauvinism emanating from Fascist circles. Yet it is indeed ironic that the dignified and highly respected Hamerling appears at first to oppose, or at least contradict Theodore, only to fall himself into another Nazi cliché:

"We weren't talking about that," replied Hamerling forcefully and indignantly. "The gaiety of Frenchmen is simply at home in Paris. In Berlin we work, in Germany we work."<sup>38</sup>

With all his erudition and good-will, the professor of Romance languages and literature, who wants to bring France and Germany closer together, lacks insight and the ability to think for himself. He too has been conditioned by Nazi propaganda. Thus Charranoux completely misses the point Roth is making. In his notebook, he jots down the Nazi cliché: "In Paris ist die Leichtigkeit zu Hause, in Deutschland die Arbeit."<sup>39</sup> Roth's astute observation and skillful representation suggest that the Charranoux of this world won't be of any help in warding off what's coming. Instead, the French pacifist is completely taken in by Hamerling's "happy turn of phrase, this solution to the problem of characterizing the two nations. All future war is now rendered impossible." Charranoux and his counterparts of the day were too blind to see that at Bernheim's party the next war was in the making.



For this reason, Joseph Roth picked up his pen and, as he described his situation to René Schickele on Jan. 20, 1930, wrote ten hours a day, every day.<sup>40</sup> As the humiliating regulations proliferated, Roth hastened to warn those who had eyes but could not see, those with ears who could not hear that the Anti-Christ was coming. The oppressive controls suffered initially by that small group of East European Jews would soon apply to all. As Pierre Bertaux remembered in his memoirs, Jakob Wassermann, Alfred Döblin, Ernst Toller, Alfred Kerr, Georg Grosz and Joseph Roth met one Sunday in Feb. 1928 in Berlin's Grunewald, where Roth made the following prediction:

in ten years, a) Germany will wage war against France, b) we shall, if we're lucky, be living as emigrés in Switzerland, c) Jews will be beaten in broad daylight on the Kurfürstendamm.<sup>41</sup>

But, as Bertaux recalled, none of the assembled personages, all known for their insight and creativity, believed Roth, who simply smiled in despair. He also worked day and night to keep his prediction from coming to pass.

The same prophetic insight motivated Roth to leave Germany, if we accept Hermann Kesten's account, on the day Hitler became Reichskanzler, or, if we trust Leonhard Frank's memory, the minute he learned of the fire in the Reichstag. In his autobiographical novel, Links wo das Herz ist, Frank recalls Roth's hasty departure on Feb. 27, 1933:

On this night, Michael was sitting at the cordial bar 'Mampe' on the Kurfürstendamm. A newspaper boy rushed in. The boldface headline screamed: "Communists burn

down the Reichstag." Everyone knew immediately who had set the fire. A friend of Michaels, the great novelist and master of German, Joseph Roth, declared prophetically: "If those hoodlums think that they can conduct world politics with gangster methods, then they're all already doomed to defeat and will end up the way gangsters do." He hurried home, packed his things and left for Paris.<sup>42</sup>

Roth's first letters from Paris cast some doubt on the authenticity of this anecdote since one is dated Feb. 1, 1933, thus corroborating Kesten's statement that Roth had departed three weeks earlier. At any rate, this correspondence attests to his sorrow, his frustration, his genuine fear for the future of Europe. On Feb. 9 he wrote to Félix Bertaux: "I'm so tired of all these things. Besides I can't even reach the smallest private decision because of the events in Germany. In general, I am completely crushed" (niedergetrampelt).<sup>43</sup> Later in the month he comments to Stefan Zweig: "In the meantime it will have become clear to you that we're headed for a great catastrophe. Never mind our private lives--our literary and material existence is destroyed--the whole thing is leading to war. I wouldn't give a red cent for our lives. Barbarism has succeeded to power. Don't harbor any illusions. Hell reigns supreme."<sup>44</sup>

With this, Berlin ceases to be a focal point of Roth's activities. His name appears among the first 131 authors black-listed by the chief Nazi librarian Wolfgang Hermann on p. 357 of the Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Vol. 100, 1933). His entire work was banned outright by directive of the President



of the Reichsschrifttumskammer on April 25, 1935 and reiterated on p. 102 of the "Stand vom Oktober 1935." These lists of "harmful and undesirable literary writings" reaffirmed the prohibition of Roth's works as of Dec. 3, 1938. On p. 36 of the Leitheft Emigrantenpresse und Schrifttum, a kind of guidebook to blacklistings prepared by the SS, Roth's name is listed as a contributor to the journal Das Wort in Moscow under "Liberal-Jewish Emigrant Press," which represents today an honor roll in the struggle against Nazi tyranny.

Contrary to what might be expected, Roth's rapid departure from Berlin, his flight from National Socialism, did not signify an escape from anti-Semitism. On his subsequent travels to Vienna and Salzburg, whether in Marseille or Nizza, from Brussels to Lemberg he detected the latent anti-Semitism of other nations. He visited Warsaw and Zurich and more or less established a domicile on the left bank of the Sienne, first in the Hotel Foyot, then in the Paris-Dinard, later in the Hotel de la Poste. After much traveling, he concluded that anti-Semitism was one of the Nazis' more effective propaganda weapons because:

it touches exactly that latent bestial instinct of every plebian outside the Third Reich. The sympathy-- and let's not kid ourselves, it's no small amount-- which the Third Reich has found outside its borders can be traced back to latent anti-Semitism.<sup>45</sup>

Even in Paris, Roth was hounded and maligned. The conservatives rejected his positive statements about the Habsburg monarchy because he was a Jew. Jews scorned his writings because he

had become a conservative. At times, he can be observed fighting against both the political Right and Left, not to mention against anyone with even the remotest ties to the "beasts" in Berlin. He earns whatever he can by writing stories for the emigrant newspaper Pariser Tageblatt. He's unhappy with Blanche Gidon's translations of his feuilletons which appear in Nouvelles litteraires and 1934. L'imagine d'aujourd'hui.<sup>46</sup> If it weren't for the lecture series arranged by the Penclub, he writes her from Wilna in 1937, he would be long dead.<sup>47</sup> Adding insult to injury, the magistrate in Paris orders the demolition of his home, off and on, for sixteen years. The last to leave the Hotel Foyot before it was torn down, a depressed Joseph Roth recorded in Das Neue Tagebuch (Nov. 1938):

Here I sit opposite the empty place and listen to the passing of the hours. You lose o n e 'Heimat' after the other, I say to myself. Here I sit, a pilgrim. My feet are sore, my heart is weary, my eyes are dry. Misery is squatting right down here beside me, becoming ever more gentle and ever greater; pain ceases, then grows violent and then charitable again. Terror smashes its way toward me and cannot terrorize me any more. And that is the great hopelessness of it all.<sup>48</sup>

Yet Roth did not give up. Convinced that the Nazis could not be combated by writers outside the country, he had long since turned his attention and literary efforts to saving Austria from the blackshirted menace. In 1924 Joseph Roth was known to many as "der rote Joseph" because of his 60-odd contributions to



the party newspaper of the Social Democrats, Vorwärts. But already at this time, he was becoming ever more disillusioned by the political engagement of the Left. On April 10, 1926 he published an article in the Frankfurter Zeitung entitled: "The Private Life of the Worker," in which he criticized the proletariat as hopelessly caught-up in ideology. Over the next half dozen years and certainly after visiting the Soviet Union in the Summer of 1926, he began moving to the opposite side of the political spectrum. By April 1933 he could declare in a letter to Stefan Zweig: "I want to have the monarchy again and I'm going to say it."<sup>49</sup> The restoration of the Habsburgs was the only way, Roth asserted, to rescue Austria from the "political lechery" (politische Unzucht), marching around in brown or black shirts.

However, the subsequent attempts to integrate ever greater narrative warmth into his earlier more ironic stance created a tension in the structure of his stories which often produced the opposite of what Roth had intended. For example, instead of furthering more understanding for his character, the author of Die Büste des Kaisers made Graf Morstin more pathetic. Wielding a bottle of soda water in Zurich's American bar, where customers poke fun at a mock crown of St. Stephan, this postwar version of Trotta, Taittinger and Fallmerayer is not more humorous, not more sympathetic, but rather more bizarre. The story of Lopatany's former administrator substantiates our argument nonetheless because we can observe here the movement between polar opposites compressed into fewer than twenty pages. As I have shown elsewhere,<sup>50</sup> Roth tried to infuse his new narrative per-

spective, adopted for political purposes, into much older material. Die Büste des Kaisers is revealing because the transition from power to impotence, from activity to inertia, from impartial treatment of individuals to political favoritism, from levity to absurdity, from joy to sorrow--the range of Roth's dialectic archetypes--can be studied here in a short work.

Our brief look at Joseph Roth as he traveled between Berlin and Paris with a short stopover at Vienna has uncovered three fundamentals about his literary technique, which permit several additional observations. Firstly, remarkably distinct examples illustrate general truths about the human condition. These unique instances, many of which were gleaned from specifically Jewish experiences, evolve toward universality across antithetical structures. One set of such dichotomies comprises Paris and Berlin which symbolize roughly joy and sorrow. The thesis (joy) posits its own antithesis (sorrow) inasmuch as laughing in one sentence or paragraph is followed by pain and crying in the next. Such changes in mood or sentiment rivals the immediacy with which some characters travel the 1200 km from Berlin to Paris in the space of a single paragraph or page. Secondly, the antinomies Paris and Berlin, joy and sorrow join with such other contradictions as critical sympathy, active inertia, impotent power and grim absurdity to produce a dialectical process which prevades the structures of his novels, essays and feuilletons and is reflected in the thinking of his characters and even the point of view of the narrative persona. It is, therefore, not surprising that the final antithesis Roth worked out was Weimar and Buchenwald. His last article was entitled: "Die Eiche Goethes in Buchenwald" (Goethe's



Oaktree in Buchenwald), underscoring the significance of geographical dialectics in his works.

We also observed the aesthetic game Roth plays with his readers whenever he sets in place the backdrop for light hearted entertainment and thereby arouses expectations of amusement and frivolity. Yet whether at the party in Austria where the news of the assassination at Sarajewo immediately divides the guests, or at the reception for a French pacifist in Berlin, which ironically brings the forces of Fascism together, we find neither the gaiety nor humor we anticipated. Thirdly, by complying with their rules and conventions and allowing for their priorities, Roth humors his Austrian aristocrats and Berlin bankers. With this distinctive narrative perspective, Roth is able to unmask the frailty and decay. While seeking their fortunes in Berlin, or following the code book of the Austrian elite, his Brandeises and Taittingers, his Bernheims and Trottas, may not laugh, but they do make themselves "lächerlich"; in so doing, they disgrace themselves as social beings by their own standards. Relief from the boredom, frustration and disillusionment which characters experience in Berlin can be found in Paris, the city of joy, entertainment and culture in Roth's fictional world. "No East European Jew goes to Berlin of his own accord." And, as Joseph Roth so painstakingly revealed, there were sound reasons at this time for decent people all over the world not to go there either.

Notes

<sup>1</sup>For biographical details, see David Bronsen, Joseph Roth: Eine Biographie (Cologne: Kiepenheuer & Witsch, 1974); also Fritz Hackert, "Joseph Roth. Zur Biographie," DVLG, 43 (1969), 176ff.

<sup>2</sup>Cf. Curt Sanger, "The Experience of Exile in Joseph Roth's Novels," Exile: The Writers' Experience, ed. John M. Spalek and Robert F. Bell (Chapel Hill: North Carolina University Press, 1982), pp. 258-266; also Fritz Hackert, "Kaddisch und Misere: Untergangsweisen eine jüdischen Katholiken. Joseph Roth in Exil," Die deutsche Literatur im Exil 1933-1945, ed. Michael Winkler (Stuttgart: Reclam, 1973), pp. 220-231.

<sup>3</sup>Robert F. Bell, "The Jewish Experience as Portrayed in Three German Exile 'Novellen'," South Atlantic Bulletin, 42 (1977), 7.

<sup>4</sup>David B. Dollenmayer, The Novel and History: Roth-Musil-Doderer (DAI 38, 1977: 2150A).

<sup>5</sup>Natalie Reber, "Motiv und Charakter bei Dostoevsky und Joseph Roth," CASS, 12 (1978), 382-391.

<sup>6</sup>Egbert Krispyn, "Joseph Roth and the Art of Adaptation," Protest-Form-Tradition: Essays on German Exile Literature, ed. Joseph Strelka, Robert Bell and Eugene Dobson (University: University of Alabama Press, 1979), pp. 97-109.



- <sup>7</sup> Joachim Bueg, "Joseph Roths literarische Selbstportraits," Irish Studies in Modern Austrian Literature, ed. G. Carr and Eda Sagarra (Dublin: no pub., 1982), pp. 51-75.
- <sup>8</sup> Christiana Alcantara, Das Menschenbild in den Romanen von Joseph Roth (DAI 40, 1979: 4614A).
- <sup>9</sup> T. Juergens, Gesellschaftskritische Aspekte in Joseph Roths Romanen (The Hague: Nijhoff, 1977).
- <sup>10</sup> David Bronsen, "The Jew in Search of a Fatherland: The Relationship of Joseph Roth to the Habsburg Monarchy," Germanic Review, 54 (1979), 54-61.
- <sup>11</sup> Barton W. Browning, "Joseph Roth's Legende vom heiligen Trinker: Essence and Elixir," Protest-Form-Tradition (see note 6), pp. 81-95.
- <sup>12</sup> Edward Mornin, "Drinking in Joseph Roth's Novels and Tales," International Fiction Review, 6 (1979), 80-84.
- <sup>13</sup> A.F. Bance, "'In the End is my Beginning': Joseph Roth's Die Rebellion and Die Legende vom heiligen Trinker," Studies in Modern Austrian Literature, ed. M. Ward and B.O. Murdach (Glasgow: Scottish Papers in Germanic Studies, 1981), pp. 33-44.
- <sup>14</sup> Reinhard Baumgarten, "Drei Ansichten von Joseph Roth," Literarische Profile: Deutsche Dichter von Grimmelshausen bis Brecht, ed. Walter Hinderer (Königsstein: Athenäum, 1982), pp. 352-364.

<sup>15</sup>Juden auf Wanderschaft (Berlin: Verlag Die Schmiede, 1927).

In: Joseph Roths Werke. Neue erweiterte Ausgabe in vier Bänden, hg. Hermann Kesten (Cologne and Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1975-76), III, 336.

<sup>16</sup>Joseph Roths Werke, IV, 658.

<sup>17</sup>Friedemann Berger discusses the term in a Postscript to Joseph Roth, Perlefter. Die Geschichte eines Bürgers. Fragment eines Romans aus dem Berliner Nachlass (Kiepenheuer & Witsch, 1978, p. 161.

<sup>18</sup>See Joseph Roth, Romane-Erzählungen-Aufsätze (Cologne: Kiepenheuer & Witsch, 1964), p. 595.

<sup>19</sup>Ibid.

<sup>20</sup>Ibid., p. 601.

<sup>21</sup>"In Berlin freut man sich nicht. Aber in Paris herrscht die Freude" (Ibid., p. 599); "Die Berliner jüdischen Schenken in der Hirtenstrasse sind traurig, kühl und still. Die Pariser jüdischen Gasthäuser sind lustig, warm und laut" (Ibid., p. 600).

<sup>22</sup>Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht (Munich: Wolff, 1927). In: Joseph Roth Werke, I, 381. (Romane-Erzählungen-Aufsätze, p. 154).

<sup>23</sup>Joseph Roth Werke, I, 385. (Romane-Erzählungen-Aufsätze, p. 158).



- <sup>24</sup>See Otto Forst de Battaglia, "Wanderer zwischen drei Welten," Joseph Roth und die Tradition: Aufsatz- und Materialiensammlung, ed. David Bronsen (Darmstadt: Agora Verlag, 1975), pp. 77-86.
- <sup>25</sup>Cf. G.P.G. Butler, "Radetzky Limp," GL&L, 29 (1976), 388-393; also for a description of the social structure and Roth's relationship to it, see Henri Plard, "Joseph Roth und das alte Österreich," Joseph Roth und die Tradition (see note 24), pp. 98-130; Wolfgang Maier, "Typische Formen der Geschehnisstruktur in Joseph Roths Radetzkymarsch," Archiv, 214 (1977), 71-79.
- <sup>26</sup>Hans Jürgen Böning, Joseph Roths Radetzkymarsch (Munich: Fink, 1968), pp. 44, 115-16.
- <sup>27</sup>The narrator's "critical sympathy" was first detected by Werner Hoffmeister, "'Eine ganz bestimmte Art von Sympathie': Erzählhaltung und Gedankenschilderung in Joseph Roths Radetzkymarsch," Seminar, 9 (1973), 50-65. See also Eleanora Hallden, "Das Phänomen Österreich im Leben und Werk Joseph Roths," TuK, 104 (1976), 226-228.
- <sup>28</sup>For a more detailed study of Roth's relationship to the Habsburg value system, see Wolf R. Marchand, Joseph Roth und völkisch-nationale Wertbegriffe (Bonn: Bouvier, 1974); Roman Strucargues that the novel is about dissociation, see "Radetzkymarsch als Roman der Beziehungslosigkeit," RLV, 42 (1976), 457-68.
- <sup>29</sup>Radetzkymarsch (Berlin: Kiepenheuer, 1932). In: Joseph Roth Werke, II, 281.

- <sup>30</sup>Romane-Erzählungen-Aufsätze (note 18), p. 337.
- <sup>31</sup>Ibid., p. 600. The profession of the character is often marked by pain and suffering; see M. Kranz, "Juden und ihre Berufe in Joseph Roths Werk," Tribüne, 16 (1977), 55-82.
- <sup>32</sup>Hiob. Roman eines einfachen Mannes (Berlin: Kiepenheuer, 1930). In: Joseph Roths Werke, I, 921.
- <sup>33</sup>Die Flucht ohne Ende. In: Romane-Erzählungen-Aufsätze, p. 143. Werner Sieg sees Roth's characters as moving between anarchy and fiction, see Zwischen Anarchismus und Fiktion: Eine Untersuchung zum Werk von Joseph Roth (Bonn: Bouvier, 1974).
- <sup>34</sup>Joseph Roths Werke, I, 937; Romane-Erzählungen-Aufsätze, p. 273.
- <sup>35</sup>See Peter W. Jansen, "Der autofiktive Erzähler: Roman und Existenz bei Joseph Roth," Joseph Roth und die Tradition (note 24), p. 364-373.
- <sup>36</sup>Rechts und Links (Berlin: Kiepenheuer, 1929). In: Joseph Roths Werke, I, 673.
- <sup>37</sup>Ibid., 677.
- <sup>38</sup>Ibid., 679.
- <sup>39</sup>"In Paris ease, light-heartedness is at home, in Germany work" (Ibid. 681).



- <sup>40</sup>Joseph Roth Briefe 1911-1939, ed. Hermann Kesten (Cologne and Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1970), p. 156.
- <sup>41</sup>As quoted by Brigitte B. Fischer, Sie schreiben mir oder Was aus meinem Poesiealbum wurde (Zurich and Stuttgart: Classen, 1978), p. 283.
- <sup>42</sup>Leonhard Frank, Links wo das Herz ist (Munich: Nyphenburger Verlagshandlung, 1952), p. 183. Compare Hermann Kesten, Der Mensch Joseph Roth. In: Joseph Roth. Leben und Werk. Ein Gedächtnisbuch, ed. Hermann Linden (Cologne and Hagen: Kiepenheuer, 1949), p. 18f.
- <sup>43</sup>Joseph Roth Briefe, p. 247.
- <sup>44</sup>Ibid., p. 249.
- <sup>45</sup>Emigration (1937). In: Joseph Roths Werke, IV, 657. The blacklists were displayed at the Roth exhibit in Frankfurt am Main, see Joseph Roth 1894-1939. Eine Ausstellung der deutschen Bibliothek Frankfurt am Main (Frankfurt: Buchhändler Vereinigung, 1979), pp. 242-247.
- <sup>46</sup>Joseph Roth Briefe, pp. 336ff., esp. the letter of June 20, 1935, in which he apologizes for having been so critical. Yet even here he refers to her many mistakes in translating his Radetzky marsch into French (pp. 415-417).

<sup>47</sup>Joseph Roth Briefe, p. 489 (Feb. 28, 1937).

<sup>48</sup>See "Rast angesichts der Zerstörung," Das neue Tagebuch, 6 (1938), 618. In: Joseph Roths Werke, IV, 884-886.

<sup>49</sup>Joseph Roth Briefe, p. 262 (April 28, 1933).

<sup>50</sup>See my article, "Joseph Roth's Büste des Kaisers: The Quest for an Authentic Text," Modern Language Notes, 89 (1974), 448-458.



AR 1764

4/52

Joseph Roth Collection

VI | Srenger, Gust

547/7

Srenger, Gust: Dichtwerk was Wahrheit in Joseph Roth's Dichtwerk von H. Srenger, Gust

DICHTUNG UND WAHRHEIT IN JOSEPH ROTH'S DIE LEGENDE VOM  
HEILIGEN TRINKER

Die bisherige Sekundärliteratur bezeichnet im allgemeinen Joseph Roth's Die Legende vom heiligen Trinker als das persönliche Testament des Dichters, ohne eigentlich auf die Frage einzugehen, wie weit dieses Werk wirkliche autobiographische Züge aufweist. Daß man Die Legende als ein literarisches Vermächtnis Roths betrachten könnte, in dem er sich klarer als in früheren Werken darstellt, wird allein schon durch den Umstand begreiflich, daß er diese Novelle schon in Ahnung seines bevorstehenden Todes schrieb.<sup>1</sup>

Zur Zeit, während Roth an der Legende arbeitete--zwischen Winter und Frühling 1939--war er bereits schwer krank. Sein seit zwanzig Jahren nachweisbares, unmäßiges Trinken<sup>2</sup> hatte seine von Natur aus zarte Konstitution zerstört. Als Melancholiker mit einer angeborenen Neigung zur Tragik, litt Roth unter den Ereignissen, die sich nach Hitler's Machtübernahme abspielten. Besonders der Nazi-Anschluß Österreichs, für dessen Unabhängigkeit er hoffte und sich persönlich einsetzte,<sup>3</sup> war ein schwerer Schlag für den Dichter. Verzweifelt über das Schicksal Österreichs und die Opfer des dortigen Naziterrors, verfiel er mehr und mehr dem Trunke. In einem Zustand äußerster Depression und alkoholischer Trance, schrieb er Die Legende vom heiligen Trinker.

Wie bei Zweig, Werfel, Czokor, Musil und Doderer, beruhte Roths kulturelle Perspektive und dichterische Existenz auf seiner Erinnerung der Vergangenheit. Diese literarische Tendenz war gekennzeichnet von:



... der Doppelbödigkeit ihrer Existenz in einer Unbeständigkeit und Unzufriedenheit mit der gegebenen geschichtlichen Wirklichkeit und von einer daraus folgenden Flucht und Rückwendung zur Existenz und Gefühlswelt einer historisch versunkenen Welt. 4

Literarischer Eskapismus ist auch die vorherrschende Charakteristik der Werke Roths, die er während der letzten sechs Jahre seines Lebens, 1933-1939, im Exil schrieb. Wie so viele Dichter im Exil, die sich von dem sprachlichen und kulturellen Milieu ihrer Heimat ausgeschlossen fanden, nahm Joseph Roth in seiner Dichtung Zuflucht zu Themen der Vergangenheit, um die für ihn unerträgliche Gegenwart auszuschalten. Im allgemeinen liegt der Entstehung der Legende dasselbe Fluchtmotiv zugrunde, nur mit dem Unterschied, daß in dieser Dichtung autobiographische Züge des Dichters, <sup>Werk</sup> auch poetisch verklärt, in größerem Maße als in seinen früheren Werken vertreten sind. Es ist gerade diese Tendenz zur persönlichen Darstellung, die auf die Verbundenheit des Dichters mit der Realität seiner Zeit hinweist. Selbst Roths Wahl der literarischen Gattung--auch Exildichter wie Thomas Mann, Stefan Zweig und Franz Werfel schrieben Legenden--unterstreicht sein Realitätsbewußtsein. So sieht auch F.C. Weisskopf in der Legende als genre einen thematischen Zusammenhang mit dem Zeitgeschehen:

In dunklen Zeiten--und die Zeit des Exils war dunkel--reifen am Baum der Literatur stets auch die Mythen und Legenden...was aber nicht heißen soll, daß diese Art Schriften durch die Bank auf das Überirdische, das Jenseitige gerichtet sind und mit der zeitgenössischen Welt, ihren Problemen, Bedürfnissen und Wünschen nichts zu tun haben. Die Emigrationsliteratur deutscher Zunge hat beide Typen--realistische Werke im märchenhaften Kleid und mystische Werke(mitunter realistisch drapiert)--hervorgebracht und dazu noch manche Schrift, die Elemente der einen und der anderen Art vereinigt. 5

So sah vielleicht auch Roth, im Bewußtsein seines baldigen Todes, in der Legende, eine Kunstform, geeignet zur Verschmelzung von Dichtung und Wahrheit, ein ideales Medium zur Selbstläuterung und Selbstdarstellung. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß jegliche Beziehung zwischen wirklichen Episoden im Leben des Dichters, d.h. dem Gelebten und dem Erlebten und ihrer künstlerischen Darstellung in fiktiver Verkleidung verhüllt ist, unter der sie zu entdecken ein feines Fingerspitzengefühl erfordert. René Wellek verweist auf diesen Zusammenhang zwischen Dichtung und Biographie:

The poet's work may be a mask, a dramatized conventionalization, but it is frequently a conventionalization of his own experiences, his own life. If used with a sense of these distinctions, there is use in biographical study.<sup>6</sup>

Die Auffassung, daß die Dichtung eine fiktive Maskierung darstellt, mit der der Dichter seine eigene Welt verschleiern verbirgt, trifft besonders auf Roth zu, von dem sein Freund und Herausgeber seiner Werke, Hermann Kesten sagt: "Im Leben und in der Kunst hat Roth viele Masken getragen."<sup>7</sup> Sogar in Gesellschaft erzählte Roth "... aus seinem Leben, Dichtung und Wahrheit, und machte daraus eine hundertfache Legende."<sup>8</sup> Roths Tendenz, die Begebenheiten seines Lebens legendenhaft zu gestalten, eine Charakteristik, die seine Freunde seinem angeborenen dichterischen Phantasiebetrieb zuschrieben, macht Die Legende vom heiligen Trinker eine besonders interessante Studie für die in ihr auftretende Verbindung zwischen Dichtung und Wahrheit.



Die Legende vom heiligen Trinker erschließt die Welt des herabgekommenen Trinkers, Andreas Kartak, und sein persönliches Verhältnis zu einer Heiligen. Ein namenloser Fremder drängt Andreas eine Anleihe von zweihundert Franc auf, mit der Bedingung, falls ihn sein "Gewissen...zwingt"<sup>9</sup>, diese Summe der heiligen Therese von Lisieux in ihrer Kapelle zurückzuerstatten. Eine Reihe von Wundern, die nach der Verleihung des Geldes folgen, bestärken die moralische Verpflichtung des Helden. Diese Wunder, die sich an ihm vollziehen, bestehen daraus, daß Andreas immer wieder zu Geld kommt, nachdem er die von ihm St. Therese geschuldete Summe an Frauen und Alkohol verschwendet hat. So folgt auch auf jedes Wunder ein Rückfall des Helden, eine Episode, in der er sein Geld wieder leichtsinnig ausgibt. Scheinbar wirkliche Ereignisse aus dem Leben des Trinkers lösen die Wunder ab. Diese Geschehnisse dienen dazu, den Protagonisten von der Tilgung seiner Schuld zu hindern und seine menschlichen Schwächen ans Licht zu bringen.

Die Legende besitzt eine gewisse symmetrische Struktur. In dreißig Seiten und fünfzehn Szenen wechseln Wunder mit Gegenwundern, Illusionen mit Desillusionen. Die vierzehnte Szene ist im wesentlichen identisch mit der ersten, während die fünfzehnte mit Andreas' Tod und der vermeintlichen Begleichung seiner Schuld ausklingt.

Die Legende beginnt "an einem Frühlingsabend des Jahres 1934"<sup>10</sup> und beschreibt die letzten drei Wochen im Leben des "heiligen" Trinkers. Die Wahl des Jahres 1934 als Zeit der Handlung könnte man im Fluchtmotiv des Dichters begründet sehen, nämlich, die Wundergeschichte in eine Zeit zu verlegen, in der er selbst noch an eine bessere Zukunft glaubte. Denn, trotz finanzieller Schwierigkeiten und häufigen Depressionen, die ihn sein ganzes Leben lang plagten, war 1934, verglichen mit 1939, für Roth in mancher Hinsicht ein annus mirabilis. Das Erscheinen des Tarabas und des Antichrist, sowie die Veröffentlichung der Erzählungen Le Buste de l'Empereur und Le Triomphe de la Beauté in diesem Jahr und seine Arbeit an dem Napoleonroman, Die Hundert Tage während eines mehrmonatigen Aufenthalts in Nizza als Gast Hermann Kestens, zeugen von der Produktivität des Dichters.

Vor allem aber war 1934 für Roth noch das Jahr der größten Hoffnung für die Zukunft Österreichs. Für Roth--das kann nicht genug hervorgehoben werden--war Österreich, besonders die vergangene Habsburgmonarchie--das entscheidende Grunderlebnis seiner literarischen und persönlichen Existenz. Schon im ersten Jahr der Hitlerregierung fürchtete Roth um die Unabhängigkeit der politisch gespalteten und wirtschaftlich schwachen österreichischen Republik. Er befürwortete die Rückkehr zu einer monarchistischen Staatsform als "...die einzige Rettung Österreichs"<sup>11</sup> von der Nazige-fahr und sah nicht lang danach eine Möglichkeit der Verwirklichung dieses Schemas in den legitimistischen Sympathien des österreichischen Bundeskanzlers."<sup>12</sup>



Roths Hoffnung auf eine Wiederherstellung der österreichischen Monarchie befaßte ihn ständig und verließ ihn nie während des Jahres 1934. Mitunter steigerte sich sein Optimismus zum Glauben an das Wunder, "...daß die Habsburger bald nach Wien ko men."<sup>13</sup> Mitunter hegte er Bedenken über die Fähigkeiten der provinziell orientierten christlich-sozialen Regierung den transzendentalen Charakter der österreichischen Monarchie zu erfassen, fand jedoch Hoffnung in seinem Glauben, "...daß der Kaiser einmal vorhanden das Übernationale eben (?) schafft..."<sup>14</sup> Auch war Roths Sehnsucht nach der alten Monarchie durchaus nicht ohne zeitliche Begründung, denn die Gefährdung österreichischer Unabhängigkeit durch den Nazistaat, führte um diese Zeit, ange-regt von führenden literarischen Kreisen, zu einem erneuten Bewußtsein der kulturellen Traditionen Österreichs, zu dessen Entfaltung viele prominente österreichische Dichter beitrugen.<sup>15</sup> Gleichzeitig erweckten die politischen Ereignisse des Jahres 1934, besonders der Tod Dollfuss' als Opfer des fehlgeschlagenen Naziputsches, unter weiten Schichten der Bevölkerung und in Regierungskreisen eine zunehmende Sympathie für die Habsburger-sache.

Als Roth 1939 Die Legende vom heiligen Trinker schrieb, hatte ihn der Fall Österreichs im vorigen Jahr seines literarischen und persönlichen "raison d'êtres" beraubt, und die Gegenwart hielt keinerlei Hoffnung mehr für ihn.<sup>16</sup> Vielleicht war es die Hoffnungslosigkeit des Jahres 1939, die Joseph Roth bewegte, die Wundergeschehnisse seiner letzten Dichtung zu einer Zeit spielen zu lassen, in der er selbst noch an Wunder glaubte.

Mit der unerwarteten "Erfahrung" von zweihundert Franc wird sich der Protagonist der Legende der Gnade seiner Ausgewähltheit zum Wunder bewußt. Das Motiv der Erwähltheit des Charakters ist hier von entscheidender Bedeutung. Der unbekannte Wohltäter wählt Andreas aus der anonymen Menge der Obdachlosen aus, die die Ufer der Seine bewohnen, nicht, weil er sich von seinen Schicksalsgenossen unterscheidet, er "...sah zwar genau so verwahrlost und erbarmungswürdig aus wie alle die anderen,...aber er schien...einer besonderen Aufmerksamkeit würdig."<sup>17</sup> Die mysteriöse Atmosphäre, die den fremden Geber umgibt, verleiht der Auserkoretheit des Helden zum Empfang der Gabe eine symbolische Bedeutung. Dieser Wohltäter ist ein Herr "gesetzten Alters, der...den Eindruck eines Reisenden machte,"<sup>18</sup> und der behauptet, daß er ohne Adresse wie der verlumpte Empfänger der Gabe, auf Grund seines Lesens der Lebensgeschichte der heiligen Therese von Lisieux zum Christentum bekehrt wurde.

Bedenkt man, daß in der deutschen Literatur Gott oft als ein Reisender auftritt, wie z.B. bei Bärlach und Rilke, so deutet der einleitende Dialog des "Herrn" mit Andreas auf die Möglichkeit einer göttlichen Mission hin:

"Wohin gehen Sie, Bruder?"-fragte der ältere wohlgekleidete Herr. Der andere sah ihn einen Augenblick an, dann sagte er: "Ich wüßte nicht, daß ich einen Bruder hätte, und ich weiß nicht, wo sich der Weg hinführt." "Ich werde versuchen, Ihnen den Weg zu zeigen"-sagte der Herr.

Es ist klar, daß dieses Gespräch symbolisch in einem biblischen Sinne zu verstehen ist. "Klar erkennbar verliert das Wort 'Weg' innerhalb dieses kurzen Abschnitts seine



biographische Bedeutung und nicht einen übertragenen Sinn an, der in Nachklang der letzten Worte 'sagte der Herr' - noch deutlicher durchdringt.<sup>20</sup> Der "Herr" anbietet sich, seinen verlorenen Bruder, der vom rechten "Weg", abgekommen ist, den richtigen Lebensweg zu zeigen.

Durch sein freiwilliges Versprechen, St. Therese die von ihm "geliehene" Summe zurückzuzahlen, macht Andreas sozusagen einen persönlichen Kontrakt mit der Heiligen. Damit ergibt sich eine ethische Bindung zwischen dem Sünder und der Heiligen, ein Verhältnis, von dem die erzählerische Form der Legende als genre ihren Ausgang nimmt.

Bereits in der ersten Begebenheit, in der Schilderung des Hauptcharakters, stellt sich der Dichter Roth persiflierend da. Wie sein fiktiver Charakter, Andreas, der keine feste Adresse hat, war Joseph Roth nach seinem, und dem Urteil seiner Freunde, ein "unbehauster Mensch." In einem autobiographischen Charakter vortäuschenden Brief an seinen Verleger gesteht Roth einmal: "Ich habe keine Heimat, wenn ich von der Tatsache absehe, daß ich in mir selbst zu Hause bin und mich bei mir heimisch fühle."<sup>21</sup> Und der Empfänger dieses Bekenntnisses bestätigt die Unbehaustheit des Dichters: "Dieser rastlose Wanderer...blieb ein Gast, wo er auch war."<sup>22</sup> In einem ähnlichen Sinne erinnert sich Roths Jugendfreund, Hermann Linden: "Roth war ein Zivilisationsnomade....Er hatte nirgendwo eine Wohnung, kein Haus, kein möbliertes Zimmer. Das Hotel war seine Wohnung."<sup>23</sup>

Otto Basler sieht in Roths Dichtung die Lublikierung für die Inkompatibilität seiner Existenz: "Roth der ewig Unbehauste, sehnte sich dauernd nach Hause und fand sein Zuhause nur in seinen Erzählungen,..."<sup>24</sup>

So unmittelbar wie das Erscheinen des mysteriösen Fremden, so ist auch sein Verschwinden. Die Aufmerksamkeit des Lesens wird nun voller auf den Helden konzentriert, der nun näher beschrieben wird: "Aber was den anderen betrifft, so war er ein Trinker, geradezu ein Säufer. Er hieß Andreas. Und er lebte von Zufällen, wie viele Trinker."<sup>25</sup> Durch die persönliche Erfahrung des Wunders vollzieht sich an Andreas eine innere Wandlung. Er fühlt sich auserkoren zum Wunder und dadurch getrennt von "den Menschen seiner Art eben (verkommen, wie er sie auf einmal selbst im Stillen nannte),..."<sup>26</sup> und deshalb als er die Neigung verspürt sich am Morgen zu waschen, scheut er sich vor den anderen "... und begnügt sich damit, nur die Hände ins Wasser zu tauchen."<sup>27</sup> Die beabsichtigte "Waschung" könnte symbolisch als eine seelische Läuterung und Erneuerung des Charakters aufgefaßt werden. Jedoch die Tatsache, daß er sich lediglich damit abfindet "die Hände ins Wasser zu tauchen," gibt Raum zur Spekulation, daß Roth hier eine Ironisierung des christlichen Motivs der Taufe beabsichtigt. Denn nach chassidischem Brauch, mit dem Roth seit seiner Kindheit in Galizien vertraut war, beschränkte sich der Minimum - Reinigungsprozess orthodoxer Juden auf das Eintauchen der Fingerspitzen ins Wasser.



Mit seiner inneren Erneuerung erfährt Andreas auch eine physische Regeneration, als er sich aus der Isolation seiner Welt in die eigentliche Welt begibt. Diese Wiedergeburt des Helden offenbart sich in seinem plötzlich wiedergewonnenen Zeitbewußtsein und einem erneuten Interesse an seinem Aussehen. Die Erkenntnis seiner selbst durch einen Blick in einen Spiegel macht ihm seines vernachlässigten Äußeren bewußt und veranlaßt ihn, sich rasieren zu lassen. Im Bewußtsein seiner Verjüngung kehrt auch seine Zuversicht und Selbstachtung zurück, die noch verstärkt wird durch das Wunder einer zweitägigen Arbeitsgelegenheit, die ein freundlicher Zufall ihm zuführt und für die er -- bedeutsamer Weise -- den Lohn von zweihundert Franc erhält. Andreas' gute Absicht St. Therese diese Summe am nächsten Sonntag darzubringen, wird durch sein Trinken und sein Wiedersehen mit seiner früheren Geliebten, Karoline vereitelt.

Es sind besonders die Beschreibungen der alkoholischen Gepflogenheit des "heiligen" Trinkers, durch die der Autor eine Verbindung mit sich selbst herzustellen scheint. Zugegeben, "...der Erzähler eines Romans ist nicht der Autor",... der Erzähler ist eine gedichtete Person in die sich der Autor verwandelt hat,<sup>28</sup> die Legende weist im allgemeinen die Merkmale auf, die nach Franz Stanzel auf eine "auktoriale Erzählsituation zutreffen."<sup>29</sup> Stanzel führt auch aus, daß man in einer solchen Erzählform die Anwesenheit des Autors hinter dem fiktiven Erzähler durch solche Mittel wie "Leseanreden, Kommentare für die Handlung, Reflexionen, usw." feststellen kann.<sup>30</sup>

Er schließt daraus: "In einer auktorialen Handlung stellt der Autor und Erzähler neben der Handlung sich selbst mit dar. Er bleibt jedoch in allgemeinem auserhalb des Seinsbezirkes der dargestellten Welt."<sup>51</sup> Der Gebrauch der Phrase, "in allgemeinen", läßt die Möglichkeit eines gelegentlichen persönlichen Auftretens des Dichters offen. Das scheint auch der Fall in Roths Legende zu sein, wo der Autor öfters seine Gegenwart durch Erklärungen und Kommentare bemerkbar macht, die eine persönliche Beziehung, mitunter sogar Identifizierung mit seiner literarischen Kreatur, herstellen. Es ist, wie bereits erwähnt, das Trinken des Helden, das den Autor veranlaßt die objektive Distanz des fiktiven Erzählers zu überbrücken und sich ihm anzunähern. So zum Beispiel deutet der Gebrauch von "unser" im folgenden auf die Affinität des Dichters mit seinem Subjekt hin: "Also setzte er sich, unser Andreas, und...bestellte...einen 'cafe, arrose rhum'."<sup>52</sup> Noch deutlicher kommt das an Identifikation grenzende Verständnis des Autors für das Trinken seines Protagonisten zum Vorschein, wenn er über eine ihrer gemeinsamen Erfahrungen des Alkoholgenusses kommentiert:

...als er sich endlich erhob, verspürte er zwar eine Art Hunger, aber nur jenen, von dem lediglich Trinker befallen werden können. Es ist dies nämlich eine besondere Art von Begehrllichkeit (nicht nach Nahrung), die lediglich ein paar Augenblicke dauert und sofort gestillt wird, sobald derjenige, der sie verspürt, sich ein bestimmtes Getränk vorstellt, das ihm in diesem bestimmten Moment zu behagen scheint. 33

Im obigen Abschnitt bedeutet der Übergang vom epischen



Präteritum im ersten zum Präsens im folgenden Satz, daß der darin enthaltenen Beobachtung eine universale Gültigkeit zukommt, die auf der allgemeinen Erfahrung des Trinkers beruht, die der Autor mit seinem fiktiven Charakter gemeinsam hat.

Wieder deutlich offenbart sich die Anwesenheit des Dichters, wenn er seine persönliche Teilnahme am Schicksal seiner Trinkergestalt ausdrückt: "Und zu jenen langsamen Untergang entschlossen, zu dem Trinker immer bereit sind-- Nüchterne werden das nie erfahren!--begab sich Andreas wieder an die Ufer der Seine,..."<sup>34</sup> Durch den Gebrauch der Interjektion-- "Nüchterne werden das nie erfahren!--identifiziert sich Roth gewissenmaßen mit dem Helden auf Grund ihrer gemeinsamen psychologischen Erfahrung des Trinkens, die sie von den Nichttrinkern unterscheidet. Darüber hinaus weist die Entschlossenheit des fiktiven Trinkers, Andreas, "zu jenem langsamen Untergang" auf die Möglichkeit, daß Joseph Roths eigenes Trinken auf einer selbstmörderischen Tendenz beruhte. Auch Roths intimer Freund, Stefan Zweig soll der Ansicht gewesen sein, "...Joseph Roths übermäßiges Trinken hätte selbstmörderische Ursache gehabt."<sup>35</sup>

Roths persönliche Trinkergeschichte begann im ersten Weltkrieg während seiner Soldatenzeit und setzte sich schon zu Beginn seiner journalistischen Karriere fort.<sup>36</sup>

Die Geistesleider Mann; seiner Frau Ende der Zwanziger Jahre und ihre schließliche Überführung in eine Heilanstalt, die in ihm Schulagefühle erwecken ließ,<sup>36a</sup> seine stets prekäre finanzielle Lage, Depressionen und konstante Melancholie und zuletzt das Wüten der Naziberbarei verstärkten Roths alkoholischen Drang bis zur Besessenheit. 1935 schreibt Stefan Zweig: "Roth ist total dem Trunk verfallen, Ernst Weiß gibt ihn auch schon auf."<sup>37</sup> Ein anderer Freund Roths, Herbert Marcuse beschreibt Roths Trinken zwei Monate vor seinem Tode: "Dort blickte er einer farbig-grellen Flüssigkeit tief auf den Grund. Von dem spärlich blonden Schnurbart...tropfte es grünlich herab, als sei der Mann bereits ertrunken. Einige Wochen danach war er es."<sup>38</sup> Über sein letztes Zusammentreffen mit Joseph Roth, der ihn auch bei dieser Gelegenheit die Vollendung seiner Legende mitteilte, berichtet Hermann Kesten: "Zehn Tage vor seinem Tode sah ich ihn das letzte Mal...Vor Roth standen ein oder zwei Gläser mit einer grünen und gelben Mixtur und ein halbes Dutzend der Zahluntertassen..."<sup>39</sup> Die grüngelbe "Mixtur" war Fernod, Roths Lieblingsgetränk, und wenn er von seinem gleichgearteten Charakter in der Legende sagt: "...er bestellte einen Fernod und er trank ihn auch mit der Sicherheit eines Menschen, der schon viele in seinem Leben getrunken hatte,"<sup>40</sup> ...so ist das nicht Dichtung, sondern "Fragment einer großen Konfession."



Andreas' kurzfristige Romanze mit Karoline läßt ihn desillusioniert, aber macht ihn seiner Identität und Vergangenheit bewußt. Er sieht seine alten Papiere durch, aus denen hervorgeht, daß er Andreas Kartak heißt und Pole ist, der ursprünglich als Kohlenarbeiter nach Frankreich kam. Auch hat er eine Gefängnisstrafe hinter sich, weil er Karolines Mann, als dieser ihr Leben bedrohte, tötete.

Deprimiert über das Versäumnis seiner "Ehrenpflicht" und wieder ohne Geld, verliert Andreas momentan seinen Glauben an Wunder und zieht sich von der Welt unter die Brücken der Seine zurück. Jedoch ein Traum, in dem die Heilige Therese ihm in der Gestalt eines kleinen, blonden Mädchens erscheint--er hält sie für seine Tochter--und ihn auffordert am nächsten Sonntag zu ihr zu kommen, erneuert sein Vertrauen in die Macht der Wunder<sup>und</sup> in seiner Auserlesenheit zum Wunder. Kaum glaubt er wieder an Wunder, so findet er in seiner Brieftasche, die er alt gekauft hat, einen tausend Francschein. Ermutigt geht er in die Welt zurück und neuen Wundern entgegen. Hier trifft er mit einem alten Schulfreund, dem berühmten Fußballspieler Kanjak zusammen.

Diese Episode der Wiedervereinigung der zwei Freunde scheint ein kulturkritisches Element und eine persönliche Erfahrung des Dichters persiflieren zu wollen. Als Andreas zuerst das Bild des Fußballspielers in einem Kaffeehaus erblickt und ihn als seinen alten Freund erkennt, fühlt er sich unsicher über seine vermeintliche Assoziation mit so einer Persönlichkeit. Die dichterische Ironie über Athleten und

Sportveranstaltungen enthüllt sich in der sarkastischen Bemerkung: "...es war in der Tat der große Fußballspieler, Kanjak, ... allen normalen Menschen wohlbekannt. Aber woher sollten ihn Alkoholiker, die unter der Seine Brücken schliefen, kennen, und wie zum Beispiel unser Andreas?" 41

Und wiederum, als der Portier eines Kinos die Adresse des bekannten Fußballspielers auswendig weiß, kommt die Ironie des Autors zum Vorschein: "Wer war in ganz Paris so bekannt wie der Fußballspieler Kanjak? Der Türsteher schon kannte seine Adresse."<sup>42</sup> Auch in der Beschreibung der Residenz des Fußballspielers offenbart sich Ironie: "Es war ein vornehmes, kleines und stilles Hotel, gerade eines jener Hotels, in denen Fußballspieler und Boxer, die Elite unserer Zeit zu wohnen pflegen."<sup>43</sup> Mit dieser spöttischen Bezugnahme auf "die Elite unserer Zeit" erweist sich Roth als Kulturkritiker gegen die antiintellektuelle Tendenz, den Sport auf Kosten wirklicher kultureller Bestrebungen zu verherrlichen. Ein klarer Präzedenzfall für Roths Kritik am sportbegeisterten Publikum findet sich in seinem, 1932 geschriebenen, Feuilleton, "Ursachen der Schlaflosigkeit im Göthejahr."<sup>44</sup> In diesem Aufsatz richtet sich die Entrüstung des Dichters gegen den Sportsfanatismus der Massen anlässlich des bevorstehenden Schmeling-Sharkey Boxkampfes. Wie schon der Titel andeutet, kontrastiert der Autor die Begeisterung des deutschen Volkes für dieses "match" mit den im selben Jahr stattfindenden Feiern des hundertsten Todesjahres Goethes, die wohl kaum eine ähnliche Reaktion auslösten.



Das Versprechen des Fußballspielers dem "Trinker" einen Anzug zu schenken, erinnert an eine wahre Episode im Leben Roths, von der Hermann Kesten berichtet. Während eines Aufenthaltes in Ostende 1938 kaufte Stefan Zweig Joseph Roth, dessen einziges Beinkleid schon im schlechten Zustand war, eine neue Hose. Einen Tag darauf schüttete Roth Pernod auf seinen Rock, um, wie er sagte, Zweig zu veranlassen, ihm auch zur Hose einen neuen Rock zu kaufen, was er auch tat.<sup>45</sup>

Die Alliteration und Assonanz der beiden Namen, Kartak und Kanjak und die gleiche Herkunft beider Charakter deuten auf eine Art Geistesverwandtschaft und Freundschaft hin, wie sie zwischen Roth und Zweig bestand. Auch die Tatsache, daß Roth Die Legende vom heiligen Trinker Stefan Zweigs Frau, Friderike, widmete,<sup>46</sup> erhöht die Wahrscheinlichkeit einer dichterischen Verklärung der wahren Charaktere und der von Kesten beschriebenen Episode.

Andreas neuerlangter Wohlstand--er besitzt noch 980 Franc von dem 1000 Francschein--und der ungewohnte Luxus eines heißen Bades in den Hotelzimmer, das ihm Kanjak gemietet hatte, überzeugen ihn, "daß sich die Gnade auf ihn niedergelassen hatte,"<sup>47</sup> und erwecken in ihm die Lust zu einem Liebesabendteuer. Es folgt eine typische Schnitzlerepisode mit "dem schönen Mädchen", das ihm gegenüber auf Zimmer 780 wohnt. Die Differenz zwischen der Summe Geldes, die Andreas bei sich trägt und der Zimmernummer seiner "paramour" ergibt die Zahl zweihundert, die identisch ist mit dem Betrag, den er St. Therese schuldig ist. Sein Verhältnis mit dem Mädchen, Gaby, ist ein rein sexuelles und endet in totaler Entfremdung, wie so viele Liebesaffären in Roths Werken.

Der Name, "Gaby" schließt die Möglichkeit ein, daß Roth damit auf seine langjährige Lebensgefährtin, Frau Andrea Manga Bell, anspielt. Es ist durchaus denkbar, daß Roth diese Dame privat mit dem Kosenamen, "Gaby" bedachte, der sich aus einer Kombination der letzten zwei Buchstaben ihres Mittelnamens mit den ersten zwei Buchstaben ihres Familiennamens ergibt. Roth lernte Manga Bell in Berlin kennen, wo sie Leiterin eines Damenjournals war und lebte mit ihr "von 1931 bis 1938."<sup>48</sup> Sie war kubanischer und deutscher Abstammung und war früher die Frau eines afrikanischen Königs gewesen. Roths Verhältnis mit Frau Manga Bell war in allgemeinem harmonisch, "...er versorgte ihre schwarzhäutigen Kinder...."<sup>49</sup>

Auch in der Gaby Episode kann eine typische Kulturkritik Roths wahrgenommen werden, die in seinen früheren Werken noch viel schärfer hervortritt--die Mißbilligung des Kinos. Schon mit Karoline sieht Andreas einen Film und ist so gelangweilt, daß er dabei einschläft. Auch vor dem Zusammentreffen mit seinem Boxerfreund geht er ins Kino, aber im Laufe des Films verlor er "...jede Sympathie für den Helden."<sup>50</sup> Als Gaby und Andreas sich gegenseitig langweilen "...beschlossen sie, was den Menschen ihrer Zeit vorbehalten bleibt, sobald sie nicht wissen, was anzufangen, ins Kino zu gehen."<sup>51</sup> Diese abfällige Bemerkung zeigt Roths Abneigung gegen das Kino, das er als ein Symbol kultureller Dekadenz ansah. Bereits in seinem 1928 veröffentlichten Roman, Zipper und sein Vater enthüllt Roth die Korruption der Filmindustrie.



Auch in der 1938 erschienenen Kapuzinergruft nimmt er Anstoß an Film und Filmschauspielern. Seinen stärksten Angriff gegen den Film unternahm Roth in Der Antichrist (1934), in dem er Hollywood gleichsetzt mit "Höllewat,...wo die Menschen die Doppelgänger ihrer eigenen Schatten sind."<sup>52</sup> Roth begründet seine Verurteilung des Films in diesem Werk folgendermaßen:

Der Film ist keine zeitliche Erscheinung allein. Er mag die Menschen seelig machen, auch der Teufel macht sie zuweilen seelig. Es ist meine unerschütterliche Überzeugung, daß sich im quasi lebendigen Schatten der Teufel offenbart. Der Schatten, der selbst agiert und sogar spricht, ist der wahre Satan. Mit dem Kino beginnt das 20. Jahrhundert, das ist: das Vorspiel zum Untergang der Welt.... Telephon, Aeroplan, Radio sind nichts dagegen: daß man den Schatten vom Menschen gelöst hat. 53

Es besteht die Möglichkeit, daß Roths Antagonismus gegen den Film ursprünglich auf den chassidischen Einfluß seiner Jugend zurückzuführen ist, da im allgemeinen orthodoxe Juden nie willig sind, sich, in Gehorsam zum vierten Gebot, photographieren zu lassen. Im Wesentlichen gehört aber Joseph Roths Filmkritik zu der allgemeinen Tendenz des europäischen und österreichischen Kulturpessimismus, wie ihn Roths Zeitgenosse, Egon Friedell in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit behandelte. 54

Andreas' Unfähigkeit den Versuchungen dieser Welt zu widerstehen macht ihn zum Prototyp des Sünders, der gerade wegen seiner Unvollkommenheit und menschlichen Schwäche zur Gnade berufen scheint. Während Alkohol und sinnliche Begierden den Trinker immer wieder vom "rechten Weg" abbringen, zeigt ihm das Wunder, das ihm nach jeder seiner Verfehlungen erneut wieder begegnet, "den Weg", den er allerdings gleich wieder verliert. Nachdem Andreas' gute Absicht, seine Schuld der Heiligen Therese zurückzuzahlen durch seine Wiederbegegnung mit dem Kohlenarbeiter, Woitech, scheitert--sie verprassen und vertrinken die geschuldete Summe-- wendet er sich wieder von der Welt ab und kehrt zur Seine zurück, aber diesmal "... der Wunder sicher, die ihm gewiß noch geschehen würden,..."<sup>55</sup> Und das Wunder wartet auch schon auf ihn. Er begegnet am Seineufer seinem ursprünglichen Wohltäter, dem "Herrn", der ihm anfänglich die zweihundert Franc gab, oder zumindest dessen Doppelgänger, denn dieser "Herr" leugnet seine Identität mit seinem Vorgänger. Wiederum wechseln zweihundert Franc die Hände und Andreas verpflichtet sich wieder diese Summe St. Therese zurückzugeben.

Das Mysterium in Andreas' anscheinender Verwechslung seines zweiten Wohltäters mit dem ersten, erweckt Zweifel in des "Trinkers" Fähigkeit, zwischen Vision und Realität zu unterscheiden. Anscheinend wirkliche Ereignisse, die er erlebt, sind verschwommen und scheinen sich in einem Kafkaschen Milieu zu vollziehen. Demgemäß verspricht der



Fußballspieler Kanjak, Andreas in zwei oder drei Tagen zu besuchen, verschwindet aber auf immer. Die scheinbare Wirklichkeit der Woitechpisode wird aufgehoben durch den Eindruck, den das Abgehen des Freundes in Andreas hervorruft: "...es schien ihm, daß sein Freund verloren gegangen im Regen..., wie er ihn zufällig getroffen hatte."<sup>56</sup> Diese Schilderung stellt die Realität der vorausgegangenen Szene in Frage und schließt die Möglichkeit nicht aus, daß sie an und für sich eine Vision ist, erzeugt im halbbewußten, trunkenen Zustand des Trinkers. Die Tatsache, daß Andreas' Geliebte und Freunde bei Namen genannt werden, führt zu der Annahme, daß sein Zusammenkommen mit ihnen möglicherweise auch Visionen sind, die der Geist des "Trinkers" aus der Erinnerung seiner Vergangenheit produziert. Andererseits, die namenlosen Charaktere, die Andreas im Laufe der Erzählung begegnen, könnten als Halluzinationen seiner unmittelbaren Gegenwart aufgefaßt werden. In beiden Fällen jedoch, verhindert sein Zustand, hervorgerufen durch den Alkohol, ihn vom Bewußtsein der Realität.

Höhepunkt und Ausklang der Wundererfahrung des Helden ist seine Illusion, daß die Heilige Therese selbst, zu ihm kommt. Er hält ein junges Mädchen, das das Bistro betritt, wo er und Woitech zechen, und das auch Therese heißt, für die Heilige. Als er seine Freude über ihr Erscheinen kundgibt, bricht er zusammen und wird, begleitet von der sterblichen Therese in die Kapelle der Heiligen Therese gebracht.

sterbend wünscht er seine Schuld getilgt zu haben.

Diese letzte Episode gibt einen möglichen Aufschluß zur Lebensauffassung des Dichters, "...das Bild, das er sich von Ibsen machte,..."<sup>27</sup> Joseph Roth, in dem die Schwermut und der Weltwehmerz des Österreichers und Ostjuden sich dämonisch vereinigten, war stets auf der Flucht vor der Realität seiner Existenz. Aber weder durch Alkohol noch durch literarische Produktivität war er imstande, dem Bewußtsein der Wirklichkeit und seiner Verstrickung in den Affären der Gegenwart zu entweichen. In Roths Schriften erscheint eine Prozession von Charakteren, die, wie eine Projektion des dichterischen Ichs, auf der Suche nach einem Traum, einer Illusion, sind, die in Wirklichkeit nicht existiert. So jagt der frühere Kriegsgefangene, der österreichische Leutnant Tunda in Flucht ohne Ende, ein Titel, der auch für das Leben des Autors symbolisch ist, nach einem Traumbild einer Frau durch ganz Europa, nur um am Ende seiner Suche sich seiner Illusion und der Zwecklosigkeit seines Lebens bewußt zu werden. In der Geschichte April, "das Mädchen am Fenster," das der Erzähler von weitem verehrt, denn er glaubt sie einsam und krank, erweist sich am Ende als die gesundheitsstrotzende Braut des Stationsvorstands. Der Stationsvorstand Fallermeyer in der gleichgenannten Erzählung verläßt seine Familie für die Frau seiner Träume. Er gewinnt sie auch zeitweise, oder so denkt er, um sie am Ende wieder zu verlieren, als ihr totgeglaubter Mann verkrüppelt aus dem Krieg zurückkommt. In Roths Romanen, Radetzky und Kapuzinergruft



erfahren die Helden durch ihre Erkenntnis, daß Österreich nicht mehr existiert, die Zwecklosigkeit ihrer eigenen Existenz und dadurch ihren tragischen Untergang. Sie erinnern an Roth selbst, der im Bewußtsein der rauhen Wirklichkeit des Zeitgeschehens seinen Traum von der Wiederherstellung einer österreichischen Monarchie aufgeben mußte.

Joseph Roths persönliche und literarische Dichotomie zwischen Traum und Realität ist durchaus eine Charakteristik der Wiener, deren Wirkung auf ihre Dichtung Heinrich Schnitzler so treffend beschreibt:

It is another characteristic of the Viennese that they have always been perfectly aware of the game they were playing with reality. They always knew that they were trying to fool themselves, that this life of frantic escape was a delusion and that it was doomed. This haunting awareness of the transient quality of life, so essential a part of Baroque thinking, had various effects on Viennese literature. It might lead to complete acceptance of the Catholic creed.... or it might cause a mood of complete resignation,.... or again it might cause unrelieved despair, while in other instances it might result in bitterness and cynicism.

58

Im großen Ganzen trifft diese Beschreibung auf Roth zu, da sein Leben diese gesamten Erfahrungen aufweist.

Während der letzten zwei Jahre seines Lebens, 1937-1939, versuchte Roth einerseits die Tragödie seiner Zeit durch sein rastloses literarisches Schaffen auszuschalten, jedoch andererseits fühlte er sich vom Zeitgeschehen persönlich betroffen und verpflichtet, Stellung zu nehmen. Seine zahlreichen Artikel in Exiljournalen, wie Das Neue Tage-Buch und Die Österreichische Post, zeugen vom Einsatz des Dichters gegen die Nazigewalt. Roths Freundin, die Dichterin,

Irmgard Keun, veranschaulicht seine Machtlosigkeit, die Realität der Gegenwart durch fieberhafte literarische Tätigkeit auszuschalten: "Doch was seiner rastlos schaffenden Phantasie gelang, zerstörte ihm immer wieder sein bitterböser unerbitterlicher Verstand."<sup>59</sup> Auch zeugen Roths letzte Romane, Die Kanuzinergruft und Die Geschichte der 1002. Nacht durch direkte Bezüge und vitriolische Anspielungen auf die Ereignisse der Gegenwart von seinem Unvermögen, selbst in der Dichtung der bitteren Lebenswirklichkeit seiner Zeit zu entkommen.

In vollkommenem Gegensatz zu den letzt genannten Werken, enthält Die Legende vom heiligen Trinker nicht den geringsten Hinweis auf gegenwärtige Geschehnisse. Die Geschichte bedient sich der einfachen, schlichten erzählerischen Form, die bei Legenden üblich ist. Doch die öfters wahrnehmbare Gegenwart des Autors in der Erzählung verdrängt den Eindruck einer echten Legende. Ja, der Gebrauch des Wortes "Legende" im Titel könnte im ironischen Sinnes auf etwas Legendäres, Legendenhaftes, Erfundenes anspielen, das dem Wort "fiktiv" sinnverwandt ist. Durch eine quasi romantische Ironie in seinen persönlichen Kommentaren über den Hauptcharakter und seine Erfahrungen, macht der Dichter dem Leser klar, daß sich die Wunder, die sich in der Erzählung ereignen, einzig und allein auf die Vision des Helden beschränken. Noch würden die Wunder per se eine echte Legende schaffen, denn: "...das Hauptanliegen der Legende ist und bleibt die dichterische Verlebendigung des Heiligen."<sup>60</sup> Nirgends jedoch erscheint in der Geschichte die Heilige selbst, außer in der



Vorstellung des Trinkers.

Die Legende kann auch nicht als Bejahung des katholischen Glaubens aufgefaßt werden, zu dem sich Roth selbst hingezogen fühlte. Andreas erfährt nie eine Bekehrung zum Katholizismus. Sein Glaube beschränkt sich lediglich auf die Existenz der Heiligen, als dessen Schuldner er sich betrachtet, und an die Wunder, zu denen er sich auserwählt dünkt. Auch verbindet er nie direkt die Wunder mit der Heiligen, und sein Verhältnis zu ihr beruht auf einer allzu menschlichen, durchaus nicht religiösen Basis. Das gibt jedoch nicht genügend Grund zu Kestens Ansicht, die erklärt: "Die Legende spottet des Wunders und des Wunderglaubens. Diese Legende ist eine witzige Parodie eines verzweifelten--inmitten seiner Verzweiflung sich erheiternden Rationalisten."<sup>61</sup> Roth war allerdings ein Rationalist, aber aus Verzweiflung, weil es ihm nie vollständig gelang, aus dem Rationalen--dem Realitätsbewußtsein seiner gefolterten Existenz in einer barbarischen Welt--in das Irrationale--dem Trost der Illusion--auch nicht mittels seiner dichterischen Phantasie zu fliehen. Nietzsches Aussage, "Es ist ein ewiges Phänomen: immer findet der gierige Wille ein Mittel, durch eine über die Dinge gebreitete Illusion seine Geschöpfe im Leben festzuhalten und zum Weiterleben zu zwingen,"<sup>62</sup> ist zu guter Letzt nicht auf Roth <sup>Rus</sup>beziehbar. Selbsthaltungstrieb wollte Roth glauben, sich an irgend etwas Festem, sei es der Katholizismus, sei es Monarchismus, anklammern. Jedoch im letzten Moment desillusionierte ihn seine Erkenntnis der Wirklichkeit, der "Apokalypse" seiner Zeit.

Im Gegensatz zu dem Autor glaubt sein literarischer Gegenspieler, der fiktive Charakter in der Legende in seiner kindhaften, naiven vom Alkohol abgestumpften Verfassung an Wunder, "...trotzdem sie nirgend transzendentaler Natur sind."<sup>63</sup> Es ist sein Vermögen zu glauben, um das ihn der Dichter beneidet.

Wenn Roth auch den einfältigen Glauben seines Trinkers mitunter ironisiert, ironisiert er sich gleichzeitig auch im Bewußtsein, daß sein eigener unentrinnbarer Sinn für die Realität ihm die Tür zur Gnade auf immer verschließt. Aus diesem Grunde allein ist "diese Legende vielleicht Roths konzentriertestes Stück Selbstdarstellung....ein selbstpersiflierendes...Abschiednehmen."<sup>64</sup> Die Legende ist die resignierte Erkenntnis des sich seines bevorstehenden Todes bewußten Dichters, daß für ihn kein Entkommen aus dieser Welt möglich war. Roth, dessen Bewußtsein der Realität ihn an einer besseren Zukunft zweifeln ließ, erweist seinem Helden die Gnade, in der traumhaften und tranzeartigen Welt des Trinkers zu verharren, in der Wunder geschehen können. Ähnlich, wie in Roths Romanen, die einfachen Leute, die der Scholle verwachsen sind und daher ihre kindliche Natur behalten haben, von der Wirklichkeit verschont bleiben und dadurch imstande sind, sich zu bewahren.

Der die Erzählung schließende Ausruf--"Gebe Gott uns allen, uns Trinkern, einen so leichten und so schönen Tod!"--<sup>65</sup> in dem die Sehnsucht des Dichters mit seinem



Charakter einzuverden am stärksten zum Ausdruck kommt, ist Roths Testament und Todeswunsch, getragen von der Erkenntnis, "...daß nicht das Erkennen zur Identität und Erfüllung führt, sondern nur der Schein,"<sup>65</sup> daß der, der nie die Realität erfährt, allein seelig wird.

Curt Sanger  
Miami University

1. Blanche Sidon, "Die Kapuzinergruft: Eine Einführung, "Joseph Roth: Leben und Werk: Ein Gedächtnisbuch, Hrsg. Hermann Linden (Köln, 1949), S. 196-197.-- Weitere Hinweise auf dieses Werk erfolgen als Gedächtnisbuch.
2. Vgl. David Bronsen, "Die journalistischen Anfänge Joseph Roths, "Literatur und Kritik (Salzburg, Jan. 1970), 44.
3. Zwei Wochen vor dem "Anschluß", am 24. Februar 1938 reiste Roth, angeblich im Auftrag der monarchistischen Bewegung, von Paris nach Wien ab. "Vor der Abfahrt" des Zuges forderte er auf einem auf Notizbuchpapier geschriebenen Zettel an Pierre Bertaux (damals "chef de cabinet" im französischen Unterrichtsministerium und Direktor von Rundfunksendungen in deutscher Sprache) von der französischen Regierung offenes "Eintreten für Oesterreich".
4. Claudio Magris, Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur, Übers. Madeleine von Pasztory (Otto Müller; Salzburg, 1966), S. 8
5. F.C. Weiskopf, Unter fremden Himmeln: Ein Abriß der deutschen Literatur in Exil, 1933-1947 (Berlin, 1948), S. 97
6. René Wellek - Austin Warren, Theory of Literature (New York, 1949), S. 97
7. Hermann Kesten, hrsg., "Einleitung," Joseph Roth, Werke in drei Bänden (Köln/Berlin, 1956), I, S. XI.-- Weitere Hinweise auf diese Ausgabe beschränken sich auf Band- und Seitennummer.
8. I, "Einleitung," S. XIII.
9. III, S. 152



10. III, S. 151.
11. Roth an Stefan Zweig, 31.8.1933. Zitiert mit Erlaubnis des Kiepenhauer und Witsch Verlages.
12. Roth an Stefan Zweig, 2.10.1933
13. III, S. 824.
14. III, S. 821.
15. Joseph Strelka, "The generation with the noseless face," Austrian Literatur (Wien, März/April 1964), S. 14.
16. Vgl. Blanche Gidon, Gedächtnisbuch, S. 196.
17. III, S. 151.
18. III, S. 151.
19. III, S. 151.
20. Fritz Mackert, Kulturpessimismus und Erzählform: Studien zu Joseph Roths Leben und Werk (Bern, 1967) S. 136.
21. III, S. 833.
22. Gustav Kiepenhauer, "Eine Reverenz vor Joseph Roth," Gedächtnisbuch, S. 40.
23. Hermann Linden, "Tage mit Joseph Roth," Gedächtnisbuch, S. 28.
24. Otto Basler, "Joseph Roth," Der Bund (Bern, 1. November 1957).
25. III, S. 153
26. III, S. 154

27. III, S. 174.
28. Wolfgang Iyer, "Wer erzählt den Roman," Zur Poetik  
des Romans, Franz Volker Lotz (Darmstadt, 1965),  
S. 265-267.---weitere Hinweise erfolgen als Poetik des  
Romans.
29. "Die Erzählsituation und das epische Präteritum,"  
Poetik des Romans, S. 305.
30. Ebd., S. 304.
31. Ebd., S. 305.
32. III, S. 155.
33. III, S. 163.
34. III, S. 164.
35. Friederike Zweig, Spiegelungen des Lebens (Wien, 1964),  
S. 202.
36. Bronsen, Literatur und Kritik (Jan. 1970), S. 44.
- 36a. So z.B. gesteht er: "Was meine Frau betrifft, so ist  
Ihre jetzige Krankheit nur eine akute Verschärfung  
einer chronischen Schwäche, ...an der ich selbst nicht  
unschuldig bin. Joseph Roth an Felix Bertaux, 7.  
März 1929. Zitiert mit Erlaubnis Pierre Bertaux's.
37. Stefan Zweig/Friederike Zweig, Ein Briefwechsel: 1912-  
1942, (Bern, 1951), S. 282. (Brief vom 25. Sept. 1935).
38. Ludwig Marcuse, "Die Neue Unsachlichkeit," Die Zeit,  
XX (7. Sept. 1965), S. 173.



39. III, XVII.
40. III, S. 159.
41. III, S. 166.
42. III, S. 167.
43. III, S. 167.
44. III, S. 590-592.
45. Hermann Kesten, Meine Freunde die Poeten (München, 1959), S. 149-150.
46. Friderike Zweig, Spielstunden des Lebens (Wien, 1964), S. 198.
47. III, S. 170.
48. Hermann Kesten, Hrsg. Deutsche Literatur in Exil, (München/Wien/Basel, 1964), S. 46.
49. Friderike Zweig, Spielstunden des Lebens, S. 202.
50. III, S. 166.
51. III, S. 172.
52. III, S. 746.
53. Joseph Roth an Stefan Zweig, 14. Juni 1934. Zitiert mit Erlaubnis des Kiepenheuer und Witsch Verlages.
54. Fritz Backert, Kulturpessimismus und Erzählform, a.a.O., S. 10-20.

55. III, S. 175.
56. III, S. 175.
57. Robert Mueht, Österreichische Novellistik des 19. Jahrhunderts (Wien/Stuttgart, 1965), S. 141.
58. Heinrich Schützler, "Gay Vienna," Journal of the History of Ideas, XV (1954), S. 98.
59. Ingeborg Kean, "Begegnung in der Emigration," Große Göttinger, S. 60.
60. Helmut Rosenfeld, "Die Legende als literarische Gattung," Germanisch-Romanische Monatsschrift, XXXIII (1951-52), S. 72.
61. Hermann Kesten, "Joseph Roths Legende vom heiligen Trinker," Berliner Hefte für geistiges Leben, IV, Xx Heft 6 (1. Halbjahr 1949), S. 533.
62. Friedrich Nietzsche, Werke, I (Leipzig, 1919-1923), S. 125.
63. Kesten, "Joseph Roths Legende vom heiligen Trinker," Berliner Hefte, S. 534.
64. Otto Basler, "Joseph Roth," Der Bund (Bern, 1. November 1957).
65. Peter W. Jansen, "Weltbezug und Erzählhaltung: eine Untersuchung zum Erzählwerk ... Joseph Roths." Diss. (Freiburg/Br., 1958), S. 404.



AR 1964 4/53

Joseph Roth Collection

VI

Stöcklein, Paul  
Wohner der Hölz?

S 97/7

STREET, LINES 13. • JOSEPH ROTH & BIOGRAPHY - STREET, LINES 13

.Auf Veranlassung von Professor Stöcklein

*Mit den besten Empfehlungen*

*Oth. J. Zenz*  
REDAKTION TRIBÜNE



Sonderdruck  
aus  
Internationale katholische Zeitschrift  
(COMMUNIO)  
VERLAG

Dupl.  
PT  
2635  
084  
Z87

13. Jahrgang

5

---

1984

## Woher der Haß?

Die unbeachtet gebliebene Antisemitismusdeutung Joseph Roths aus den dreißiger Jahren

Von Paul Stöcklein

### I

Joseph Roth hat in den Jahren vor 1933 seine Leipziger Verwandten – und nicht nur sie – unermüdlich gewarnt. Vergeblich. Unlängst hat ein jüngerer Vetter Roths, heute Leiter des Leo Baeck Institutes in New York: Fred Grubel, den familiären Hergang interessant aufgeheilt.

Der in Leipzig gern gesehene und bewunderte ältere Vetter, der Dichter und Reporter, wenn er aus der großen Welt kam – er mochte warnen, berichten, beschwören, es half nichts. Für seine Verwandten war er eine Künstlernatur: sehr phantasiebegabt. Das Entscheidende: Sie konnten sich keine Gefahr vorstellen – wie die meisten deutschen Juden! Und dann, als es soweit war, kam Grubel prompt nach Buchenwald – das er zum Glück 1939 verlassen konnte, er emigrierte nach England; die gute Nachricht hat den Dichter in seinen letzten Lebensmonaten in Paris gerade noch erreicht.

Ja: Es war schwer, den braunen Haß richtig zu sehen. Es ist immer noch schwer. Wie sah ihn Roth?

### Eine Reihe Zeugnisse

Bevor man zu zitieren beginnt, sollte man den Stil, besonders dies eigentümlich aphoristische *pars pro toto* dem Leser erläutern. Da schreibt Roth zum Beispiel über die Bücherverbrennung 1933, wenige Monate nach dem Ereignis, in den »Cahiers Juifs«: »Quand on brûle les livres des auteurs juifs ou soupçonnés tels, on met le feu, en réalité, au Livre des livres: à la Bible.« Das bedeutet: Die Spitze der bösen Flamme sucht die Bibel, der Haß gilt den der Bibel noch Treuen; laßt euch nicht ablenken, das schwingt mit, von der Propaganda, welche sagt, hier lodere Unmut wegen »Überfremdung«; nein, hier drängt mehr herauf, als die Hassenden selber wissen, so expliziert es Roth einige Jahre später: die der Bibel, die dem Liebesgebot und der Gottesfurcht noch Treuen, das sind die Gehaßten. Roth zählt auch die aufgeklärten Christen und Juden noch zu dieser Schar; weshalb beschneiden selbst aufgeklärte Juden ihre Kinder, wenn nicht aus einer letzten Anhänglichkeit an das biblisch Auferlegte. Wer die Schriften Freuds und Roths aus diesen Jahren kennt, findet leicht ähnliche Gedankengänge; der Haß scheint ihnen eben nicht nur rassistisch oder »ökonomisch« begründet. Damals war es nicht schwer, dies alles in Roths französisch zugespitztem *pars pro toto* mitzuhören. (Daß die Bibel genannt wird, hängt auch damit zusammen, daß damals manche Antisemiten durchblicken ließen, eigentlich hätte auch das Alte Testament mit auf den Scheiterhaufen fliegen sollen.)

»Man hat den Davidstern angespieen, um das Kreuz anzugreifen«, schreibt Roth pointiert im Jahre 1937 (»Emigration« heißt der große Aufsatz) und legt des näheren



den gewaltigen Unterschied zu den historisch bekannten Judenverfolgungen dar, einen Unterschied, den gerade »viele Juden«, wie er sagt, »nicht sehen« wollten. Der Durchschnittsjude hat ja immer Geschichte im Kopf, sofern er auch nur ein bißchen traditionsanhänglich geblieben ist. Das Noch-nie-Dagewesene – wie soll es Platz finden in einem solchen Kopf, der in Analogien denkt und halt wieder mal die große Vertreibung (wie aus Spanien) gottergeben oder schicksalsergeben kommen sieht (auch Manès Sperber hat solche Torheit beschrieben), blind für dieses völlig neuartige, kalt nihilistisch »Bestialische«! Das auch über die Juden hinausgreift! Man bespöttelt seit Schönerer auch die Taufe, welche an einem Juden doch nur abfließen könne. »Zum erstenmal« in der Geschichte, so Roth in einem gleichzeitigen Essay (III, 366), »wird das Unglück der Juden mit dem der Christen identisch. . . Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth.«

In dem genannten Aufsatz »Emigration« heißt es weiter: »Man kann nicht – auch wenn man sich dessen schämt – oft genug wiederholen, daß die heutigen Deutschen die Juden nicht deshalb hassen, weil sie Jesus Christus gekreuzigt haben, sondern weil sie ihn hervorgebracht haben.«

Das neue Endziel des Hasses macht Roth in demselben Aufsatz dem Leser durch eine Vorhersage deutlich, die er an der Stelle einfügt, wo er vom Haß der braunen Herrscher gegen die protestantischen Christen spricht (eine für den inkarnierten Altösterreicher, der er war, überraschende Vorhersage, noch dazu im Jahre 1937): »Die Protestanten sind ganze Christen und, wie es sich erwiesen hat, von einer Leidenschaft erfüllt, welche die Grenzen des Märtyrertums erreicht . . . Sehr wenige Protestanten emigrieren aus Deutschland. Es liegt . . . in der Natur ihrer Religion, eben zu bleiben und zu protestieren. Der leibliche Untergang ist ihnen gewiß. Sie befruchten mit ihrem Blut die deutschen Felder . . .« Ihr »leiblicher Untergang«? Heute weiß man, der »Führer« ist nicht mehr dazugekommen. Er hat nur eine der beiden großen Lösungen, die er erwo, noch durchführen können, die bekannte »Endlösung«; er endete, bevor sein »Werk« beendet war. Roths Prophezeiung ist, wenn man etwa an das Blutbad im Anschluß an das Attentat von 1944 denkt, in dem auch eine Elite des Protestantismus umgekommen ist, dem Sinne nach eingetroffen.

Roth hebt den neuen, den braunen Antisemitismus von allen anderen Antisemitismen seiner Zeit ab. Nur dem Schönererschen könnte eine gewisse Verwandtschaft oder Ahnenschaft zuerkannt werden: Schönerers entsetzlichen, in Österreich lange beliebten Reim: »Ohne Juda, ohne Rom / Bauen wir den deutschen Dom« soll Hitler in seinen Wiener Jahren über seinem Bett an die Wand geheftet haben. (Die Textgestalt schwankt.) Roth hat den osteuropäischen Antisemitismus mehrmals charakterisiert, ebenso hat er die im neuen »gottlosen« Rußland entstehenden, ungemein komplizierten Verhältnisse oft dargestellt, auch in Romanen. Es genügt hier zu sagen, daß Roth den neuen im Herzen Mitteleuropas, in Deutschland und im alten Österreich entstandenen Antisemitismus als etwas anderes, etwas wohl Gefährlicheres sah – auch wenn er im allgemeinen den Stalinismus und Hitlerismus parallelisiert, auch wenn er sie in der Parabel-Sprache des »Antichrist« als die zwei »Filialen der Hölle« bezeichnet hat.

Wohl im ersten Viertel des Jahres 1939 schrieb nun Roth noch einmal und noch genauer über den braunen Antisemitismus. Die Überschrift lautet: »Le »dynamisme«

éternel«. Es heißt darin: »Dieser Haß hat tiefere Gründe als die Hassenden selbst es wissen. Ich neige dazu – und man möge mich deswegen »mystisch veranlagt« nennen – zu glauben, daß die Deutschen die Geißel Gottes für die Juden sind. Es hieße den Antisemitismus der Deutschen mißverstehen, wenn man ihn etwa lediglich als eine Abart des bei allen Völkern verständlichen, wenn auch nicht selbstverständlichen, Antisemitismus auffassen wollte. Der Judenhaß der Deutschen hat metaphysische, hat geradezu religiöse Gründe . . . Sie selbst glauben, sie haßten den Zionsstern, aber sie hassen in Wirklichkeit das Kreuz. Sie selbst glauben, sie haßten an den Juden die Neigung zum Geld und zum Wucher und zur Ausbeutung. Aber sie hassen in Wirklichkeit das Leiden, das Leid, das die Liebe ist. – Ihr Dynamismus führt in eine dröhnende Leere. Nur das Leid, das sie nicht kennen und das allein sie erlösen könnte, mag sie eines Tages besser machen.«

(Höchstwahrscheinlich sollte dieser Aufsatz ins Französische übersetzt – die Überschrift ist ja schon französisch – und dann in dieser Sprache publiziert werden. Als Roth plötzlich starb, geschah nichts mehr. Jene oben zitierte Stelle, an der Roth die Begriffe »Leiden« und »Leid« interessant unterscheidet, in nahezu sprachspielerischer Weise, jedenfalls auf unübersetzbare Weise – jene Stelle wäre wohl noch verdeutlicht worden. Schade, daß es der Tod verhindert hat! Denn die so knappe, großartige Stelle hat bedeutendes Gewicht.)

#### Ein Blick auf Freud

Sigmund Freud bringt in seinem tief sinnig fabulierenden, wunderlichen Alterswerk »Der Mann Moses« (im Laufe des Jahres 1939 erschienen) in dem Kapitel »Anwendung« einen überraschenden Exkurs über den Antisemitismus. Ich zitiere den Hauptpassus:

»Die tieferen Motive des Judenhasses . . . wirken aus dem Unbewußten der Völker . . . Ich wage die Behauptung, daß die Eifersucht auf das Volk, welches sich für das erstgeborene, bevorzugte Kind Gottvaters ausgab, bei den anderen heute noch nicht überwunden ist, so als ob sie dem Anspruch Glauben geschenkt hätten. Ferner hat unter den Sitten, durch die sich die Juden absonderten, die der Beschneidung einen unliebsamen, unheimlichen Eindruck gemacht . . . Und man sollte nicht vergessen, daß alle diese Völker, die sich heute im Judenhaß hervortun, erst in späthistorischen Zeiten Christen geworden sind . . . Man könnte sagen, sie sind alle »schlecht getauft«, unter einer dünnen Tünche von Christentum sind sie geblieben, was ihre Ahnen waren, die einem barbarischen Polytheismus huldigten. Sie haben ihren Groll gegen die neue, ihnen aufgedrängte Religion nicht überwunden, aber sie haben ihn auf die Quelle verschoben, von der das Christentum zu ihnen kam . . . Ihr Judenhaß ist im Grunde Christenhaß, und man braucht sich nicht zu wundern, daß in der deutschen nationalsozialistischen Revolution diese innige Beziehung der zwei monotheistischen Religionen in der feindseligen Behandlung beider so deutlichen Ausdruck findet.«

Ein zunächst verwirrender Ausdruck im letzten Satz: »in der deutschen nationalsozialistischen Revolution«; genau so bezeichnete ja die braune Regierung seit Jahren ihren verbrecherischen innenpolitischen Neubeginn. »Sprachliche Übernahme«? Nein! Es ist der alte Freudsche Stil, geprägt vom vorigen Jahrhundert, als in der



besseren schwarz-gelben Gesellschaft die Vokabel »Revolution«, diese wandlungsfreudige Vokabel, recht negativ besetzt war.

Roth war sehr anders: in seinem Stil. Wohl auch in seinem Denkstil: Man erinnere sich an die Trennschärfe, an das Geschichtsbewußtsein, mit dem er den heutigen, diesen so neuartigen Haß von allem früheren Judenhaß abhob. Wie nahe Roth aber inhaltlich war, wie anregend er dem Psychologen vielleicht gewesen ist, das kann hier ebensowenig auseinandergefaltet werden wie die mutmaßliche, die indirekte »Verbindung«: Daß Freud von Roths Thesen gehört hat, scheint mir schon durch den großen Bekanntenkreis von Stefan Zweig »gewährleistet«; es muß ja interessant gewesen sein, daß Roth einer auch von Zweig gehegten Anschauung unerwartet widersprach, daß Roth, offenbar aus reicher Erfahrung, widersprechen mußte jener beliebten Anschauung: Unduldsamkeit wachse leichter in kirchentreuen, glaubensintensiven Seelen als in anderen.

Zum erstenmal hatte Roth seine Hauptthese publiziert in den genannten »Cahiers Juifs« 1933, im Herbstheft (5/6), eingeleitet von Albert Einstein! Schon davon könnte Freud gehört haben. Umgekehrt könnte auch Roth von Freuds entstehendem Werk gehört haben. Verschränkte Abhängigkeiten? Nicht ausgeschlossen. Sagen wir vorläufig: Einklang in vielen Punkten.

Wichtiger als alle diese Fragen wäre allerdings heute die brennende Frage, welche überraschende Bekanntschaft wir in Zukunft mit diesem tiefsitzenden »Haß« noch machen könnten, der heute gewiß meist verkrochen existiert, der heute in Deutschland fast nur noch die Christen als sein Objekt behalten hat, da ja der braune »Glaube« im Nachkrieg zerplatzt oder versunken, der rätselhafte Haß aber keineswegs mitversunken scheint. Der von Natur langlebige Haß hat sich eben für eine Weile verkrochen und wartet nur, wenn ich Roth weiterdenken darf, auf den Moment, wo sich das Wort erfüllt: »Jetzt haben wir die Juden hinausgeschmissen, nun kommen die Hostienfresser dran«, so hat ein mächtiger Gauleiter sich des öfteren ausgedrückt; Glaise-Horstenau hat es zuverlässig überliefert (II 683).

Eine Ergänzung zur Gegenwart: Der Haß hat als sein Objekt, sagte ich, die Juden verloren, seitdem sie nicht mehr »da« sind. Aber nun gibt es m. E. eine so merkwürdige neueste Entwicklung wie den »Antisemitismus ohne Juden«. (Beobachter: Henryk M. Broder.) Diese Entdeckung paßt nicht schlecht, das wird sich noch zeigen, in das Bild, das Roth von der religionskriegsmäßigen Energie der Bewegung entworfen hat, die sich keineswegs in der Befeindung der sinnlich vor Augen stehenden verhaßten Gegner erschöpft. Zurück in die dreißiger Jahre!

Jeder, der damals leidenschaftliche Nationalsozialisten kennenzulernen oder genauer zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, wird meines Erachtens bestätigen, daß deren Vorfriede auf den Moment, wo's den Juden »an den Kragen geht«, nur halb so groß war wie die tiefere, heimlichere, die ungeduldigere Vorfriede darauf, wenn's »gegen die Schwarzen losgeht«. Natürlich traf auch den Typus »Bolschewik« ein verwandter Haß des Durchschnittskämpfers: doch man hielt den heimischen Bolschewiken für bekehrbarer als den Tiefschwarzen.

Ich weiß, daß es seit Lueger einen schwärzlichen Antisemitismus in Österreich gibt. Widerlegt das nicht die These? Kaum. Denn unsere beiden »Analytiker« orten ja im Unbewußten jene *Contemptio Dei vel Christi*, aus der dann die Hauptstärke der

braunen Judenverachtung komme, während das Bewußtsein sich dabei gut christlich fühlen könne.

Ich gebe zu, die beiden haben kühn vereinfacht; ich glaube aber auch den guten Grund dafür zu kennen. Er liegt in den publizistischen Notwendigkeiten des Damals.

#### Der publizistische Zweck

Man mag sagen, daß die von Heine überkommene beliebte Geschichte von den »schlecht getauften« Germanen (und wohl auch von vielen unter den Slawen), diese Geschichte von jenen noch heute grollend zum Sprung geduckten Barbaren und Bonifatiusmördern nicht so recht stimme. Aber als lehrreiche Fabel hat sie ihren Sinn. *Narrando dicere verum*. So macht man Warnungen »griffig«: greifbar, begreifbar.

Im Sinn der »lehrreichen Fabel« lag übrigens auch etwas ganz Praktisches für die Juden, etwas den Weg Weisendes. Mit solchen Erwartungen der Wegweisung las man damals (1938/39) jede Zeile einer Autorität. Freud wies den Weg in den Süden. »Wenn ihr aus dem Kontinent nicht mehr entkommen könnt«, so scheint ihnen Freud wortlos zu sagen, »dann bleibt nicht bei den »schlecht getauften« Cisalpinen, sondern flieht lieber zu den längst durchhumanisierten, längst christlich entbarbarisierten Italienern; sie mögen noch so verführbar sein – das Alte und das Neue Testament sind ihnen doch tiefer in Fleisch und Blut übergegangen als den anderen, und Pogrome hat es dort noch nie gegeben!« (Freud hat sie ja wirklich gekannt.) Es war ein guter Rat gewesen. In Oberitalien wurden prozentual mehr Juden gerettet als irgendwo sonst (Dänemark war Ausnahmefall). Doch zurück zu Roth!

Roth hat die politische Schubkraft der frömmigkeitsfeindlichen, dieser jedwedes Heilige, jedwedes gottergebene Leiden hassenden, lästerungsfreudigen Emotionen erkannt, so in seiner Beschreibung des geradezu irrational ausschweifenden Hasses gegen Dollfuß. Eine der Grundanschauungen Roths in diesem Zusammenhang könnte man vielleicht so pointieren: Hat man erst einmal Gruppen von Menschen im Haß auf Rom und die Ultramontanen, überhaupt auf die »bigott« gescholtenen Frommen eingeübt – schon Schönerer tat dies, es ist nicht schwer –, so entspringt der Haß auf die in ihren Synagogen hebräisch betenden Juden ganz von selbst, und man wird später, weil man ja die christlichen Kirchen noch nicht ausräumen oder germanisieren kann, wenigstens, um sich zu erleichtern, die Synagogen anzünden.

Vorläufig abschließend: Das anscheinend Einseitige, auch das Pathetische in den Texten Roths hat nichts mit der bekannten Denkbequemlichkeit monokausalen Ableitens zu tun. Den beiden Autoren kommt es nur darauf an, die mutmaßliche Hauptquelle des modernen Antisemitismus (in Deutschland und in dem alten und neuen Österreich) den ahnungslosen Europäern zu zeigen. Nicht die Nebenquellen! Die kennen ja die Leute längst; jeder kennt das Wort »Minderheitenschicksal«, jeder kennt den Neid der »Vielzuvielen«, den Rassismus usw. Wer nur auf diese Nebenquellen, schreckenerregend auch sie, starrt, übersieht leicht die moderne Hauptgefahr, stammend aus der neuen Hauptquelle: aus jenem »Haß«. Aus dieser Quelle werden die modern-religionskriegsmäßigen Befeindungen, verbunden mit »Ausrottung«, hervorgehen: so Franz Werfel, der damals Roth nahestand (»Betrachtung über den Krieg von morgen, angestellt im Jänner 1938«). – Daraus folgt: Die Hauptquelle und die »Hauptgefahr«, sie bedurften um 1938 einer monumentalen, geradezu isolieren-



den Hervorhebung. Sie bedurften einer im Wortschatz einfachen, in der Darbietung farbigen, quasi narrativen Hervorhebung. Das leisten die vorgestellten Texte Roths und Freuds.

## II

Die beiden haben sich also mißverständlich ausgedrückt, notgedrungen, als sie »vereinfachen« mußten. Ein Mißverständnis ist es besonders, das sich heute einstellt:

»Wir kennen doch hier in der Schweiz, schon aus unserem Religionsunterricht so manchenmal«, so hörte ich von alten Schweizer Bekannten, untereinander oft uneins und doch plötzlich wieder eins in diesem Punkt. »jenes aus christlicher Argwohnbe-fangenheit verschwommen aufsteigende Abneigungsgefühl gegen die Juden. Wir werden nie glauben, daß der braune Haßstrahl ausgerechnet den Christen gegoten und doch die Juden vernichtend gestreift habe. Wir bestreiten nicht die Existenz eines Hasses gegen das Christentum, die Welt wird euch hassen, heißt es bei Johannes, aber solcher Christenhaß ist, entgegen Freuds Annahme, verschieden vom alten und neuen Judenhaß, den ja die Christen, bis heute, mehr oder weniger mitgeschürt haben.«

Ich war traurig überrascht. Ich habe dann aus Roths erzählenden Werken, welche mir leichter zu fassen (und für Schweizer zugänglicher) schienen, die eine und andere Szene herausgegriffen und nacherzählt, wohl auch ein paar persönliche Erlebnisse angehängt. Im Folgenden will ich ähnlich verfahren. Kein anderer Weg?

*Sprachnot*

Die Sprache läßt uns im Stich. Jedenfalls die Sprache des Diskurses (wie man heute sagt). Sie überdeckt zum Beispiel mit dem einen Wort »Haß« leicht Verschiedenstes, das ein Erzähler vielleicht besser auseinandernehmen kann als ein Essayist. (Natürlich kann es der Philosoph, terminologiebildend, aber das taugt nicht für knappe Replik oder fürs publizistische Feld.) Haß, der mich wegen meiner Nationalität, Rasse, Herkunft usw. trifft, solcher Haß fühlt sich anders an als jener, der mich wegen meiner Überzeugung, Gesinnung, Einstellung oder Konfession trifft. Er ist auch im Wesen anders. Herkunft, Rasse, Nation – dafür kann ein Mensch nichts, er ist hineingebo-ren. Für seine Überzeugung, Geistesart, Parteinahme usw. – dafür kann er etwas. Das weiß selbst der blindeste Haß. Er haßt demgemäß ganz verschieden: im ersten Fall stumpf, im zweiten giftig. »Tödlich« allerdings kann er in beiden Fällen sein. Im zweiten Fall: immer wird da auch ein inneres oder äußeres Sanktuarium der Person angezielt, es soll mitgetroffen werden; so beim religionskriegsmäßigen Haß, wie er aus der Geschichte bekannt ist. Kein Zufall, daß Freuds Vokabular und Sichtweise der Geschichte der Religionskriege und des entsprechenden Hasses entstammten (nicht der Sphäre des stumpfen Herkunftshasses). So gelingen Freud seine tastenden, mehr narrativen Beschreibungen. Er ist in Sprachnot, er sieht den Leser in Anschauungsnot. Ähnlich bei Roth. Es gab keinen anderen Weg, um dem Leser die übliche, ärgerlich verharmlosende Vorstellung, da sei halt wieder einmal ein Rassen- oder Minderhei-tenhaß aufgeflammt, abzugewöhnen. Natürlich weiß Roth, daß heute nicht Religion mit Religion so kämpft wie zu Bonifatius' oder Wallensteins Zeiten. Es ist ja eher so, daß ungläubige Quasigläubige jede echte Religion zu befeinden beginnen, die

christliche ebenso wie die jüdische (und höchstens das gründlich mißverständene Heidentum ausnehmen). Auch kämpfen sie eher noch fanatischer als die alten Religionskrieger. Ich habe zweierlei Haß unterschieden und muß sofort dazusagen, daß beide Haßströme auch zusammenfließen können. Das war im braunen Judenhaß der Fall. Wer die beiden Ströme nicht unterscheiden wollte, wird das Phänomen nicht als faktischen Doppelhaß, in dem die beiden Faktoren sich miteinander multiplizieren, erfassen können. Man sieht, es hängt alles davon ab, daß man die zweite, die religionskriegsmäßige Haßart erkennt; würde hier eine Klärung, und sei sie auch nur narrativ, gelingen, so wäre wohl auch das Anstoßerregende einigermaßen enträtselt und interpretiert, nämlich die »These«: der braune Judenhaß sei »im Grunde Christenhaß«. Ich versuche es also und beschränke mich im Folgenden auf Roth und seine narrative Auskunft. Die »These« wird sich, um ein Ergebnis hier gleich vorweg zu nennen, als eine sehr gewagte, publizistische Verkürzung enthüllen: Der neue Haß gilt ja dem Kern jeglicher *pietas*. Alles andere ist Folge. Eine ungeahnt komplizierte!

*Der Durst nach Lästerung*

»Lästerungsfreudig«. Das Wort, das oben gefallen ist, nennt die eigentümlichste Farbe im breiten Spektrum des religionskriegsmäßigen modernen Hasses. Ein inneres oder äußeres Sanktuarium zu »schänden«, solcher Drang ist fast dasselbe. Das Phänomen spielt beim Erzähler Roth eine große Rolle; er hat übrigens in seiner Jugend Pogrome in Nachbarortschaften geschildert bekommen und auch von den manchmal stattfin-denden Bethausbränden sicher Genaueres gewußt; Roth, der als Reporter so mühelos mit jedermann ins Plaudern und Bechern kommen konnte, hat schon in seiner ersten Lebenshälfte trefflich sehen gelernt, wie das Trieb-Werk im Inneren der lieben und unlieben Zeitgenossen funktioniert. (Weshalb er auch Hitlers möglichen Machtan-stieg voraussagen konnte, eigentlich schon 1923.) Das Bedürfnis zu lästern und zu schänden, Roth hat es als ein Urbedürfnis der hassenden, moralisch verrottenden Psyche in unseren Tagen angesehen. Wenn ich nun zwei Partien dazu zitieren werde, mag man sagen, daß Antisemitismus bei dem ersten Text »Vision« nicht im Spiele sei; die Tatsache allerdings, daß die hier auftretenden Dollfuß-Mörder auch radikale Antisemiten gewesen sind, hat jeder Leser damals gewußt. Der Passus soll lediglich der Veranschaulichung des Phänomens »Durst nach Lästerung« dienen, das dem antijüdischen und dem antichristlichen Haß gleichermaßen eignet. Diese beiden Haßströme seien als getrennte vorläufig angesehen, wie es ja auch Roth selbst manchmal tut, seine »These« hintansetzend.

Roth hat den Kanzler Dollfuß, das ist vorauszuschicken, ob dessen unbeirrbaren antihitlerischen »Instinkts« – ein Unikum im damaligen Europa – durchaus gewür-digt, so sehr er auch manche Schritte der Dollfuß-Regierung mißbilligt hat. Er sah jenen »Instinkt« des Kanzlers im Zusammenhang mit der klaren, mit der im besten Sinne des Wortes »naiven« Frömmigkeit dieser Persönlichkeit. Ein Jahr nach dessen Ermordung schrieb er nun, von der Schuschnigg-Regierung zunehmend enttäuscht, eine Art Gedenkaufsatz für Dollfuß, dabei Präliminarien der Ermordung erzählend und erfindend. Wie schon der Titel »Vision« sagt, ist es kein Bericht, sondern eine Vermutung: der kühne Versuch zu erzählen, wie es in den Seelen der Mörder wohl könnte ausgesehen haben. Die späteren historischen Untersuchungen dürften diesen



visionären Bericht im großen und ganzen bestätigt haben. Er beginnt folgendermaßen:

»Die Mörder kamen mit heiter erregten Gesichtern in das Haus des kleinen Kanzlers. Sie freuten sich im voraus mit herzlicher Grimmigkeit auf das Blut, das sie fließen lassen sollten, und weniger auf die Folgen, die sie sich von diesem zu vergießenden Blut erhofften. Sie waren eben echte Mörder: Seit Jahren schon sahen ihre Augen die Welt durch einen roten Schleier . . . Seit Jahren schon trugen die rechten Handflächen der Mörder nicht die Linien und Striche, die das Antlitz der menschlichen Hände bilden, sondern die eingekerbten Abdrücke der Mordwerkzeuge . . . Was aber ihre Herzen anlangte und die sehr tief geborgenen Gefühle der Gottesfurcht, die gewiß in ihnen lebten, so hinderte das eiserne Kainszeichen an ihren linken Brüsten, daß ein menschlicher Klang aus den Herzen der Mörder dringte . . . Also drangen und stürmten sie mit aufgeräumter Mordlust in das Zimmer eines frommen Mannes. Hier erblickten sie zuerst eine kleine hölzerne Statue der Heiligen Mutter Gottes, ein bescheidenes und sehr demütiges Werk, gebildet von den demütigen Händen eines frommen Bauern, ein Geschenk an den frommen Kanzler. Die Mörder erregte dieser Anblick noch mehr . . . und für den Bruchteil eines Augenblicks dachten sie daran, auf das milde Antlitz zu schießen. Der fromme Mann aber, der, vor ihnen fliehend, ihnen seinen Rücken zuwandte, war ein Mensch aus Fleisch und Blut, und sie waren gekommen, um Blut fließen zu lassen . . . Deshalb nahmen sie sich vor, erst eine Weile später, nachdem ihr Durst nach Menschenblut gestillt war, auch ihren Durst nach Lästerung zu stillen.«

Ich breche das Zitat ab. Wenn auch die folgenden Absätze noch Differenzierungen in das Bild der Mörder eintragen und die Handlung energisch zu Ende führen (bis zu dem Tod des Kanzlers), so ist doch das hohe Niveau des Anfangs vom Autor nicht durchzuhalten. So geht es ja leider bei narrativen Arbeiten Roths öfters; das ist eine Feststellung, die auch von literaturkritischer Seite (so von Raddatz) schon getroffen worden ist. Dabei ist das Schwanken, das Absinken des Niveaus in unserem Fall sehr begreiflich: Wie kann man in einem zeitungsnahen Periodikum für ein breites Publikum ein mörderisch dringliches Politikum narrativ darstellen, sprechend vor halb tauben Ohren, ohne in die Nähe eines grellen Sensationsjournalismus zu geraten; hier liegt geradezu eine Tragik der medienvermittelten Politik überhaupt. Ich habe oben das Zitat jedenfalls so weit geführt, daß klar wird, was »Durst nach Lästerung« heißt, ebenso wie wichtig und typisch dieses Phänomen ist – das sich keineswegs auf radikale oder verbrecherische Naturen beschränkt, sondern spurenweise in vielen Seelen unterschwellig wohnt, wie Roth richtig annimmt.

#### *Das Modell Tarabas*

Eben dieser »Durst« ist auch Gegenstand der Kernszene im »Tarabas«, der anderthalb Jahre vorher fertig geworden ist. Die beiden Szenen stehen einander ergänzend, als Gegenstücke gegenüber. Dort der Schändungswille, der sich auf ein christliches Sanktuarium (die Madonna) richtet, hier im Tarabas die Schändung der Thorarollen und überhaupt die verletzende Verhöhnung der frommen Gesinnung eines Juden. Erinnern wir uns: »Tarabas« ist eine Art balladeske Legende, in den Randszenen aber mehr ein historischer Roman, die russische Revolution betreffend; der Dichter schreibt an Zweig, als er zu arbeiten beginnt (es sind dieselben Monate, in denen er

über die Bücherverbrennung schreibt), eine Kennzeichnung des Sujets: »Glänzender Stoff, fern von Deutschland, aber mit deutlicher Beziehung dazu« (22.5.33). Mit »Beziehung« kann nur das Motiv des Judenhasses gemeint sein, wie es in der Kernszene heraustritt: in jener Tat, die Tarabas später wie eine Mordtat schlimmster Art bereut. Ich zitiere den Hauptpassus und muß nur vorausschicken, daß es, nach dem Bericht vom Brand im Judenviertel, im Folgenden um die Gestalt des kläglichen Bethausdieners Schemarjah geht, einer ängstlich gesetzestreuen Seele, seit langem arm und einsam lebend; sonderlingshaft geworden. » . . . eine Sorge beschäftigte ihn. Man hatte das kleine Bethaus von Koropta angezündet. Vielleicht waren die Thorarollen verbrannt? Und wenn sie unversehrt waren, mußte man sie nicht rechtzeitig retten? Und wenn sie verbrannt waren, mußte man sie nicht, wie das Gesetz befiehlt, auf dem Friedhof bestatten? . . . Die Vorstellung, daß eine von Feuer verwüstete Thora der ehrwürdigen Bestattung vergeblich harren mag, bereitet Schemarjah unsagbare Pein.« Entgegen dem Verbot der Kommandantur wagt er sich in der Stille der Sonntagsfrühe auf die Straße. Und zwei Rettungsgänge gelingen ihm. In einem dritten Gang tritt er mit den letzten beiden Thorarollen wieder den Weg zum Friedhof an. »In seinen Armen trug er zwei Thorarollen wie zwei tote Kinder, jede bekleidet mit rotem, goldenbesticktem Samt. Die runden hölzernen Griffe der Rollen waren verkohlt . . .« Im Rückblick auf das fast gelungene Werk heißt es: »Als er zum drittenmal das Bethaus verließ, hatte er sich schon, wundergläubig, armselig, töricht, wie er war, eingebildet, daß er in jener unsichtbar machenden Wolke dahinging, von der in der Bibel erzählt wird.«

Da begegnet er Tarabas. »Wie er nun dem Obersten in die Arme lief, machte er, immer in seinem Glauben an die Wolke befangen, einen Schritt seitwärts, als könnte er noch ungesehen dem Gewaltigen ausweichen. Diese Bewegung versetzte Tarabas in furchtbaren Zorn.«

Diesem Augenblick war, einige Sekunden früher, ein ganz anderer Moment vorausgegangen: Beide waren voreinander erschrocken, als sie sich erblickten, der Jude aus begreiflichen Gründen, der Oberst wie in einem abergläubischen Schrecken, als ob ihm ein rothaariges Gespenst aus fremden Zeiten der Frömmigkeit begegnet sei. Tarabas will den Grund der Verbotsübertretung wissen. Es gibt sprachliche Verständnisschwierigkeiten zwischen beiden, zunächst wird nur klar, daß etwas zu bestatten gewesen sei. Endlich glaubt der arme Jude zu verstehen, was Tarabas wissen möchte.

»Und er erzählte, so gut er konnte, stotternd und stammelnd, aber mit leuchtendem Angesicht, daß er schon zweimal seine heilige Pflicht erfüllt hatte. Er vergrößerte aber gerade dadurch noch Tarabas' Zorn . . . Verschwinde! donnerte er dem Juden zu. Und da Schemarjah verständnislos und wie gelähmt stehen blieb, warf ihm Tarabas die Thorarollen mit einem Stoß aus den Armen. Sie plumpsten auf den Boden, in den Kot . . . Der wahnwitzige Schemarjah stieß mit beiden geballten Händen und mit gesenktem Kopf gegen die mächtige Brust des Obersten vor. Es sah aus, als versuchte ein Clown im Zirkus einen wütenden Stier zu imitieren. Es war lächerlich und herzerreißend. Es war das erste Mal, seitdem es Juden in Koropta gab, daß einer der ihren einen Obersten, und welch einen Obersten, zu schlagen versuchte. Es war das erste, es war, höchstwahrscheinlich, auch das letzte Mal. Niemals hätte Tarabas geglaubt, daß er derartiges erleben könnte . . . Wenn bis zu diesem Augenblick ein bärenhafter Grimm Tarabas erfüllt hatte, so fing jetzt eine teuflische, langsame,



grausame Wut in ihm zu brodeln an, eine erfinderische Wut . . . Wie eine Klammer lag das Lächeln zwischen seinen Lippen, eine kalte, gefrorene Klammer. Mit zwei Fingern schüttelte er den Roten ab. Hierauf faßte er mit Daumen und Zeigefinger . . . den armen Schemarjah am Ohrläppchen und kniff es, bis sich ein Blutstropfen zeigte. Hierauf – und er lächelte noch immer – griff Tarabas mit beiden Händen den fächerartigen, flammenden Bart des Juden. Und mit seiner ganzen riesigen Kraft begann er, den hageren, schlotternden Körper zu rütteln vor- und rückwärts. Ein paar Barthaare blieben in Tarabas' Händen. Er steckte sie seelenruhig in die Taschen seines Mantels.«

Der unbewußte Drang hat offenbar sein Ziel erreicht, der »Durst«, wie es früher hieß, ist gelöscht. Am Ausbruch sind gewiß viele Dinge schuld gewesen; das reicht von abergläubisch heftiger Scheu (am Sonntagmorgen ein rothaariger Jude!) bis zur Verletzung der militärischen Eitelkeit, der Machtbewußtheit und Herrschergewohnheit durch die ungenierte Übertretung des Ausgehverbots. Auch der tiefsitzende Elternhaß, ein Haß, der vor allem der bösen Starrheit und scheinakriben Spießigkeit der väterlichen Welt gilt – als er das Elternhaus verläßt, wendet er sich auf der Schwelle eigens nochmals um und spuckt vor seinem Vater aus – der Haß wirkt mit, als er dem närrisch korrekten Bethausdiener zu seinem Unheil begegnet. Und es gibt noch mehr Gründe oder Ursachen. Der Handlungszusammenhang: In den Vorgängen des Pogroms, das zur Stunde »abklingt«, so wie eine Fieberkrankheit schnell nachlassen kann, steht der Oberst auf der Seite der Juden; er hat sie, wenn auch zu spät, geschützt. Und nun: Ein harmloses jüdisches Närrchen auf kultischem Friedhofsgang; das kann an sich kaum anstößig auf ihn wirken; warum läßt er den Juden nicht laufen?

Was seine Emotion reizt, ist die Frömmigkeit, die lebendig unablenkbare, bockig unbeugsame, gesetzestreue *pietas*, die der Mächte der Welt zu lachen scheint. Ich möchte die schleierlosen Begriffe des alten Latein benützen: Was den *divum contemptor* (Vergil) reizt, was von seiner *superbia* nicht ertragen wird, ist die *pietas*. Tarabas verachtet christliche und außerchristliche *pietas* gleichermaßen, wenn auch seine *contemptio* am Christlichen sich ehemals entzündet und »geübt« hat, man darf ihn *divum contemptor impius* nennen, um die allgemeinste Weise, die auch alles Heidnische einschließen könnte, zu bezeichnen. (Roth hat übrigens eine in den damaligen politischen Meinungskämpfen oft geäußerte Auffassung durchaus abgelehnt, nämlich die Auffassung, in der braunen Heilsbewegung steige Heidentum wieder aus den Gräbern, erhebe Thor riesenhaft seinen Hammer, um die Kathedralen, gemäß Heines Vision, zu zertrümmern. So richtig der Angriff auf die Kirche da gesehen werde, so sehr werde durch den Begriff Heidentum der Angriff verharmlost; es sei ja viel schlimmer! Es heiße das alte, besonders das antike Heidentum beleidigen, wenn man es mit der braunen »Bestialität« und Höllenkälte vergleiche; denn auch das Heidentum kenne *pietas*.) Man denke sich versuchsweise aus unserer Szene die *pietas* weg, und alles verliert seinen Sinn; der Ausbruch verliert seine elementare »Motivation«.

Der *pietas* antwortet genau die Lästerung, die Schändung. Der »Durst« ist erst gelöscht, als die Thorarollen im Schmutz liegen und als der Bart des Bethausdieners – der Bart gehört zur gesetzesfrommen Sitte – grausig gezaust (ein herkömmlicher antisemitischer »Scherz«), und als der Mann erniedrigt ist. Das ist befriedigender als sein Tod – um den bösen Durst zu löschen.

Natürlich sind spezifisch russische Farben dem Bilde beigegeben, aber nichts würde

Roths Absicht mehr verkennen als Versetzung der Szene in ferne bizarre Welten. Die Szene gehört in eine weltliche »Legende«, wie das Buch schon früh von klugen Rezensenten (Ludwig Marcuse, Hermann Hesse) genannt worden ist; sie sagt also zum Leser: *Tua res agitur*. Es gibt darin keine naturalistische Psychologie, und auch die Persönlichkeit des Tarabas ist kaum in geläufige Kategorien einzuordnen; sie ist einfacher und komplizierter zugleich. Dieser lebensstrotzende, rohe, die Soldaten seines Regiments blitzenden Auges beherrschende Oberst, dem dann doch seine Soldaten davonlaufen, dieser blonde Barbar, dessen Augenfarbe ein »unschuldiges« Blau ist, er ist zugleich »Akademiker«, einer, der studiert, wenn auch nicht fertig gemacht hat; dieser Mann aus einem Völkermischgebiet, der trotz seiner revolutionären Jugendaktivitäten auf der Seite der Weißen kämpft, dürfte schwer irgendwo anders einzuordnen sein als in der Welt der romanhaften Legenden, der Gleichnisse und der Zukunftswarnungen.

Zukunft: Ein Hinweis auf Rudolf Oldens Nachruf (1939 im Neuen Tagebuch) sei gestattet. Dort steht: »Dogmatische Federfuchser haben von Zeit zu Zeit den Drang gefühlt, den Dichter Joseph Roth zu rüffeln, weil er sein Antlitz der Vergangenheit zuwandte . . . Sie wollten nicht verstehen, daß das, wovon er erzählte, künftig gemeint war, auch wenn es die Namen und äußeren Male der Vergangenheit trug.« Das gilt besonders von der Gestalt des Tarabas.

Es gilt auch von bestimmten Einzelzügen. Ein Beispiel steht vor Augen, wenn man einen Abschnitt liest, der dem glänzenden historischen Zusammenfassungswerk »Der Krieg gegen die Juden 1933-1945« von Lucy S. Dawidowicz (München 1975) entnommen ist, und zwar dem Kapitel, das Vorgängen im Osten 1939-45 gilt: »Die ausgeklügeltsten Grausamkeiten wurden besonders für fromme Juden und Rabbiner aufgespart, deren traditionelle jüdische Kleidung – Hut und langer Kaftan – sowie ihr Bart und ihre Schläfenlocken sie als Inbegriff des Juden kennzeichneten. . . . Die Deutschen suchten mit Absicht fromme Juden aus, um sie zu zwingen, die jüdischen Heiligtümer zu schänden und zu vernichten, sogar Synagogen in Brand zu stecken. An einigen Orten häuften die Deutschen die Thorarollen auf dem Marktplatz aufeinander und zwangen die Juden, den Haufen anzuzünden, zu umtanzen und zu singen: »Wir freuen uns, daß die Scheiße brennt.« . . . Das beliebteste deutsche Spiel, das in zahllosen Varianten getrieben wurde, war »Bärte«. In seinen einfachsten Versionen packten Deutsche bärtige Juden und verprügelten sie. Zu einer subtileren Unterhaltung gehörte das Ausrupfen von Bärten, Haar um Haar oder in Büscheln. Manchmal trieben Deutsche bärtige Juden in Friseuräden, befahlen ihnen, sich rasieren zu lassen und ließen sie für die Dienstleistung zahlen. Manchmal hieben die Deutschen selbst jüdische Bärte mit Bajonetten ab, oft zusammen mit Wangen-, Kinn oder Gesichtsteilen. In manchen Orten wurden die Juden auf dem Stadtplatz zusammengetrieben und in einer Massenverhöhnungszeremonie geschoren; anderswo wurden die Bärte angezündet.« Der Bericht macht auch den bekannten psychologischen Sachverhalt wieder klar: Jede Schändung, jede Lästerung hat Ähnlichkeit mit jenem imaginierten Schuß auf die Madonna (deshalb habe ich diese »Modellzeichnung« Roths in extenso zitiert). Man sieht: Der Schändende »hat nichts davon«; »er verfolgt nicht seine Interessen«, er folgt seinem »Durst«. Weil schon die sadistische Soldateska alter Religionskriege vielleicht ähnlich fühlte, deshalb habe ich oben zum Ausdruck »religionskriegsmäßig«



gegriffen, um wenigstens eine ungefähre Vorstellung zu erwecken, wie Roth diesen Haß sieht, den man wahrlich nicht bloß mit den Kategorien des 19. Jahrhunderts («Interessen») messen sollte. Zurück zur Gestalt des Tarabas!

#### *Der Haß, der sich verschiebt*

War es nun Christenhaß oder Judenhaß, was in seinem finsternen Herzen ausschlaggebend wurde? Das ist schwer »auseinanderzunehmen«! Dennoch, das eine sitzt offenbar tief und schon lange in ihm, schon mit ihm unbewußt verwachsen; das andere, der Judenhaß, ist mehr Epiphänomen, ist mehr »verschobener« Haß in der von Freud gezeigten Weise:

Zum Abschied hat er den Vater »angespuckt«, so ist sein (übrigens nicht ganz korrektes) Erinnerungsbild in späteren Jahren. Dieser Haß hat sich nun plötzlich verschoben, ohne daß er es merkte: er hat, um Freud zu zitieren, den »Groll . . . nicht überwunden, aber . . . verschoben« und zwar vom Vater auf den Bethausdiener. In diesem haßt er jenen. So reizt ihn zum Beispiel an der gesetzestreuen Korrektheit des Juden offenbar der Anklang an das scheinheilig korrekte, das in der Tat scheußliche »Katholischsein« seines Vaters.

Roth hat aber noch genauer differenziert. Grimm und Wut hatten sich ja schon früh in Tarabas angestaut (besonders im Jahr 1914): sie konnten sich nicht entladen. Sie können es immer noch nicht, auch aus folgendem Grund: Das Kreuz jagt ihm eine kleine, undefinierbare, eine halbabergläubische Scheu und Furcht ein: das Kreuz an dem Kettchen auf Marias Brust, das Kreuz an der Wand ihres Schlafzimmers. Hätte er nicht diese Scheu oder Furcht, so würde er das Kreuz direkt, als das Hemmende, hassen. (Es spielt damit ein literarisches Motiv herein, das mehr in Osteuropa zuhause ist: ich erwähne es hier nur, weil es ein im Osten besonders verständliches Motiv ist.) Dieser Weg des Hassens ist ihm also verlegt: es gibt keine direkte Entladung. So greift sich die gestaute Wut einen »Prügelknaben« zwecks Entladung, ohne daß das Subjekt die Verschiebung bemerkt. Ziel ist jetzt der Bethausdiener. (Die spätere Scham über die Tat hat etwas geradezu Vernichtendes: begreiflich: es konnte ja das Unverdiente der Mißhandlung gar nicht größer sein.) Der Bethausdiener ist ideal »konditioniert« zum Prügelknaben, er ist der *locus minimae resistentiae*.

In der Erzählung »Tarabas« hat also Roth ein Modell gebaut. »Man hat den Davidstern angespien, um das Kreuz anzugreifen . . . Man hatte nicht eigentlich den Davidstern gemeint, der ohnehin nicht zu fürchten war. Man hat das Kreuz gemeint, das man weit mehr fürchtet.« Alle Verben dieser Sätze, besonders »fürchten«, werden besser verstanden, wenn man den »Tarabas« kennt: das heißt: Dieser Text aus dem Jahr 1937, oben schon zum Teil zitiert, wiederholt geradezu den »Tarabas«, der schon 1933 entstanden ist. Eine ähnliche Erhellung wird einem anderen Zitat zuteil, das der Leser ebenfalls schon kennt: »Man prügelt den Moritz Finkelstein aus Breslau, und man meint in Wirklichkeit jenen Juden aus Nazareth.« Sogar das Verbum »prügeln« ist kaum zufällig gewählt. Es ist eine »Weisheit der Sprache«, die in der geläufigen Redensart vom »Prügelknaben« verborgen liegt. Übrigens dürfte selbst ein Verbum wie »anspeien« nicht ganz ohne Beziehung zu Christi Passion gewählt worden sein. Dasselbe gilt wohl von einer Namensgebung: Tarabas klingt an Barabbas an, den Übeltäter, den das verwirrte Volk dem Mann aus Nazareth vorgezogen hat.

#### *Exkurs*

»Gelegentlich einer Unterhaltung stellte S. Freud den Satz auf: »Nicht die Kreuzigung Christi verzeihen die Völker den Juden nicht, damit würden sie sich abfinden; die Person Christi selbst ist es, die sie zu Antisemiten macht. Sie wollen diesen Gott nicht, der allen ihren Instinkten zuwiderläuft, sie rächen sich für die Verdrängungen, die seine Lehre ihnen auferlegt, für all die Verzichte auf Triebbefriedigung, an den Juden.« Und das ist der Kern der Sache. Man ordne einmal die Völker nach dem Raume, den der Antisemitismus in ihrem Seelenhaushalt einnimmt: und man erhält eine Rangordnung, in welchem Ausmaße christliche Sittenlehren und christlicher Glaube ihnen fremd und zuwider ist. . . Fremde, irische Glaubensboten brachten ihnen diese Lehre, fremde, franko-gallische Herrscher unterwarfen sie ihr und damit ihrer Rechtssprechung, ihren Gewissenskrupeln und ihrer wirtschaftlichen Umwertung . . . Sehnsucht nach den heimischen Göttern sitzt unerlöst in der Gruppenseele der Deutschen; ihre vergoldete und verflachte Heraufbeschwörung machte den neurotischen und modernen Richard Wagner zum Nationalheros. Götter sind ja überall Vergottungen der Stammesfähigkeiten selbst. In ihnen spiegelt sich, was man sein möchte, oder was man sich zutraut, zu sein. Die Selbstzufriedenheit der Kinder und der Völker, ihr naiver Narzißmus, nötigt sie zur Projektion solcher Spiegelungen des eigenen Wesens in den Kosmos und die Vergangenheit. Als das Christentum die germanischen (und slawischen) Stämme zwang, diese kindliche Stufe aufzugeben, ohne daß sie innerlich danach Sehnsucht hatten und von selbst dazu herangereift waren, als ihnen eine so erwachsene, entwickelte und verwickelte Geisteswelt aufgebürdet ward mit der Zumutung, sich ihr zu unterwerfen oder zu sterben: da wurden Wurzeln eines schwer auffindbaren und schwer erlösbaren Hasses in ihre Seelen gesenkt – eines Hasses, der sich nicht an die eigentlichen Urheber des Konflikts herantraute, nämlich die schon weltbeherrschende westlich-christliche Kultur. Dafür wählte er mit wildem Instinkt einen Ersatzfeind: den Juden, weil sich unter dieser verpönten Gestalt die Feindschaft gegen die neue Lehre am sichersten verbarg.«

So schreibt Arnold Zweig im letzten Kapitel seiner »Bilanz der deutschen Judenheit 1933« (1934, Neudruck 1961). Dieses Kapitel ist in den letzten Monaten 1933 entstanden, wie man sofort bei der Lektüre sieht; damals ist der »Tarabas« abgeschlossen worden. Die große Ähnlichkeit mancher Gedanken – woher kommt sie bei zwei Autoren, die damals nicht zusammenkamen und sich nicht sehr mochten? Zweig hatte natürlich das Herbstheft der »Cahiers Juifs« gelesen mit der »Bilanz«. Ferner: Freuds Auffassung, gesprächsweise kundgetan, hatte sich mittlerweile wohl herumgesprochen, also wohl auch Roth beeindruckt. Doch ist hier kein Platz für irgendeine Einflußfrage. Gesagt werden muß aber, daß Zweigs fesselnde Ausführungen auch beträchtliche Schwächen haben, die sie sowohl von Freud wie Roth etwas trennen. Zweig nimmt Freud wörtlich, allzu wörtlich! Er sieht nicht, daß der schwermütig lächelnde Narrator indirekt lehrt und spielt. Der in der Emigration blühende historische Roman (eigentlich gehört auch »Tarabas« dazu) benützt ja eine verwandte Methode. Auch Freuds Bilder und <sup>324</sup>Gefichten sollte man nicht repetieren, paraphrasieren, sondern deuten, um sie zu erfassen. Hier versagt Zweig. Er kommt so dazu, die barbarischen Götter aus grauer Frühzeit nahezu zu verklären und entfernt sich damit



weit vom alten Freud – der übrigens seine fast narrative Methode dann im »Mann Moses« selbst klarstellt.

#### Roths Absicht

Roth wollte also die harthörigen Europäer von damals auf etwas im Anzug Befindliches, etwas schwerfaßlich Sinnloses vorbereiten, das sich nicht bloß mit Wirtschafts-egoismus, Rassismus usw. wird erklären lassen. (Jüngst hat auch Sebastian Haffner das spezifisch Sinnlose der Judenvernichtung betont, in seinen »Anmerkungen über Hitler«.) Solch einen Grad höllischer Sinnlosigkeit, das scheint Roth zu beobachten, hat es in der Geschichte bisher höchstens im Phänomen des Religionskriegs gegeben, genauer: in manchen Zügen religionskriegerischer Fanatismen; vielleicht hat es ihn aber auch noch niemals gegeben. Klug und vorausschauend war es, als die drei Autoren Roth, Freud und Werfel (der letztere in dem oben genannten Aufsatz) den Begriff eines neuen kommenden Religionskriegs faßten, wobei Roth wohl als einziger erkannt hat, daß dieser anhebende braune Religionskrieg gegen jedwede Religion geht, daß es ein merkwürdiger Religionskrieg ist, der ursprünglich motiviert wurde durch den subkutanen Haß auf die erlebte, die täglich erlebte Religion, also das Christentum, dessen Kreuze über unseren Städten auf den Kirchtürmen und Kuppeln zwar noch glänzen, aber demnächst durch Hakenkreuze ersetzt sein könnten, wie es Franz Ferdinand Trotta am Ende halluziniert. Das ist übrigens im Frühherbst 1938 geschrieben. Inmitten dieser Zukunft (Speers Städtepläne näherten sich dann ihr) sah Roth die Rolle des jüdischen »Prügelknaben« als das Äußerste an Sinnlosigkeit an: Der Jude ist nicht der am giftigsten Gehäßte, aber der wirklich Geschlagene; die Christen kommen später »dran« – um das Ganze verkürzt auszudrücken. – Ein absurder Gedanke?<sup>1</sup>

Psychologie einzelner Individuen liegt außerhalb der Absicht dieser Seiten; am wenigsten kann eine Psychologie Hitlers aufgerollt werden.<sup>2</sup> Eine Sprachbeobachtung sei aber gestattet. Man erinnere sich an den Satz jenes Gauleiters (es ist übrigens der

1 Philosophisch-theologische Gedanken zur Judenfrage habe ich im Vorstehenden bewußt beiseite gelassen. Es gibt aber einen klassischen Gedankengang, der für Roth nachweislich wichtig geworden und der ihm schon seit der Zeit des »Radetzky-Marsch« vertraut gewesen ist. Diesen Gedanken, gewiß mehr am Rande unseres Themas, will ich dem Leser vorstellen in jener prägnanten Form, in der er Mitte der dreißiger Jahre in Österreich publiziert worden ist. Das kam so: Von 1934 an hat Roth oft Mannigfaltiges, Großes und Kleines, in einer österreichischen Zeitschrift publiziert, die den (wenig zutreffenden) Titel »Der christliche Ständestaat« führte und die von zwei Männern geleitet wurde, die Roth gut kannte und schätzte: Dietrich von Hildebrand und Klaus Dohrn. Hildebrand hat nun die in seiner Zeitschrift seit Jahren geäußerten Gedanken zur Judenfrage 1937 zusammengefaßt und geklärt in einem langen Vortrag, der im selben Jahr gedruckt wurde. Aus ihm will ich zitieren: er ist übrigens heute bequem zugänglich in Hildebrands Band: »Die Menschheit am Scheideweg«, 1960. Ich kann aus Platzgründen im Folgenden nur zwei Gedanken herausgreifen (die im damaligen Österreich, jedenfalls in Wien, bei hoch und niedrig nahezu vergessen, verschmäht waren, obwohl es sich um klassische Katechismuswahrheiten handelt):

»Christus sprach zur Menschheit, indem Er zu dem Volk Israel sprach, und die Antwort Israels auf Seine Epiphanie war die Antwort der Menschheit . . . Es ist mehr als naiv, die Kreuzigung Christi als eine spezifische Antwort nur des jüdischen Volkes anzusehen, als ob, wenn Er Römer, Grieche, Perser oder Germane gewesen wäre, seine Volksgenossen Ihn nicht gekreuzigt hätten. Das Crucifige war die Stimme der erbsündigen Menschheit, die Israel hier wie überall

Münchner Gauleiter Wagner gewesen): »Jetzt haben wir die Juden hinausgeschmissen, nun kommen die Hostienfresser dran.« Hitler machte in den Tischgesprächen einen ähnlichen sprachlichen Unterschied. Er wolle, sagte er, die Juden ausmerzen

vertrat . . . Menschen wegen ihrer Abstammung verfolgen, heißt den gottebenbildlichen Menschen . . . als Tier behandeln . . . Es bedeutet eine Entmenschung. – Vor allem aber müssen alle Katholiken den heutigen Kampf gegen die Juden als eine Angelegenheit empfinden, die sich zentral gegen sie selber richtet. Hat Christus der Herr nicht gesagt: Was ihr dem Geringsten Meiner Brüder getan habt, habt ihr Mir getan? Ist darum die Diffamierung und Entwürdigung der Juden nicht ein direkter Angriff auf den Deus incarnatus, auf die in der Menschwerdung geheiligte Menschennatur? Wahrlich, worum es heute dabei geht, ist nicht eine völkische Spezialangelegenheit, nein, uns allen gilt: Tua res agitur! Dich geht es an!«

Mit welchem Gefühl Roth diese Zeilen gelesen haben wird, mag sich leicht ausmalen, wer an die Szene denkt, in der Carl Joseph auf den jüdischen Geldverleiher Kapturek losgeht, eine Szene, die den Schlußgedanken des zitierten Textes narrativ gestaltet.

2 Die Psychologie Hitlers soll, wie gesagt, außer acht bleiben. Trotzdem gebe ich einem Schriftsteller im Folgenden das Wort, der die bisherige Forschung über Hitlers Umgang mit der Religion soeben klug zusammengefaßt hat. Arno Plack schreibt in »Wie oft wird Hitler noch besiegt?«, S. 272, es gebe für eine Kampfgemeinschaft »kein stärkeres Mittel sich zusammenzuschließen als die Verwerfung und Entheiligung dessen, was ihren Feinden am höchsten gilt. Hitler ist auch in dieser Hinsicht Stalin, den er bewundert hat (>eine ungeheure Persönlichkeit<) und von dem er manches »gelernt« hat, gefolgt. In der sogenannten Kampfzeit sich noch als »überzeugten Katholiken« gebend, um die gläubigen Massen Süddeutschlands zu gewinnen, hat er deren Gott in den späteren Reden immer häufiger durch jene »Vorsehung« ersetzt, die er für seine eigene weltpolitische »Sendung« in Anspruch nahm. Nach dem Kriege gedachte er mit den Geistlichen beider Konfessionen abzurechnen »ohne langes Federlesen«. Einer, der den »Führer« kennen mußte, sein Rechtsanwalt und später Reichsjustizkommissar Dr. Hans Frank, hielt ihn für »gottlos bis ins Mark seines Wesens hinein«.

Auch bei allen anderen Führern bestand ein Ineinander von dumpf elementarer Emotion und gelenkig schlauer Planung, besonders wo es Steuerung von Massenaffekten galt. Alle Maßnahmen, schon die (nur halbgeglückte) Reichskristallnacht, waren ja vorbereitende Plan-Schritte im Blick auf die Versklavung des Ostens zwecks Besiedlung. Für dieses höchst blutige Vorhaben, das nicht so langwierig wie Stalins Kulakenverteilung ausfallen sollte, galt es, Emotion ebenso wie Mordpersonal rechtzeitig zu testen und zu vervollkommen. Da war zum Beispiel das Niederlegen der christlichen und humanen Hemmschranken zeitig vorzubereiten. Für eine solche Randzone unseres Themas (das ja nur dem »Haß« und seiner Herkunftseigenart gegolten hat) ist natürlich der Historiker zuständig, dem ich freilich die Bekanntschaft mit so unbekanntem Dingen, wie es Roths einschlägige Gedanken sind, nur empfehlen könnte – wissend, daß sich mancher Historiker allerdings schwer tun würde, sie in ihrer ganzen Differenziertheit aufzunehmen. Ich komme zu diesem pessimistischen Urteil, weil ich soeben Bernd Martins so differenzierungsarme Darstellung der »Judenverfolgung und -vernichtung unter der nationalsozialistischen Diktatur« gelesen habe; es ist sein Beitrag in dem (eine Freiburger Ringvorlesung festhaltenden) Sammelband »Die Juden als Minderheit in der Geschichte«, den er selbst »angeregt« und zusammen mit Schulin 1981 herausgegeben hat. Der Kern seiner »Schlußbemerkung« lautet: »Der Antisemitismus war und ist das Ritual der christlich geprägten westlichen Zivilisation. Seine Ursachen liegen im Haß auf das Nicht-Identische . . . ein Haß, der permanent mit dem christlichen Toleranzanspruch kollidiert. Eine endgültige Lösung einer – wie in den 30er Jahren international als solcher anerkannten – Judenfrage war allein im westlichen Kulturkreis vorstellbar. Daß diese Lösung in Deutschland versucht wurde, ist, von der langen Geschichte des Antijudaismus her gesehen, eine (!) Akzidenz (!), die sich jedoch für den Zeithistoriker aus den Hypothesen des preußisch-deutschen Sonderweges erklärt« (S. 314f.). Erklärt? Aber schon der erste Satz hat uns verblüfft. Diese vielsagende Wortwahl: »Ritual« – wo doch das selbstgewählte Thema die braune Judenvernichtung ist! Glücklicherweise ist dem Autor (und Herausgeber) keiner der Beiträge auf solchen Wegen gefolgt, die wohl mit rationalistischem Systemzwang sowie mit der seit längerem bestehenden Religionsverdrossenheit zusammenhängen mögen.



und die Kirchen »zertreten«. Ob hier die Sprache verräterisch gewesen ist, müssen wir den Historikern überlassen. Allerdings wird fast jeder, der damals gelebt hat, eine bestimmte Erfahrung gemacht haben: In der Sicht und in der Sprache der *infima plebs*, der Oliviers, schien es sich so zu verhalten: die Gehäßten waren die Hostienfresser und waren überhaupt die Unbeugsamen; die Geschlagenen, die zu Schlagenden waren die Juden; an ihnen konnten sie sich austoben, das war das ihnen vorgeworfene Futter (Reichskristallnacht). Während des Krieges kamen allerdings noch andere Entwicklungen und Pläne dazu. Mit anderen Worten: Die Juden traf der Sekundärhaß vernichtend; der Primärhaß, der gifthaltigste, bot das Energiereservoir dafür. Der Primärhaß ist aber zu seiner vollen, spezifischen blutigen Verwirklichung oder Entladung nicht mehr gekommen.

Natürlich besteht ein Gegensatz zu früheren Gedankengängen des Autors Roth, der sich in der Tat selbst ein wenig widerspricht, nämlich zu jenen Gedankengängen, welche die Existenz zweier Haßstrahlen andeuten, deren einer den Christen, deren anderer den Juden gilt, wobei jedoch beide Strahlen oft teilverschmolzen sind: durch den »Lästerhaß«, der keinen besonderen Unterschied zwischen Madonna und Thora-rolle macht. Es sind also zwei Affekte, die sich allerdings gegenseitig »befruchten« können, zwei verschiedene Affekte, die vielleicht noch andere, ebenso scheußliche »Brüder« bekommen könnten. Es ist und bleibt ein gewisser Widerspruch bei Roth; ich will ihn nicht leugnen, würde aber auch Leser verstehen, denen er gefällt.

Ebensowenig kann ich die Frage beantworten: Gibt es denn wirklich einen so riesigen, überall unter dem Boden Mitteleuropas (besonders Deutschlands und Österreichs) schlummernden energiegeladenen Haß gegen jedwede *pietas*? Roth nahm eine solche unterschwellige Riesengröße ohne weiteres an; es ist die Voraussetzung all seiner Gedanken zum Thema. Ich sagte: gegen jedwede *pietas*. Am meisten gegen aufgeklärt-bewußte.

Ich vermute: Er wird damit wohl ebenso Recht gehabt haben wie mit seinen verschiedenen Voraussagen, deren Eintreffen wir erlebt haben. (Sein Buch »Der Antichrist« von 1934 bleibe hier außer acht, es war ein erster Anlauf halb diskursiver Art gewesen; es ist ein mißlungenes Buch geworden.)

Manchmal scheint mir, als kündigten die seit zehn Jahren in Deutschland und Österreich intensiver werdenden Lästerungen die Existenz der unterschweligen Energie wieder deutlicher an, die hoffentlich ein Politiker nie wieder anzapfen wird. Die Zeit, da der Haß verkrochen leben mußte, geht jetzt zu Ende.

Der Haß hat heute seine altvertrauten antikerikalen Details weitgehend verloren, da er in den Klerus selbst stellenweise eingedrungen ist, ohne daß dieser es recht gemerkt hätte. Ich möchte zum Schluß für alle künftige Beschäftigung mit Fragen des Hasses von dem naheliegenden, dem gefälligen Rationalismus, wie er auch bei Historikern wohlgeht, entschieden abraten.

Wie ich es meine, zeigt die folgende Geschichte:<sup>3</sup>

<sup>3</sup> Den Ursprung der Geschichte kenne ich nicht: zum erstenmal bin ich ihr begegnet, als ich Ludwig Strauß' kleines Buch »Wintersaat« von 1953 las, eine Aphorismensammlung (übrigens

## Nachspiel

Es war nach einem Vortrag, in dem ich Roths Antwort auf die Frage: »Woher der Haß?«, also die »These«, auf ihre Richtigkeit geprüft hatte, als ein Kollege leise Zweifel anmeldete. Das sei alles noch gar nicht recht wissenschaftlich bearbeitbar mangels Vorarbeiten, meinte er im Gespräch. »Haß? Wer haßt? Welche Gruppen? Welche Interessen verfolgend? Alles noch so dunkel wie vermutlich das beschworene Unbewußte selbst!« Ähnliches könnten die Leipziger Verwandten Roths auch schon gesagt haben, ging es mir durch den Kopf, hoffentlich geht es uns einmal nicht ähnlich. Auch nach meinem Hinweis auf die Dringlichkeit einer Beobachtung und Erforschung des Lästerungsdranges, auf meinen Hinweis darauf, daß wir Schreibenden auch auf die Zeitgefahren in publizistischer Verantwortung hinzuweisen hätten, blieb er dabei, daß man, ohne saubere Vorarbeiten, ein im Halbdunkel liegendes Gelände lieber nicht betreten sollte. Schade, daß mir da die jüdische Geschichte vom Halbdunkel nicht einfiel – welche ich jetzt anfügen kann.

Ein durch die nächtlichen Gassen nach dem Abendtrunk beschwingt heimwärts Wandelnder bemerkt plötzlich, daß er seinen Hut nicht mehr hat, den er doch in der Wirtsstube noch bei sich gehabt hatte. Er sucht lange und vergeblich straßauf, straßab, immer auf der beleuchteten Straßenseite; er gibt es auf, ohne die unbeleuchtete Seite auch nur eines Blickes gewürdigt zu haben. Sollte er übrigens gedacht haben, morgen sei auch noch ein Tag, so hätte er nicht mitbedacht, daß am Morgen ein Dieb den Hut schon könnte mitgenommen haben. Ja: Licht ist gut, Besonnenheit besser, Rationalismus zwar beruhigend, aber ganz und gar unweise.

die beste, die ich aus der deutschen Literatur unseres Jahrhunderts kenne: heute greifbar in den »Dichtungen und Schriften«, 1963). In der »Wintersaat« kommt nämlich folgende Abfolge von drei zusammengehörigen »Aphorismen« (Thema: Rationalismus) vor: »Die Klugheit des Rationalisten ist die des Betrunkenen in der Anekdote, der seinem Hut nicht auf der dunklen Straßenseite nachforscht, wo er ihn verloren hat, sondern auf der beleuchteten, wo er ihn besser suchen kann. – Der Irrationalist will uns einreden, daß, wer die Augen schließt, rascher schreite und sicherer greife. – Was als Gradunterschied der Klugheit erscheint, ist oft nur ein Gradunterschied an Mut des Anschauens.« (In »Dichtungen und Schriften«, S. 770 f.) – Der beste Vorstoß gegen den geläufigen bequemen Rationalismus samt seinen Voreiligkeiten, oder sagen wir mit Ludwig Strauß: gegen den Mangel an »Mut des Anschauens«, ist jüngst Martin Kriele gelungen in seinem »Befreiung und politische Aufklärung«, 1980. Das dritte Kapitel enthält z. B. eine scharfsinnige Formulierung und Beantwortung der Frage, wie weit unbewußte Motivationen im politischen Leben wissenschaftlich zugänglich werden können und sollen. – Einiges aus der Sekundärliteratur, die mir wertvoll geworden ist, nenne ich in meinen »Bemerkungen zu Joseph Roth«, enthalten in der Festschrift für Werner Wirthle »Weinlaub und Winkel«, hg. v. Fritz Barkowski und Dieter Hoffman, Kronsberg 1983. – Roths Aufsatz zur Bücherverbrennung aus den »Cahiers Juifs«, nicht enthalten in den »Werken«, ist sorgfältig nachgedruckt in: Joseph Roth, Kleine Schriften der Deutschen Bibliothek Nr. 5, hg. v. Brita Eckert und Günther Pflug, Frankfurt 1979.



Marguerite Léna, geboren 1939, ist seit 1961 Mitglied der Apostolischen Gemeinschaft Saint François Xavier; sie lehrt Philosophie an der Institution Sainte-Marie von Neuilly; Mitglied des Redaktionskomitees der französischen Ausgabe von *Communio*. Den Beitrag auf Seite 418 übersetzte aus dem Französischen August Berz.

Der Beitrag auf Seite 430 ist die erweiterte Fassung des Vortrages, den Görres am 6. Juli 1984 auf dem 88. Deutschen Katholikentag in München gehalten hat.

Josef Friedrich Doppelbauer, geboren 1918 in Wels/Oberösterreich, lehrt als ordentlicher Professor Orgel, Tonsatz und Komposition am Mozarteum in Salzburg. Bei dem Beitrag auf Seite 457 handelt es sich um den Text, den Doppelbauer auf der XV. Kirchenbautagung in Trier (11.-14. April 1983, Thema: Der architektonische Ort der Kirchenmusik) vorgetragen hat.

X Paul Stöcklein, geboren 1909 in Weiden/Opf., lehrte Neuere deutsche Philologie, zunächst als Privatdozent an der Universität München, ab 1957 als ao. Professor an der Universität Saarbrücken, 1961 als ordentlicher Professor an der Universität Frankfurt, 1975 als Honorarprofessor an der Universität Salzburg.

AR 1764

4/54

Joseph Roth Collection

VI

Street, James B.

59717

Joseph Roth's biography



II: LIFE

Joseph Roth's early years remain a mystery,<sup>1</sup> hidden behind a curtain of obfuscation and imaginative fancy woven by Roth himself in his later years and inconsistently passed on by colleagues and acquaintances after his death. Roth delighted in fabricating a multiplicity of variations on his parentage, birthplace, early education and adventures up through his participation in and return from World War I.<sup>2</sup> After that time Roth became an increasingly public figure, and the main outline of his life can be established with greater accuracy.

Roth was born on September 2, 1894, near the northeastern border of the former Habsburg Monarchy, in or near the town of Brody in East Galicia. He often declared his birthplace to be "Szwaby" or "Schwabendorf", but it is more likely that Roth was born in nearby Brody, and that his fancy and later urge toward assimilation caused him to offer the more German sounding "Schwabendorf" as his place of birth.<sup>3</sup>

The parental background likewise remains vague. By Roth's own accounts<sup>4</sup> his father, Nachum Roth, was an Austrian railroad official in Galicia who disappeared before his birth, drank excessively, went mad, and expired when Roth

was sixteen years old. Though hardly in a position to know, Roth characterized his father as a "specialist in melancholy", a calling that was passed on from father to son. The account was reasonable, though a little imaginative. Franz Blei, versatile Austrian writer and critic, and later a close friend of Roth, maintained that Nachum Roth, far from being a melancholic drinker, was a moderate man who had the misfortune of dying of typhus, not madness.<sup>5</sup> Subsequent scholarship supports the fact of madness, disregards the part about drinking, and confirms that Roth's father died in 1910, in Russian-Poland, unaware of the existence of his son.<sup>6</sup> The mother, Mariam neé Grübel, Roth briefly described as a "Russian-Polish Jewess" who was always singing sad and beautiful Ukrainian Lieder, a pastime common among the extremely poor in that backward province of the Monarchy.<sup>7</sup>

According to Roth, his youth in East Galicia was misspent in poverty, aimless wanderings, and adventures with unknown women in peasant lofts,<sup>8</sup> but again fancy and memory may have been playing an intricate game. At any rate, the school years, first at the Imperial-Royal humanistic gymnasium in Brody, then in Lemberg, slowly drew Roth into the pale of prewar Austrian society, for in both of these eastern towns an ample concentration of Germans and assimilated and reformed Jews supported



top-quality educational institutions and formed small somewhat isolated but western orient<sup>e</sup>d cultural communities which in the last decades of the 19th century nurtured a surprisingly large number of subsequent contributors to Austrian life and letters.<sup>9</sup>

In 1913 it was up the Brody - Lemberg - Vienna social ladder and, in 1914, enrollment at the University of Vienna.<sup>10</sup> Roth sustained a humble existence in the capital by giving lessons and relying on the goodwill and modest generosity of relatives in and near Vienna. While hearing lectures on German philology, the young man attempted his first literary pieces: a few expressionistic poems which were published during the war in the Prager Tageblatt and Oesterreichs Illustrierte Zeitung, and various prose compositions in the impressionistic style fashionable among the many Viennese feuilletonists of the time.<sup>11</sup>

These hesitating literary beginnings were interrupted by the fact that World War I was not over by Christmas, 1914. A friend, wartime companion, and later novelist and writer of distinction, Joseph Wittlin,<sup>12</sup> recalled that Roth became something of a pacifist and anarchist during the first year of the war.<sup>13</sup> The two friends, along with many contemporary coffee house critics, quite early came to view the war as a crime perpetrated by emperors, ministers and generals against innocent sheep. But later, "out of unclear

motives which only Joseph Conrad could have explained," Roth and Wittlin, after twice being rejected as "notorious weaklings", succeeded in volunteering for service in 1916.<sup>14</sup>

The northeastern front awaited them, but not immediately. First, the young men sought admittance into a more prestigious Viennese regiment, rather than their appointed Galician infantry unit. But their brief enthusiasm for the adventure was soon reversed by the prescribed army basic training.<sup>15</sup> Then, amidst the quickening pace of events, in the late fall, 1916, Roth experienced a vaguely grasped moment which influenced him for life. Almost twelve years after the fact Roth recalled this moment and composed a slightly sentimental semi-tragic piece for the Frankfurter Zeitung, in which he described in artistic detail the immediate occasion foreshadowing the irrevocable demise of much more than his own innocent years. The laying to rest of Europe's most venerable, if anachronistic, old order monarch, Emperor Franz Joseph I of Austria, provided the impressive backdrop. "As he was buried, I stood, one of his many soldiers of the Vienna garrison, in the new field-grey uniform in which we were to go to battle in a few weeks, one link in the long chain which lined the streets. The emotion, stemming from the recognition that an historic day was passing, clashed with ambivalent



sadness over the collapse of a Fatherland which had raised its own sons into opposition against itself. And while I still judged this land, I already began to pity it. As I bitterly measured the nearness of the death to which the dead emperor dispatched me, I was struck by the ceremony with which his majesty (and that was: Austria-Hungary) was carried to rest. I clearly recognized the meaninglessness of his last years, but it could not be denied that just this senselessness represented part of my childhood. The cold sun of the Habsburgs burned out, but a sun it had been ...

And because the death of the emperor put an end to my childhood as well as to the Fatherland, I mourned the emperor and the Fatherland just as my childhood." <sup>16</sup>

If honestly recalled, it was a touching ambivalence felt for the monarch and the Fatherland, given the pressures and sacrifices of the times, and even though one wonders whether the young Roth truly perceived the impending collapse already in the fall of 1916, and though one might differ from the judgment that Austria's sons were then in revolt against the Fatherland, the event of 1916 quite clearly instilled in Roth a nascent appreciation for at least the grandeur surrounding Austria-Hungary and the Habsburg dynasty.

1917  
front was no  
Galician

The young Roth was born into a second and more serious life in a military railroad wagon sliding down the north-eastern slopes of the Carpathians back to his East Galicia early in 1917. He saw the front lines, wallowed in the endless Galician quagmires, and consoled himself with the thought that he was "experiencing life" and absorbing material for his later creative efforts.<sup>17</sup> A good deal of time was spent in reserve behind the lines composing more poems, and Roth even found a safer position for a while working in an unclear capacity for an army newspaper or periodical.<sup>18</sup>

The young soldier was back in Vienna off and on during 1918,<sup>19</sup> but when the end came in the fall, he was caught up in the confusion somewhere in the East. Again, autobiographical references are eloquently inconsistent, and early novels dealing with numerous characters who lived through the war, captivity, revolution, and the long return journey tell different stories.<sup>20</sup> Roth tallied up six months in a Russian prisoner of war camp, two months in the Red Army, and two months wandering West again.<sup>21</sup> Apparently he was once more in Vienna by the end of 1918,<sup>22</sup> and whatever the adventurous details, the war and the collapse had mattered. "My strongest experience was the war and the destruction of my Fatherland, the only one that I ever had: the Austro-Hungarian Monarchy."<sup>23</sup> Though these



were sentimental words set down quickly in reminiscence years later, this assertion was well substantiated by the subsequent course of Roth's life and the subject matter of much of his better creative writing.

The end of the Monarchy was just the beginning for Roth as a man of letters, and as a bread winner. "Out of a lack of money, I began to write for newspapers. My foolishness was printed. I lived off it. I became a writer."<sup>24</sup> The field was wide open in the immediate postwar years in Vienna and Berlin, and Roth practiced a timely brand of scurrility in both capitals. After the collapse of 1918 in Central Europe, the pent up frustrations of war and defeat, propaganda and censorship, political upheaval and economic chaos poured out in brief revolutionary outbursts and a more prolonged conflict of highly vocal political antagonisms. Charges and counter-charges, radicalization in many directions, was the general response to the sudden and unexpected defeat, and this discontent found expression in the proliferation of new politically and socially engaged newspapers and journals. In this milieu Roth first made his way as a writer.

One of the many papers in which Roth wielded his angry pen was Der Neue Tag, a leftist and somewhat pacifistic Viennese paper published for a year from 1919 to 1920. Here Roth displayed, in sharp but inconsistent writings showing

early signs of his later descriptive powers and precise style, an acerbic reaction to postwar conditions in Vienna and Austria.<sup>25</sup> The first winters were hard. Widespread poverty was apparent in the thin ear muscles of a man in the public soup and tea kitchen. War invalids, "a combination of dog and man", wearing the Karl-Truppenkreuz instead of a license, lined the Kärntnerstrasse. Viennese gymnasium students fabricated consortiums and, as a class, spent mornings on the Schottenring investigating the mysteries of the stock market. The social order was in upheaval; the lack of deference paid the bourgeois hurt as much as insecurity of employment. A former general could be investigated for supposedly sending physically unfit men off to war, but it had been legal to send healthy men to death, according to regulations. The "face of the times"<sup>26</sup> was contorted.

In 1920 Roth continued his polemical journalism on the hectic Berlin scene<sup>27</sup> and expanded his activity into a broad denouncement of a whole collection of Central European villains of the day.<sup>28</sup> General Ludendorff and his professional colleagues, flatulent patriotic comfortable professors, war reporters, capitalists, priests, junkers, the emperor, were all attacked and ridiculed. Beyond the individual fool and criminal, social conditions and values, bourgeois culture, tradition, the throne, and the contrast between



rich and poor were excoriated. Though his energy and criticism were not entirely destructive - amidst the partisan flurry of the 1920's he was able to find a handful of intellectual combatants, such as Maxim Gorki, Heinrich Mann and Ernst Toller, who, with qualifications, were deserving of his approval<sup>29</sup> - Roth polemicized in poem and prose with a deep bitterness only occasionally relieved by a sad humor, a reverence for nature, and a pathos which now and again recognized a sense of fate and tragedy at work above the human folly and frailty of the time. None of these early journalistic pieces will be, or ever was, of intrinsic literary or historical importance. It was already evident that much was ugly and wrong with Central Europe in the war and after. These articles and poems do serve as a sort of counterpoint to Roth's conservative Habsburg sentiments of the 1930's by clearly indicating that he contributed his full share, from the radical anarchistic politically amorphous side, to the hatred and political antipathy of the 1920's which laid the foundations for a second installment of tragedy in the 1930's.

Encountering modernity in Vienna and Berlin after World War I was a difficult processes for a young man from Galicia, and the vituperative milieu was hardly propitious for the balanced development of an immature writer. The journalistic probing of the more sordid side of public life, taken

2  
together with extremely restless and unique personal living habits, instilled in Roth a curious set of values and attitudes which marked his life and work until the 1930's, and in some respects until his death. His personal life was always disordered and comparatively unhappy. Occasionally referred to, and with some justification, as a misogynist,<sup>30</sup> Roth had the misfortune of marrying a woman whose instability was in no way strengthened by union with Roth, and who was herself unable to bring the restless writer into a calmer relationship with himself and his environment.<sup>31</sup> A great wanderer,<sup>32</sup> Roth contributed to his perpetual poverty and sense of alienation by being forever on the move, sometimes for obvious professional reasons, at other times apparently in response to irresistible psychological pressures. He believed that his wandering was an essential ingredient to his creative urge, and he remained underway, albeit unhappily, to the end.<sup>33</sup>

One of the few waystations on Roth's travels was the Central European cafe, the stimulating refuge of the literary crowd.<sup>34</sup> He had arrived in Vienna just in time to assimilate the trappings of the coffee house style in its more confident prewar form, but after the war the cafe was not always the warm womb it may once have been.<sup>35</sup> In the cafe Roth mixed with his fellow writers and followed a life



style to which he only partially acclimatized. The small talk in which the oscillating volume was more significant than the point under discussion, the often hypocritical playing at poverty, the rumor mongering and in-fighting, and the tradition of Protektion practiced by the regulars of the literary evening Lokal could, depending on the prevailing circumstances, attract or repel Roth.<sup>36</sup> He never forsook the smoke-filled den, but it could be a morose and debilitating milieu.<sup>37</sup>

Roth was also slightly out of step with his class, the literati, in other respects. For a writer who sharply attacked the traditional political indifference of the German man of letters,<sup>38</sup> he had a surprisingly modest sense of the importance of his profession. In the revolutionary situation of 1918-1919 the writer, according to Roth, had reacted with effete gestures, had "sprayed ink against an avalanche, built paper dams against deluges."<sup>39</sup> Though he attempted to take the times seriously and find a place in one of the many literary-political circles of the day, the leftist "Gruppe 1925",<sup>40</sup> the effort was weak and shortlived. Too much of the literary and political scene was uncongenial to Roth's scattered ideas and inconsistent mood. In the literary realm the "Neue Sachlichkeit" movement struck him as a thin fraud,<sup>41</sup> while one of his own preferred

mediums, the old Viennese feuilleton, had to be defended  
against contemporary criticism.<sup>42</sup>

Roth's political attitudes in the 1920's were just as diffuse as his ideas on the literary profession. From his earliest contact with Berlin and Germany, he cultivated and ever preserved a strong anti-German prejudice which could attain rather immoderate proportions.<sup>43</sup> "I can ignore the question of nationality. But not that of language. German is a dead language, like medieval Latin. It is spoken only by the educated and poets. And Jews. In the middle ages one was influential if one wrote such a language. In democratic times one is a piece of crap. It is all right that the Germans are barbarians. But not that I cannot convert them. We are like missionaries who speak Latin to the heathens in trying to convert them. Hopeless Effort."<sup>44</sup> German democracy, Weimar style, also failed to impress him. A republican Hindenburg was a complete anomaly, "worse than ten Mussolinis."<sup>45</sup> From the anarchic revolutionary left Roth belittled the Weimar Republic, but he also turned his pen against the Social Democrats on occasion.<sup>46</sup> By 1930 Roth was thoroughly confused by the contemporary political trends. "I don't understand the extremists of both wings; for this I am too much a man of Franz Joseph's age."<sup>47</sup>



Political inconsistency was more the rule than the exception in the 1920's, especially among intellectuals and writers enjoying the luxury of vocality without responsibility. Roth, the pacifist volunteer, the leftist anti-socialist, the conservative anti-reactionary, the artistic anti-intellectual, the witty, often humorous hater, the Jewish slightly anti-Semitic anti-Nazi, would, in the 1930's, turn around once more, but not before attaining a modicum of professional success, while at the same time falling victim to an overwhelming nihilistic pessimism.

Catholic  
X

Success came in two directions. First, Roth began writing for the more moderate Frankfurter Zeitung in 1923. The professional relationship lasted until 1932, and it was in the pages of this quality newspaper that he made a name for himself as a feuilletonist, essayist and travel reporter. Then, from 1923 Roth also devoted more energy to the writing of fiction, first short stories and sketches, then novels. A succession of stories and novels of inconsistent quality appeared from 1924, until, with Zipper und sein Vater (1928) and Hiob. Der Roman eines einfachen Mannes (1930), Roth gained some recognition as an independent writer of talent.

X

But as the Austrian wrote his way into the 1930's,

he was increasingly beset by financial, personal and psychic problems which gradually transformed him into one of Europe's great sceptics and pessimists of the era. It was a mood which began early, grew relentlessly, and came to dominate Roth during his later years, the period of his greatest literary achievements, the Habsburg novels. The pessimism had numerous interrelated origins and many modes of expression. For one thing, the war had created an even more pronounced generation gap than is normally the case. The young men who fought the war were separated from their fathers by more than a few years. "All men of my generation are sceptical in this sense. (Scepticism: the result of a life without childhood.) And while the older generation daily drones on with its admonitions about 'rebuilding' and 'positive outlook', we smile the knowing smile of those who have been the origin, medium and sacrifice of a gigantic destruction."<sup>48</sup>

X ?  
Then, the new look of Europe in the 1920's did not especially appeal to the sharp eye of the travelling reporter. Strong doses of modernity, be it in the form of new but shabby workers' apartments in Lyon,<sup>49</sup> the industrialization of Rundstedt which required the displacement of a cemetery in order that progress continue,<sup>50</sup> or the depressing urban scene in general,



"the nimble superficiality of the city, the snobism of<sup>51</sup>  
the town, the torpor of public life in the village,"  
depressed the observer. Neither the new Russia of the  
1920's, which Roth visited at length as a reporter for  
the Frankfurter Zeitung at the end of 1926, nor the old  
and new bourgeois democracies in Western and Central  
Europe were cause for faith or hope.<sup>52</sup>

By 1930 the process of Roth's disillusionment was  
complete. In a sketch written in honor of the fiftieth  
birthday of Gustav Kiepenheuer, his publisher, in 1930,  
Roth had as much to say about himself as about the  
birthday celebrant. "Kiepenheuer is a Westphalian, I am  
an Eastphalian ... He is an idealist, I am a sceptic ...  
He loves the Jews, I don't. He is a phantasizer of  
progress, I am a reactionary. He is always young, I am  
always old. He is fifty, I am two hundred. I could be  
his great grandfather, were I not his brother. I am  
radical, he is conciliatory ... He is just, I am unjust.  
He is an optimist, I am a pessimist."<sup>53</sup> At just the time  
Roth's writing career was on the verge of a breakthrough  
to the form and subject matter that would make him relatively  
famous, his life was slipping into a long and tragic decline.

Roth's success reached its peak with the publication

of Radetzkmarsch in 1932, but it never quite enabled him to escape the condition of near poverty in which he had always found himself.<sup>54</sup> Nor were the times propitious for a more happy development of his psychic state. Roth looked upon the world economic depression and the rise of Hitler and National Socialism as signs of decline paralleling his own misfortunes.<sup>55</sup> When the day came, and Hitler was appointed Chancellor of Germany, Roth mounted a train and left the country, never to return.

Hitler's rise to power forced Roth to face a personal dilemma which he had long only approached half way and with divided attitude: the Jewish question in Central Europe and his own Jewish background. The fact of his Jewish heritage had never seemed to Roth to be of special significance. "My Jewishness never appeared to me to be other than an accidental quality, much like my blond moustache ... I never suffered from the fact, nor was I proud of it. Nor did I suffer from thinking and writing German, but rather from the fact that forty million people in the middle of Europe are barbarians."<sup>56</sup> Some of his early writings, such as Juden auf Wanderschaft, a collection of essays which appeared in 1927, dealt very sympathetically with the East European Jewish communities, and in much of his fiction individual



Jewish characters are positively portrayed.<sup>57</sup> Yet many stereotyped attitudes concerning Jews were shared by Roth. His journey to Soviet Russia left him with the impression that Jews there would never function well as farmers;<sup>58</sup> and he was capable of viewing the Jews collectively as weaklings, if not cowards.<sup>59</sup> The role of the Jews in the newspapers and the publishing business was deplorable, and only their impudence and cleverness allowed them to get ahead.<sup>60</sup>

The growing pressure of the Nazi movement forced Roth into a more straightforward attitude toward the question. "Rightists" who greeted the appearance of Radetzkymarsch with applause, soon commented, in the same journals, with distaste upon his Jewish and "leftist" background.<sup>61</sup> Roth accepted his Jewish heritage, though his identification with it remained vague. "I don't have the feeling of being a 'Jew' in the same sense in which the Nazis are 'Aryans'. To me, a believing Catholic, my Jewishness is much what it is to a Chassidic wonder rabbi: a metaphysical matter, far above everything that happens to Jews on this earth."<sup>62</sup> He felt himself to be more a child of the "Emancipation", than of Egypt, of Goethe, Lessing and Herder, than of Abraham, Isaac and Jacob.<sup>63</sup>

In 1933 the Jewish question became a terrestrial

matter for Roth as well. It meant exile. Though Germany had never been congenial to the wanderer, the life of an exile only helped exacerbate his weaker traits and habits. From his earliest manhood in Galicia it appears that Roth had cultivated an intimate relationship with alcohol. During the war drinking became more than a habit,<sup>64</sup> and in the 1920's an integral part of his personality.<sup>65</sup> Throughout the 1930's, in the face of a collapsing personal life, Roth turned increasingly to drink. Many excited letters from 1933 and thereafter, mainly to friend Zweig, were obviously written not only under much material pressure, but in a fairly intoxicated condition as well. Roth oscillated between a professed need for the soothing benefits of and a growing despair occasioned by his passion. He assured Zweig that there was no reason to deplore his drinking. "It conserves me much more than it ruins me. Yes, alcohol shortens life, but it also postpones immediate death."<sup>66</sup>

Toward the end Roth accepted his drinking, like so much in his unhappy life, as part of his fated portion. A semi-autobiographical short story, composed just before his death, sought to reach a denouement by fleeing into the pseudo-religious sphere.<sup>67</sup> Franz Blei, later and perhaps in an overly eloquent fashion, more or less captured Roth's mood. "Perhaps in answer to the question why he was a



drinker, Roth, as a Jew (who was) baptized<sup>68</sup> Catholic, would have been embarrassed to give the one accurate answer; for he was completely discrete in his most personal affairs - that one answer: it is my calling from God to be a drunk, so that I will remain humble in my other calling (i.e. writing). One can only affirm that God was successful in his assignments."<sup>69</sup>

The alcoholic impulse only further troubled an already bad situation. For all his life-long wandering, exile disoriented and eventually destroyed Roth.<sup>70</sup> He continued with his craft, as a novelist producing additional works which contributed to his reputation as a writer of Habsburg novels, and as a journalist for the weekly emigre periodical, Das Neue Tagebuch, the journal of the legitimist Habsburg circle in Paris, for the conservative Der Christliche Ständestaat (Vienna), and for Die Osterreichische Post (Paris). But his now forced living conditions and his work became increasingly difficult. "No one lives as restricted as I. A person in a cell is less lonely than I as I write in the cafe. I don't need isolation, but I have it."<sup>71</sup>

Even among fellow exile writers Roth felt himself out of accord. They may have all been anti-Nazi, but

pettiness<sup>72</sup> and in-fighting continued throughout the 1930's. The "leftists" associated with Die Weltbühne appealed to him as little as the contemporary posture of Thomas Mann or his former friends, Alfred Döblin and Rene Schickele.<sup>73</sup>

In the hopeless and febrile exile years Roth's always rather loose political ideas took a final turn. In vaguest outline his political persuasion had been gravitating from left to right for many years, though usually in an unorthodox and inconsistent manner. He was not an easy man to comprehend. World War I had put a fear of God into him, and his journey to Soviet Russia had indicated that salvation was not likely to be found on earth in the near future. Postwar democracy, Central European variety, as well as in England,<sup>74</sup> was a facade or worse. National Socialism was unspeakable. However, fascism in Republican Austria had a few redeeming qualities, its Catholicism for instance, and its fragile independent stance against Germany. But, after the civil strife and the assassination of Dollfuss in 1934, leadership and direction were lacking here.<sup>75</sup>

From the spring of 1933 Roth had begun to move in a small circle of Austrians of a unique hue. "Social-monarchistic and Great-Austrian-legitimistically inclined"<sup>76</sup> they were, striving to dissociate Austrian patriotism from German



national consciousness, which by the weight of deeds was fast becoming synonymous with National Socialism. This Austrian patriotism identified first with the Austrian Republic, but the inclination was to see in the conservative Republic a remnant of things past, specifically the old Monarchy, as well as a talisman of the future, namely the restored Habsburgs. It was not an important or especially insightful political group, when measured against the greater trends of the 1930's in Central Europe, but it was the circle in which Roth sought his final refuge.

"Following my instincts and conviction, I find myself forced to become an absolute monarchist."<sup>77</sup> "I stood nine months in the field for the Habsburgs. No 'Swastiki' can say as much for himself. I have a right to my Fatherland."<sup>78</sup>

The restoration which Roth yearned for was not merely a Habsburg emperor of the "Alpentrottell", but of what he took to be the Austria of old, a "supranational" and "Catholic empire of German and Roman stamp."<sup>79</sup> It was the Habsburg Monarchy of his abbreviated youth.

Much of Roth's dissipating energy over the last years was spent in various labors for the obscure cause. Of course, his literature came to be seen, in the long run, as his greatest contribution to the anachronistic idea

of a Habsburg restoration, or at least to the notion that  
a more humane beneficial order had been tragically lost.<sup>80</sup>  
More mundane efforts also occuppied him. Penning "brochures  
for the Habsburgs",<sup>81</sup> publicly opposing the Anschluss  
with Germany,<sup>82</sup> and, after the end of Austrian independence,  
working for refugee committees<sup>83</sup> and speaking at exile  
gatherings,<sup>84</sup> Roth, for fleeting moments, found something  
he could do with himself. But the end approached quickly,  
and Roth became more of an oddity to his former colleagues  
and friends. In early 1939 the Bohemian writer and fellow  
exile, Franz Carl Weiskopf, was appalled at the physical  
and mental decline of the still relatively young Roth.  
"The former Joseph Roth was a free spirit; later he became  
a believer; now he is a bigot and full of a wordy mysticism."<sup>85</sup>

It was a time when many exile writers were collapsing  
under the stre<sup>ss</sup> of events,<sup>86</sup> and growing despair overwhelmed  
Roth as well. In his last and most nihilistic story Roth  
presaged his own end in the decline and death of his sorry  
hero. Andreas, a derelict wasting away along the banks of  
the Seine, found refuge and met death in the sacristy of  
the chapel of St. Mary of Batignobles after his encounter  
with St. Therese. "May God grant us all, us drinkers, such  
a light and beautiful death!"<sup>87</sup> The stupor, the collapse,  
the delirium were the same, but the real scene was more



profane and squalid. In May, 1939, Roth died alone and  
nearly forgotten in a dilapidated hospital in Paris.

- - - - -

NOTES

1. Some of the uncertainty surrounding Joseph Roth's background and youth has recently been clarified by the biographical work of David Bronsen. His carefully gathered information has been appearing in book and article form; the most pertinent publications relating to Roth's youth are: "Phantasie und Wirklichkeit. Geburtsort und Vaterschaft im Leben Joseph Roths", Neue Rundschau, 79, (1968), 494-505; "Joseph Roths Kriegsdienst 1916-1918", Schweizer Monatshefte, 49, (1969), 569-581; and "Die journalistischen Anfänge Joseph Roths. Wien 1918-1920", Literatur und Kritik, 5, (1970), 37-54.
2. Hermann Kesten, one of Roth's closest friends in the 1930's, remarked: "Roth recounted to coffee house friends and his more intimates fiction and truth about his life, and constructed from this a hundred-sided legend ... He mixed his fables so high-handedly and playfully that each of his friends knew different details and anecdotes about Roth's life." "Einleitung", in Joseph Roth, Werke (Berlin, Kiepenheuer und Witsch, 1956), I, xiii.
3. Fritz Hackert, "Nachwort", in Joseph Roth, Die Büste des Kaisers. Kleine Prosa (Stuttgart, Reclam, 1969), 69. Bronsen, "Phantasie und Wirklichkeit", 495-496. On one occasion Roth referred to himself as "Jossel Roth from Radziwillow". Joseph Roth, Briefe 1911-1939 (Berlin, Kiepenheuer und Witsch, 1970), 417.
4. Briefe, 165, 239.
5. Franz Blei, Schriften in Auswahl (München, Biederstein Verlag, 1960), 314.
6. Bronsen, "Phantasie und Wirklichkeit", 505.
7. Briefe, 165, 239. Roth was very sparing in references to his mother, and, when considered in connection with his unique handling of women throughout his literature, this might provoke thought, but of a hypothetical sort, and beyond the scope of this sketch.
8. Briefe, 166.



9. A list of the men and women of talent, Jewish as well as non-Jewish, from Galicia, who were active on the Austria-wide cultural scene during the last decades of the Monarchy, would be a long one. In the strictly literary and journalistic realms one might mention Karl Emil Franzos (1848-1904), Marie von Ebner-Eschenbach (1830-1916), and Moriz Szeps (1834-1902). For other areas of intellectual life, a perusal of the ethnic and regional origins of the seventy-odd figures conveniently sketched in William M. Johnston, The Austrian Mind. An Intellectual and Social History 1848-1938 (Berkeley, Univ. of California Press, 1972), is enlightening and rather surprising. A closer look at the cultural centers of Galicia and the Bukovina, and their peculiarly Austrian facades, will be taken in chapter IV.
10. Through six semesters Roth signed University documents as "Moses Joseph Roth". Bronsen, "Phantasie und Wirklichkeit", 496.
11. Hackert, Büste des Kaisers, 70. Joseph Wittlin, "Erinnerungen an Joseph Roth", in Hermann Linden, Joseph Roth: Leben und Werk (Köln, Kiepenheuer, 1949), 52.
12. Joseph Wittlin (1896- ) is the author of Salt of the Earth (1941), the first volume of an intended work of much greater scope covering the war and collapse of the Habsburg Monarchy. It warrants comparison with Roth's novels of similar theme and setting, especially in that it was written by a man whose own experience of the war was very similar to Roth's. Originally written in Polish, Roth composed an introduction and aided in the translation for the German edition of Wittlin's "black and gold" novel.
13. Karl Kraus' posture at this time may have had a strong influence on him.
14. Wittlin, "Erinnerungen an Joseph Roth", 52-53.
15. Bronsen, "Joseph Roths Kriegsdienst 1916-1918", 572.
16. Joseph Roth, "Seine k. und k. Apostolische Majestät", Die Büste des Kaisers, 34-35.
17. Briefe, 35.
18. Briefe, 35-36. Roth was later to find fault with certain Austrian literati who found refuge in the controversial Kriegspressequartier during the war.

19. One letter from 1918, remarkably light and inconsequential, remains, a lengthy note to cousin Paula headed "Vienna, 24 February 1918": "I found at home an invitation to the 'Scholle'. I went on Saturday evening. A couple of dilettantes recited pitiful poems. A young woman also stopped by to read her stuff. Her mother, a Jewess from the Leopoldstadt, stood up and said: 'That's my daughter.' These words immortalized the mother. Which won't happen to the daughter by virtue of her novellas. This mother will live on in the 'Scholle', and, God willing, perhaps also in a book by me.  
On Monday I went for some tickets at the Burgtheater.."  
Briefe, 36.
20. Briefe, 167, 239-240. Die Flucht ohne Ende (1927) was, according to Roth, "for the most part" autobiographical; but so was, ostensibly, Hotel Savoy (1924), and yet the variations are considerable. With Roth one has to suspect that the facts may have been less exciting than the fiction.
21. Briefe, 240. Bronsen says that in the lists of war prisoners and missing in the Austrian War Archives no trace of Roth was to be found. "Joseph Roths Kriegsdienst 1916-1918", 577.
22. Bronsen, "Die journalistischen Anfänge Joseph Roths", 37.
23. Briefe, 240.
24. Briefe, 167. Roth offered another explanation of a similar tone for his career decision. "One day I became a journalist out of scepticism over the complete inability of any profession to fulfill me." Im Mittäglichen Frankreich, in Werke III, 511.
25. It is curious that one of his assignments for Der Neue Tag was to visit western Hungary in 1919 and to report on the active monarchist movement there at that time. He denounced and ridiculed the movement in strong terms. Bronsen, "Die journalistischen Anfänge Joseph Roths", 47.
26. A few of these journalistic pieces have been collected and published in Joseph Roth, Der Neue Tag: Unbekannte politische Arbeiten, 1919-1927, Wien, Berlin, Moskau (Berlin, Kiepenheuer und Witsch, 1970). References here are to pp. 21-22, 33-41, 87-92, 103-106, 119-122.



27. Berlin journals and papers for which Roth worked in the 1920's included the Neue Berliner Zeitung/12 Uhr Blatt (1920-1926), the Berliner Börsen-Courier (1921-1922), Vorwärts (1922-1924), Der Drachen (1923-1925), and Lachen Links (1924-1926).
28. A selection of typical polemics from Roth's Berlin journalism: Der Neue Tag, 24-30, 46-48, 51-54, 62-64, 69-74, 78-82, 98-99, 114-116.
29. Der Neue Tag, 135-145.
30. Kesten refers to Roth as "a misogynist who was always in love". "Einleitung", Werke I, xxi. Johnston feels that "Joseph Roth portrayed women as temptresses who seduce men from duty, smothering capacity for higher things by inviting self-indulgence." The Austrian Mind, 160. He is, however, generalizing rather loosely while attempting to make a point about misogyny being a characteristic common to many Austro-Hungarian writers.
31. Briefe, 535, "Anmerkungen". Roth married Frederike Reichler in March, 1922. She fell ill with schizophrenia and spent much of the time in mental institutions in Austria. Roth was seldom with her, though he apparently made real efforts to provide for her. He was unfit for married life by almost any standards.
32. The Roth-Stefan Zweig correspondence, which can be followed fairly closely in Briefe, is one long litany of Roth's lamentations over his endless lack of sufficient funds to support his profligate travelling and drinking. Zweig's sympathy, patience and actual financial aid reached almost saintly proportions. And all this even though Roth was apparently earning a good deal as a journalist. Hackert, Büste des Kaisers, 71.
33. For Roth's attitude toward this way of life, and the necessity therefore: "Ankunft im Hotel", Werke III, 234-238; "Abschied vom Hotel", Werke III, 260; Briefe, 81, 136, 145.
34. Alfred Polgar's epithet, "the Viennese coffee house is no coffee house, it is a Weltanschauung", may outlive all his works.

35. The institution of the coffee house, both before and after the war, is mirrored in Roth's little known novel, Zipper und sein Vater (1928), in Werke I; in particular, the scenes and expositions on pp. 546, 565, 576, 582. More on the coffee house in pre- and postwar Austria in chapters IV and VI.
36. "Man munkelt bei Schwannecke", Werke III, 306-309.
37. The pall of ineffectuality and lassitude dominated numerous coffee house scenes in Radetzky and Die Kapuzinergruft.
38. "Der tapfere Dichter", Der Neue Tag, 139-142. "They (literary artists) say their empire is not of this world, and believe they are justified in looking on while the others are crucified. In a few years, when the Republic has become a legend, it will be a sufficiently 'detached' theme for them. For their gaze is so directed at posterity, that they are responsible for the disintegration of the present." (1924).
39. Hotel Savoy (1924), in Romane, Erzählungen, Aufsätze (Berlin, Kiepenheuer und Witsch, 1964), 83.
40. Hackert, Büste des Kaisers, 71-72. In this circle Roth associated for a time with writers such as Johannes Becher, Berthold Brecht, Alfred Döblin, Albert Ehrenstein, Egon Erwin Kisch, and Kurt Tucholsky.
41. Briefe, 118.
42. "Feuilleton", Werke III, 293-296. Briefe, 87-88. For a recent discussion of the controversy in Austria over the feuilleton as a literary genre: Johnston, The Austrian Mind, 120-124.
43. Briefe, 45-48, 74, 144, 166. Der Neue Tag, 21-145.
44. Briefe, 56.
45. Briefe, 88. Much later, even after its demise, Roth retained his great disrespect for Weimar. "Ebert oder Hitler ist mir Wurscht und Scheisse." Briefe, 499.
46. Briefe, 59, 65. At a Social Democratic congress in Marseilles in 1925 the Austrian delegates struck Roth as "disgusting German mutants (ekelhafte Abart des Deutschen) who have learned nothing." Briefe, 59.



47. Briefe, 186. A friend of Roth remarked much later that politically Roth was "an unsuspecting child." Bruno Frei, "Joseph Roth und die Oktoberrevolution", Neue Deutsche Literatur, 15, (1967), 159.
48. Im Mittaglichen Frankreich, 515. A similarly unbridgeable chasm, though more tenderly drawn, separated father and son in Roth's novels, Zipper und sein Vater and Radetzkymarsch. This theme, of course, has been belabored by many writers of fiction and non-fiction in all countries since the war - which in no way diminishes its importance.
49. Im Mittaglichen Frankreich, 519.
50. "Der Merseburger Zauberspruch", Werke III, 420-426.
51. "Brief aus dem Harz", Werke III, 419.
52. Briefe, 91, 192.
53. Briefe, 168.
54. Briefe, 156-157. "Eight books until now, (1930) more than 1000 articles, for ten years ten hours of work every day, and today, when I am losing my hair, my teeth, my potency, the most primitive pleasures, I don't have the chance to live a single month without financial cares." The laments continued regularly until the end. Briefe, 202, 273, 464.
55. Briefe, 226.
56. Briefe, 417-418.
57. For example, Nikolai Brandeis in Rechts und Links, or Max Demant in Radetzkymarsch. More on the Jews in the Habsburg Monarchy in chapter IV.
58. "Die Lage der Juden in Sowjet Russland", Der Neue Tag, 211-213.
59. Briefe, 436.
60. Briefe, 110, 222, 243. According to Roth, in 1932, the Hungarian Jews would probably soon be carrying out the censorship in the up and coming Third Reich. Briefe, 222.

61. Briefe, 245-246.
62. Briefe, 275. Later, in 1935, Roth remarked that he and Zweig had come to support Zionism, not because they were Jews or anti-Jews, but because they were human beings. Briefe, 421.
63. Briefe, 257, 260.
64. Bronsen, "Joseph Roths Kriegsdienst 1916-1918", 576. Bronsen, "Die journalistischen Anfänge Joseph Roths", 44. Briefe, 298.
65. Briefe, 50, 57, 137, 174, 220, 241. His friend, Kesten, asserted that Roth's guilt feelings concerning his wife's schizophrenia led to his becoming an alcoholic of European-wide renown. Meine Freunde, die Poeten (München, 1959), 281. In another place Kesten related Roth's drinking to another factor. "His propensity toward self-destruction was passionate. He was one of the greatest drinkers of his time. "Einleitung", Werke I, xvi. It might be added that this side of Roth's nature received an embarrassing overemphasis in a documentary prepared for Austrian television in 1972. Still, Roth's drinking certainly influenced his life style and contributed directly to his early death.
66. Briefe, 436.
67. "Die Legende vom heiligen Trinker", Werke III, 149-178.
68. It is questionable whether Roth was ever baptized. Kesten, "Einleitung", Werke I, xi.
69. Blei, Schriften in Auswahl, 314.
70. Briefe, 349. "I fear daily for my sanity, and the foreboding recurs, which I have not felt since my childhood: that I would go mad at the same age as my father. I suffer frightfully ... and I work to escape." (July, 1934). Briefe, 443. "I am degraded every day, and my disregard for myself turns into bodily illness of all kinds." (December, 1935). Briefe, 466. "I write every day, in order to lose myself in fabricated destinies." (1936?). Briefe, 501. "Crapping out lasts longer than living." (August, 1937).



71. Briefe, 438.
72. "Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers", Werke III, 609. "A mediocre German writer, an emigrant ... has declined to work for a newly founded journal, because Jews are taking part in it. That is an emigrant who lives according to the Nuremberg laws. In Zürich; why not in Nuremberg?"
73. Briefe, 223, 266, 285. "Professor Thomas Mann is simply naive. He has been graced with the ability to write better than he can think. He is not intellectually equal to his own talent." Zweig was a little more generous, here as elsewhere, countering that "as an Aryan, Mann hardly had to join in spooning down the Jewish soup." Briefe, 291.
74. Briefe, 438. "too oceanic, too Protestant, too gentlemanly."
75. Briefe, 385, 391.
76. Anton Karl Mally, "Der Begriff 'österreichische Nation' seit dem Ende des 18. Jahrhunderts", Der Donauraum, 17:1/2, (1972), 48.
77. Briefe, 262.
78. Briefe, 264. Some acquaintances doubted whether Roth's latest posture should be taken any more seriously than some of his earlier idiosyncracies. "He was no political thinker - his monarchism, his Catholicism, his conservatism, his Austrianism were only willful and inscrutable secret codes, not what would be found in a lexicon." Ludwig Marcuse, "Abschied von Joseph Roth", in Linden, Joseph Roth: Leben und Werk, 239. "Roth wore many masks ... the mask of the Austrian lieutenant, the legitimist, the friend of the Habsburgs, the Catholic, ... the mocker and the sufferer, the prophet and the romantic, the innovator and the inheritor, the wise one and the passionate, and sometimes simply the mask of the drinker." Kesten, "Einleitung", Werke I, xi.
79. Briefe, 390, 418.
80. The extent to which Roth's image of the Habsburg Monarchy was actually that completely sympathetic and approbative will be seen in the subsequent chapters.

81. Briefe, 262.
82. "Toten-Messe", Werke III, 616-618. In fretful anticipation of the Anschluss Roth bemoaned "our world, this little island of a world, on which we will die, the last ten from the 4th regiment." Briefe, 515. The closing phrase is a line from an old Austrian soldiers' song.
83. Briefe, 522-523.
84. Briefe, 527. Otto von Habsburg, in 1938, expressed appreciation for Roth's efforts and concern for his health. Briefe, 524.
85. F.C. Weiskopf, Gesammelte Werke, (Berlin, Deutsche Akademie der Künste, 1960), VIII, 179.
86. Of Roth's former acquaintances Benno Karpeles and Karl Tschuppik had died in 1937, Odön von Horvath and Jakob Wassermann were gone, Tucholsky and Toller had committed suicide; Zweig was to do likewise in a few tears.
87. "Die Legende vom heiligen Trinker", Werke III, 178.



### III: WORKS

Robert Musil, one of the many fine Austrian novelists of the interwar period and author of Der Mann ohne Eigenschaften, a monumental unfinished panorama of the Habsburg Monarchy lingering on the brink in 1913-1914, characterized his contemporary, Joseph Roth, as an author whose only service was to write "a <sup>half</sup> ~~highway~~ educated (postclassical) German".<sup>1</sup> The intended criticism in this judgment derived doubtlessly in part from the great divergence in style, tone and intellectualization practiced in literature by Musil as opposed to Roth. But there was a touch of approval in Musil's tempered phrase as well. At a time when many intellectuals and writers were anxiously fretting over the real and supposed violence being done the German language,<sup>2</sup> a "halfway educated postclassical German" was something of an achievement. As one literary critic summed it up rather early, "it is not simple to write simply. It is a great talent. Joseph Roth has it."<sup>3</sup> And it has been this talent for simple, clear, descriptive, slightly detached prose that has gradually won Roth recognition as a first-rate writer.

Roth's abilities did not develop in a literary

vacuum. Earlier and contemporary artists who influenced him, taken together, made for a strange crowd: Tolstoy, Gogol and Dostoevsky, Stendhal, Flaubert, Gautier and Proust, Mörike and Polgar.<sup>4</sup> But though various influences were obviously at work, Roth defended his integrity by attempting to avoid definition or categorization. "It is impossible to put a finger on me. I have no stable literary 'character'. Besides which I am myself not stable."<sup>5</sup>

Unstable was correct, as a man and as a writer. Talent was not always there; success did not come easily. Much of Roth's work, early as well as late, remained fragmentary, and even some finished products might well be ignored or forgotten. But the good works were exceptional. Roth displayed a great joy in and gift for description,<sup>6</sup> a talent which could be well employed in fiction, feuilleton and travelogue, and which could be sharp but not necessarily sober and fair in essayism and polemics. He also worked long and hard at his craft, often protesting that he was exhausting himself with ten, twelve and more hours of pen work a day.<sup>7</sup> When he was writing well, he was usually writing quickly,<sup>8</sup> and there is room for speculation about how important Schnaps and Cognac were in his creative process.<sup>9</sup> But create he did, in great quantity and often in high quality, and his works as a whole offer a broad



and multifarious panorama of the Habsburg Monarchy before, during and just after its sudden demise.

It is the complicating case that in Roth's literary works last things are dealt with first. The human remnants of war and collapse were the subjects of his first writings, and well they might be, for such were the ubiquitous characters populating the immediate milieu in which he began his career. The individual, not society as a whole, was the object of his immediate attention, though the broader social and political implications of the individual's perception of and reaction to the prevailing conditions were evident enough. Roth's early characters returned slowly from the East, wandered aimlessly and hopelessly in Vienna or Berlin, and then exploded in pointless rebellion or were left suspended in ineffectuality and despair. It was an unhappy cast<sup>10</sup> through which many somber themes were developed. Some of these themes became part of Roth's regular repertoire and played an important role in his later more successful novels.

Perhaps the most important of these early themes was that of flight, flight of the individual in literal terms from the realities of war and captivity, revolution and chaos, and in figurative terms from responsibility, fear and decision. Roth's basically autobiographical novel, Die Flucht ohne Ende (1927), explicitly developed this

theme, and it was likewise the dominating mood in his other early novels. In Hotel Savoy (1924), Roth's first published novel, the flight theme was portrayed indirectly in the lingering indecision and timeless pause of a handful of returning war prisoners in an unnamed town (Lodz) in restored but still chaotic postwar Poland. Much later, in a novel focusing on the postwar Berlin scene, Rechts und Links (1929), the fretful oscillations of mood and direction of one of the main figures offered yet another variation on the theme of flight from reality.

With the flight theme came a fascination with fate. Roth's characters were forever waiting on and marvelling at their imminent and omnipotent fate, and this strong fascination accounted to a large extent for their passivity and helplessness. A crippled veteran in Die Rebellion (1924) wallowed brutishly in his sorry lot until driven to a senseless gesture of revolt. But his revolt was fruitless, his fate had already been settled. Even those who acted, such as the mysterious gigantic silent Jew, Nikolai Brandeis,<sup>11</sup> in Rechts und Links, did so with a shrug of resignation to their assigned portions. In one of Roth's artistically successful short stories, the tender "April, die Geschichte einer Liebe", (1925), the hero's hopes were not only frustrated by limiting external conditions,



but by his own effete observer's stance as well. In nearly all of Roth's fiction the ironic unexpected yet decisive turn of events left his characters empty and hanging. Fate made little of the hopes, desires, expectations and actions of generally passive and helpless individuals. This attitude toward fate continued to prevail in the later works and has to be considered when evaluating his literary image of the Monarchy.

A final characteristic of significance which was evident already in Roth's early fiction was his disillusionment with ideology. Although he briefly associated himself with the socialist viewpoint, he was soon composing various works which scathed the revolutionary extremists of the postwar years. His main efforts in this direction remained unfinished. Fragmentary pieces, "Ein Kapitel Revolution" (1929) and "Der Stumme Prophet" (1929), attacked the follies of the revolutionary left, while even earlier, in another fragment, Das Spinnennetz (1923), the anti-semitism, political plotting and suggested perversions of the revolutionary right, in this case within student circles in Germany, were harshly portrayed. These literary stances, when considered together with Roth's professed distaste for bourgeois democracy, Soviet Communism, Italian Fascism and National Socialism, leave us with a remarkably non-ideological politically amorphous commentator. Though

Roth, in the 1930's when composing his Habsburg novels, assumed the guise of a conservative Catholic monarchist, it was more a matter of sentiment and style than of political principles, and this aloof non-ideological perspective became an important distinguishing characteristic<sup>12</sup> of the later novels.

Until the late 1920's few of Roth's wide writings were characterized by consistent literary quality. At times, hints of his later fuller abilities showed themselves: in scattered feuilletons, in travelogues, such as the articles appearing in the Frankfurter Zeitung in 1925 under the title, Im Mittäglichen Frankreich,<sup>13</sup> in an occasional short story, such as "April, die Geschichte einer Liebe", or in isolated passages from more considerable works,<sup>14</sup> such as Hotel Savoy.

Then, in 1927 with the publication of a collection of essays dealing with Eastern European Jews in their home setting and in the urban centers of Central and Western Europe, Juden auf Wanderschaft, a detectable change began to take place in Roth's attitude and tone. In place of a fiery contemporaneous political engagement, he began to turn toward more sympathetic subject matter and to write with a tender concern and reserve not usually evident in his previous works. The Eastern Jews were portrayed in a



somber almost tragic tone, the formerly ubiquitous villains were conspicuously missing, and a vague and foreboding fate loomed ever larger as an inscrutable propelling force. Fading slightly was the great concern for the immediately political, the transitory. In its place arose a feeling for timeless enigmas and complexities more susceptible to marvelling description than either excited approbation or violent opprobrium. In Juden auf Wanderschaft these sympathetic descriptive powers were applied to vaguely recollected scenes and situations out of Roth's youth among the small town Jewish communities of East Galicia and in the large Jewish quarter of Vienna, the Leopoldstadt.

Two novels following on Juden auf Wanderschaft carried Roth's changing style over into the realm of fiction. In Zipper und sein Vater (1928)<sup>15</sup> passages replete with the old polemical combativeness - attacks on the Berlin film and theater scenes, typical overdrawing of the mindlessness of the female figure - intermingled incongruously with a detached veiledly sympathetic, though not praising, handling of the petty bourgeois Zipper family in the pre- and postwar eras. The weaker but warmly human qualities of the characters, the rather listless coffee house scenes, the difficulties of communication between two generations separated by their different experiences of the war were

themes which called forth sad portrayal in near tragic terms. Roth was finding that despair could be expressed without vituperation. With Hiob. Der Roman eines einfachen Mannes (1930)<sup>16</sup> Roth dropped contemporary political concerns almost entirely and turned to the timeless biblical story, though relocating it in 20th century Eastern Europe. Here, in this highly acclaimed and widely translated novel, Roth's rejection of ideology was complete. Hiob was the most unique of his many novels, a work which fits poorly in either his earlier radical politically engaged period or among the later conservatively hued Habsburg works.

Other shorter writings from the late 1920's also displayed Roth's new style and tone, but the subject matter was more suggestive of things to come. "Die k. und k. Veteranen"<sup>17</sup> (1929) described the social role under the old empire of a small veterans' league in a provincial town in Moravia. Irony was not entirely lacking in his detailing of the quaint and inconsequential activities of the league in that "most peaceful of all peaceful epochs in human history," just before 1914. The simple piece had a new setting which was to serve as the stage for most of Roth's subsequent fiction.

"Seine k. und k. Apostolische Majestät"<sup>18</sup> (1928) focused even more fixedly on things past, the figure of



the old emperor, recollected in legendary terms. "Once upon a time there was an emperor. A large part of my childhood was lived out in the often pitiless splendor of his majesty, of which today I have the right to speak, because at that time I so violently rebelled against it. From both of us, from the emperor and myself, I have been granted the right - which isn't to say that I had the right. He lies buried in the Kapuzinergruft under the ruins of his crown, and I still wander lost among the same ruins. My political conviction remains silent before the majesty of his death and tragedy - not before him himself - and only my recollection is wakeful ..."

Dedicated to friend Zweig, the exemplary citizen of that "world of yesterday", this little piece mused over personal remembrances of the Emperor Franz Joseph departing Schönbrunn for Bad Ischl on an early summer morning, and of his funeral cortege in 1916, at which Roth claimed to have been present. Ambivalent were the memories still, but growing ever more enticing.

Another backward glancing feuilleton of similar vintage, "Konzert im Volksgarten" (1928),<sup>19</sup> revived a harmless little scene out of prewar Vienna. Low key flirtations between "Wiener Mädel" and young officers and students were set against the backdrop of a late afternoon concert in the

Volksgarten. With dusk rapidly descending, a small military band launched into a final tune. "The march existed, so to speak, no longer on paper. It had passed into the flesh and blood of all the musicians, they played it by rote, as one breathes. Now this march - the Marseillaise of conservatism - rang out, and while the drummers and trumpeters still remained in place, it seemed as if the drums and trumpets were marching by themselves, carried along by the melodies which streamed from them. Yes, the whole Volksgarten was on the march. One wished to saunter leisurely off, but the roll of drums itself began to fall into stride. The sounds echoed off into the street, accompanying the confusion of the evening city like smiling wafting thunder."

Over the past ninety-odd years, Johann Strauss' softly military "Radetzky" has become an ubiquitous emanation of Austrian culture. At a Volksgarten concert in a Joseph Roth feuilleton, in the absent-minded whistling of characters on the streets of Prague in 1913 in a novel by F.C. Weiskopf,<sup>20</sup> accompanying the dancing imbibers of Heurigen in the Vienna woods circa 1930 in a play by Odön von Horvath,<sup>21</sup> or rolling forth from a village band in Heiligenblut on a summer evening in 1972, the simple tune embodies a peculiarly Austrian mood of vague and sad



reminiscence. It was something of this mood which found its way into many of Roth's works in the 1930's.

With the publication of Radetzkymarsch in 1932, Roth turned to a new form which, when later supplemented by a handful of other writings, came to be considered his most distinguished and lasting literary achievement. The creative act was seldom easy for Roth, but in the case of Radetzkymarsch the task was unusually demanding. Already in late 1930 he felt himself ready to attempt "my old-Austrian novel", but his customary financial difficulties continued to interfere with his efforts.<sup>22</sup> Through 1931 he struggled with his "main concern", and felt that he finally had something of real significance under way.<sup>23</sup> Hopeful anticipation oscillated with serious doubt. Early in 1932 he was "working in despair" on his novel; the material was "too great", and he thought himself "too weak". Right up to completion his uncertainty persisted. "I have the feeling for what is good, but it is still questionable whether God will grant me the power to master it."<sup>24</sup>

Though Roth's doubts lingered, master it he had. The product was an immediate success, and for the first time Roth earned wide public acclaim as a novelist. Still, as is usually the case, critical opinion differed widely as to

just what he had created. One reviewer, in the prestigious German literary journal, Neue Rundschau, found that in Roth's masterpiece "nothing outside the individual man <sup>(</sup>paly<sup>)</sup>s a role in it. Nature and contemporary history, political relationships and questions are hidden behind curtains of fog, the outlines hardly remain visible. Atmosphere derives solely from the figures, their fates arise out of their character; from their world sounds only the echo of their own language."<sup>25</sup>

But the nearly opposite view has generally prevailed. To others, Radetzkmarsch was "the most just judgment of and most beautiful literary-artistic memorial to the shipwrecked monarchy,"<sup>26</sup> or "one of the clearest reflections of the nature of Austria,"<sup>27</sup> or "quite simply a novel which has comprehended that world ... not an elegy, but an epic."<sup>28</sup>

In Radetzkmarsch Roth narrated his saga of the family Trotta, following from father to son to grandson, from the battle of Solferino in 1859 at which an act of heroism resulted in the ennoblement of Joseph Trotta, an unassuming young infantry lieutenant of Slovenian stock, through the son, Franz, a provincial bureaucrat in Moravia, and on to the life and early death in World War I of the fragile grandson, the young lieutenant Carl Joseph. This was the



work in which Roth's image of the Habsburg Monarchy, from east to west, in capital and province, from aristocracy to peasantry, and across national and ethnic lines, was given its fullest and most sympathetic, if nonetheless somber portrayal.

To Radetzky, in which the Monarchy before 1914 was the broad setting, a sequel, Die Kapuzinergruft, was composed and published in 1938. A distant relative of the ennobled line of Trottas was the tragic hero of Roth's second major Habsburg novel. A cadet in the reserves at the outbreak of the World War, Franz Ferdinand Trotta's story was that of the war years, the final collapse of the Monarchy, and the morose years of disorientation and effete-ness after the war. Though not quite matching the literary quality of the earlier novel, Die Kapuzinergruft, completed Roth's panorama of Austria during the crucial war years when the nature of the society was truly tested and when the collapse of the political and social structure took place.

A diffuse collection of other writings from the 1930's contributed considerably to Roth's image of Austria-Hungary. The short novel, Das falsche Gewicht (1937), told the bleak story of the retired non-commissioned officer Eibenschütz,

who took up a modest post as an official examiner of weights and measures in a dreary district in prewar Galicia. Beyond Roth's increasingly deep concern with metaphysical questions of good and evil, sin and salvation, the work is of historical interest for its handling of the confrontation between an ostensibly honest and tolerably enlightened bureaucrat and a variegated backward population which in many respects was quite incapable of understanding or appreciating the modest efforts at establishing a modicum of order and solid administration by, in this case, the Austrian bureaucracy in Galicia. The short story, Stationschef Fallmerayer (1933), a sentimental tale of improbable adventures, offered another example of Roth's faithful, if simple, Austrian bureaucrat, here a railway official on the line leading south out of Vienna, who was carried away into the vortex of war in 1914. Another short and similarly sentimental piece, written originally in French, followed in 1934. Die Büste des Kaisers, set in postwar Galicia, weaved a tale around the slightly bizarre habits of a certain Count Franz Xaver Morstin, an aristocrat whose family, of Italian origin, had settled in Poland in the 16th century. "A supranational man and thus an aristocrat of the true mould", Morstin resembled the loyal Austrian aristocratic figures from Roth's larger novels.

Roth's last published novel, Die Geschichte von der



1002. Nacht (1939), was a strange combination of unbridled phantasy and deep psychological insight. Some passages offered shocking glimpses into the feelings of helplessness and degeneration of the main figure, a cavalry officer of the lower nobility, who was captured in a web of intrigue, irresponsibility and soft thinking. In many ways an important social document on Austria in the late 19th century, the novel suffered from inconsistency and the implausibility of the central plot.

Finally, a major source on Roth's rendition of the Habsburg Monarchy were many of the articles written for Austrian and emigre journals such as Der Christliche Ständestaat (Vienna), Das Neue Tagebuch (Paris) and Die Osterreichische Post (Paris) after 1933. In these articles Roth evinced his growing monarchical attitudes and dwelt on Austria's past, Austria's supposed uniqueness, and the significance of the Anschluss in cultural and historical terms. <sup>28</sup> Though not exclusively, it was these particular writings, from Radetzkyarsch in 1932 until his death in 1939, which provided the major outlines of Roth's curious and personal image of old Austria.

In the 1930's Roth by no means solely devoted himself to the recreation in literature of a long lost, dimly

recalled, but increasingly yearned for old order. After Radetzky he composed a number of substantial novels, as well as various polemics on a wide assortment of contemporary political topics. Most of these writings were dominated by a growing pessimism and sense of despair over conditions throughout Europe. Statesmen publicly espousing the cultivation of "friendly relations" between states were, according to Roth, actually cooperating in preventing free writers (such as himself) from "branding a head of state a horse dealer, even when he is one." "Non-intervention" in the internal affairs of foreign states was a farce. "There is only one head of state in the world who can be maligned, and that is the Negus of Abyssinia ... only one state, in whose internal affairs interference is allowed: Danzig ... and that is permitted only one neighbor: namely Germany." And in the League of Nations the only "significant event" since its founding was "the superfluous suicide of a Jewish journalist." "Cowardice calls itself carefulness, flight strategic retreat, resignation cloaks itself in honor, the assaulted remains silent and tells himself he will cease to be beaten if he keeps quiet ... It is one hour before the end of the world, or, in latin: the pax germanica, the sister of the furor teutonicus. Wherever it reaches, the grass dies out."



So Roth expressed himself, "in sad resignation", already  
in 1936.<sup>30</sup>

The pessimism occasionally coalesced with Roth's  
old propensity for the engaged polemic, finding expression  
in Der Antichrist (1934),<sup>31</sup> a reworked collection of  
earlier feuilletons and essays in which his new fascination  
with Catholicism was clearly evident. The attitude likewise  
permeated Roth's surprisingly large output of fiction  
over the last five years. Tarabas. Ein Gast auf dieser  
Erde (1934), Die Hundert Tage (1936), Die Beichte eines  
Mörders (1936), Die Legende vom heiligen Trinker (1939),  
and the posthumously published Der Leviathan (1940) were  
all weighted with religious problems and themes: guilt  
and redemption, sin and retribution, often elaborated in  
symbolic form.<sup>32</sup>

But material of autobiographical and historical  
interest was scattered throughout these writings. In  
Tarabas and Der Leviathan Roth returned to the eastern  
borderlands of his youth. Here his stories of individual  
destiny were set in the framework of relations between  
Jew and Christian in the war period and during the  
establishment of a new order in that area. Die Hundert  
Tage offered a rather thin account of certain aspects  
of Napoleon's final adventure, but religious and psychological

themes were more important than the historical.<sup>34</sup> While bearing witness to Roth's prolificacy and variety as a writer, these late novels are only of marginal interest and value for the task of filling out his image of the Habsburg Monarchy.

Roth was, in many respects, not the ideal composer of easily accessible "social documents". Within their diversity, all of Roth's writings share certain characteristics which create unavoidable difficulties for the peruser of the history of the Monarchy. For one thing, from the beginning Roth was the chronicler of the little man, the inconsequential detail, the minor happening. Already as a young feuilletonist in Berlin in 1921 he had drifted in this direction. "Of what concern to me ... is the great tragedy of world history? That which is recorded in the lead articles of the papers? ... The diminutiveness of the parts is more impressive than the monumentality of the whole. I no longer have any feeling for the wide all-encompassing sweep of the arm of the hero on the world stage. I am a Spaziergänger."<sup>35</sup> Eleven years later, in a letter proffering advice to a young writer, Roth recommended that he take "no interest in day to day events. They are falsifying. They falsify the human side."<sup>36</sup>

Difficulties arise not only over Roth's choice of



what was worth writing about. His faith in the ability of  
the German language<sup>37</sup> to communicate effectively at all  
was also unsteady. His uncertainty was seriously occasioned  
by prolonged travel in France in 1925. From that perspective  
he found that "in Germany the concept is holy and  
unchangeable. We believe in nomenclature. In Germany  
appear the 'most reliable' leaders, the 'most fundamental'  
observations and researches. All that is written down is  
law. One believes a book from the year 1880. But one would  
not be able to believe one from the year 1955. One still  
believes, as before the war, in the meaning of the old  
concepts. 'Faithfulness' is still the faith of the  
Nibelungens ... 'Love' is when it is carved into all the  
trees. A 'scholar' finds the 'truth'. It is written in  
'books'. The 'enemy' wants to 'fall upon' us. 'Unity' makes  
for 'strength'. 'Unity is when we have 'internal peace'  
(Burgfrieden). The 'romantic' is unrealisable. 'Realpolitik'  
takes account of given 'facts'. The 'fatherland' ceases at  
the revised borders."<sup>38</sup>

Things were different "beyond the fence". The spoken  
word was no more important than the unspoken. "What I say  
is not taken literally. What I refrain from saying is heard.  
My word is far from a confession. My lies are far from a

lack of character. My silence is not problematic. Everyone understands it. It is as if no one doubts my punctuality, even though my watch is off. One doesn't reach conclusions about my nature from the character of one of my attributes. No one regulates my day. If I lose it, it still has been my day. A 'time snatcher' (Tagedieb)! How German is the word! To whom do the days belong ...?"<sup>39</sup> There was a touch of the pedantic, the overly clever, in such reservations, but it was the case that Roth's style, especially in his better novels, was distinguished by a palpable detachment, of narrator from characters, of characters from one another.<sup>40</sup> The isolation of individual characters was enhanced by Roth's sparing use of dialogue and infrequent voyages into interior monologue. So many characters appeared to be inordinately simple folk; what they failed to say was pregnant with suggested, but not always unambiguous meaning. It was a stylistic attribute which certainly was part and parcel of Roth's skill as a writer, but problems persist which now and again require sober pause on the part of the ambitious interpreter.

Much can also be made of the concentration with which Roth's stories focus on the situation of the individuals under immediate scrutiny. His concern was with the little



fellow, his story, not normally the broad scope of great events. In others words, Joseph Roth was not Tolstoyan in proportions. A discerning scholar analyzed Roth's inclination thusly: "Roth thinks and writes in pictures; his pictures - Tableaux - are shut off from the surroundings; the reader is forced to concentrate his attention entirely upon the contents of the one picture. What is presented in this picture is cut off from the whole world; continuity, connection with what could be demonstrated beyond the picture is dissolved."<sup>41</sup>

The analysis is fair, but the problem is not insurmountable. However, the task is further complicated by yet another characteristic of Roth's work. It is by no means an unusual phenomenon among writers, just perhaps rather exaggerated, as so much with Roth. This is the great question of the relationship between reality and phantasy, between objectivity and subjectivity, or, in a more specialized sense, between history and literature. Many of Roth's friends noticed that this was not only a question of literary propensity, but one of life style as well. Ludwig Marcuse recalled that Roth "never took reality very literally ... not as a journalist, a novelist, a cultural philosopher, nor as a contemporary. He had so much heart and phantasy that he had to imitate God, create

his own reality, and he was never moved to accept (God's)  
version as any more than a quarry for his own use."<sup>42</sup>

Another acquaintance thought that Roth took himself to be  
"a strangely changing mixture of fiction and truth, which  
provoked him to rather frightful laughter."<sup>43</sup> His habit  
of trying to cut the figure of the prewar Austrian officer,  
twenty years too late, is illustrative of his basic world  
view.

Play acting in life was complemented by a rich phantasy  
in literature. As a beginner in the 1920's Roth regularly  
narrated his stories and reports from a standpoint oscillating  
freely between that of the involved first person participant  
and that of the detached third person commentator. Some  
works, such as Hotel Savoy, were narrated consistently  
in the first person, but more typically, as in Zipper und  
sein Vater and Die Flucht ohne Ende, he incorporated an  
element of uncertainty, of flirtation between reality  
and fiction, by personally stepping into and out of his  
stories at whim. In commenting on his novel, Rechts und  
Links, Roth hinted at the artistic effect he was trying  
to realize in his fiction. "The reader, schooled in the  
realistic epic from the middle of the 19th century to  
Proust and Andre Gide, is accustomed to measuring the  
literarily portrayed against the raw material which the



author has made use of as a setting. If an author describes the period of the inflation, then the reader, who is quite familiar with the inflation, expects to find this in the book as well. In my novel, however, he finds another or none at all. Raw material sinks in my books to the meaninglessness of an illustration. Alone significant is the world which I build from my linguistic material ..."<sup>44</sup>

Documentary writing, especially in literature, was, according to Roth, at best an illusion. The subjective element was unavoidable. "The deposition of the 'eye witness', who 'was accidentally present', does little to clarify the event; it reflects on his presence, his impressions, his observations."<sup>45</sup> In the endless turning between subjectivity and objectivity, literature and history, Roth tended strongly toward the former. "Solely the 'work of art' is genuine unto life."<sup>46</sup>

- - - - -

NOTES

1. Robert Musil, Tagebücher, Aphorismen, Essays und Reden (Hamburg, Rowohlt Verlag, 1955), 582.
2. Roth certainly was one of the anxious ones. His concern he had learned from Alfred Polgar. "I grant that I have attempted to learn linguistic care (sprachliche Behutsamkeit) by listening to him, that I have tried to trace the secrets of the German language (as he is able to do) ... I was thankful to him earlier, when one was still able to hope that the tender instrument of the German language could not be degraded into a greater-German loud speaker. Now (1935) that it has happened, my thankfulness to Alfred Polgar is even greater." "Für Alfred Polgar", Werke III, 385.
3. Hans A. Joachim, reviewing Roth's Hiob in Neue Rundschau, 42:1, (1931), 556. Ludwig Marcuse agreed in more precious terms. "(Roth) created an immaculate (makelloses) German, mirror of a great yearning for the immaculate." "Abschied von Joseph Roth", in Linden, 240.
4. Hackert, Die Büste des Kaisers, 70. Kesten, Meine Freunde, die Poeten, 297. Kesten, "Einleitung", Werke I, xxv. Though no direct evidence can be offered here, some similarities in subject matter and points of style indicate that Karl Emil Franzos (1848-1904), a fellow Galician born German Jewish writer, may have influenced those works of Roth which are set in their common homeland, especially those dealing with the small town Jewish communities there. An investigation of these connections and of the changing ethnic scene in Galicia as perceived and presented by these two writers of successive generations could be a fruitful and engaging enterprise.
5. Briefe, 145.
6. Benno Reifenberg, Roth's editor at the Frankfurter Zeitung, once described how Roth would walk along Parisian boulevards practicing ascribing adjectives to observed objects and situations. Hartmut Scheible, Joseph Roth (Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 1971), 42.
7. Briefe, passim.
8. Briefe, 63.



9. Roth claimed that alcohol made him even more "clearsighted" than he "unfortunately" already was when sober. Briefe, 399. Franz Blei more or less corroborated Roth in this. "The tension in (his) intelligence was so strong, that it did not weaken even in the deepest drunkenness." Schriften in Auswahl, 313.
10. Kesten described Roth as "a specialist for lost men. The decline of completely ordinary individuals interests him, the little tragedy. He is a hunter of men, but he tracks primarily the unhappy and the falling." "Einleitung", Werke I, xxii.
11. Roth intended this enticing but undeveloped figure, Brandeis, for greater things. He was to be the main character in a subsequent story, "Entry Forbidden", of a "man without substance". Briefe, 155. The intention was never carried out.
12. Speaking more in cultural than in political terms, Hackert suggests that "the ground for (Roth's) tolerance and cosmopolitanism was laid by the Habsburg multinational state; the most distant province (Galicia) provided the narrator and cultural critic with a perspective from which the observed world received its satirical and at the same time wonderful profile." Die Büste des Kaisers, 69.
13. Published together in Werke III, 509-560.
14. It was generally the case that Roth's potential suggested itself most strongly when bitter socio-political criticism was somewhat relieved or at least tempered.
15. Roth mistakenly believed that this novel would be successful enough to provide him with the modicum of financial security needed for independence as a writer. Briefe, 114.
16. Hiob became and remained one of Roth's more popular works. In the 1930's it was made into a film in Hollywood, though with substantial alterations. Mendel Singer. Roth's modern day Job, had become a Tyrolese peasant. Briefe, 327.
17. Werke III, 360-365.
18. Werke III, 328-333.
19. Werke III, 341-343.

20. Twilight on the Danube (London, Hutchinson International Authors, 1947).
21. Geschichten aus dem Wiener Wald, in Gesammelte Werke I (Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1970).
22. Briefe, 187-188.
23. Briefe, 199.
24. Briefe, 215, 219.
25. K.H.Ruppel, "Betrachtung neuer Romane", Neue Rundschau, 43:2, (1932), 843-845.
26. Otto Forst de Battaglia
  
27. Albert Fuchs, Moderne Osterreichische Dichter (Wien, Im Verlag Globus, 1948), 79. Fuchs goes on even more imaginatively. "(The novel) is so artful, that it seems to be nature. If Austria had disappeared from the world without a trace, the almost tangible conception of how people of our land in the era of Franz Joseph lived, spoke, thought and came to ruin would be preserved in it."
28. Claudio Magris, Der habsburgische Mythos in der Osterreichischen Literatur (Salzburg, Otto Müller Verlag, 1966), 259.
29. Some, but not all, of the important pieces from these journals were printed in Werke III. Other articles of interest must still be excavated out of musty little-used newspaper and periodical files, an appropriate task for culling the mood of this whole project.
30. "Statt eines Artikels", Werke III, 597-600. This tone prevailed in other journalistic pieces of the period, such as "Der Aberglaube an den Fortschritt", Werke III, 600-606. The title pretty much sums up the thesis.
31. In a moment of euphoria Roth said of this volume, "finally, for the first time in my life, I am satisfied with a book." Briefe, 320.



32. Roth's turn to Catholicism, as it was reflected in his literature of the 1930's, is analyzed after a fashion by Carl Steiner, "Frankreichbild und Katholizismus bei Joseph Roth", The German Quarterly, XLVI:1, (January, 1973), 12-21. Steiner's contention that Roth's attachment to France and to Catholicism went "hand in hand" and represented a stage subsequent to his "geistige Absage an Osterreich-Ungarn" is debatable on many grounds, not the least of which is the questionable accuracy of the term "Absage" as employed here. Also, Roth's attachment to things French dated from the mid-1920's, and his "Habsburgbild" did not receive its final brush strokes any earlier than his "Frankreichbild".
33. Roth's measure of Tarabas faded with time. "Brilliant material ... very Catholic." Briefe, 265. (1933). "A literary failure and a material one as well. Hussar tales are beyond me, a simple foot soldier." Briefe, 402-403. (1935).
34. Roth on this curious novel, and not too accurately: "That is the first and last time that I do anything 'historical' ... It is unworthy ... to want to rework established events - and lacking in respect. There is something godless in it - I'm not sure exactly what." Briefe, 412.
35. "Spaziergang", Werke III, 304-305. Though later, with the Habsburg novels, his view broadened somewhat, Roth still tended toward the isolated self-contained situation.
36. Briefe, 238.
37. Here Roth's life-long aversion to things German may have played a part in his discontent. He often despaired of ever "reaching" the German reading public. He even attempted to write in French for a time (Le buste de l'empereur (1934) and Le triomphe de la beauté (1934) were originally written in French). However, his malaise was no doubt more a philosophical and cultural than a linguistic one, and had he been a French, or say a Polish, writer, his reservations would likely have been similar.
38. Im Mittäglichen Frankreich, Werke III, 513.

39. Im Mittaglichen Frankreich, Werke III, 514.
40. The isolation, the pervading hollow aloneness which surrounded so many of Roth's major figures, while typically strong in the Habsburg novels, was also poignant in some of the lesser works. Paul Bernheim and Nikolai Brandeis in Rechts und Links and the narrator in Hotel Savoy offered striking examples of this basic aspect of Roth's style.
41. Scheible, Joseph Roth, 42-43.
42. "Abschied von Joseph Roth", in Linden, 238-239.
43. Irmgard Keun, "Begegnung in der Emigration", in Linden, 60.
44. "Selbstverriss", Werke III, 378-379. That explanation was for the sober reading public; privately, and more straightforward, to friend Zweig: "All objectivity is bullshit, but one may not admit it." Briefe, 189.
45. "Über das Dokumentarische", Werke III, 614.
46. "Über das Dokumentarische", Werke III, 616. "echt wie das Leben"; Roth's emphasis.



AR 1764

4/55

Joseph Roth Collection

III

Wintz, Jungard H

597/7

WINTZ JUNGARD H. : HASSPURGARTNER METHODEN DER NUTZKURZWEISUNG BEZUGSWEISE, 1998



Rotebühlstr. 121 · D-70178 Stuttgart · Telefon: 0049/711/6 69 19-0 · Telefax: 0049/711/6 69 19 99

Sehen Sie sich herausgefordert?  
Herr Peter Gerhardt ist gespannt  
auf Ihre schriftliche Bewerbung.

kollegiale Teamarbeit, attraktive  
Aufstiegsmöglichkeiten in einem  
schnell wachsenden Unternehmen  
und die Möglichkeit eines sabbatical  
zur wissenschaftlichen Weiter-  
qualifikation sind unser Angebot!

Wir wissen, was zählt ...  
Wer viel von Ihnen fordert, sollte Ihnen  
entsprechendes bieten. Das tun wir:  
innovative Beratungsfelder höchster  
fachlicher Qualität, Förderung Ihrer  
persönlichen Entwicklung, perma-  
nente Schulung Ihrer fachlichen und  
sozialen Kompetenz, offene und

begeistern. Sie verfügen über gute  
Englischkenntnisse, denken analytisch,  
sind initiativ und reisen gern.

**Managementberater/innen**

Tür die Beratungsfelder Industrie, Dienstleistungsunternehmen, Public Management  
sowie SAP R/3 Rechnungswesen

Sie wissen um Ihre Stärken ...  
Sie haben unkonventionelle Ideen,  
Teamgeist, Selbstvertrauen, Sozial-  
kompetenz, einen Schuss Humor  
und Sie können andere Menschen

Sie wissen, was zählt ...  
Sie haben eine erste Klasse  
betriebswirtschaftliche Ausbildung  
(Uni/HSG) und Erfahrungen durch  
Berufspraxis oder qualifizierte  
Praktika gesammelt.

Horváth & Partner GmbH  
Unternehmensberatung BDU  
Stuttgart · Düsseldorf ·  
München · Budapest · Wien

Neue Ziele erfordern neue Wege.  
Bei der Lösung unternehmerischer  
Aufgaben genauso, wie bei Ihrer  
persönlichen Karriereplanung.  
Höchst kompetent zu sein und immer  
zu wissen, was zählt, sind dafür  
unverzichtbare Voraussetzungen.  
Horváth & Partner weiss, was zählt.  
Wir gehören mit ca. 100 Mitarbeitern  
zu den führenden Beratungs- und  
Trainingsunternehmen auf den  
Gebieten Controlling und Unterneh-  
mensführung. Wir suchen Mitarbeiter  
mit 2 bis 5 Jahren Berufserfahrung  
sowie Universitätsabsolventen, die  
nach einer kurzen Zwischenetappe in  
Deutschland bereit sind, ihren  
Zürich Unternehmerrgeist einbringen

**Sie kennen  
Ihr Ziel.**

**BEUGGERT & PARTNER AG**

Integriertes Personalmarketing und Unternehmensberatung  
Seegartenstrasse 2 8034 Zürich Tel. 01/387 10 20  
E-Mail: [consulting@beuggert.ch](mailto:consulting@beuggert.ch) Internet: <http://www.beuggert.ch>

Den Kandidaten und Kandidatinnen helfen Sprachen (Englisch, Französisch und andere), sich auf  
internationalem Parkett zu bewegen. Interessierte bewerben sich in der bevorzugten Form bei  
Arnold A. Beuggert oder Herta Kornetzky.

Bitte richten Sie Ihre Bewerbung mit Foto und Handschriftprobe bis  
**30. Juni 1998** an den Vorsteher des Kantonalen Meliorations- und  
Vermessungsamtes, B. Dudle, Davidstrasse 35, 9001 St. Gallen. Für  
Auskünfte steht Ihnen B. Dudle (Tel. 071 229 35 09) gerne zur Ver-  
fügung.  
OFFSX784 501C



Die Freiwilligen des 21. Feldjäger-Bataillons, in dem Joseph Roth (rechts aussen) diente, um 1916. (Bild: Leo Baeck Institute, New York)

## Rückkehr nach Europa

Die Nato-Osterweiterung scheint beschlossen. Doch wer sind die Neuen im transatlantischen Bündnis? Nicht nur militärisch, auch politisch, sozial und kulturell haben Ungarn, Polen und Tschechien einen langen, mitunter verworrenen Weg zurückgelegt, bis sie zu jenen demokratischen Ländern wurden, die nun in die moderne Gesellschaft integriert werden (wollen). Auch territorial kennzeichnet die drei Staaten in ihrer wechselvollen Geschichte nicht Kontinuität, sondern Turbulenz.

Ihre teilweise und zeitweilige Zugehörigkeit zu grösseren, multiethnischen Reichen steht für die zukunftsweisende Erfahrung wie für die historische Last der «Neuen». Für Teile Polens war dies das Zarenreich, für Ungarn und Böhmen – aber auch für weitere, auf der Karte heute neu umrissene Länder wie die Slowakei oder Bosnien, die von einem Aufgehen im grossen Bündnis vorerst nur träumen können – die Habsburger Monarchie.

Wenn die Doppelmonarchie heute gerne als friedlicher und fröhlicher Vielvölkerstaat gesehen wird, ist das auf eine wenig adäquate Auslegung literarischer Darstellungen zu-



# Habsburgischer Mythos und mitteleuropäische Realitäten

Von Irmgard M. Wirtz, Institut für Germanistik, Universität Bern

Joseph Roths Romane werden in der Mitteleuropa-Debatte als Zeugnis des «habsburgischen Mythos» von einer fröhlichen Völkergemeinschaft verwendet. Sie versinnlichen die Geschichte des Offiziers- und Beamtenmilieus und enttäuschen gleichzeitig die Illusion einer harmonischen Ordnung von Familie und Gesellschaft. Die Autorin hat das Verhältnis von Literatur und Geschichtsschreibung in der Studie «Joseph Roths Fiktionen des Faktischen» (1997) untersucht.

Wenn Mitteleuropas kulturelle Identität beschrieben wird, dann dient Joseph Roth (1894–1939) gern als Kronzeuge für die Doppelmonarchie. «Das Wesen Österreichs ist nicht das Zentrum, sondern die Peripherie», weiss der polnische Graf Chojnicki in der «Kapuzinergruft», und Graf Morstin aus der «Büste des Kaisers» versteht unter einem Vielvölkerstaat ein Haus mit vielen Zimmern und Türen, von dem nach dem Ersten Weltkrieg nur mehr Kabinen bleiben. Roths Romane setzen die armselige Peripherie der k. u. k. Monarchie ins glänzende Zentrum. In «Hiob» (1930) – der Geschichte einer ostjüdischen Emigration vom Schtetl an die Lower East Side –, «Radetzky» (1932) und «Kapuzinergruft» (1938) – einer slowenischen Familiensaga im Offiziers- und Beamtenmilieu – erscheint die Monarchie in rosigerem Licht als die Gegenwart ihres Verfassers, die Zwischenkriegszeit.

Die Repräsentanten des alten Reichs, der Schtetljude, der Beamte, der Offizier und der Kaiser, scheitern am Übergang in die Moderne. Mit der existentiellen Frage «Wohin soll ich, ich jetzt, ein Trotta?» endet Leutnant Trotta angesichts der militärischen Besetzung Wiens in der «Kapuzinergruft». Roths Desperados sind tatenarm, aber gefühlsstark. Sie geben sich meist echten, oft

aber auch verfehlten Hoffnungen und Sentiments hin, so dass sie orientierungslos flottieren. Die Sympathie des Erzählers für die Sonderlinge ist nicht mit der Klage über das Verschwinden der dynastisch regierten Föderation zu verwechseln. Die rückwärtsgewandten Utopien Joseph Roths setzen die Gegenwart einem kritischen Vergleich aus, ohne für die Zukunft etwas einzufordern. Sie sind weder verklärend noch nostalgisch.

Ein solcher Befund der Gefühlsbewegung von Figuren und Leser grenzt sich von Claudio Magris' ideologiekritischer Mythos-These der sechziger Jahre ab: Seine damals bahnbrechende Studie<sup>1</sup> zur österreichischen Literatur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts folgert, dass Roth mit den renommiertesten österreichischen Autoren des 19. Jahrhunderts den Niedergang der Monarchie im Mythos des «unum totum» der Supranationalität, des Beamtentums und des Hedonismus kompensiere. In der Mitteleuropa-Debatte der achtziger Jahre wurden diese Werte von politischer Seite leichtfertig auf ein politisches Leitbild einer friedlichen multikulturellen Völkergemeinschaft projiziert, die so gar nie existiert hat. Es stellt sich vielmehr die Frage, welche divergierenden und kontrahierenden Kräfte der Doppelmonarchie Roth ein Gedächtnis verleiht.

## Zwischen Supranationalität und Völkerkerker

Gemäss Jacques le Riders Mitteleuropa-Essay<sup>2</sup> konzentriert sich die Debatte um die Rolle der habsburgischen Dynastie nach 1848 auf zwei Fragen: Bildete die Herrschaft Franz Josefs I. die marode Klammer, die eine pluralistische Gemeinschaft der Nationen und Völker, der Sprachen und Konfessionen, gegenüber den mächtigen Nachbarn Deutschland und Russland dank mangelnder Zentralmacht, beschränkter administrativer Leistungsfähigkeit und unzulänglichen Ressourcen erstaunlich lange sicherte? Oder verstärkten all ihre Mängel die Spannungen und Repressionen zwischen den rivalisierenden Minderheiten derart, dass der Donauraum zum Pulverfass Europas wurde? Die Einschätzung der Regentschaft Franz Josefs I. schwankt zwischen den Etiketten «Geburtsland der mitteleuropäischen Idee» und «Völkerkerker». Und beides trifft.

Die ambivalente historische Erfahrung hat eine Kulturgemeinschaft entstehen lassen, deren Möglichkeiten zur Selbstbestimmung mit dem Ausmass der Fremdbestimmung kaum verrechnet

## AUS DEM INHALT

### Idealisierter Vielvölkerstaat

Die Habsburger Monarchie wird gern als Modell für ein supranationales Zusammenleben auch im Mitteleuropa der Zukunft gesehen. Joseph Roth, für diese Idee vereinnahmt, hat ein differenzierteres Bild gezeichnet. 81

### Wer sind die Neuen in der Nato?

Ungarn, Polen und Tschechien hatten im 20. Jahrhundert eine bewegte Geschichte. Sie spiegelt sich auch im Schicksal ihrer Streitkräfte. 85

## THEMEN DER WIRTSCHAFT

### Zwischen Storch und Pflug

Vor 200 Jahren erschienen die «Grundsätze» von Thomas Robert Malthus. 87

Verantwortlich für diese Beilage:  
Regula Heusser-Markun

in der Donaumonarchie. Integration und Ausgrenzung laufen über die Karrieren der Beamten und der Offiziere: Was sie in die Pflicht genommen hat, dazu verpflichten sie andere. Einen Ausweg bietet selten die Liebe, öfter der Tod. In Roths Fiktion tritt das Wunderbare, so ein, dass es die soziale Distinktion um so krasser blosslegt.

Trotta versteht die Ansprüche der Nationen nicht: «Es mochte viele Völker geben, aber keineswegs Nationen. (...) Denn «nationale Minderheiten» waren für ihn nichts anderes als grössere Gemeinschaften revolutionärer Individuen.» So erledigt Trotta die Nationalitätenfrage. In der Armee hingegen ist sie latent präsent: Für die Träger von Kaisers Rock ist die jeweilige Sprache identitätsbestimmend. Deshalb verkörpert der Offizier das Paradoxon von Einheit und Vielfalt der habsburgischen Idee am besten.

Auf das blosse Gerücht von der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinands bricht im «Radetzky» die nationale Gesinnung der Jägeroffiziere des Grenzbataillons durch: Sie fallen von der Dienst- und Kommandosprache Deutsch in ihre Heimatsprache, als wollten sie die babylonische Sprachverwirrung nachvollziehen. Der Tscheche vermittelt vergeblich, der Slowene solidarisiert sich, die ungarische Gesinnung dominiert im Schlachtruf: «Wir sind übereingekommen, meine Landleute und ich, dass wir froh sein können, wann das Schwein hin ist!» Der Nationalitätenstreit im «Radetzky» illustriert, wie weit Loyalität und Verpflichtung gegenüber dem Herrscherhaus reichen. Der zeitgenössische Leser wusste, dass der als magyarenfeindlich verurteilte Thronfolger Franz Ferdinand, Anhänger des Trialismus, Ungarn und Slawen polarisiert hatte.

## Wertewandel zwischen 1848 und 1919

Der «Radetzky» bezeugt im Generationenkonflikt der Trottas den Wandel des Selbst- und Staatsverständnisses vom Prinzip des Gehorsams zwischen Untertan und Monarch zum Prinzip der Selbstverantwortung. Als der Enkel des Helden von Solferino sich durchringt, den Dienst als Offizier zu quittieren, bricht er in den Augen des Vaters nicht bloss mit der Familienehre, er kündigt für den Bezirkshauptmann den Untergang der Monarchie an. Ohne Begründung legt der Vater in weiser Resignation die «Befehlsgewalt» über seinen Sohn nieder. Sein Leibarzt belehrt ihn über die Gesetze der Moderne: «Kein Mensch darf für den anderen eine Verantwortung tragen. (...) Nicht einmal der Kaiser trägt heute die Verantwortung für seine Monarchie. Ja, es scheint, dass Gott selbst die Verantwortung für die Welt nicht mehr tragen will.» Das Prinzip der Verantwortung und der Gnadestand der Trottas erlaubten, in jeder Lebenslage direkt an den Schutz des Kaisers zu appellieren. Wenn diese Bindungen hinfällig sind, wird die Repräsentation zum leeren Ritual. Wie die leeren Kaiserlogen in jedem Provinztheater die Anwesenheit des Abwesenden repräsentierten.

Dem Vorabdruck des «Radetzky» hat Roth eine Liebeserklärung auf die Inszenierung der Monarchie vorausgeschickt: «Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern. (...) und ich liebe heute, da es verstorben und verloren ist, auch noch seine Fehler und Schwächen. (...) Es ist aus der Operettenvorstellung in das schaurige Theater des Weltkriegs gegangen.»<sup>3</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg stilisierte sich der Fähnrich Roth in seinen schmalen Offiziershosen zum Offizier in Zivil. Im Ersten Weltkrieg hatte er im 21. Feldjäger-Bataillon in Wien ab 1917 in seiner Heimat Galizien im Pressedienst Wehrpflicht geleistet. Den für Juden fast ausgeschlossenen Offiziersrang, die russische Kriegsgefangenschaft und die Flucht legte er sich nach dem Krieg als Fiktion zu. Diese autobiogra-

phischen Inszenierungen von Geschichte sind so harmlos, weil sie sich ständig relativieren.

Hat Johann Strauss mit dem Radetzkymarsch an den militärischen Erfolg von 1848 in Oberitalien erinnert, so wird die habsburgische Marseillaise bei Roth für die Trottas zum sonntäglichen Ritual: «Jeden Sonntag spielte die Kapelle Herrn Nechwals den Radetzkymarsch. Einmal in der Woche, am Sonntag, war Österreich.» Roth parodiert den Vers «In Deinem Lager ist Österreich» aus Grillparzers Widmungsgedicht auf General Radetzky. Heutige Historiker verwenden ihn mit verschobenem Akzent auf «Lager» zur Identitätsbestimmung der Armee.<sup>4</sup> Bei Roth ist die Armee nur mehr das Medium der Inszenierung des Österreichischen. Das Wesen Österreichs ist das Konzert erinnerter Grösse.

## Innere Erosion der Monarchie

Als katholischer Jude, sozialdemokratischer Monarchist, epischer Feuilletonist und deutscher Österreicher vereinigt Joseph Roth so viele Gegensätze in einer Person, dass er als Musterpatriot erhalten kann, wenn es um die Bestimmung österreichischer Identität geht.<sup>5</sup> Die Skepsis gegenüber zu einfacher Inszenierung historischer Existenz ist das Thema des «Radetzky»: Als sich der einstige Leutnant der Kavallerie in den Lesebuchfibern geschönt als Kavallerist wiederfindet, sorgt er bei höchster Stelle, die sich kaum mehr erinnert, dafür, dass dieses Stücklein aus den Schulbüchern eliminiert wird. Die eigentliche Heldentat des Grossvaters ereignet sich nach der Schlacht. Der Held streicht sich aus dem Gedächtnis der Geschichte, indem er sich distanzieret, als die Hagiographie einsetzt. Aus dieser Erkenntnis untersagt er seinem Sohn die militärische Karriere; der aber eifert dem falschen väterlichen Heldenbild nach und lässt den Enkel als untauglichen Reiter zum Offizier der Kavallerie ausbilden, der der Grossvater nur der Legende nach war. Der Roman konstruiert und dekonstruiert seine eigenen Heldenbilder.

Roths Epochenszenario setzt mit Solferino (1859) den Kulminationspunkt, als die historische Monarchie bereits verlor, was General Radetzky 1848 gehalten hatte. Die Niederlage von Königgrätz gegen Preussen erwähnt der Erzähler nur beiläufig, ironisch perspektiviert durch den alten Trotta: «Der Feldzug gegen die Preussen wurde ohne ihn geführt und verloren.» Die Kämpfe Habsburgs haben sich ganz an die innere Front verschoben: zwischen den entfremdeten Vätern und Söhnen, den aufbegehrenden Nationalitäten und gegen die gewerkschaftlichen Proteste. Roth teilt die Perspektive der konservativen Verlierer und legt bei aller Sympathie die beschränkten Maximen ihres Handelns unzweifelhaft offen.

Roth hat das habsburgische Mitteleuropa elegisch verabschiedet und sich so der kulturellen Kontinuität versichert, die Ingeborg Bachmann nach dem Zweiten Weltkrieg in «Drei Wege zum See» fortschreiben konnte. Dort erscheint Trotta der Erzählerin als einzig liebenswerter Geliebter, der zum Massstab einer nicht abschliessbaren Suche geworden ist. Eine solche Lektüre Joseph Roths ist der Konstruktion eines «habsburgischen Mythos» jedenfalls vorzuziehen.

<sup>1</sup> Claudio Magris: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg 1996.

<sup>2</sup> Jacques le Rider: Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffs. Wien 1994.

<sup>3</sup> FAZ vom 17. 4. 1932, abgedruckt in: David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln 1974. 400 S.

<sup>4</sup> Wird verwendet als Überschrift im Geleitwort zum Handbuch zur Armee der Habsburgermonarchie von Adam Wandruszka / Peter Urbanitsch (Hrsg.): Die bewaffnete Macht. In: Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Bd. V. Wien 1987.

<sup>5</sup> Friedrich Heer: Der Kampf um die österreichische Identität. Wien/Köln/Graz 1981.



AR 1764 4/56

Joseph Roth Collection VI 2 - Joseph Roth  
Exhibition

S 4717

JOSEPH ROTH (1894-1939) - EXHIBITION 1955



Joseph Roth

JOSEPH ROTH  
1894-1939

Carta 7-8  
CUBA  
Cuba  
I 31



Handwritten notes in German, including a diagram and several paragraphs of text. The diagram shows a simple circuit with a battery, a switch, and a lamp. The text discusses political and social issues, mentioning names like 'Mayer' and 'Krocker'.

Handwritten notes in German, including a diagram and several paragraphs of text. The diagram shows a simple circuit with a battery, a switch, and a lamp. The text discusses political and social issues, mentioning names like 'Mayer' and 'Krocker'.

*Begrüßung*

Dr. Peter Rau  
Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Magnifizienz Prof. Dr. Max G. Huber  
Rektor der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn

Prof. Dr. Julius H. Schoeps  
Direktor des Jüdischen Museums der Stadt Wien

*Roth recherchieren, eine Einführung*

Dr. Heinz Lunzer  
Direktor der Dokumentationsstelle für  
Neuere Österreichische Literatur  
und des Literaturhauses Wien

*Die Editions-geschichte der Werke Roths nach 1945*

Dr. Reinhold Neven DuMont  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

*Das Identische im Nichtidentischen  
Joseph Roth als deutsch-jüdischer Schriftsteller*

Prof. Dr. Hans-Otto Horch  
Germanistisches Institut der RWTH Aachen  
Lehrstuhl für Deutsch-Jüdische Literaturgeschichte

*anschließend Empfang*

Ein umfangreicher Katalog zur Ausstellung liegt vor.  
Um Zusage telefonisch (0228 - 737352) oder auf beiliegender Karte  
wird gebeten bis zum 26. Oktober 1995

Die Universitäts- und Landesbibliothek Bonn  
in Verbindung mit dem Jüdischen Museum Wien  
und dem Leo Baeck Institute New York  
lädt ein zur Eröffnung der Ausstellung

## **JOSEPH ROTH**

**1894-1939**

am Sonntag, dem 29. Oktober 1995  
um 11.00 Uhr c.t.

Die Ausstellung haben freundlich unterstützt:  
Außenministerium der Republik Österreich  
Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Bonn e. V.  
Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Buchhandlung Bouvier, Bonn



AR 1764 1/57

Joseph Roth Collection VI 2

Joseph Roth  
Internationales  
Interdisziplinäres Symposium

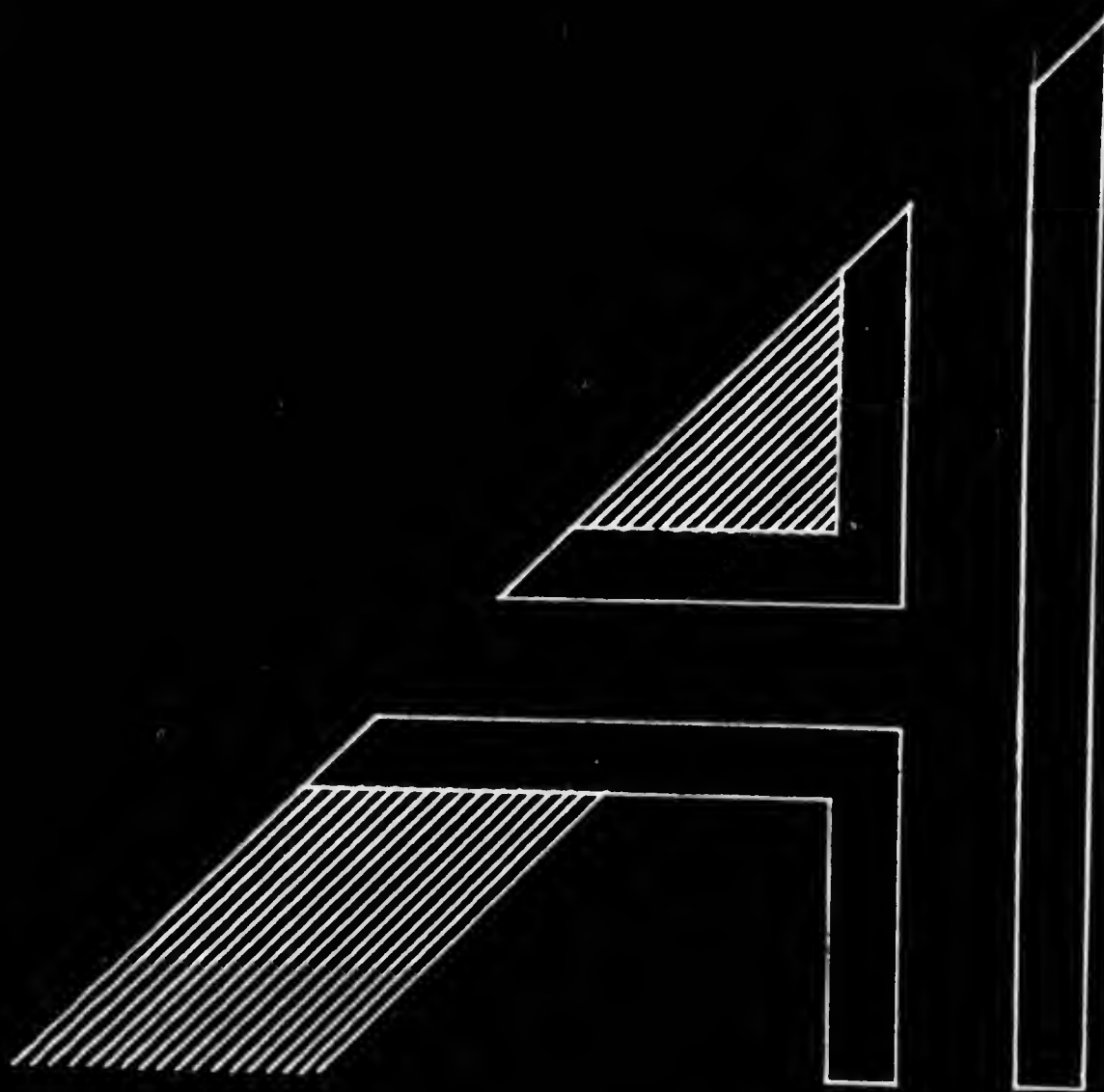
S 47/7

JOSEPH ROTH - MATERIAL FOR THE INTERDISCIPLINARY SYMPOSIUM

# Joseph Roth

1894 – 1939

Internationales interdisziplinäres Symposium  
12. 10. 1989 – 15. 10. 1989  
Stuttgart-Hohenheim



AKADEMIE DER DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART



Joseph Roth  
1894 – 1939  
Internationales interdisziplinäres  
Symposion  
12. 10. 1989 – 15. 10. 1989  
Stuttgart-Hohenheim

Leitung  
Dr. Fritz Hackert  
Dr. August Heuser  
Dr. Michael Kessler M.A.

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Fachstelle für Medienarbeit Diözese Rottenburg-Stuttgart

Mit Unterstützung  
der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) Bonn  
des Bundesministeriums für Auswärtige Angelegenheiten  
der Republik Österreich  
des Österreichischen Konsulats Stuttgart  
des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart

## Übersicht

I. <b>Literatur-, Stil-, Publizistikgeschichte</b>	4
II. <b>Interpretation und Kritik</b>	6
III. <b>Internationale Roth-Rezeption</b>	7
IV. <b>Verfilmungen</b>	8
V. <b>Biographie und Edition</b>	9
VI. <b>Zeitplan</b>	10
VII. <b>Die Beiträge</b>	
1. Alphabetisches Verzeichnis	14
2. Bio-bibliographische Angaben	15



## **I. Literatur-, Stil-, Publizistikgeschichte**

**Prof. Dr. Jean Paul Bier (Universität Antwerpen)**

Ideologische Probleme mit Joseph Roths Werk

**Prof. Dr. Michel-François Demet (Universität Paris, Sorbonne)**

Vom neurotischen Zeiterlebnis zur überlegten Zeitproblematik im Mythos

**Dr. Eckart Früh (Wien)**

Joseph Roth im Spiegel österreichischer Arbeiterzeitungen

**Dr. habil. Maria Kłańska (Universität Krakau)**

Die galizische Heimat im Werk Joseph Roths

**Prof. Dr. Lothar Köhn (Universität Münster)**

Der »Preis der Erkenntnis«. Überlegungen zum literarischen Ort Joseph Roths

**Prof. Dr. Helmuth Nürnberger (Universität Hamburg)**

Zur Stilentwicklung bei Joseph Roth: Die Parade auf dem Roten Platz in Moskau und die Fronleichnamsprozession in Wien

**Prof. Dr. August Obermayer (University of Otago, Dunedin, New Zealand)**

»Sätze, labyrinthisch gebaute«. Versuch einer stilgeschichtlichen Ortsbestimmung für Joseph Roth

**Prof. Dr. Marcel Reich-Ranicki (Frankfurt)**

Joseph Roth, der Romancier

**Prof. Dr. Dieter Schiller (Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin)**

Joseph Roths antifaschistische Position im Pariser Exil

**Dr. Almut Todorow (Universität Tübingen)**

Brechungen: Joseph Roth und das Feuilleton der »Frankfurter Zeitung«

**Prof. Dr. Michael Winkler (Rice University, Houston, Texas, U.S.A.)**

Gedruckt und ungedruckt: Joseph Roths Lyrik

## II. Interpretation und Kritik

**Prof. Dr. Alfred Doppler (Universität Innsbruck)**

»Die Kapuzinergruft«: Österreich im Bewußtsein von Franz Ferdinand Trotta

**Dr. Mark Gelber (University of Beersheva, Israel)**

Die Rhetorik der Ost-West-Debatte im Werk Joseph Roths.  
Schwerpunkt: Juden auf Wanderschaft

**Dr. Dieter Kliche (Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin)**

Joseph Roths Napoleonroman »Die hundert Tage«

**Dr. Heinz Lunzer (Dokumentationsstelle Österreichische Literatur, Wien)**

Die Versionen von Joseph Roths Roman »Die Geschichte von der 1002. Nacht«. Textkritische Überlegungen

**Prof. Dr. Gershon Shaked (University of Jerusalem, Israel)**

Joseph Roths Erzählung »Der Leviathan«. Mythos, Legende, Geschichte

**Prof. Dr. Gotthard Wunberg (Universität Tübingen)**

Roths Roman »Hotel Savoy« im literarischen Kontext der Zwanziger Jahre

## III. Internationale Roth-Rezeption

**Dr. Jurij Archipow (Maxim Gorki-Institut für Weltliteratur, Moskau)**

Joseph Roth in der Sowjetunion

**Dr. Helen Chambers (University of Leeds, England)**

Die Rezeption Joseph Roths in Großbritannien

**Dr. Leoš Houska (Hochschule für Ökonomie, Prag, CSSR)**

Joseph Roth und – warum gerade – Böhmen

**Prof. Dr. Zoran Konstantinovič (Universität Innsbruck)**

Joseph Roth und die Südslawen. Blickpunkte und Rezeptionsmerkmale

**Dr. Krzysztof Lipiński (Universität Krakau)**

Joseph Roth als »polnischer« Autor: seine Übersetzungen und seine Rezeption in Polen

**Prof. Dr. Lionel Richard (Université de Besançon)**

Die Rezeption Joseph Roths in Frankreich

**Dr. Sigurd Paul Scheichl (Universität Innsbruck)**

Die Roth-Rezeption im Österreich der Nachkriegszeit

**Mag. Gunhild Schneider-Paccanelli (Bergamo)**

Die Roth-Rezeption in Italien

**Dr. János Szabó (Universität Budapest)**

Die Rezeption Joseph Roths in Ungarn

**Dr. Margarete Willerich-Tocha (Universität Eichstätt)**

Bezugsfelder der Roth-Rezeption: Wertungsprobleme schematischer Kommunikation

**Prof. Dr. M. Hans Würzner (Universität Leiden, Niederlande)**

Joseph Roth in den Niederlanden – ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte



#### IV. Verfilmungen

**Dr. Brita Eckert (Deutsche Bibliothek, Frankfurt)**

Joseph Roth und der Film. Anmerkungen zu Joseph Roths und Leo Mittlers Szenario »Der letzte Karneval von Wien«

**Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Universität Tübingen)**

Michael Kehlmanns Verfilmung von Joseph Roths Roman »Radetzkymarsch«

**Dr. Michael Voges (Universität Tübingen)**

Kehlmanns Verfilmung von Joseph Roths Roman »Hiob«

**Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)**

Johannes Schaafs Roth-Verfilmung »Trotta« im Kontext unterschiedlicher filmischer Adaptionen von Rothscher Werke

#### Podiumsgespräch

Literatur und Film am Beispiel Joseph Roth

**Prof. Michael Kehlmann** (Wien), **Susanne Bausch** (SDR, Stuttgart), **Franz Josef Wild** (BR, München), N.N., sowie die oben genannten Referenten

#### Präsentation

Die wichtigsten Verfilmungen von Roth-Stoffen sind, soweit erhältlich, während des Symposiums auf Video zu sehen.

#### V. Biographie und Edition

**Dr. Fred Grubel (Leo Baeck Institute, New York, U.S.A.)**

Joseph Roth, der Familienmensch

**Prof. Dr. Walter Jens (Universität Tübingen)**

Hommage für Hermann Kesten

**Dr. Helke Klapdor-Kops (Berlin)**

»Der anständigste und bezauberndste Kollege.« Das Roth-Bild in den Briefen Irmgard Keuns 1936–1938

**Theo M. Bijvoet (Nederlands Letterkundig Museum, Gravenhage) –  
Dr. Madeleine Rietra (Universität Leiden)**

Die Beziehung zwischen Joseph Roth und dem Verlag »De Gemeenschap«, Bilthoven

**Prof. Dr. Egon Schwarz (Washington University, St. Louis, U.S.A.)**

Der Joseph Roth-Forscher David Bronsen. Eine Würdigung

**Dr. Klaus Westermann (Hamburg)**

Der Journalist Joseph Roth heute: Zur Edition der neuen Werkausgabe

## VI. Zeitplan

### Donnerstag, 12. Oktober 1989

9.00–12.00 Uhr Begrüßung: Dr. Michael Kessler M.A.  
(Tübingen)  
Eröffnungsvortrag: Prof. Dr. Marcel  
Reich-Ranicki (Frankfurt)  
Dr. Mark Gelber (Beersheva, Israel)  
Dr. Heike Klapdor-Kops (Berlin)

Gesprächsleitung: Dr. Fritz Hackert (Tübingen)

### Donnerstag, 12. Oktober 1989

14.30–17.30 Uhr	<b>1. Sektion</b>	<b>2. Sektion</b>
	Dr. Jurij Archipow (Moskau)	Dr. Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)
	Prof. Dr. Lionel Ri- chard (Besançon)	Dr. János Szabó (Budapest)
	Dr. Michael Voges (Tübingen)	Dr. Eckart Früh (Wien)
	Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)	Dr. Almut Todorow (Tübingen)

Gesprächsleitung: Dr. August Heuser  
(Stuttgart) Dr. Fritz Hackert  
(Tübingen)

### Donnerstag, 12. Oktober 1989

19.00 Uhr Prof. Dr. Lothar Köhn (Münster)  
20.00 Uhr Begrüßung der Teilnehmer: Akademiedi-  
rektor Dr. Gebhard Fürst  
20.30 Uhr Bankett  
Musikalische Begleitung: Wiener Salon-  
orchester

### Freitag, 13. Oktober 1989

9.00–12.00 Uhr Dr. Maria Kłańska (Krakau)  
Prof. Dr. Gershon Shaked (Jerusalem)  
Prof. Dr. August Obermayer (Dunedin,  
New Zealand)  
Prof. Dr. Michel-François Demet (Paris)

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Alfred Doppler (Innsbruck)

### Freitag, 13. Oktober 1989

14.30–17.30 Uhr Prof. Dr. Gotthard Wunberg (Tübingen)  
Dr. Dieter Kliche (Berlin, DDR)  
Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen)  
Dr. Brita Eckert (Frankfurt)

Gesprächsleitung: Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)

### Freitag, 13. Oktober 1989

ab 19.00 Uhr Eröffnung der Wanderausstellung  
der Wiener Dokumentationsstelle für  
neuere österreichische Literatur **Joseph  
Roth. Leben und Werk** in der Wandel-  
halle des Süddeutschen Rundfunks  
Empfang des Österreichischen Konsu-  
lats Stuttgart  
Vortrag Dr. Fred Grubel (New York)

22.20–23.00 Uhr **Das literarische Nachtgespräch:**  
**Joseph Roth** aus dem Studiosaal des  
Süddeutschen Rundfunks  
Leitung und Moderation: Herbert Spaich



**Samstag, 14. Oktober 1989**

9.00–12.00 Uhr Prof. Dr. Helmuth Nürnberger  
(Hamburg)  
Dr. Heinz Lunzer (Wien)  
Prof. Dr. Jean Paul Bier (Antwerpen)  
Dr. Margarete Willerich-Tocha (Eichstätt)

Gesprächsleitung: Prof. Dr. August Obermayer (Dunedin)

**Samstag, 14. Oktober 1989**

14.30–17.30 Uhr	<b>1. Sektion</b>	<b>2. Sektion</b>
	Prof. Dr. M. Hans Würzner (Leiden)	Dr. Krzysztof Lipiński (Krakau)
	Dr. Helen Chambers (Leeds)	Dr. Leoš Houska (Prag)
	Theo M. Bijvoet (Gravenhage)	Dr. Klaus Westermann (Hamburg)
	Dr. Madeleine Rietra (Leiden)	Prof. Dr. Zoran Konstantinovič (Innsbruck)
	Prof. Dr. Alfred Doppler (Innsbruck)	Mag. Gunhild Schneider-Paccanelli (Bergamo)

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Jean Paul Bier (Antwerpen) Dr. Fritz Hackert (Tübingen)

**Samstag, 14. Oktober 1989**

ab 20.00 Uhr Podiumsgespräch  
**Literatur und Film am Beispiel Joseph Roth**  
Prof. Michael Kehlmann (Wien), Susanne Bausch (Stuttgart), Franz Josef Wild (München), N.N., Dr. Brita Eckert (Frankfurt), Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen), Dr. Michael Voges (Tübingen), Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)

**Sonntag, 15. Oktober 1989**

9.30–13.00 Uhr Prof. Dr. Walter Jens (Tübingen)  
Prof. Dr. Michael Winkler (Houston)  
Prof. Dr. Dieter Schiller (Berlin, DDR)  
Prof. Dr. Egon Schwarz (St. Louis)

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Lothar Köhn (Münster)

Schlußwort

Dr. Michael Kessler (Tübingen)

## VII. Die Belträger. Alphabetische Übersicht

- |  |   |
|--|---|
| Dr. J. Archipow (Moskau)                   | Dr. H. Lunzer (Wien)                      |
| S. Bausch, (Stuttgart)                     | Prof. Dr. K.-D. Müller (Tübingen)         |
| Prof. Dr. J. P. Bier (Antwerpen)           | Prof. Dr. H. Nürnberger (Hamburg)         |
| Th. M. Bijvoet (Gravenhage)                | Prof. Dr. A. Obermayer (Dunedin)          |
| Dr. H. Chambers (Leeds)                    | Prof. Dr. M. Reich-Ranicki<br>(Frankfurt) |
| Prof. Dr. M.-F. Demet (Paris)              | Prof. Dr. L. Richard (Besançon)           |
| Prof. Dr. A. Doppler (Innsbruck)           | Dr. M. Rietra (Leiden)                    |
| Dr. B. Eckert (Frankfurt)                  | Prof. Dr. G. Shaked (Jerusalem)           |
| Dr. E. Früh (Wien)                         | Dr. J. Szabó (Budapest)                   |
| Dr. M. Gelber (Beersheva)                  | Dr. S. P. Scheichl (Innsbruck)            |
| Dr. F. Grubel (New York)                   | Prof. Dr. D. Schiller (Berlin, DDR)       |
| Dr. F. Hackert (Tübingen)                  | Mag. G. Schneider-Paccanelli<br>(Bergamo) |
| Dr. A. Heuser (Stuttgart)                  | Prof. Dr. E. Schwarz (St. Louis)          |
| Dr. L. Houska (Prag)                       | Dr. A. Todorow (Tübingen)                 |
| Prof. Dr. W. Jens (Tübingen)               | Dr. M. Voges (Tübingen)                   |
| Prof. M. Kehlmann (Wien)                   | Dr. K. Westermann (Hamburg)               |
| Dr. M. Kessler M.A. (Tübingen)             | F. J. Wild (München)                      |
| Dr. M. Kłańska (Krakau)                    | Dr. M. Willerich-Tocha (Eichstätt)        |
| Dr. H. Klapdor-Kops (Berlin)               | Prof. Dr. M. Winkler (Houston)            |
| Dr. D. Kliche (Berlin, DDR)                | Prof. J. Wolff (Stuttgart)                |
| Prof. Dr. L. Köhn (Münster)                | Prof. Dr. M. H. Würzner (Leiden)          |
| Prof. Dr. Z. Konstantinovič<br>(Innsbruck) | Prof. Dr. G. Wunberg (Tübingen)           |
| Dr. K. Lipiński (Krakau)                   |   |

## VII. Die Belträger. Bio-bibliographische Angaben

### Archipow

Jurij (\*1943), Dr. phil., Mitarbeiter am Maxim Gorki-Institut für Weltliteratur Moskau. Mitglied des sowjet. Schriftstellerverbands. Anschrift: Leninpr. 13-7, 117071 Moskau, UdSSR.

*Publikationen:* Etwa 200 Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur von Goethe bis Handke in sowj. Literaturgeschichten, Anthologien, Sammelwerken und Zeitschriften, darunter 22 Einleitungen zu Werkausgaben von F. Dürrenmatt, Th. Bernhard, G. Grass, M. Frisch, H. v. Hofmannsthal, Ö. v. Horváth, G. Saiko und R. Walser. Übersetzungen von G. Büchner, R. Walser, G. Grass, H. Broch, H. Hesse, J. Roth u. a. ins Russische.

### Bier

Jean Paul (\*1937), Dr. phil., Prof. f. Deutsche Literatur Universität Antwerpen. Anschrift: Departement Germaanse Filologie, Universiteitsplein 1, B-2610 Antwerpen (Wilrijk), Belgie.

*Publikationen:* H. Broch et la Mort de Virgile (1974); Auschwitz et les nouvelles littératures allemandes (1979). Mehrere Aufsätze zu H. Broch sowie über 100 Aufsätze und Beiträge bes. zur neueren deutschen Literatur in internationalen Fachzeitschriften und Sammelwerken (zu Zweig, Rilke, H. Mann, Canetti, Doderer, Wittgenstein, Frisch, Thelen, Améry, Dada, zur Weimarer Republik und zu J. Roth).

### Bijvoet

Theo A.P. (\*1957), wiss. Mitarbeiter im Nederlands Letterkundig Museum en Documentatiecentrum, Den Haag. Anschrift: Prinses Irenepad 10, NL-2595 BG S-Gravenhage.

*Publikationen:* De Gemeenschap 1925–1941 (Mitautor, 1986). Verschiedene Aufsätze zu holländischen Autoren (Kemp, Kuyle) und zu Verlag und Zeitschrift De Gemeenschap. Größere Arbeit über den Verlag De Gemeenschap in Vorbereitung.

### Chambers

Helen E. (\*1947), M.A., Ph.D., Lecturer in German, Leeds University. Anschrift: Department of German, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, Großbritannien.

*Publikationen:* Supernatural and Irrational Elements in the Works of Theodor Fontane (1980). Verschiedene Aufsätze zu T. Fontane und T. Bernhard. Bibliographische Jahresberichte: German Literature 1830–1880 (1986, 1987).



**Demet**

Michel-François (\*1938), Dr. phil., Prof. f. Neuere Deutsche Literatur, Universität Paris IV Sorbonne; Cheflektor des Verlags Fayard. Anschrift: Institut d'Études Germaniques, Université de Paris-Sorbonne IV, Au Grand Palais, Cour-La-Reine, F-75008 Paris.

*Publikationen:* Blut als Stoff u. Motiv im deutschen Schrifttum von 1870–1933. Zahlreiche diesbezügl. Essays zu Werken von Th. Bernhard, E. Canetti, O. Weininger, G. Trakl u.a. Zahlreiche Übersetzungen: Th. Bernhard, Ch. Meckel, J. Roth (Der stumme Prophet, Tarabas, Juden auf Wanderschaft, Der Antichrist), E. Canetti (Die Fackel im Ohr), H. Lenz, Th. Fontane, H. Achternbusch, R. Musil. Verantwortlich beim Verlag Fayard für die Publikationen von ca. 30 deutschsprachigen Romanen, u.a. K. Ph. Moritz (A. Reiser), P. Süskind (Parfum), A. Döblin (Hamlet; Wang-Lun), H. Lange (Konzert; Waldsteinsonate), A. V. Thelen (Insel d. zweiten Gesichts), ferner P. Rosei, M. Maron, L. Perutz u.a.

**Doppler**

Alfred (\*1921), Dr. phil., Prof. f. Österr. Literaturgeschichte u. Allgem. Literaturwissenschaft Universität Innsbruck. Anschrift: Institut f. Germanistik, Universität Innsbruck, Innrain 52, A-6020 Innsbruck.

*Publikationen:* Der Abgrund: Stud. z. Bedeutungsgeschichte eines Motivs (1968); Wirklichkeit im Spiegel der Sprache (1975); Der Abgrund des Ichs. Ein Beitrag z. Gesch. d. poet. Ichs im 19. Jh. (1985). MHg. Hist. Krit. Adalbert-Stifter-Ausgabe. Zahlreiche Aufsätze und Beiträge zu A. Stifter, H. v. Hofmannsthal, Ö. v. Horváth, H. Broch, E. Canetti in Fachzeitschriften und Sammelwerken.

**Eckert**

Brita (\*1947), Dr. phil., Leiterin des Exilarchivs 1933–1945 der Deutschen Bibliothek. Anschrift: Deutsche Bibliothek, Zeppelinallee 4–8, D-6000 Frankfurt a.M. 1.

*Publikationen:* Joseph Roth 1894–1939. Eine Ausstellung der Deutschen Bibliothek (1979) (zus. mit Werner Berthold); Goethe in Deutschland 1945–1982 (1982); 35 Jahre Exilliteratur 1933–1945 in der Deutschen Bibliothek (1984); Die jüdische Emigration aus Deutschland 1933–1941. Die Geschichte einer Austreibung (1985). Weitere Veröffentlichungen zu Ausstellungen der Deutschen Bibliothek; Aufsätze und Beiträge zur Exilliteratur und zur Rezeptionsgeschichte des deutschsprachigen Exils 1933–1945 in Zeitschriften und Sammelbänden.

**Früh**

Eckart (\*1942), Dr. phil., Archivar und Literarhistoriker. Adresse: Gentzgasse 125, A-1180 Wien.

*Publikationen:* Aufsätze und Artikel über diverse Themen aus Literatur- und Zeitgeschichte.

**Gelber**

Mark H. (\*1951), Ph.D. Senior Lecturer in Comparative Literature. Ben-Gurion University, Beersheva, Israel. Anschrift: Department of Foreign Literatures & Linguistics, Ben-Gurion University, Beersheva, Israel 84105.

*Publikationen:* Identity and Ethos: A Festschrift for Sol Liptzin on the Occasion of his 85th Birthday (1986) (Hg.); Stefan Zweig – heute (1987) (Hg.); Zahlreiche Aufsätze zur Identitätsproblematik deutsch/österreichisch-jüdischer Schriftsteller (darunter M. Buber, S. Zweig, K. E. Franzos, M. Brod, N. Sachs), jiddisch-deutschen Literaturbeziehungen, Kulturzionismus und literarischen Antisemitismus in der englischen (Dickens, T. S. Eliot) und deutschen (G. Freytag, T. Mann) Literatur.

**Grubel**

Fred (\*1908), Dr. jur. Universität Leipzig. M.B.A. New York University. Certified Public Accountant (New York). Direktor, Leo Baeck Institute, New York, USA. Anschrift: Leo Baeck Institute, 129 East 73rd Street, New York, NY 10021.

*Publikationen:* Abhandlungen und Aufsätze auf dem Gebiet der Krankenhaus-Verwaltung, juristische Abhandlungen. Außerdem »Der Judenfriedhof im Johannestal.« (Bulletin des Leo Baeck Instituts Jg. 5, Nr. 18. S. 132 ff.) From Curt Silbermann Festschrift »From Kiev via Brody to Pankow«. »Mein Vetter Muniu« in Walter Zadek, »Sie flohen vor dem Hakenkreuz – Selbstzeugnisse der Emigranten« 1981, Rowohlt.

**Hackert**

Fritz (\*1934), Dr. phil., Akademischer Oberrat, Neuere Deutsche Literatur, Anschrift: Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 7400 Tübingen.

*Publikationen:* Kulturpessimismus und Erzählform. Studien zu Joseph Roths Leben und Werk (1967); Johann Wolfgang Goethe: Iphigenie auf Tauris. Erläuterungen und Dokumente (Mithrsg., 1969); Germanistik international (Mithrsg., 1978); Heinrich von Kleist: Prinz Friedrich von Homburg. Erläuterungen und Dokumente (Hrsg., 1979); Joseph Roth, Werke Bd. 4, Romane und Erzählungen 1916–1929 (Hrsg., 1989). – Artikel und Aufsätze über: Johann Wolfgang Goethe, Heinrich von Kleist, Georg Kreisler, Gustav Regler, Joseph Roth, Kurt Tucholsky, Robert Walser; »Neue Sachlichkeit« und den »Geschichtsroman im Exil«.

### Houska

Leoš (\*1934), Ph.Dr., CSc., Oberassistent für Deutsch, Hochschule für Ökonomie Prag. Anschrift: Vysoká škola ekonomická / VŠE / , n.A. Zápotockého 4, 13067 Praha 3.

*Publikationen:* Mehrere Aufsätze und (Rundfunk-)Beiträge tschechisch und deutsch in Zss. u. Sammelbänden zu den Germano-Bohemica, Schiller, Roth, Prager dt. Lit., Brod, Kafka, Lit. f. Kinder u. Jugendliche sowie Didaktik des Fremdsprachenunterrichts. Mitglied des Redaktionsrates Cizí jazyky ve škole (Fremdsprachen in der Schule) Prag.

### Jens

Walter (\*1923), Dr. phil. habil., Dr.hc.mult., em.o.Prof. f. Allgemeine Rhetorik, Universität Tübingen. Träger zahlreicher Literaturpreise. Anschrift: Sonnenstraße 5, 7400 Tübingen.

*Publikationen:* (in Auswahl) Hofmannsthal u. d. Griechen (1955), Sticho-mythie (1955), Statt einer Literaturgeschichte (1957, 1980), Zur Deutschen Literatur d. Gegenwart (1961), Zueignungen (1962), Von deutscher Rede (1969), Fernsehen – Themen u. Tabus (1973), Republikanische Reden (1976), Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik (1977), Zur Antike (1978), Ort der Handlung ist Deutschland (1981), In Sachen Lessing (1983), Momos am Bildschirm (1984), Kanzel und Katheder (1984), Dichtung und Religion (1985). Romane, Stücke, Fernseh- u. Hörspiele. Bearbeitungen antiker u. klass. Texte, Übersetzungen.

### Kessler

Michael (\*1944), M.A., Dr. theol., Fernsehbeauftragter und Leiter d. Fachstelle f. Medienarbeit Diözese Rottenburg-Stuttgart. Anschrift: Sonnenbergstraße 15, D-7000 Stuttgart 1.

*Publikationen:* Kritik aller Offenbarung (1986); Ausdrucksgestaltungen d. Glaubens (1986) (Hg.); Ernst Bloch. Weg, Werk, Wirkung (1986) (Hg.). Hermann Broch, Das dichterische Werk. Neue Interpretationen (1987) (Mhg.), Brochs theoretisches Werk (1988) (Mhg.), Gottesbilder (1988) (Mhg.), Eichendorffs Modernität (1989) (Mhg.), S. Kracauer 1889–1966 (1989) (Hg.). Mehrere Aufsätze und Beiträge zur Literatur, Literaturtheorie, Theologie, Religionsphilosophie und Kunst der Gegenwart in Zeitschriften und Sammelbänden.

### Klańska

Maria (\*1951), Dr. habil., Dozentin f. Deutsche Literatur, Jagiellonische Universität, Krakau, Polen. Anschrift: Instytut Filologii Germańskiej, Uniwersytet Jagielloński, al Mickiewicza 9/11, Pl-31-120 Kraków.

*Publikationen:* Mit Odyseusza w literaturze niemieckojęzycznej XX wieku (Der Odysseusmythos in deutschsprachiger Literatur des 20. Jhs.) (1982); Problemfeld Galizien. Zur Thematisierung eines nationalen und politisch-sozialen Phänomens in deutschsprachiger Prosa zwischen 1846 und 1914 (1985). Mehrere Aufsätze zu österreichischen Autoren (Csokor, Musil, Rezzori), zum Galizienthema in deutschsprachiger Literatur und zum Nachleben der Antike in der modernen Literatur.

### Klapdor-Kops

Heike (\*1952), Dr. phil., freie wissenschaftliche und Rundfunkautorin, Lehrbeauftragte. Anschrift: Beerenstraße 1, 1000 Berlin 37.

*Publikationen:* Heldinnen. Frauengestalten der deutschen Exildramatik (1985), Anna Gmeyner, Manja. Roman um fünf Kinder (Amsterdam 1938, erneut 1984) (Hg.), Liebe, Arbeit, Geld. Zur Struktur d. Briefe. I. Keuns an A. Strauss 1933–40 (Berlin 1989), verschiedene Aufsätze und Beiträge zur Exilliteratur, zur feministischen Literaturwissenschaft und zu Schriftstellerinnen des 20. Jhs.

### Kliche

Dieter (\*1941), Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Anschrift: Prenzlauer Promenade 149/152, 1100 Berlin – DDR.

*Publikationen:* Gesellschaft, Literatur, Lesen. Literaturrezeption in theoretischer Sicht (1973) (Mitautor); Funktion der Literatur (1975) (Mitherausgeber); Aufsätze zur Literaturtheorie und zur deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts u. a. zu Heine, Lukács, Ernst Weiß, Joseph Roth, Peter Weiss.

### Köhn

Lothar (\*1938). Prof. f. Neuere deutsche Literatur Universität Münster (1976). Anschrift: Germanistisches Institut, Universität Münster, Domplatz 20–22, D-4400 Münster.

*Publikationen:* Vieldeutige Welt. Zur Struktur der Erzählungen E.T. A. Hoffmanns (1966); Bildungs- und Entwicklungsroman (1969); Methodendiskussion (<sup>5</sup>1985/87) (Mitautor); Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert (1975 ff.) (Mhg.); Zur Geschichte der deutschen Literatur 1918–1933. Überwindung des Historismus (1989) (Japan. Übers. v. A. Fujimoto/K. Yamaguchi). Zahlreiche Aufsätze und Beiträge zur deutschen Novelle, zur Literatur 1918–1933, zu H. Hesse, H. Broch, zur Literaturwiss. u. Erzählprosa der DDR, zum Drama der Gegenwart in Zeitschr. u. Sammelw.



**Konstantinovič**

Zoran (\*1920), Dr. phil., o. UProf. f. Vergleichende Literaturwiss., Universität Innsbruck. Anschrift: Reithmannstraße 18, A-6020 Innsbruck.

*Publikationen:* Phänomenologie u. Literaturwissenschaft (1973), Literaturgeschichte als Wechselwirkung (1973). Über 200 Aufsätze in versch. europ. literarischen u. literaturwiss. Zeitschriften sowie in Festschriften u. Sammelwerken.

**Lipinski**

Krzysztof (\*1957), Dr. phil., Adjunkt am Institut für Germanische Philologie der Jagiellonen-Universität in Krakau. Anschrift: Instytut Filologii Germańskiej UJ, Mickiewicza 9–11, 31-120 Kraków.

*Publikationen:* Übungstexte zur Methodologie der literarischen Übersetzung, Kraków 1986; Zur Übersetzung von lyrischen Formen – Georg Trakl, (Masch.), UB Krakau, Aufsätze zu Übersetzungsfragen, Trakl, Rilke, Goethe, Galizien. Übersetzungen deutscher und polnischer Lyrik (Polnische Lagerdichtung. Krakau 1987), Essays. Mitglied des Internationalen Trakl-Forums (Salzburg).

**Lunzer**

Heinz (\*1948), Dr. phil., Leiter der Forschungs- und Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur, Wien. Anschrift: Gumpendorfer Straße 15/13, A-1060 Wien.

*Publikationen:* Österreicher im Exil 1934 bis 1945. Protokoll des Internationalen Symposiums zur Erforschung des österreichischen Exils von 1934 bis 1945, abgehalten vom 3. bis 6. Juni 1975 in Wien. (1977) (Mitredaktion); Hofmannsthal's politische Tätigkeit in den Jahren 1914 bis 1917. (1981); Register der Zeitschrift »manuskripte«. Jahrgang 1-20 (1960–1980), Heft 1-70 (1980) (Mitredaktion); Stefan Zweig 1881/1981. Aufsätze und Dokumente. (Mitredaktion); Franz Kafka 1883–1924. Ein Katalog zur Ausstellung des Bundesministeriums für Auswärtige Angelegenheiten (1983); Karl Kraus 1874–1936. Katalog einer Ausstellung des Bundesministeriums für auswärtige Angelegenheiten (1986) (Zusammen mit Sigurd Paul Scheichl); Bibliographien zur österreichischen Gegenwartsliteratur; Aufsätze u. a. über Thomas Pynchon, den literarischen Markt 1945 bis 1955 in Österreich, Lee Miller, Karl Kraus, Italienfeindliche literarische Propaganda aus Österreich-Ungarn 1915–1918, Exilliteratur, Ludwig Ullmann; Herausgabe der Zeitschrift ZIRKULAR, gemeinsam mit den Mitarbeitern der »Forschungs- und Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur«.

**Müller**

Klaus-Detlef (\*1938), Dr. phil., Prof. f. Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Universität Tübingen. Anschrift: Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 7400 Tübingen.

*Publikationen:* Die Funktion der Geschichte im Werk Bertolt Brechts. Studien zum Verhältnis von Marxismus und Ästhetik. (21972); Karl Philipp Moritz. Anton Reiser (1971); Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit (1976); Bertolt Brecht. Kommentar zur erzählenden Prosa (1980); George Lillo. Der Kaufmann von London oder Begebenheiten Georg Barnwells (1981); Bürgerlicher Realismus. Grundlagen und Interpretationen (1981); Brechts Mutter Courage und ihre Kinder (1982); Lessings »Das Theater des Herrn Diderot« (1986); Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit (1986); Bertolt Brecht Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe (1988ff.) (Mithg.). Zahlreiche Aufsätze und Vorträge zur deutschen Literatur des 17. bis 20. Jahrhunderts.

**Nürnberg**

Helmuth (\*1930), Dr. phil., Professor an der Pädagogischen Hochschule Flensburg, Privatdozent (Neuere deutsche Literaturwissenschaft) Universität Hamburg. Anschrift: Universität Hamburg, Literaturwissenschaftliches Seminar, 2000 Hamburg 13, Von-Melle-Park 6.

*Publikationen:* Der frühe Fontane. Politik, Poesie, Geschichte. 1840–1860 (1967); Theodor Fontane (1968); Joseph Roth (1981); Oswald von Wolkenstein (1986, mit K. Baasch). Editionen: Theodor Fontane, Briefe an Hermann Kletke (1969); Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe. 20 in 22 Bänden (21971ff., mit W. Keitel); Gottfried Keller, Werke in drei Bänden (1978); Theodor Fontane, Romane und Erzählungen in drei Bänden (1985). Zahlreiche kleinere Editionen, Aufsätze und Rezensionen zur deutschen und österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Sammelwerken, Zeitschriften und Zeitungen.

**Obermayer**

August (\*1940), Dr. phil., Prof. f. deutsche Sprache und Literatur, University of Otago. Anschrift: Department of German, University of Otago, Box 56, Dunedin, New Zealand.

*Publikationen:* Festschrift for E. W. Herd (1980) (Hg.); A Glossary of German Literary Terms (1983) (Mitautor); Die Ehre als literarisches Motiv (1986) (Hg.), »Fernste Dinge erkannten sich.« Kritische Studien zu Johannes R. Bechers früher Prosa (1987) (Mitautor). Zahlreiche Beiträge und Aufsätze zur Toposforschung, zu Grillparzer, Raimund, Nestroy, Bernhard, Scharang, Musil, Jeannie Ebner, Joh. R. Becher, Brecht, G. Keller und Dürrenmatt in Fachzeitschriften und Sammelwerken.

**Reich-Ranicki**

Marcel (\*1920), Dr. phil. h.c., Honorarprofessor an der Universität Tübingen, Essayist und Kritiker. Anschrift: Gustav-Freytag-Straße 36, 6000 Frankfurt.

*Publikationen* (unter anderem): Deutsche Literatur in West und Ost (1963); Literatur der kleinen Schritte (1967); Lauter Verrisse (1970), Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur (1973); Nachprüfung. Über deutsche Schriftsteller von gestern (1977); Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre (1979); Lauter Lobreden (1985); Mehr als ein Dichter. Über Heinrich Böll (1986); Thomas Mann und die Seinen (1987).

**Richard**

Lionel (\*1938), Dr. phil., Prof. für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Besançon, Frankr. Regelmäßige Mitarbeit am franz. Rundfunk (France Culture) und an verschiedenen Zeitschriften, u. a. am Magazine Littéraire, Paris, Anschrift: 40 rue Pierre Larousse, F-75014 Paris.

*Publikationen*: D'une apocalypse à l'autre, 1976; Le nazisme et la culture, 1978, Neue Ausgabe 1988; Encyclopédie de l'Expressionnisme, 1978; La Vie quotidienne sous la République de Weimar, 1983; Encyclopédie du Bauhaus, 1985; Vienne Fin de Siècle, 1986. Zahlreiche Aufsätze über die Literatur aus deutscher Sprache. Hat u. a. zwei Bände von Nelly Sachs auf französisch nachgedichtet.

**Rietra**

Madeleine (\*1946), Dr. phil., Dozent f. Deutsche Sprache u. Literatur, Universität Leiden. Leitung d. Abt. für Deutsche Sprache u. Literatur sowie f. theoret. u. vergl. Literaturwissenschaft der Koninklijke Bibliotheek Den Haag, Anschrift: Postbus 90407, NL-2509 LK Den Haag.

*Publikationen*: Dokumente u. Materialien z. Liberalen Österreichischen Opposition 1835–1848 (1980). Mehrere Aufsätze zur Literaturtheorie und zur modernen Literatur (Hofmannsthal, Kafka, R. Walser, Th. Bernhard).

**Shaked**

Gershon (\*1929) M.A. Ph.D., Prof. f. Hebräische und Vgl. Literaturwiss., Hebrew University, Jerusalem. Anschrift: Hebrew Literature, Hebrew University, Jerusalem.

*Publikationen*: Zwischen Lachen und Weinen (Mendele Moycher Seform) 1965 (Hebräisch); Das Hebräische Historische Drama im zwanzigsten Jahrhundert 1970 (Hebräisch); Agnon's Erzählkunst, Tel-Aviv. 1973 (Hebräisch); Geschichte der Hebräischen Erzählkunst I (1880–1980) 1977; Geschichte der Hebräischen Erzählkunst II (1880–1980) 1983 (Hebräisch); Die Macht der Identität (Essays über jüdische Schriftsteller) 1986 (Deutsch); The Shadows Within (Modern Jewish Writers) 1987 (Englisch).

**Szabó**

János (\*1947), Dr. phil., Dozent am deutschen Seminar der Eötvös-Universität Budapest. Anschrift: Pesti B. u. 1., H-1052 Budapest.

*Publikationen*: Karl Kraus und Frigyes Karinthy (1982). Mehre Aufsätze und Beiträge zur deutschsprachigen (v. a. österreichischen und Schweizer) Literatur des 20. Jahrhunderts, zum deutschen Schrifttum in Ungarn und zur Methodik des Deutschunterrichts.

**Schelchi**

Sigurd Paul (\*1942). Dr. phil. Universitätsdozent für neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Innsbruck. Anschrift: Institut für Germanistik, Universität, Innrain 52, A-6020 Innsbruck.

*Publikationen*: Karl Kraus. Kommentierte Auswahlbibliographie (1975); Mit-herausgeber der Zeitschrift »Kraus-Hefte«. Etwa 40 Aufsätze, u. a. über Karl Kraus, über Literatur in Österreich nach 1945, über sprachliche Analysen literarischer Texte, über E. Marlitt, über Zeitschriftenforschung.

**Schiller**

Dieter (\*1933), Dr. phil., Prof., stellv. Direktor am Zentralinstitut f. Literaturgeschichte d. Akademie der Wissenschaften der DDR. Anschrift: Prenzlauer Promenade 149–152, DDR-1100 Berlin.

*Publikationen*: Begriff u. Problem d. Literaturgesellschaft (1970); Von Grund auf anders (1974); Geschichte d. Deutschen Literatur Bd. 6–11 (1973 ff.) (MHg. u. Mitautor); Der Einsame u. seine Welt. R. M. Rilke (Rilke-Studien 1976); Dialog über Tradition u. Erbe (1976) (Hg. u. Mitautor); Rosa Luxemburg 1871–1919 (1977); E. Mühsam, Ausgew. Werke (1978) (MHg.); Exil in Frankreich (1981) (Mitautor); zahlreiche Aufsätze, Artikel u. andere Beiträge zur deutschen Literatur im 20. Jahrhundert, zur Exilliteratur und zum Antifaschismus.

**Schwarz**

Egon (\*1922), Ph.D., Rosa May Distinguished University Professor in the Humanities, Washington University. Anschrift: Department of Germanic Languages and Literatures, Box 1104, Washington University, One Brookings Drive, St. Louis, MO 63130, USA.

*Publikationen*: Hofmannsthal und Calderon (1962). – Nation im Widerspruch (Hg.) (1963). – Verbannung: Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil (MHg.) (1965). – Joseph von Eichendorff (1972). – Das verschluckte Schluchzen: Poesie und Politik bei Rainer Maria Rilke (1972). – Keine Zeit für Eichendorff. Chronik unfreiwilliger Wanderjahre (Eine Autobiographie) (1979). – Dichtung; Kritik; Geschichte. Essays zur Literatur 1900–1930 (1983). – Literatur aus vier Kulturen (1987). – Herausgebere Tätigkeit. Zahlreiche Beiträge zu Sammelbänden, Zeitschriften und Zeitungen. Forschungsinteressen: Europäische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Fin-de-Siècle, österreichische Literatur, Utopie, jüdische Themen.



**Todorow**

Almut (\*1939), Dr. phil., Lehrbeauftragte am Seminar für Allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen. Anschrift: Wilhelmstraße 50, 7400 Tübingen 1.

*Publikationen:* Gedankenlyrik. Die Entstehung eines Gattungsbegriffs im 19. Jahrhundert (1980); Aufsätze, u.a. zum Feuilleton der »Frankfurter Zeitung«. Dazu neuerdings Leitung eines DFG-Forschungsprojekts.

**Voges**

Michael (\*1952), Dr. phil., Hochschulassistent am Deutschen Seminar der Universität Tübingen. Anschrift: Wilhelmstraße 50, 7400 Tübingen.

*Publikationen:* Bertolt Brecht. Epoche – Werk – Wirkung, hg. von K.-D. Müller, München 1985 (Mitautor); Aufklärung und Geheimnis. Untersuchungen zur Vermittlung von Literatur- und Sozialgeschichte am Beispiel der Aneignung des Geheimbundmaterials im Roman des späten 18. Jahrhunderts, Tübingen 1987; Bertolt Brecht. Stücke 7, in: ders., Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hg. von Werner Hecht et al., Berlin und Weimar / Frankfurt/M. 1989 (Bandbearbeiter). Aufsätze und Beiträge zu Lessing, Büchner, Ernst Weiß (Rundfunk) und zur Sozialgeschichte des Dritten Reiches.

**Westermann**

Klaus (\*1954), M.A., Dr. phil., Redakteur. Anschrift: N.N., 2000 Hamburg.

*Publikationen:* Joseph Roth: Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten (1984, Hg.); Joseph Roth, Journalist. Eine Karriere 1915–1939 (1987). Aufsätze über Roth, Film der Weimarer Republik, Fritz Lang, S. M. Eisenstein, Robert Flaherty, Bernardo Bertolucci u.a. Mitherausgeber der neuen Roth-Ausgabe.

**Willerich-Tocha**

Margarete (\*1949), Dr. phil., Oberstudienrätin am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur an der Katholischen Universität Eichstätt. Anschrift: Katholische Universität Eichstätt, Universitätsallee, D-8078 Eichstätt.

*Publikationen:* Rezeption als Gedächtnis. Studien zur Wirkung Joseph Roths (1984). Aufsätze und Beiträge zur Literatur- und Sprachdidaktik, zeitgenössischen Literatur (auch Jugendliteratur). Mitarbeit an Lesebüchern für den Deutschunterricht.

**Winkler**

Michael (\*1937), Ph.D., Professor of German, Rice University, Houston, TX, USA. Anschrift: Department of German and Slavic Studies. P. O. Box 1892, Rice University, Houston, TX 77251, USA.

*Publikationen:* Stefan George (1970); George-Kreis (1972); Einakter und kleine Dramen des Jugendstils (1974) (Hg.); Deutsche Literatur im Exil 1933

bis 1945. Texte und Dokumente (1977) (Hg.); Phantastische Erzählungen der Jahrhundertwende (1982) (Hg.); Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930 bis 1960 (1984) (MHg.); Exilliteratur, 1933 bis 1945 (1988) (MHg.). Verschiedene Aufsätze und Beiträge zur Literatur und Literaturtheorie des 19. und 20. Jahrhunderts.

**Wolff**

Jürgen (\*1938), Professor am Staatlichen Seminar für Schulpädagogik Stuttgart II. Anschrift: 7000 Stuttgart, Isolde-Kurz-Straße 53.

*Publikationen:* Heinrich Mann »Der Untertan« (1979), Literaturverfilmungen (1983), Schiller »Kabale und Liebe«. Mediale Zugänge zu einem klassischen Text – Von der Theaterinszenierung zur Film- und Fernsehbearbeitung (1987). Aufsätze zur modernen Literatur und zu Literaturverfilmungen, Herausgeber didaktischer Reihen zum Deutschunterricht.

**Würzner**

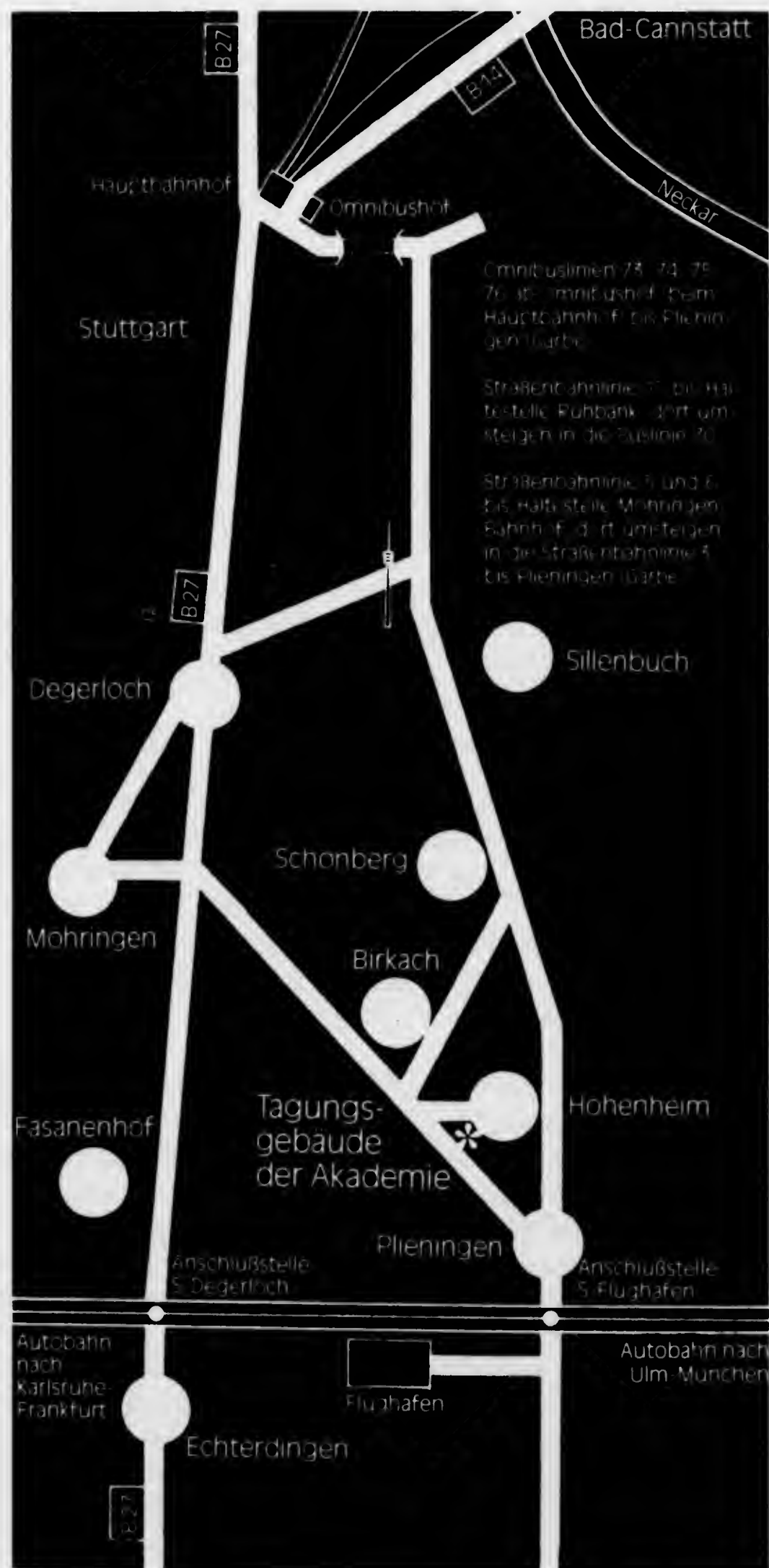
Hans (\*1927), Dr. phil., Prof. f. Neuere Deutsche Literatur an der Universität Leiden. Anschrift: Faculteit der Letteren der Rijksuniversiteit, Postbus 9515, 2300 RA Leiden/Holland.

*Publikationen:* Ch. M. Wieland, Versuch einer politischen Deutung (1957), Ideologie und Literatur(wissenschaft) (1986) (Hg.), Österreichische Exilliteratur in den Niederlanden (1986) (Hg.), Zahlreiche Aufsätze über u.a. Spinoza, Lukács, H. Mann, Mommsen, M. ter Braak und über die deutsche Exilliteratur in den Niederlanden 1933–1940.

**Wunberg**

Gotthart (\*1930), Dr. phil., Prof. für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft Universität Tübingen. Anschrift: Deutsches Seminar der Universität, Wilhelmstraße 50, D-7400 Tübingen 1.

*Publikationen:* Der frühe Hofmannsthal. Schizophrenie als dichterische Struktur (1965); Hermann Bahr. Zur Überwindung des Naturalismus. Theoretische Schriften 1887–1904 (1968) (Hg.); Die literarische Moderne. Dokumente zum Selbstverständnis der Literatur um die Jahrhundertwende (1971) (Hg.); Hofmannsthal im Urteil seiner Kritiker. Dokumente zur Wirkungsgeschichte Hofmannsthals in Deutschland (1972) (Hg.); Samuel Lublinski, Die Bilanz der Moderne, 1904 (1974) (Hg.); ders. Der Ausgang der Moderne. Ein Buch der Opposition, 1909 (1976) (Hg.); Das Junge Wien. Österreichische Literatur- und Kunstkritik 1887–1902, 2 Bde. (1976) (Hg.); Deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts (1830–1895), Forschungsbericht 1960–1975 (1980); Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910 (1981); Wiedererkennen. Literatur und ästhetische Wahrnehmung in der Moderne (1983); Aufsätze zur Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, insb. zu Hofmannsthal, Bahr, Literarische Moderne, Österreichische Literatur.



### Kongreßanschrift

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
 Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim  
 Paracelsusstraße 91  
 7000 Stuttgart 70 (Hohenheim)  
 Telefon (07 11) 45 31 93

### Anmeldungen

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
 Im Schellenkönig 61  
 7000 Stuttgart 1  
 Telefon (07 11) 2 19 50

Anmeldungen bitte nur auf beiliegender Karte.

Es ist nur möglich, an der Tagung als ganzer teilzunehmen.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt; die Anmeldung ist verbindlich und verpflichtet zur Zahlung der Kongreßgebühr, auch bei späterer Absage.

**Anmeldefrist: 11. September 1989**

Herausgegeben von der  
 Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
 Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1

Umschlaggestaltung: Dieter Groß, Stuttgart  
 Redaktion: Dr. Michael Kessler, Stuttgart  
 Satz: Fotosatz Weyhing GmbH, Stuttgart  
 Druck: Grafik-Druck GmbH, Stuttgart

© 1989



# JOSEPH ROTH 12.-15. Oktober 1989 in Stuttgart-Hohenheim

Zu dieser Tagung melde ich mich verbindlich an (Druckschrift)

\_\_\_\_\_  
(Zu- und Vorname) (Geburtsjahr) (Beruf)

\_\_\_\_\_  
(Postleitzahl) (Wohnort)

\_\_\_\_\_  
(Straße) (Telefon)

**Kongreßgebühren:** DM 50,-

**Verpflegungspauschale:** DM 30,- pro Tag   
(beinhaltet Frühstück, Mittagessen, Kaffee, Abendessen)

**Anreise:** 11. Oktober (Abendessen/Übernachtung)

**Einzelzimmer:** DM 20,- pro Nacht  **Doppelzimmer:** DM 15,- pro Nacht

Studenten (Nachweis) 50% Ermäßigung auf Kongreßgebühr, Verpflegung und Übernachtung in Doppelzimmern. Alle Preise gelten nur bei Verpflegung bzw. Unterbringung im Tagungshaus der Akademie.

Die Anmeldung zur Tagung erbitten wir schriftlich auf beiliegender Karte bis zum **11. September 1989**. Die Anmeldung gilt als angenommen, wenn Sie nicht kurz nach Anmeldeschluß eine Absage erhalten. Bitte kommen Sie nicht unangemeldet zur Tagung.

\_\_\_\_\_  
(Datum)

\_\_\_\_\_  
(Unterschrift)

## EINLADUNG

### **Joseph Roth–Abend im Süddeutschen Rundfunk**

Freitag, 13. Oktober 1989, 19.30 Uhr, Studiosaal, Funkhaus

#### *Programm*

- 19.30 Uhr **Eröffnung der Fotoausstellung *Joseph Roth. Leben und Werk* der Wiener Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur. Es spricht **Dr. Heinz Lunzer** (Wien).**
- 20.00 Uhr **Das literarische Nachtgespräch (Aufzeichnung)  
mit **Dr. Fred Grubel** (New York) und **Prof. Dr. Harry Pross** (Weiler)  
Sprecher: **Charles Wirths**  
Moderation: **Herbert Spaich****
- 21.00 Uhr **Stehempfang**

Die Veranstaltung wurde ermöglicht im Rahmen des internationalen, interdisziplinären Joseph Roth–Symposiums der Katholischen Akademie.

*u.A.w.g. bis 6. Oktober 1989 auf beiliegender Karte*

"Sagen Sie einer Schnecke,  
sie soll sich noch ein Landhaus mieten"

*J. Roth an St. Zweig, 16.11.1935*





Malven

Malven bl' ich flügel und zierlich,  
Zauberhaft und wunderbar,  
~~Schnelle Himmelsflieger~~  
Malven wilder Art, die fliegen  
Weiß und goldumrandet...

Lieder sind es, die ich spann,  
Lieder, gleich Kobolden -  
Träume sind es, die ich spann,  
Träume, weiß und golden ...

Wolken.

Wolken seh' ich schwimmend zieh'n,  
Zauberhauchgewandet,  
~~Schnelle Himmelschwäne~~ flieh'n  
Wolkenwilde Schwäne flieh'n  
Weiß und Goldumrandet ...

Lieder sind es, die ich sann,  
Lieder, gleich Kobolden -  
Träume sind es, die ich spann,  
Träume, weiß und golden ...

Freizeit.

✓ Alles, wie in alten Zeiten  
✓ Schlüft den Schlaf der Ewigkeit --  
✓ Träumend ruhen rings die Weiten --  
Friedenssel'ge Winterzeit.  
Alles schlummert weltvergessen -  
Traumverloren tiefe Ruh'!  
Nur der Tod schafft unterdessen  
Unermülich, immerzu ...

*Handwritten signature and scribbles*

Gebete des Dichters:

O Gott! horch, wie <sup>die</sup> Seele spricht  
In weiser Kunde:  
Komm' mir die Last der Ewigkeit,  
Und gib' mir Zeit, oh, gib' mir Zeit, --  
Komm' mir den Traum!

Stoß' mich von Deines Himmels Rand  
In's Erdgebiet!  
Und gib' mir Land, oh grünes Land!  
Und gib' den Pflug mir in die Hand!  
Und nimm' - mein Lied! ...

Heimkehr.

Alles, wie in alten Zeiten  
Schlüft den Schlaf der Ewigkeit --  
Träumend ruhen rings die Weiten --  
Friedenssel'ge Winterzeit.  
Alles schlummert weltvergessen -  
Traumverloren tiefe Ruh'! -  
Nur der Tod schafft unterdessen  
Unermülich, immerzu ...

Gebet des Dichters:

O Gott! horch, wie <sup>die</sup> Seele schreit  
Im engen Raum:  
Nimm' mir die Last der Ewigkeit,  
Und gib' mir Zeit, oh, gib' mir Zeit, --  
Nimm' mir den Traum!

Stoß' mich von Deines Himmels Rand  
In's Erdgebiet!  
Und gib' mir Land, oh grünes Land!  
Und gib' den Pflug mir in die Hand!  
Und nimm' - mein Lied! ...



100.

Über blühende, weiche Lüfte  
Bor'ig im weichen kühlen Himmels.

Zärtlich wie er auf yaboth'ur Reigen,  
Lächelnd fließt er Falbrotorbin diegen.

Einmal fühlst du, spürst und lächelst wieder:  
Die weichen Tod auf und ich bin - das Frische.

Spürst du das in goldnen Augenwimpern,  
Ziehst an kühnen aufstehenden Strömungen.

Über's Feld auf zurückfliegenden Tönen  
Menschlich tief, <sup>(gottlich)</sup> ~~in~~ Frischensglücken...

Joseph Roth.

COPIES FOR REFERENCE ONLY

L.B.I. ARCHIVES, N. Y.

COLLECTION Roth, Joseph

6/8

Wasserpflanze.

Eine wurzellose Pflanze  
Treib' ich auf dem Wasser hin  
Und im Wellenschaukeltanze  
Muß ich schwebend, bebend blühn. -  
An den Ufern rauschen Bäume  
Wurzelnd tief im Heimatsgrund -  
Und ich sinne und ich träume  
Mich vor Sehnsucht weh und wund ...

÷

Wie sich meine zarten, schlanken,  
Feinen Arme, weitgespannt  
Sehnend nach dem Ufer ranken,  
Nach dem laub<sup>glänzten</sup> Land! ...  
Doch vergeblich bleibt mein Streben  
Nach der Erde treuem Schoß,  
Auf den Wellen muß ich schweben  
Wurzellos und heimatlos ...

÷

Wasserpflanze.

Eine wurzellose Pflanze  
Treib ich auf dem Wasser hin  
Und im Wellenschaukeltanze  
Muß ich schwebend, bebend blühn. -  
An den Ufern rauschen Bäume  
Wurzelnd tief im Heimatsgrund -  
Und ich sinne und ich träume  
Mich vor Sehnsucht weh und wund ...

. / .

Wie sich meine zarten, schlanken,  
Feinen Arme, weitgespannt  
Sehnend nach dem Ufer ranken,  
Nach dem laub<sup>glänzten</sup> Land! ...  
Doch vergeblich bleibt mein Streben  
Nach der Erde treuem Schoß,  
Auf den Wellen muß ich schweben  
Wurzellos und heimatlos ...

In heißen Büschen von Jasmin

~~Nat/blich/die/Nacht/versteckt/~~

Schläft ~~schlft~~ weich die Nacht versteckt

Ich habe sie mit sanftem Hauch

Aus ihrem Schlaf geweckt

In einem Lindenblütenstrauch

Da schlief ~~die~~ Nacht versteckt.

~~Frau~~

Wie zauberndunkles Meeresblau

Ist ihrer Lippen Laut,

Sie lacht wie eine heiße Frau,

Und küßt wie eine Braut. -

Sommernacht.

Ich habe sie mit sanftem Hauch

Aus Traumesschlaf geweckt,

In einem Lindenblütenstrauch

Schlieft Sommernacht versteckt.

Wie zauberndunkles Meeresblau

Ist ihrer Lippen Laut - -

Sie lacht wie eine heiße Frau

Und küßt, wie eine Braut ...

Tod.

Über blutzerfetzte, nackte Leichen

Hör' ich ihn mit sanften Schritten schleichen.

Zärtlich tritt er auf geborst'ne Rippen,

Lächelnd schließt er halberstorb'ne Lippen.

Einmal hält er, spricht und lächelt müde:

Sie heißen Tod mich und ich bin - der Friede.

Schwingt sich dann in goldne Sternenmengen,

Zieht an tausend unsichtbaren Strängen.

Über's Feld auf zartbeschwingten Socken

Wandern tiefe, gold'ne Friedensglocken ...

Josef Roth

~~XXXXXXXXXXXX~~

In heißen Büschen von Jasmin

~~Schläft schlft~~ weich die Nacht versteckt

Ich habe sie mit sanftem Hauch

Aus ihrem Schlaf geweckt

In einem Lindenblütenstrauch

Da schlief die Nacht versteckt.

Wie zauberndunkles Meeresblau

Ist ihrer Lippen Laut - -

Sie lacht wie eine heiße Frau

Und küßt, wie eine Braut ...

Wie zauberndunkles Meeresblau

Ist ihrer Lippen Laut,

Sie lacht wie eine heiße Frau,

Und küßt wie eine Braut. -

Josef Roth.

Ich habe sie mit sanftem Hauch

Aus ihrem Schlaf geweckt,

In einem Lindenblütenstrauch

Schlieft Sommernacht versteckt.

Wie zauberndunkles Meeresblau

Ist ihrer Lippen Laut - -

Sie lacht wie eine heiße Frau

Und küßt, wie eine Braut ...

H O I M K E H R .

Es sind Stunden , in denen

ich mich selber wieder fand

und meiner Wunderträume Jugendland

und meiner Heimglocken tiefes Sehnen.

Und ihre Klänge schweben unbeschwert

von Alltagslast durch den Kristall der Stunden - -

und stille schweigen meine lauten Tunden - -

und ich bin heimgkehr.-



JOSEPH ROTH - SYMPOSION 1989  
PROGRAMMÜBERSICHT UND ZEITPLAN

---

DONNERSTAG, 12. Oktober 1989

9.00 - 12.00 Uhr  
(Großer Saal)

Begrüßung: Dr. Michael Kessler M.A. (Tübingen)

Eröffnungsvortrag:  
Prof. Dr. Lothar Köhn (Münster)  
Der 'Preis der Erkenntnis'. Überlegungen  
zum literarischen Ort J. Roths

Dr. Mark Gelber (Beersheva, Israel)  
Die Rhetorik der Ost-West-Debatte im Werk  
J. Roths. Schwerpunkt: Juden auf Wanderschaft

Dr. Dieter Kliche (Berlin, DDR)  
J. Roths Napoleonroman 'Die hundert Tage'

Gesprächsleitung: Dr. Fritz Hackert (Tübingen)

14.30 - 17.30 Uhr

1. Sektion

(Großer Saal)

Dr. Jurij Archipow (Moskau)  
J. Roth in der Sowjetunion

Prof. Dr. Lionel Richard (Besancon)  
Die Rezeption J. Roths in Frankreich

Dr. Michael Voges (Tübingen)  
M. Kehlmanns Verfilmung von Roths Roman  
'Hiob'

Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)  
J. Schaafs Roth-Verfilmung 'Trotta' im Kon-  
text unterschiedlicher filmischer Adaptions-  
versuche Rothscher Werke

Gesprächsleitung: Prof. Gerd Träbing (Cisano)

DONNERSTAG, 12. Oktober 1989 (Fortsetzung)

14.30 - 17.30 Uhr  
(Kleiner Saal)

2. Sektion

Dr. Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)  
Die Roth-Rezeption im Österreich der  
Nachkriegszeit

Dr. Janos Szabo (Budapest)  
Die Rezeption J. Roths in Ungarn

Dr. Eckart Früh (Wien)  
J. Roth im Spiegel österreichischer  
Arbeiterzeitungen

Dr. Almut Todorow (Tübingen)  
Brechungen J. Roth und das Feuilleton  
der 'Frankfurter Zeitung'

Gesprächsleitung:

Prof. Dr. Dagmar Barnouw (Los Angeles)

19.30 - 21.00 Uhr  
(Foyer)

Grußworte

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst (Stuttgart)

Bankett

Musikalische Gestaltung:

- TÜBINGER SALONENSEMBLE -



FREITAG, 13. Oktober 1989

9.00 - 12.00 Uhr Dr.habil. Maria Klanska (Krakau)  
Die galizische Heimat im Werk J.Roths  
(Großer Saal)

Prof. Dr. Gershon Shaked (Jerusalem)  
Kulturangst und die Sehnsucht nach dem Tode.  
Zu Roths 'Leviathan'

Prof. Dr. August Obermayer (Dunedin, New Zealand)  
'Sätze, labyrinthisch gebaute'. Versuch einer  
stilgeschichtlichen Ortsbestimmung für J. Roth

Prof. Dr. Michel-François Demet (Paris)  
Vom neurotischen Zeiterlebnis zur überleg-  
ten Zeitproblematik im Mythos und Werk

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Alfred Doppler (Innsbruck)

14.30 - 17.30 Uhr Dr. Brita Eckert (Frankfurt)  
(Großer Saal) J.Roth und der Film. Anmerkungen zu Roths  
und Mittlers Szenario 'Der letzte Karne-  
val von Wien'

Prof. Dr. Gotthard Wunberg (Tübingen)  
Roths Roman 'Hotel Savoy' (1924) im Kontext  
der Zwanziger Jahre

Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller (Tübingen)  
M.Kehlmanns Verfilmung von J. Roths Roman  
'Radetzkmarsch'

Prof. Dr. Egon Schwarz (St.Louis, USA)  
Der Roth-Forscher D.Bronsen. Eine Würdigung

Gesprächsleitung: Prof. Jürgen Wolff (Stuttgart)

19.30 - 23.00 Uhr Eröffnung der Fotoausstellung Joseph Roth  
(Studiosaal SDR) Einführung: Dr. Heinz Lunzer (Wien)  
Das literarische Nachtgespräch (Aufzeichnung SDR)  
Dr. Fred Grubel (New York) - Dr. Harry Pross (Weiler)  
Moderation: Irmela Brender - Herbert Spaich  
Musik: DAS RÄDELCHEN  
Sprecher: Charles Wirths  
Stehempfang  
Gruß- und Dankesworte

SAMSTAG, 14. Oktober 1989

9.00 - 12.00 Uhr Prof. Dr. Helmuth Nürnberg (Hamburg)  
Zur Stilentwicklung bei J. Roth. Die Parade auf dem Roten Platz in Moskau und die Fronleichnamspzession in Wien  
(Großer Saal)

Dr. Heinz Lunzer (Wien)  
Die Versionen von Roths Roman 'Die Geschichte von der 1002. Nacht'. Textkritische Überlegungen

Prof. Dr. Jean Paul Bier (Antwerpen)  
Assimilatorische Schreibweise und onomastische Ironie im erzähler. Frühwerk Roths

Dr. Margarete Willerich-Tocha (Eichstätt)  
Bezugsfelder der Roth-Rezeption. Wertungsprobleme schematischer Kommunikation

Gesprächsleitung: Prof. Dr. August Obermayer (Dunedin, NZ)

14.30 - 17.30 Uhr 1. Sektion

(Kleiner Saal) Dr. Krzysztof Lipinski (Krakau)  
J. Roth als 'polnischer' Autor: seine Übersetzungen und seine Rezeption in Polen

Dr. Leos Houska (Prag)  
J. Roth und - warum gerade - Böhmen

Dr. Klaus Westermann (Hamburg)  
Brot und Butter. Der Journalist J. Roth im Medienmarkt

Prof. Dr. Zoran Konstantinovic (Innsbruck)  
J. Roth und die Südslawen. Blickpunkte und Rezeptionsmerkmale

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Jean Paul Bier (Antwerpen)



SAMSTAG, 14. Oktober 1989

14.30 - 17.30 Uhr 2. Sektion

(Großer Saal)

Prof. Dr. M. Hans Würzner (Leiden)  
J. Roth in den Niederlanden. Ein Beitrag  
zur Wirkungsgeschichte

Dr. Helen Chambers (Leeds)  
Die Rezeption J. Roths in Großbritannien

Theo M. Bijvoet (Gravenhage) - Dr. Madleine Rietra  
Die Beziehungen zwischen J. Roth und dem  
Verlag 'De Gemenschap' Bilthoven

Prof. Dr. Alfred Doppler (Innsbruck)  
'Die Kapuzinergruft'. Österreich im Bewußtsein  
von Franz Josef Trotha

Gesprächsleitung: Prof. Dr. August Obermayer (Dunedin, NZ)

20.00 - 21.30 Uhr  
(Großer Saal) Mag. Gunhild Schneider-Paccanelli (Bergamo)  
Die Roth-Rezeption in Italien

Prof. Dr. Leonardo Quaresima (Bologna)  
Roth als Filmkritiker

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Zoran Konstantinovic (Innsbruck)

SONNTAG, 15. Oktober 1989

9.00 - 12.00 Uhr Prof.Dr. Michael Winkler (Houston, USA)  
(Großer Saal) Gedruckt und ungedruckt: J. Roths Lyrik

Prof. Dr. Dieter Schiller (Berlin, DDR)  
J. Roths antifaschistische Position im  
Pariser Exil

Schlußvortrag  
Prof. Dr. Marcel Reich-Ranicki (Frankfurt)  
Joseph Roth, der Romancier

Gesprächsleitung: Prof. Dr. Lothar Köhn (Münster)

Schlußwort  
Dr. Michael Kessler MA (Tübingen)



## Tagungskosten

Tagungsbeitrag	DM 20,-
Verpflegung	DM 25,-
Übernachtung/DZ	DM 10,-/Person
Übernachtung/EZ	DM 15,- (soweit vorhanden)

Arbeitslose, Schüler, Auszubildende, Studenten 50% Ermäßigung bei Unterbringung im DZ.

Ehepaare zahlen nur einen Tagungsbeitrag.

## Anmeldung und Rückfragen

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2195-0

Die Anmeldung zur Tagung erbitten wir auf beiliegender Karte bis zum **31. Oktober 1989**.

Die Anmeldung gilt als angenommen, wenn Sie nicht kurz nach Anmeldeschluß eine Absage erhalten. Wir bitten Sie, nicht unangemeldet zur Tagung zu kommen.

## Tagungshaus und Anreise

Katholische Akademie Stuttgart-Hohenheim  
Paracelsusstraße 91, 7000 Stuttgart 70  
Telefon (07 11) 45 3193

Das Haus der Akademie liegt in der Nähe der Universität Hohenheim. Von Stuttgart aus erreichbar mit den Omnibussen 73, 74, 75, 76 ab Omnibusbahnhof beim Hbf bis Plieningen Garbe (Universität). Mit der S-Bahn (S 1) bis Vaihingen, dann Stadtbahn (U 3) bis Plieningen (Endstation).

Autofahrer, die über die Autobahn aus Richtung Ulm oder Karlsruhe anreisen, verlassen die Autobahn bei der Ausfahrt »Flughafen« in Richtung Plieningen. Sie bleiben auf der Hauptstraße durch Plieningen bis zur Abzweigung Universität Hohenheim/Katholische Akademie (an der Wirtschaft »Garbe« scharf rechts in die Paracelsusstraße abbiegen).

## Buchhinweis

Wilhelm Baum  
»Ludwig Wittgenstein«  
Colloquium Verlag Berlin  
96 Seiten, DM 12,80


Wittgenstein, Wien 1930



## Ludwig Wittgenstein Der Denker als Messias

Offene Tagung

Stuttgart-Hohenheim  
11./12. November 1989

 **AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTTGART**

## Ludwig Wittgenstein Der Denker als Messias

Wittgenstein ist deswegen so interessant, weil dieser Denker ein gewaltiger Handlungsredner war. Ein guter Teil seiner Faszination ging von seinem nonverbalen Lebensausdruck aus. Je genauer man sich nun diese wörterlose Rhetorik vor Augen stellt, desto deutlicher zeigt sich ein Muster, in das die Gestalt des Ludwig W. als Figurine paßt. Es ist nichts weniger als der Topos des Messias. Die Tagebücher, »Gmundener Notizbücher« genannt, sind teilweise in Klartext, teilweise verschlüsselt geschrieben. Wilhelm Baum, der Editor, hat die relative Legitimität ihrer Publikation durch die bis zu diesem Herbst kundigste Biographie des Philosophen aufgezeigt. Man kann die verschlüsselten Teile des Tagebuchs nicht ohne Mitgefühl und Respekt lesen. Es bleibt aber zuzugestehen, daß manche Charakterzüge deutlicher hervortreten als bisher und daß wir über die religiösen Wurzeln des beredtesten Schweigens in diesem Jahrhundert keine Zweifel mehr haben können. Der alte Streit darüber, ob das berühmte Schweigen am Ende des »Tractatus« ein Schweigen über etwas oder ein Schweigen über nichts sei, ist wohl endgültig entschieden. Es ist ein Schweigen »über«, ein Schweigen über das Wichtigste, das, was sich nicht sagen läßt. Die reinste negative Theologie. Am Ende bleibt der paradoxe Eindruck, daß die verschlüsselten Texte des Philosophen in gewisser Hinsicht seine klarsten sind.

(Eckhard Nordhofen in der FAZ vom 4. Oktober 1988)

### Tagungsleitung

Dr. August Heuser, Akademiereferent, Stuttgart

### Samstag, 11. November 1989

- |           |   |
|-----------|---|
| 14.30 Uhr | Kaffee  |
| 15.00 Uhr | Der Denker als Messias. Ludwig Wittgenstein als Lehrfigurine des Biographismusproblems.<br>Dr. Eckhard Nordhofen, Frankfurt                                 |
| 16.30 Uhr | Wittgenstein als religiöser Denker. Ein neuer Interpretationsansatz zum »Tractatus« aufgrund der geheimen Tagebücher.<br>Prof. Dr. Wilhelm Baum, Klagenfurt |
| 18.00 Uhr | Abendessen  |
| 19.30 Uhr | Fernsehvideo einer Talkshow anlässlich des 100. Geburtstags von Ludwig Wittgenstein<br>am 28. April 1989, HR 3  |

### Sonntag, 12. November 1989

- |           |  |
|-----------|--|
| 8.00 Uhr  | Eucharistiefeier   |
| 8.45 Uhr  | Frühstück  |
| 9.30 Uhr  | Gewißheit als Erlösung. Zur Spätphilosophie Wittgensteins.<br>Prof. Dr. Hermann Schrödter, Frankfurt |
| 11.00 Uhr | Schlußdiskussion   |
| 12.30 Uhr | Mittagessen und Tagungsende  |





# Eckhard Froeschlin

Zur Französischen Revolution  
Neue Historienbilder

11. Oktober bis 15. Dezember 1989

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Paracelsusstraße 91, Stuttgart-Hohenheim

Froeschlins elf Monotypien – als Mittelpunkt unserer Ausstellung – die er mit dem Titel »Atelier David« zusammenfaßt, sind 1989 als Beitrag zum Nach-Denken der Französischen Revolution entstanden. Es sind Bilder, die den Mythos dieser Revolution sichtbar machen, ihn aber auch aufbrechen. Als Grundlage zu dieser Bilderserie diente Froeschlin, der sich in seinen Arbeiten häufig auf kunsthistorische Grunddaten bezieht und mit ihnen anspruchsvoll spielt, Jacques-Louis Davids Bildfragment zu dem Großgemälde »Der Schwur im Ballhausaal« von 1791, das ein Ereignis am Vorabend der Französischen Revolution darstellt, als sich der Dritte Stand am 20. Juni 1789 durch einen feierlichen Schwur zusammenschloß, um Volk und Vaterland zu wahren und zu verteidigen. Froeschlins Bildzyklus läßt sich, versucht der Betrachter eine systematische Ordnung, annähernd in Zweiergruppen teilen: Grundbild und Exposition, die Epiphanie Napoleons, die Revolution oder die Hinrichtung des Königs, drei Bildzitate: Coya, Géricault, Tiepolo, zuletzt zwei Atelierbilder: Courbet, David. (A. Heuser im Katalog zur Ausstellung)

## Eckhard Froeschlin

- 1953 in Tettwang geboren.
- 1972 Studienbeginn Kunsterziehung und Geschichte in Münster.
- 1977 Meisterschüler bei Professor Keusen. Förderpreis des Westphäl. Kunstvereins.
- 1978 Galerist in Münster (Elefanten Press).
- 1980 Eigene Druckwerkstatt in Münster.
- 1982 Erste Farbradierungen, erste Malereien.
- 1984 Förderpreis der Intergrafik Berlin/DDR.
- 1988 Lebt und arbeitet in Wuppertal und Leonberg.

## Zur Eröffnung

am Dienstag, den 10. Oktober 1989, 19.30 Uhr  
spricht **Werner Meyer**,  
Städt. Galerie Göppingen  
**Thomas Felder**, Reutlingen, Gesang.

## Öffnungszeiten

Werktags 9.00 bis 16.00 Uhr  
Samstags und sonntags auf Anfrage  
(Telefon 07 11 / 45 3193)

SCHRIFTENVERZEICHNIS  
1979 – 1988

Stand: Januar 1989



AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTTGART



# Hohenheimer Protokolle

zu beziehen über das Sekretariat der Akademie  
Preise zuzüglich Versandkostenpauschale

- 1 Ethik und Kommunikation 1979  
Telekommunikation – ein Fortschritt für Menschen?  
– vergriffen –
- 2 Arbeitszeitverkürzung – aber wie?  
– vergriffen –
- 3 Armut im Alter  
Eine soziale Herausforderung  
111 Seiten – 1980  
DM 5,00
- 4 Ethik und Kommunikation 1980  
Vom Ethos des Journalisten  
– vergriffen –
- 5 Mehr soziale Psychiatrie – aber wie?  
Modelle – Konzepte – Probleme  
116 Seiten – 1981  
DM 5,00
- 6 Ethik und Kommunikation 1981  
Fernsehbild und Wirklichkeit  
126 Seiten – 1982  
DM 5,00
- 7 Vorbedingungen für das Funktionieren  
der Marktwirtschaft  
130 Seiten – 1981  
– vergriffen –
- 8 Unser Bildungs- und Beschäftigungssystem  
Bildungspolitik zwischen Nachfrage und Bedarf  
102 Seiten – 1981  
DM 5,00
- 9 »Friede den Menschen auf Erden«  
Läßt sich der Frieden sichern?  
98 Seiten – 1982  
DM 5,00
- 10 Wohnbedürfnisse und Wohnmöglichkeiten  
Eine ethische und politische Herausforderung  
75 Seiten – 1982  
DM 5,00
- 11 Geht die Arbeit aus?  
Industriegesellschaft in der Krise  
98 Seiten – 1983  
– vergriffen –
- 12 Macht der Verführung  
Sprache und Ideologie des Nationalsozialismus  
114 Seiten – 1983  
– vergriffen –
- 13 Hohenheimer Symposium zur christlichen Pädagogik  
»Der Lehrer« – Beruf, Rolle, Ethos  
156 Seiten – 1983  
DM 5,00
- 14 Ethik und Kommunikation 1982  
Mehr Integration durch neue Medien?  
88 Seiten – 1984  
DM 5,00
- 15 Hohenheimer Symposium zur christlichen Pädagogik  
»Der Schüler«  
165 Seiten – 1984  
DM 5,00
- 16 Ethik und Kommunikation 1984  
Telekommunikation in einer demokratischen Gesellschaft  
144 Seiten – 1985  
DM 5,00
- 17 Laboratorium Salutis  
Beiträge zu Weg, Werk und Wirkung des Philosophen  
Ernst Bloch (1885 - 1977)  
Stuttgart 1986  
75 Seiten, DM 10,00
- 18 Ausdrucksgestaltungen des Glaubens  
Zur Frage der Lebensbedeutung der Sakramente  
Stuttgart 1986  
91 Seiten, DM 10,00
- 19 Technik  
Fortschritt in Verantwortung und Freiheit?  
Hrsg.: Jochen Gieraths  
Stuttgart 1986  
91 Seiten, DM 10,00
- 20 Zukunft der Wirtschaft  
Zukunft der Arbeit  
Überlegungen zu einer ethischen Gestaltung  
Hrsg.: Paul Dingwerth/Rainer Öhlschläger  
Stuttgart 1986  
169 Seiten – ISBN 3-926297-0-X  
DM 10,00
- 21 Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk?  
Philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung  
Hrsg.: Dieter R. Bauer/Elisabeth Gössmann  
Stuttgart 1987  
172 Seiten – ISBN 3-926297-01-8  
DM 10,00

- 22 Max Josef Metzger  
Auf dem Weg zu einem Friedenskonzil  
Hrsg.: Rupert Feneberg/Rainer Öhlschläger  
Stuttgart 1987  
83 Seiten – ISBN 3-926297-02-6  
DM 10,00
- 23 Technologie und Bildung  
Hohenheimer Symposion zur christlichen Pädagogik 1987  
Hrsg.: Franz Josef Klehr  
Stuttgart 1987  
114 Seiten – ISBN 3-926297-05-0  
DM 10,00
- 24 Alltagskultur in Fernsehserien  
Hohenheimer Medientage 1986  
Hrsg.: Hermann-Josef Schmitz/Hella Tompert  
Stuttgart 1987  
113 Seiten – ISBN 3-926297-06-9  
DM 10,00
- 25 »... und muß nun rauben lassen ...«  
Zur Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken  
Hrsg.: August Heuser  
Stuttgart 1988  
91 Seiten – ISBN 3-926297-08-5  
DM 10,00
- 26 Das Christusbild im Menschenbild  
In Memoriam Roland Peter Litzemberger  
Hrsg.: August Heuser  
ca. 50 Seiten – ISBN 3-926297-10-7  
Stuttgart 1988  
DM 10,00
- 27 Wirtschaftliche Gerechtigkeit  
aus der Sicht des Glaubens  
Die deutsche Diskussion über ein amerikanisches Hirtenwort  
Hrsg.: Paul Dingwerth/Rainer Öhlschläger/Bruno Schmid  
Stuttgart 1988  
210 Seiten – ISBN 3-926297-11-5  
DM 10,00
- 28 Gelegen oder ungelegen – Zeugnis für die Wahrheit  
Zur Vertreibung des Rottenburger Bischofs im Sommer 1938  
Hrsg.: Dieter R. Bauer/Abraham Peter M. Kustermann  
DM 10,00 (erscheint 1989)
- 29 Sprachloser Glaube  
Hohenheimer Symposion zur christlichen Pädagogik 1988  
Hrsg.: Franz Josef Klehr  
DM 10,00 (erscheint 1989)
- 30 Mystik und Politik  
Entwürfe christlicher Existenz  
Hrsg.: Dieter R. Bauer  
DM 10,00 (erscheint 1989)
- 31 Den Andern denken  
Philosophisches Fachgespräch mit Emanuel Levinas  
Hrsg.: Franz Josef Klehr  
DM 10,00 (erscheint 1989)

## Kleine Hohenheimer Reihe

zu beziehen über das Sekretariat der Akademie  
Preise zuzüglich Versandkostenpauschale

- 1 Harry Pross:  
»Und wir, die nie Zufriedenen ...«  
Kurt Tucholsky und die Indolenz –  
zu seinem 50. Todestag am 21. Dezember 1985  
28 Seiten – 1986
- 2 Liselotte Funcke:  
Plädoyer für eine humane und gerechte  
Ausländerpolitik  
Stuttgart 1987  
46 Seiten – ISBN 3-926297-03-4  
DM 7,00
- 3 Magda Motte:  
Im Dunklen loben  
Religiöse Aspekte in der Literatur,  
im Theater und im Film der Gegenwart  
Stuttgart 1987  
38 Seiten – ISBN 3-926297-04-2  
DM 7,00
- 4 Georges Enderle:  
Wirtschaftsethik im Werden  
Ansätze und Problembereiche der Wirtschaftsethik im Überblick  
Stuttgart 1988  
102 Seiten – ISBN 3-926297-09-3  
DM 7,00
- 5 Alfons Auer:  
Gestaltwandel des Katholizismus  
Stuttgart 1988  
67 Seiten – ISBN 3-926297-07-7  
DM 7,50
- 6 Klaus Bannach:  
Visionen von Gericht und Endzeit  
Zur Aktualität des apokalyptischen Denkens  
Stuttgart 1988  
ca. 45 Seiten – ISBN 3-926297-12-3  
DM 7,50
- 7 Christian Schneider:  
Emil Wachter  
Tuschezeichnungen  
Stuttgart 1988  
59 Seiten – ISBN 3-926297-13-1  
DM 7,50
- 8 Josef Nolte:  
Die Kunst, nein zu sagen  
Elemente einer Widerstandsethik bei Thomas Morus  
Stuttgart 1988  
ca. 40 Seiten – ISBN 3-926297-14-X  
DM 7,50 (erscheint 1989)
- 9 Eckhard Nordhofen:  
Kult und Kultur kommunizieren  
Religion zwischen Kult und Theologie  
DM 7,50 (erscheint 1989)



## Einzelveröffentlichungen aus der Arbeit der Akademie

zu beziehen über das Sekretariat der Akademie  
Preise zuzüglich Versandkostenpauschale

### Kirche – Lebensraum für Jugendliche?

Hrsg.: Michael Graff/Heinz Tiefenbacher  
Matthias-Grünewald-Verlag Mainz 1980  
156 Seiten – ISBN 3-7967-0798-7  
DM 19,80

### Meditation im Religionsunterricht

Theoretische und schulpraktische Perspektiven  
Hrsg.: Albert Biesinger  
Patmos Verlag Düsseldorf 1981  
236 Seiten – ISBN 3-491-78372-0  
DM 24,00

### Muslimen unter uns

Ein Prüfstein für christliches Handeln  
Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Philipp Seif  
Kösel-Verlag München 1983  
164 Seiten – ISBN 3-466-36160-5  
DM 5,00

### Weltoffene Katholizität

Von der Notwendigkeit und Kultur des Dialogs  
Hrsg.: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Schwabenverlag 1985  
120 Seiten  
– vergriffen –

### Wie spricht man mit dir

Ökumenische Marienlieder für Singstimme und Tasteninstrument  
von Erna Woll  
Strube-Verlag München 1986  
44 Seiten – Edition 1065  
DM 8,00

### Kinder fragen nach Maria

Neue Marienlieder von Erna Woll  
Strube-Verlag München 1988  
28 Seiten – Edition 1066  
DM 6,00

### Und Maria sang

Ökumenische Marienlieder  
Musizierheft von Erna Woll  
Strube-Verlag München 1987  
50 Seiten – Edition 1067  
DM 8,00

### Maria – für alle Frauen oder über allen Frauen?

Hrsg.: Dieter R. Bauer/Elisabeth Gössmann  
(Reihe „frauenforum“)  
Herder-Verlag Freiburg  
(erscheint 1989)

### Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart

Hrsg.: Peter Dinzelbacher/Dieter R. Bauer  
Schwabenverlag Ostfildern  
(erscheint 1989)

### Glaube als Lebensform

Der Beitrag Johann Baptist Hirschers zur Neugestaltung  
christlich-kirchlicher Lebenspraxis und lebensbezogener  
Theologie – damals und heute  
Zum zweihundertsten Geburtstag Hirschers  
Hrsg.: Gebhard Fürst  
Matthias Grünewald-Verlag Mainz  
(erscheint 1989)

### Gott allein

Teresa von Avila heute  
Hrsg.: Waltraud Herbstrith  
Herder-Verlag Freiburg 1982  
283 Seiten – ISBN 3-451-19661-1  
DM 29,80

### Frauenmystik im Mittelalter

Hrsg.: Peter Dinzelbacher/Dieter R. Bauer  
Schwabenverlag Ostfildern 1985  
397 Seiten – ISBN 3-7966-0593-1  
DM 58,00

### »Eine Höhe, über die nichts geht«:

Spezielle Glaubenserfahrung in der Frauenmystik?  
Hrsg.: Margot Schmidt/Dieter R. Bauer  
frommann-holzboog Stuttgart 1986  
(Mystik in Geschichte und Gegenwart: Abt. 1, Christliche Mystik; Bd. 4)  
248 Seiten – ISBN 3-7728-1152-3  
DM 48,00

### Grundfragen christlicher Mystik

Wissenschaftliche Studientagung Theologia mystica  
Hrsg.: Margot Schmidt/Dieter R. Bauer  
frommann-holzboog Stuttgart 1987  
(Mystik in Geschichte und Gegenwart: Abt. 1, Christliche Mystik; Bd. 5)  
241 Seiten – ISBN 3-7728-1182-5  
DM 68,00

### Religiöse Frauenbewegung und Mystische Frömmigkeit im Mittelalter

Hrsg.: Peter Dinzelbacher/Dieter R. Bauer  
(Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte, H. 28)  
Böhlau Verlag Köln/Wien 1988  
ca. 432 Seiten – ISBN 3-412-03386-3  
ca. DM 68,00

### Volksreligion im hohen und späten Mittelalter

Hrsg.: Dieter R. Bauer/Peter Dinzelbacher  
(Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, Bd. 13)  
Verlag Ferdinand Schöningh Paderborn  
ca. 448 Seiten – ISBN 3-506-73263-3  
ca. DM 137,00  
(erscheint 1989)

### Hexenverfolgung

Neuere Forschungen – unter besonderer Berücksichtigung  
des südwestdeutschen Raumes  
Hrsg.: Dieter R. Bauer/Sönke Lorenz  
(Quellen und Forschungen zur Europäischen Ethnologie, Bd. ...)  
Verlag Königshausen + Neumann Würzburg  
(erscheint 1989)

### Sterbekliniken – oder was brauchen Sterbende?

Hrsg.: Paul Dingwerth/Heinz Tiefenbacher  
Religiöse Bildungsarbeit Stuttgart GmbH 1980  
136 Seiten – ISBN 3-921005-37X  
DM 16,80

### Was Sterbende brauchen

Hrsg.: Paul Sporken  
Herder-Verlag Freiburg 1982  
125 Seiten – ISBN 3-451-19618-2  
DM 12,80

### Die Würde des Menschen

Die theologisch-anthropologischen Grundlagen der Lehre  
Papst Johannes Pauls II.  
Hrsg.: Gerhard Höver/Rainer Öhlschläger/Heinz Theo Risse/  
Heinz Tiefenbacher  
Matthias Grünewald-Verlag Mainz; Kaiser München 1986  
(Entwicklung und Frieden: Wissenschaftliche Reihe; 41)  
176 Seiten – ISBN 3-7867-1236-0 (Grünewald)  
ISBN 3-459-01645-0 (Kaiser)  
DM 24,50

### Migration und Menschenwürde

Fakten, Analysen und ethische Kriterien  
Hrsg.: Klaus Barwig/Dietmar Mieth  
Matthias Grünewald-Verlag Mainz 1987  
211 Seiten – ISBN 3-7867-1302-2  
DM 34,00

### Familiennachzug von Ausländern auf dem Hintergrund völkerrechtlicher Verträge

Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1985  
231 Seiten – ISBN 3-7890-1175-4  
DM 39,00

### Soziale Sicherung und Aufenthaltsrecht

Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1986  
222 Seiten – ISBN 3-7890-1338-2  
DM 39,00

### Aufenthalt – Niederlassung – Einbürgerung

Stufen rechtlicher Integration  
Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1986  
Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden 1987  
272 Seiten – ISBN 3-7890-1523-3  
DM 39,00



### Politische Beteiligung von Ausländern

Das kommunale Wahlrecht  
Hrsg.: Klaus Sieveking/Klaus Barwig/Klaus Lörcher/  
Christoph Schumacher  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden  
(erscheint 1989)

### Zwischen Nationalstaat und offener Republik

Bestimmungsfaktoren und Perspektiven deutscher Ausländerpolitik  
Hrsg.: Klaus Barwig/Michael Kessler  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden  
(erscheint 1989)

### Sanctuary

Christliche Tradition mit neuer Aktualität  
Hrsg.: Klaus Barwig/Dieter R. Bauer  
Nomos Verlagsgesellschaft Baden-Baden  
(in Vorbereitung)

### Rußlands andere Maler

Arbeiten von 13 russischen Malern, die im Westen leben,  
mit einer Einführung von Thomas Strauss  
Hrsg.: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Kunstverlag Weingarten 1986  
56 Seiten - ISBN 3-8170-2906-3  
DM 15,00

### Hermann Broch. Das dichterische Werk

Interpretationen, Aspekte, Kontexte  
Hrsg.: Michael Kessler/Paul-Michael Lützel  
Stauffenburg-Verlag Tübingen 1987  
282 Seiten - ISBN 3-923721-35-8  
DM 38,00

### Hermann Brochs theoretisches Werk

Hrsg.: Michael Kessler/Paul-Michael Lützel  
Suhrkamp-Verlag Frankfurt 1987  
DM 14,00

### Eichendorffs Modernität

Hrsg.: Michael Kessler/Helmut Koopmann  
Stauffenburg-Verlag Tübingen  
(erscheint 1989)

Symposion Weingarten 1988

### Bildhauerklasse Brod Wolf

edition cantz Stuttgart - Bern - Wien 1988  
72 Seiten - ISBN 3-89322-103-4  
DM 18,00

## Materialien

- 1/79 Lebenskonflikte von Kindern und Jugendlichen
- 1/82 Mutterliebe  
Instinkt - Konvention - ethische Norm?
- 2/82 Jugend - Sexualität - Kirche
- 1/83 Wie sicher sind die Arbeitsplätze  
in Oberschwaben  
- wird nicht mehr aufgelegt -
- 2/83 Feministische Theologie
- 3/83 Selbsthilfegruppen:  
Ihr Beitrag zur sozialen Arbeit
- 4/83 Soziale Integration als Vollzugsziel
- 5/83 Dem Nichts entkommen (Nietzsche)
- 6/83 Gegenwartsbrauchtum in Oberschwaben
- 7/83 Türken vor Wien - Türken vor Kreuzberg  
- wird nicht mehr aufgelegt -
- 8/83 Ehe war und wird anders
- 9/83 Auf der Grenze (Jaspers)
- 10/83 Emanzipation des Mannes  
Zum Wandel eines Rollenbildes
- 2/84 Arbeitszeitverkürzung und flexiblere  
Arbeitszeit
- 3/84 Kultur der Fastenzeit
- 4/84 Mundart ist mehr als Sprache
- 5/84 Allgemeine Lebensverhältnisse und  
Haftsituation
- 6/84 Neue Arbeitszeitmodelle
- 7/84 Trachten
- 8/84 Die Würde des Menschen  
- wird nicht mehr aufgelegt -
- 1/85 Wer ihn spielen sah, kannte ihn nicht wieder  
- wird nicht mehr aufgelegt -
- 2/85 Jenseitserfahrungen
- 3/85 Rechtshilfevereine für Ausländer
- 1/86 Begegnung von Kirche und Welt

- 2/86 Marienlieder  
- wird nicht mehr aufgelegt -
- 3/86 Das Böse – eine geschichtliche Realität?
- 4/86 1000 Jahre russisches Christentum
- 5/86 Interkulturelle Beratung
- 6/86 Ausländische Patienten im Krankenhaus
- 7/86 Schuld und Schulden
- 8/86 Russische Literatur
- 9/86 Liebe und Partnerschaft
- 10/86 Straffälligkeit ausländischer Jugendlicher
- 11/86 Theologische Existenz heute – Karl Barth
- 1/87 Lehrverurteilungen – kirchentrennend?
- 2/87 Poet und Prophet  
Heinrich Heines Dichtung und Religionskritik
- 3/87 Wirtschaftsförderung auf dem Land und  
Ausbildung in nichtbäuerlichen Betrieben
- 4/87 Flüchtlinge am Ort
- 5/87 »Nur in der Freiheit gefällt mir das Leben«  
Feministische Ansätze in der Romantik?
- 6/87 Perspektiven für den ländlichen Raum
- 1/88 AIDS: Eine Krankheit fordert die Christen heraus
- 2/88 Ausländische Flüchtlinge  
in unserer Nachbarschaft
- 3/88 Flucht und Asylsuche am Beispiel  
des indischen Subkontinents
- 4/88 Leben auf Vernunft hin  
Zum 50. Todestag Edmund Husserls
- 5/88 Weingartener Entwurf  
Vorschläge zur Novellierung  
des Ausländerrechts
- 6/88 Von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft  
Die Husserl-Schülerin Edith Stein  
(in Vorbereitung)
- 7/88 Die Welt – Produkt des Zufalls oder  
Gottes Schöpfung?  
(in Vorbereitung)
- 8/88 Die Fasnethex –  
Narrenfigur mit Rollenproblemen

## Sonstige Veröffentlichungen

### Chronik

Jahresberichte 1982 - 1987

Hrsg.: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

### Katholische Akademien in der Bundesrepublik Deutschland

Hrsg.: Leiterkreis der katholischen Akademien

in der Bundesrepublik Deutschland

IV. Gemeinsame Dokumentation

Trier 1986

128 Seiten, DM 5,00

### Im hügeligen Land vor dem großen See

Zur Verabschiedung des Akademiedirektors Msgr. Heinz Tiefenbacher

Hrsg.: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Stuttgart 1986

26 Seiten

- vergriffen -

### »Geduld, Vernunft und Zeit, sonst wirst nit kommen weit«

Zur Verabschiedung von Elisabet Plünnecke

Hrsg.: Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Stuttgart 1986

72 Seiten

- vergriffen -

### Was hast du, das du nicht empfangen hättest?

Zum 80. Geburtstag von Prälat Bernhard Hanssler

Hrsg.: Gebhard Fürst

Stuttgart 1987

48 Seiten

Landesgirokasse Stuttgart, Kto. 2 045 692 (BLZ 600 50101)

Schwäbische Bank Stuttgart, Kto. 1300 (BLZ 600 20100)

Postgiroamt Stuttgart, Kto. 13 447-707 (BLZ 600 100 70)



**AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTT GART**

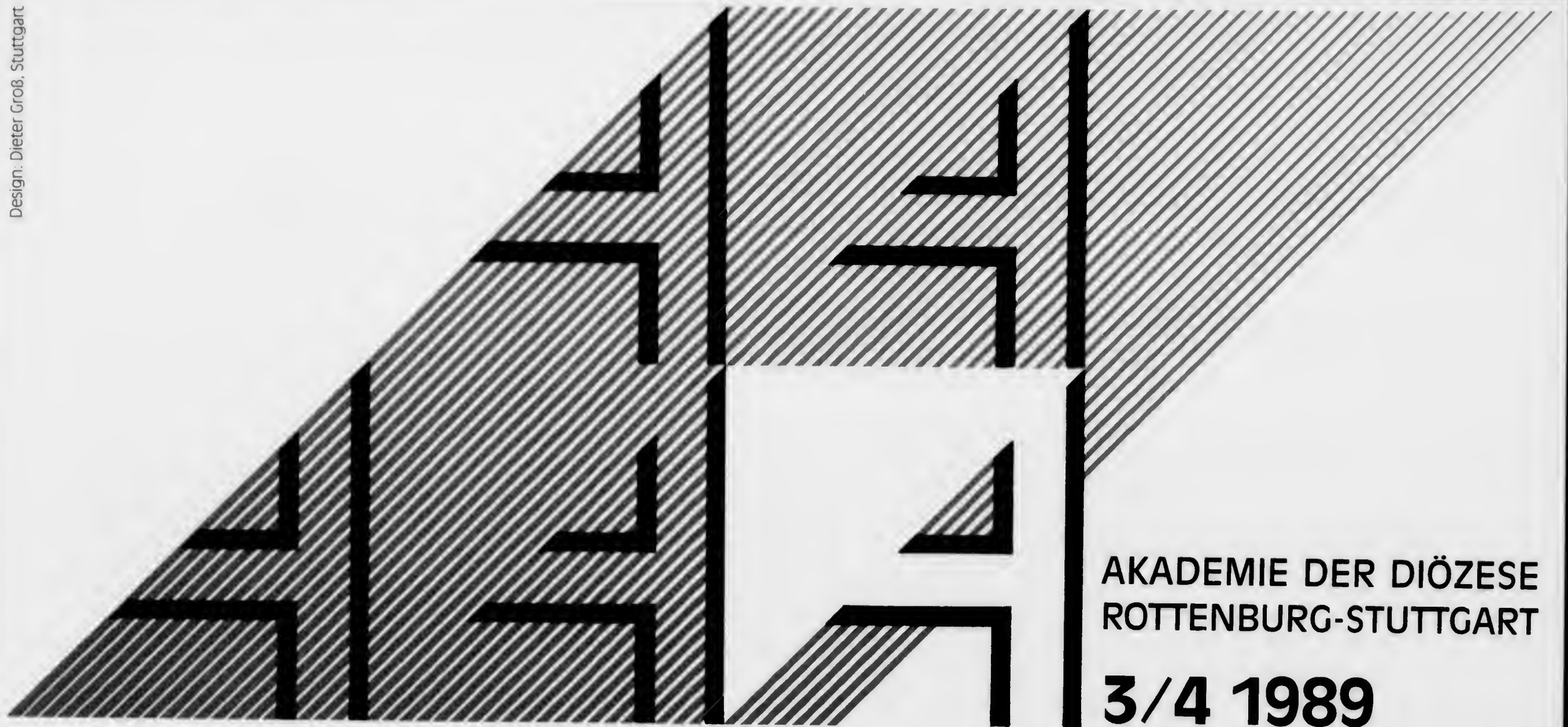
Sekretariat

Im Schellenkönig 61

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 25 91-0





AKADEMIE DER DIÖZESE  
ROTTENBURG-STUTTGART

**3/4 1989**

## Programm August bis Dezember 1989

Wirtschaftsethik ist zum Thema geworden! Vielerorts wird inzwischen das Verhältnis von Wirtschaft und Ethik im Licht praktischer Erfahrungen und theoretischer Reflexionen erörtert. Die Akademie unserer Diözese verfügt in diesem Bereich über Erfahrungen wie kaum eine andere Einrichtung. Über Jahre hinweg, in über 60 Veranstaltungen haben sich in beiden Tagungshäusern Unternehmer, Gewerkschafter, Wissenschaftler, Politiker und Kirchenvertreter zum interdisziplinären Gespräch versammelt.

Neu ist, daß sich in den Unternehmen selbst ein verstärktes Interesse an ethischer Reflexion auftut. Trügt der Schein? Wird die Wirtschaft moralisch? Werden klassische Unternehmensstrategien ethisch aufpoliert? Stimmen die Begriffe? Wird Et(h)ikettenschwindel betrieben? Die Akademie wollte es genauer wissen. Mit finanzieller Unterstützung der Volkswagen-Stiftung und der Daimler-Benz-Stiftung verwirklicht sie seit dem Sommer 1988 ein Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik. Für zwei Jahre konnte ein wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt werden. Eine breit angelegte Umfrage unter Wissenschaftlern und bei Unternehmen erbrachte auswertbare Antworten und erschloß zudem zahlreiche neue Kontakte.

Exemplarisch geht das Projekt ethischen Aspekten wirtschaftlicher und technologischer Innovationen nach. Nur dialogisch kann Wirtschaftsethik Profil gewinnen und sich institutionalisieren. In einer systematisch konzipierten Reihe von Expertengesprächen und Symposien entwickelt sich in der Akademie eine Kultur des interdisziplinären Dialogs.

Dr. Gebhard Fürst

## Stuttgart-Hohenheim

### AUGUST

26.-27. August

Projekt Weltkatechismus 1990  
»Bedürfnis der Universalkirche und  
der Teilkirchen«?

Der von der Bischofssynode 1985 angeregte »Weltkatechismus« soll 1990 veröffentlicht werden. Die Diskussion im Vorfeld zeigt: die Meinungen darüber, was er unter den gegenwärtigen Lebens- und Glaubensbedingungen leisten kann und soll, sind geteilt.

30.-31. August

Wegfall der europäischen  
Binnengrenzen  
Kompensationsmöglichkeiten durch grenzüberschreitende  
Informationssysteme?

Fachtagung

### SEPTEMBER

1.-3. September

»Die Frau wird frei geboren...«  
Kampf um Frauenrechte nach 1789

Gleichheit als Menschenrecht oder Gleichberechtigung als politisches Ziel: dies war seit der Französischen Revolution auch das Anliegen von Frauen. Olympe de Gouges verfaßte 1791 ihre »Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin«. Das historische Verdienst von Frauen wurde auch hier rasch verdrängt, bewußt unterschlagen und bald vergessen.

8. September  
Positionen auf dem Prüfstand, 19.00 Uhr  
**Das Gewissen ist letzte Instanz**

9. September, 19.00 Uhr  
**Lehrerin des Glaubens:  
Birgitta von Schweden (1303-1373)**

Vortrag, Gespräch und Gottesdienst  
Referent: Dekan Andreas Rask OSB, Niederaltaich

11.-13. September  
**Aktuelle Entwicklungen im Asyl-Bereich**

Tagung für MitarbeiterInnen der Caritas-Sozialdienste

20. September  
**Europäischer Binnenmarkt:  
wirtschaftliche Chancen – soziale Herausforderungen – ökologische Risiken**

Studententag

23.-24. September  
**Nächstenliebe im genetischen Code?**  
Soziobiologie und Theologie im Streit um den Menschen

Die Soziobiologie findet im Sozialverhalten der Tiere immer mehr »menschliche« Züge. In uneigennützigem Verhalten bis hin zur Selbstaufgabe im Tierreich die treibende Kraft der Entwicklung zu sehen, gewinnt an Bedeutung gegenüber der These Darwins vom Kampf ums Dasein. Ist der Mensch ein Tier? Gehorcht die Kultur den Gesetzen der Evolution?

28. September  
**Wiedergelesen:  
Friedrich Torberg, der Feuilletonist**

»Er war ein Querkopf mit Esprit, ein gutmütiger Eiferer, ein witziger Fanatiker, ein Humorist mit missionarischen Tönen«, rief Marcel Reich-Ranicki dem Wiener Friedrich Torberg nach, der vor zehn Jahren starb.

29. September – 1. Oktober  
**»Anything goes«**  
Kritik der Postmoderne

Zweckrationalität der Neuzeit ist nach postmodernem Denkmuster des Natur- und Menschenmordens überführt. Was folgt auf ihr Ende? Die Wiederherstellung der Würde eines zweckfreien Lebens oder nur die Beliebigkeit von Denk-, Stil- und Lebensformen?

## OKTOBER

2. Oktober  
**»Frieden durch Internationale Regime«**  
20 Jahre Friedensforschung an der Universität Tübingen

Beiträge aus der Forschung

5.-7. Oktober  
**Ethische Aspekte wirtschaftlicher  
Innovation**

Symposium im Rahmen des Dialogprogramms Wirtschaft und christliche Ethik

7. Oktober, 19.00 Uhr  
**Lehrerin des Glaubens:  
Juliana von Norwich (1342[?]-1416/20)**

Vortrag, Gespräch und Gottesdienst  
Referentin: Margaret Collier-Bendelow, Uzès

10. Oktober  
**Eckhard Froeschlin**  
Zur Französischen Revolution – Neue Historienbilder  
Vernissage 19.30 Uhr

Ausstellung vom 11. Oktober bis 15. Dezember 1989

11.-15. Oktober  
**Joseph Roth**

Internationales interdisziplinäres Symposium zum 50. Todestag des bedeutenden österreichischen Schriftstellers

19. Oktober  
**»Wenn das Salz seinen Witz verliert«**  
Präsentation der Übersetzung des Neuen Testaments  
von Fridolin Stier

Abendveranstaltung

20. Oktober  
**Kirche braucht Öffentlichkeit**

Abendveranstaltung

21.-22. Oktober  
**Seins-Verständnis**  
Zur Philosophie Martin Heideggers

Heidegger, obgleich kein Denker ohne Biographie, soll aus Anlaß seines 100. Geburtstags nicht in erster Linie als »Fall«, sondern als Verfasser von »Sein und Zeit« gewürdigt werden.

27.-30. Oktober  
**Theologie – wozu?**

Tagung für AbiturientInnen



## NOVEMBER

11.–12. November

### Ludwig Wittgenstein Der Denker als Messias

Wittgenstein hätte in diesem Jahr seinen 100. Geburtstag feiern können. Neuere Forschungen zu seinem Leben und Werk zeigen: Er, den manche für den »Kirchenvater« einer positivistischen Schule halten, war ein vom Geist Getriebener.

17. November

Positionen auf dem Prüfstand, 19.00 Uhr

### Erleiden Tiere Schmerzen?

18.–19. November

### Danach war die Kirche anders Dialektische Reaktionen des Katholizismus auf die Französische Revolution

Die Französische Revolution leitete auch eine kirchengeschichtliche Zäsur ein. Sie brachte die Kirche – innerlich wie äußerlich – zu einer neuen Gestalt, die vielen angemessener erschien als die revolutionär zerschlagene. Doch der Weg bis zur Anerkennung der Menschenrechte blieb schwierig.

23.–24. November

### Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik

Expertengespräch

24.–26. November

### Verstummen inmitten der Moderne Jan Verkade, die Kunst und die Kirche

Jan Verkade (1868-1946) zählt zu den bedeutendsten Malermönchen Beurons. Aus Anlaß der Ausstellung seines Werkes in Albstadt-Ebingen – die gemeinsam besucht wird – ist sein Leben und Werk neu zu würdigen.

## DEZEMBER

2.-3. Dezember

### Asylrecht in Europa – ein europäisches Asyl?

Zur Harmonisierung des Asylrechts im europäischen  
Binnenraum

Tagung mit der Bundesarbeitsgemeinschaft Pro Asyl

5.-6. Dezember

### Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Tagung für die Krankenpflegeschule des Katharinenhospitals Stuttgart

8.-10. Dezember

### Frost auf die Blüten des Teilkirchen-Rechts?

Kirchenrechtliche Konflikte zwischen Rom und den  
deutschen Ortskirchen

Bischofsbestellung und Hochschulrecht spielen in den gegenwärtigen  
Störungen zwischen den deutschen Ortskirchen und der römischen  
Zentralgewalt eine besonders konfliktträchtige Rolle. Wie steht es um  
die gewachsenen Rechte der Ortskirchen?

11.-15. Dezember

### Sozialarbeit mit Deutschen und AusländerInnen

Orientierungswoche für StudentInnen der Sozialarbeit

16. Dezember, 19.00 Uhr

### Lehrer des Glaubens: Nikolaus von Kues (1401-1464)

Vortrag, Gespräch und Gottesdienst  
Referent: Prof. Dr. Josef Stallmach, Mainz

27.-28. Dezember

### Gebet der Juden – Gebet der Christen

Die Christen verdanken dem Beten Israels den Ursprung ihrer eigenen  
Gebetstradition. Psalmen waren die bevorzugten Gebete Jesu. Sie sind  
es in der Kirche bis heute geblieben. Für Juden und Christen ist das  
Gebet gleichermaßen eine Schule des Glaubens wie des Lebens.

## WEINGARTEN

### AUGUST

27. August

Uwe Ernst

Bilder vom beschädigten Leben  
Vernissage 11.00 Uhr

Ausstellung vom 28. August bis 30. September 1989

### SEPTEMBER



1.-3. September  
**Seelsorge in der Schule**

Tagung mit dem Deutschen Katecheten-Verein e.V. in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

8.-9. September  
**Skulpturenpark Herzogin Diane**

Im Park von Schloß Altshausen kann man bis Mitte September den Werken von acht Bildhauern begegnen, die divergierende Positionen der Skulptur heute zeigen. Die Kunst im »öffentlichen Raum« ist vielfach umstritten, sie ist häufig der »Störfall« – warum?

15.-17. September  
**Maria – Abbild oder Wunschbild?**  
Marienbilder als geschlechtsspezifische Identifikationsmodelle im Mittelalter

Mit Maria steht die Vorbild- und Identifikationsgestalt der abendländischen Christenheit vor Augen; in besonderer Weise kann die Art ihrer Darstellung Auskunft geben über das jeweilige Menschen- und speziell Frauenbild.

18.-21. September  
**Führung, Organisation und Veränderung**

Folgeseminar für leitende MitarbeiterInnen im kirchlichen und sozialen Bereich

19. September  
**Wiedergelesen:  
Friedrich Torberg, der Feuilletonist**

»Er war ein Querkopf mit Esprit, ein gutmütiger Eiferer, ein witziger Fanatiker, ein Humorist mit missionarischen Tönen«, rief Marcel Reich-Ranicki dem Wiener Friedrich Torberg nach, der vor zehn Jahren starb.

27. September – 1. Oktober  
**Die Benediktiner**

Studenttagung mit dem Geschichtsverein der Diözese Rottenburg-Stuttgart

## OKTOBER

8. Oktober  
**»Seid stark im Glauben«**  
Kirche und Diözese im Nationalsozialismus  
Ausstellungseröffnung 11.00 Uhr

Ausstellung der Diözese Rottenburg-Stuttgart und des Joseph-Teusch-Werkes aus Anlaß des 50. Jahrestages der Vertreibung von Bischof Joannes Baptista Sproll vom 9. bis 29. Oktober 1989

13.-15. Oktober  
**Der Nationalstaat  
als Garant der Menschenrechte –  
auch für ethnische Minderheiten?**

In der französischen Menschenrechtserklärung vom 6. August 1789 wurde die Unverletzlichkeit der Menschenrechte der staatlichen Souveränität vorgeordnet, die Staatsgewalt ging von der Nation aus. Innerhalb der Veranstaltungsreihe »Selbstbestimmung in Freiheit – Französische Revolution und die Folgen« wird nachgefragt, welche Kriterien heute in einem zusammenwachsenden – und dennoch von Nationalstaaten geprägten – Europa für die Verwirklichung der Menschenrechte von »Fremden« Geltung haben.

20.-21. Oktober  
**Wegbereiter  
christlicher Friedensbewegung**

Viele Christen engagieren sich heute in der Friedensbewegung. Die Anfänge solchen Einsatzes liegen zum Teil noch vor, dann aber vor allem in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg. Ein wichtiger Mitstreiter war der Weihbischof und spätere Bischof von Rottenburg Joannes Baptista Sproll.

27.-29. Oktober  
Der Europäische Binnenmarkt – Chancen  
für eine EG-weite Sozialordnung?

Die Schaffung eines gemeinsamen Binnenmarktes ist ein weiterer Schritt der wirtschaftlichen und politischen Verflechtung der europäischen Völker. Die Tagung geht der Frage nach, inwieweit die Verwirklichung sozialer Menschenrechte – möglicherweise im Rahmen einer EG-Sozialcharta – Bestandteil dieses Einigungsprozesses ist und von welchen Prämissen die gegenwärtige Diskussion bestimmt wird.

## NOVEMBER

10.-11. November  
»Sorge um die Wiederherstellung  
der Einheit«  
25 Jahre Ökumenismusdekret

Das Dekret über den Ökumenismus »Unitatis redintegratio« wurde am 21. November 1964 verabschiedet. Damit anerkannte die katholische Kirche das Anliegen der im nichtkatholischen Raum entstandenen ökumenischen Bewegung und machte es sich zu eigen. Was ist aus diesem Anstoß des II. Vatikanischen Konzils geworden? Wo steht die katholische Kirche heute?

24.-26. November  
Tendenzen im deutschen Katholizismus

Die Veränderungen in der Gesellschaft und der durch das II. Vatikanische Konzil eingeleitete Aufbruch haben die Situation der katholischen Kirche in Deutschland verändert. – Wie steht es gegenwärtig um die geistige und spirituelle Kraft des deutschen Katholizismus, um sein gesellschaftliches Engagement und seine innere Struktur?

27.-29. November  
Faszination des Teuflischen?  
Moderner Okkultismus  
als Herausforderung für christlichen Glauben

Tagung für Vikare

## DEZEMBER

2.-3. Dezember  
Die Bibel in authentischer Sprache

Die Bibel – »Depositum eines Jahrtausends menschlicher Grenzerfahrungen« (Jaspers) – entfaltet ihre Wirkmächtigkeit durch ihre sprachliche Gestalt. Die soeben erschienene Übersetzung des Neuen Testaments von Fridolin Stier († 1981) präsentiert die biblische Botschaft in authentischer Sprache und eröffnet überraschende Zugänge.

4.-8. Dezember  
Führung, Organisation und Veränderung

Seminar für leitende MitarbeiterInnen  
im kirchlichen und sozialen Bereich

11.-12. Dezember  
Dialogprogramm Wirtschaft  
und christliche Ethik

Expertengespräch

21. September, 19. Oktober, 16. November, 14. Dezember  
Club-Abende  
ab 19.00 Uhr in der Akademie

Akademie der Diözese  
Rottenburg-Stuttgart

Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor  
Karl-Heinz Kunzmann, Geschäftsführer



## Sekretariat

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart  
Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 2195-0

Geschäftsstunden: Montag bis Freitag von 8 bis 12 Uhr  
und von 13 bis 16.15 Uhr

## Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim

Paracelsusstraße 91, 7000 Stuttgart 70  
Telefon (07 11) 45 3193

## Tagungshaus Weingarten

Kirchplatz 7, 7987 Weingarten  
Telefon (07 51) 4 27 80

## Hinweise

Zu jeder Veranstaltung erscheint (ca. vier Wochen vor dem Termin) ein detailliertes Einzelprogramm.

Programmbestellungen und Anmeldungen, sowie An- und Nachfragen sind bitte an das Sekretariat (und nur in Ausnahmefällen an die Tagungshäuser direkt) zu richten.

Unsere Bankverbindungen:

Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 50101)

Schwäbische Bank Stuttgart 1300 (BLZ 600 20100)

Postscheckamt Stuttgart 13 447-707 (BLZ 600 100 70)

Auf Wunsch Spendenbescheinigung.



VERZEICHNIS DER VORRÄTIGEN VIDEOKASSETTEN

- VHS (2 Teile)      **Das falsche Gewicht.**  
Wicki, Bernhard  
Helmut Qualtinger, Agnes Fink, Bata Zivojinovic, Evelyn Opela, Kurt Sowinetz u.a.
- VHS (2 Teile)      **Flucht ohne Ende.**  
Kehlmann, Michael  
Helmut Lohner, L. Udwin, F. Mulinar, P. Weck, Mario Adorf u.a.
- VHS (2 Teile)      **Die Geschichte der 1002. Nacht.**  
Beauvais, Peter  
Johanna Matz, Walter Reyer, Grete Zimmer
- VHS                    **Die Rebellion.**  
Staudte, Wolfgang  
Josef Meinrad, Erna Schickel-Wegrosteck, Hans Putz u.a.
- VHS                    **Stationschef Fallmerayer.**  
Davy, Walter  
W. Hübsch, O. Versois, H. Gautier, N. Tagunoff, M. Poyer u.a.
- VHS (2 Teile)      **Hiob.**  
Kehlmann, Michael  
G. Mack, M. Wallner, L. Hirsch, R. Ricker, H. Schweiger u.a.
- VHS (2 Teile)      **Radetzkmarsch.**  
Kehlmann, Michael
- VHS                    **Das Spinnennetz.**  
BRD/Österreich/Italien 1989  
Wicki, Bernhard
- VHS                    **Ich zeichne das Gesicht der Zeit.**  
**Joseph Roth (1894 - 1939)**  
Dokumentation: S. Bausch
- VHS                    **Auf den Spuren von Joseph Roth.**  
Dokumentation





VERZEICHNIS DER VORRÄTIGEN VIDEOKASSETTEN

- VHS (2 Teile)      **Das falsche Gewicht.**  
Wicki, Bernhard  
Helmut Qualtinger, Agnes Fink, Bata Zivojinovic, Evelyn Opela, Kurt Sowinetz u.a.
- VHS (2 Teile)      **Flucht ohne Ende:**  
Kehlmann, Michael  
Helmut Lohner, L. Udwin, F. Mulinar, P. Weck, Mario Adorf u.a.
- VHS (2 Teile)      **Die Geschichte der 1002. Nacht.**  
Beauvais, Peter  
Johanna Matz, Walter Reyer, Grete Zimmer
- VHS                    **Die Rebellion.**  
Staudte, Wolfgang  
Josef Meinrad, Erna Schickel-Wegrosteck, Hans Putz u.a.
- VHS                    **Stationschef Fallmerayer.**  
Davy, Walter  
W. Hübsch, O. Versois, H. Gautier, N. Tagunoff, M. Poyer u.a.
- VHS (2 Teile)      **Hiob.**  
Kehlmann, Michael  
G. Mack, M. Wallner, L. Hirsch, R. Ricker, H. Schweiger u.a.
- VHS (2 Teile)      **Radetzkymarsch.**  
Kehlmann, Michael
- VHS                    **Das Spinnennetz.**  
BRD/Österreich/Italien 1989  
Wicki, Bernhard
- VHS                    **Ich zeichne das Gesicht der Zeit.**  
Joseph Roth (1894 - 1939)  
Dokumentation: S. Bausch
- VHS                    **Auf den Spuren von Joseph Roth.**  
Dokumentation

12. Oktober 1989

Sehr geehrte Damen und Herren,

wir heißen Sie im Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart herzlich willkommen und wünschen einen guten Verlauf des Symposiums.

Bitte beachten Sie folgende Zeiten:

Frühstück	ab 8.00 Uhr
Mittagsessen	12.30 Uhr
Abendessen	18.00 Uhr

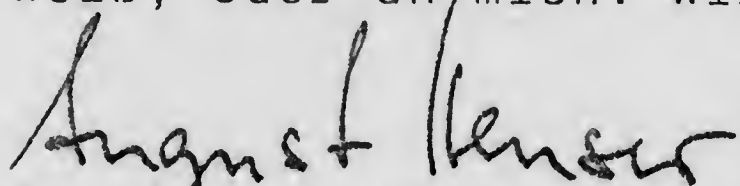
Am 13. Oktober gibt es vor dem Empfang im Süddeutschen Rundfunk einen kleinen Abendimbiß in der Halle des Tagungshauses. Ein Imbiß ist beim Empfang noch vorgesehen.

Wir bitten Sie herzlich, Ihre Getränke beim Mittag- und Abendessen zu bezahlen. In der "Trinkstube" gibt es keine Bedienung. Legen Sie bitte das Geld für Ihre Getränke in die dort vorhandene Kasse. Preise sind gekennzeichnet.

Einen Münzfernsprecher gibt es im Untergeschoß des Hauses. Ausländische Gäste mögen bitte beachten, daß sie nur deutsche Münzen einwerfen. Ein Postamt befindet sich wenige Gehminuten vom Haus entfernt.

Wie in unserem Haus üblich, findet am Sonntag, 15. Oktober, um 8.00 Uhr, im Kleinen Saal eine Eucharistiefeier statt. Die Leitung hat Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst.

Sollten Sie in irgendeiner Angelegenheit Hilfe brauchen, wenden Sie sich bitte an unsere Tagungshausleiterin, Frau Weiß, oder an mich. Wir stehen Ihnen gerne zur Verfügung.

  
Dr. August Heuser



THEMA:

Joseph Roth  
Internationales interdisziplinäres  
Symposion

11. bis 15. Oktober 1989, Tagungshaus Hohenheim

TAGUNGSLEITER UND REFERENTEN:

Dr. Fritz Hackert, Tübingen

Dr. August Heuser, Stuttgart

Dr. Michael Kessler M.A., Stuttgart

REFERENTINNEN / REFERENTEN:

Dr. Jurij Archipow, Moskau

Prof. Dr. Dagmar Barnouw, Los Angeles

Susanne Bausch, Stuttgart

Prof. Dr. Jean Paul Bier, Antwerpen

Theo A. P. Bijvoet, Den Haag

Dr. Helen E. Chambers, Leeds

Prof. Dr. Michel-Francois Demet, Paris

Prof. Dr. Alfred Doppler, Innsbruck

Dr. Brita Eckert, Frankfurt

Barthold Fles, Laren

Dr. Eckart Früh, Wien

Dr. Mark H. Gelber, Beersheva

Dr. Fred Grubel, New York

Dr. Leos Houska, Prag

Dr. Maria Klanska, Krakau

Dr. Dieter Kliche, Berlin

Prof. Dr. Zoran Konstantinovic, Innsbruck

Prof. Dr. Lothar Köhn, Münster

Dr. Krzysztof Lipinski, Krakau

Dr. Heinz Lunzer, Wien

Prof. Dr. Klaus-Detlef Müller, Tübingen

Prof. Dr. Helmuth Nürnberger, Hamburg

Prof. Dr. August Obermayer, Dunedin

Prof. Dr. Leonardo Quaresima, Bologna

Prof. Dr. Marcel Reich-Ranicki, Frankfurt

Prof. Dr. Lionel Richard, Paris

Dr. Madeleine Rietra, Leiden

Dr. Sigurd Paul Scheichl, Innsbruck

Prof. Dr. Dieter Schiller, Berlin (DDR)

Mag. Gunhild Schneider-Paccanelli, Bergamo

Prof. Dr. Egon Schwarz, St. Louis

Prof. Dr. Gershon Shaked, Jerusalem

Dr. Janos Szabo, Budapest

Dr. Almut Todorow, Tübingen



Prof. Gerd Träbing, Cisano

Dr. Michael Voges, Tübingen

Dr. Klaus Westermann M.A., Hamburg

Dr. Margarete Willerich-Tocha, Eichstätt

Prof. Dr. Michael Winkler, Houston

Prof. Jürgen Wolff, Stuttgart

Prof. Dr. Gotthart Wunberg, Tübingen

Prof. Dr. Hans Würzner, Leiden

TEILNEHMERINNEN / TEILNEHMER:

1 Renate Amin	Gomaringen
2 Suzan Bacher	Spaichingen
3 Dr. Hans Bausch	Stuttgart 10
4 Jacqueline Bel	Douai
5 Dr. Horst Belke	Hagen 1
6 Irene Boose	Heidelberg
7 Ronald Bos	SM Amsterdam
8 Christoph Bräutigam	Stuttgart 70
9 Bettina Bückmann	Bochum 1
10 Henri Cellerier	Freilassing
11 Leopold R.G. Decloedt	Gistel
12 Doppler	Mutters
13 Dr. Gertrude Durusoy	Bornova-Izmir
14 Thomas Düllo	Münster
15 Georgia Ehbrecht	Heidelberg
16 Peter Flick-Oxenius	Köln 30
17 Ruth Freudemann	Freiburg

18 Nilüfer Furuncu	Balcova-Izmir
19 Egon Gramer	Tübingen
20 Rita Gräßle	Stuttgart 80
21 Dr. Christiane Grünewald	Metz-Vallieres
22 Dr. Michel Grünewald	Metz-Vallieres
23 Ulrike Hack	Böblingen
24 Helmut Haegele	Kirchberg/Jagst
25 Herbert Hawel	Bonn 2
26 Barbara Heckel	Esslingen
27 Cornelia Heering-Düllo	Münster
28 Jürgen Heizmann	Heidelberg
29 Gisela Hering	Tübingen
30 Houska	Praha 4
31 Ellen Keckeis-Tobler	Küsnacht b. Zürich
32 Gabor Kerekes	Budapest
33 Dilek Kiricilar	Göztepe-Izmir
34 Karin Beate Lechler	Tübingen
35 Lunzer	Wien
36 Winfried Maier	Hamburg 50
37 Günter Mathes	Offenbach/M
38 Dr. Renate Matthaei	Köln 51
39 Hartmut Merkt	Freiberg a.N.
40 Siegfried Müller	Neuhausen
41 Katharina Ochse	Berlin 33
42 Dominique Pietzcker	Freiburg/Br.
43 Helena Plankenhorn	Stuttgart 50
44 H. Prinzessin zu Löwenstein	Bonn 2
45 Steffen Pross	Heidelberg
46 Doris Reimer	Marbach a.N.
47 Dieter Sabiwalsky	Seligenstadt/Hessen



48 Anna Sadowiak	Hamburg 50
49 Dr. Christine Schmelzkopf	Laichingen
50 Elisabeth Schmitter	Rottenburg am Neckar 1
51 Dorothea Schnabel	Bad Urach
52 Dr. Dieter Schrey	Ulm 10
53 Schwarz	St. Louis
54 Kerstin Schwob	Salzburg
55 Shaked	Jerusalem
56 Herbert Spaich	Stuttgart 10
57 Susanne Maria Staerk	Freiburg
58 Annamaria Steierwald	München 5
59 Ulrike Steierwald	München 5
60 Dr. Esther Steinmann	Kirchberg/Jagst
61 Szabo	Budapest
62 Alexander Thumfart	Augsburg
63 Dr. Ulrich Weinzierl	Wien
64 Willerich-Tocha	Buxheim-Tauberfeld
65 Margit Wunder	Reutlingen-Betzlingen
66 Würzner	RA Leiden
67 Karin Zimmermann	Berlin 21
68 Stefan Zörlein	Stuttgart 31
69 Dr. Volkmar von Zühlsdorff	Bonn 2
70 Dr. Eleonore Fronk	Schwendi 1
71 Otto Rohm	Regensburg
72 Bruno Matthes	Stuttgart

FRED GRUBEL

To Arch.

---

Re: Joseph Roth  
Collection

---

Material (background)  
for the "Nachtgespräche"  
abt Joseph Roth.

(Tüddeutsches Rundfunk  
Stuttgart  
Speich, Moderation  
Grubel and Pross.

Panelist  
Wirth, "Speeches" of Roth  
writings

- Taped Oct. 13, 1989 -)

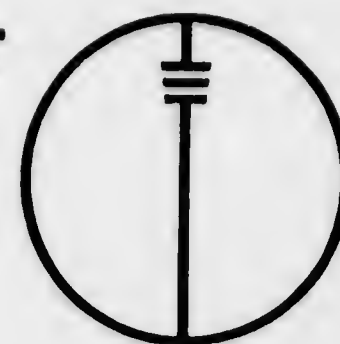
DEC - 7 1989

CG



*Friedrich  
Karte 07021 86467*

**Süddeutscher  
Rundfunk  
Stuttgart**



Anstalt des öffentlichen Rechts

Süddeutscher Rundfunk, Postfach 106040, 7000 Stuttgart 10

- Luftpost -

Leo Baeck Institute  
c/o Dr. Fred Grubel  
- Secretary -  
129 East 73 Street  
USA - New York

Abteilung  
Kulturkritik  
Herbert Spaich

SEP 18 1989

Telefon (0711) 288-2563 od. 2557

Ihr Zeichen

Ihre Nachricht vom

Unser Zeichen  
sp/sb

Datum  
08.09.1989

Sehr geehrter Herr Dr. Grubel,

von Prof. Fritz Hackert von der Universität Tübingen habe ich erfahren, daß Sie Mitte Oktober zu dem von ihm veranstalteten Joseph-Roth-Symposium kommen werden.

Da der Süddeutsche Rundfunk am 13. Oktober in Verbindung mit dieser Tagung einen Roth-Abend im Funkhaus veranstalten wird, möchte ich Sie zur Teilnahme an der in diesem Rahmen vorgesehenen Aufzeichnung einer Sendung aus unserer Hörfunk-Reihe 'Das Literarische Nachtgespräch' einladen.

Diese Sendung ist alle vier Wochen Bestandteil unseres Kulturprogramms. Im Gespräch zwischen zwei Gästen und dem Moderator wird hier eine Annäherung an das Leben und Werk eines Schriftstellers versucht, ohne dabei mit enzyklopädischen Anspruch die Gesamtpersönlichkeit "bewältigen" zu wollen. Bei dem 'Literarischen Nachtgespräch' über Joseph Roth sollte es in erster Linie um den Menschen Roth gehen, um die komplexe Persönlichkeit dieses Autors, den familiären, psychologischen und gesellschaftlichen Hintergrund, aus dem heraus er arbeitete. Ihr Gesprächspartner wäre der Publizist Harry Pross, moderieren würde ich; außerdem liest der Schauspieler Charles Wirths einige zum Thema passende Roth-Texte. Die Veranstaltung soll am 13. Oktober ab 19.30 Uhr in unserem Hause im Zentrum von Stuttgart verbunden mit einem kleinen Empfang stattfinden. Ich kann Ihnen für Ihre Mitwirkung ein bescheidenes Honorar in Höhe von 500,-- DM anbieten.

Bitte lassen Sie mich wissen, ob wir mit Ihrer Teilnahme rechnen können und wann Sie voraussichtlich nach Stuttgart kommen werden, damit wir ein Hotelzimmer für Sie reservieren können. Da ich bis Anfang Oktober im Urlaub sein werde, wird sich meine Kollegin Irmela Brender in den nächsten Wochen auch noch einmal telefonisch melden, um Einzelheiten mit Ihnen zu besprechen.

In der Hoffnung, Sie in Stuttgart zu sehen, verbleibe ich

mit freundlichen Grüßen

*Herbert Spaich*  
(Herbert Spaich)

Funkhaus: Neckarstraße 230 · 7000 Stuttgart 1 · Telefax (0711) 2882600 · Telex 723456

Gesetzlicher Vertreter des Süddeutschen Rundfunks ist der Intendant. Der Süddeutsche Rundfunk kann auch durch vom Intendanten Bevollmächtigte vertreten werden. Auskünfte über den Kreis der Bevollmächtigten und den Umfang der Vollmachten erteilt der Justiziar des Süddeutschen Rundfunks.

DAS NEUE  
**TAGE-BUCH**  
*Herausgeber: Leopold Schwarzschild*

7. Jahrgang. Heft 23

PARIS-AMSTERDAM

3. Juni 1939

Leopold Schwarzschild

**Die Heimstätte**

Hermann Kesten

Rudolf Olden

**Joseph Roth †**

Emil Ludwig

Hans Schwann

Veit Valentin

**Balzac**

**F.W. Foerster**

**Geschichte?**

PREIS DES HEFTES:

Belgien ..... 5.— bfrs.

England ..... -/-/10

Frankreich .... 5.— Frs.

Holland ..... —35 Fl.

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

Hebdomadaire paraissant le samedi

NEDERLANDSCHE UITGEVERIJ, PARIS.

Société Néerlandaise d'Éditions, Paris, 56, Faubourg St-Honoré

Société à responsabilité limitée au capital de 200.000 fr.

PREIS DES HEFTES:

Polen ..... 1.10 Zl.

Schweden .... —.70 Kr.

Schweiz ..... —.80 Frs.

U. S. A. .... —20 \$



Jahre ältere war? Es gibt und gab immer schwere Einwände gegen die palästinensische Lösung der Juden-Misere. Das Land ist zu klein; es ist umrundet von einem anderen virulenten Nationalismus; sein Boden ist von Natur nicht so ausgestattet, dass er direkt auch nur einige der Hauptbedürfnisse des normalen Lebens liefern könnte, fast sämtliche Hauptbedürfnisse können nur indirekt, durch Tausch gegen relative Luxus-Produkte, beschafft werden. Das ist alles sehr kompliziert und verwundbar, und viele brachten es von Anfang an nie fertig, den zionistischen Palästina-Enthusiasmus zu teilen. Aber ein andres die theoretische Skepsis zu Beginn der Unternehmung, ein andres die Frage ihrer Existenz und Fortführung, nachdem sie einmal begonnen und zu diesem Grad von Entfaltung gebracht worden ist. Ein andres die Wahl des Landes, solange noch zu wählen war, und ein andres die Wieder-Entziehung des Landes, ohne auch nur den geringsten Ersatz anzubieten. Deshalb verfügen die Juden über alle Titel, über alle juristischen und alle moralischen, wenn sie mit sämtlichen förderlichen Mitteln in die Aktion gegen dieses Weissbuch, das ein Schwarzbuch ist, eintreten. Und während es in diesen unsicheren Zeiten doppelt sinnlos wäre, im Buch der Zukunft lesen zu wollen, ist eines jedenfalls keine gewagte Prognose: dass diese Nachgeburt des Münchener

Schosses keine Aussicht hat, sehr lange zu leben. Mr. Chamberlains ständig nachzüglerischer Abstand von den wahren Gefühlen seines Volkes, ja, seiner eignen Partei, hat sich selten so drastisch offenbart, wie in der Sache dieses Weissbuchs. 615 Abgeordnete zählt das House of Commons, davon 413 im Regierungslager. Am 24. Mai, als über das Weissbuch abgestimmt wurde, fanden sich ganze 268 Bejaher. Obwohl die Zahl der offenen Verneiner noch kleiner war, war es das schwächste Votum, das die Regierung Chamberlain je erhalten hat. Seine eigene Partei muss sich, trotz emsigen Einpeitschens, in Scharen der Abstimmung enthalten und teilweise sogar mit der Opposition votiert haben. Die „Times“ nennt das ohne Beschönigung ein Ergebnis, das „von der Regierung nur als enttäuschend betrachtet werden kann“. Es ist ein Ergebnis, in dem sich deutlich, selbst über die heilige Parteidisziplin wegbrechend, das Unbehagen und die Scham des Landes über diesen neuen schwarzen Fleck in seinem Konto Luft machte. Unter diesen Umständen ist in einem System, von dem täglich zu beobachten ist, in welchem Grade es die Regierung nötigt, der öffentlichen Stimmung zu folgen, der palästinensischen Nachgeburt von München keine imposante Laufbahn zu prophezeien. Es trägt das Todesmal schon an der Stirn, — und es ward Abend, und es ward Morgen: ein neues Weissbuch.

## Joseph Roth †

### Ein grosser Dichter

Von Hermann Kesten

Er war ein genialischer Mensch. Ausgestattet mit allen holden Fertigkeiten eines Poeten, übte er den Zauber einer grossen Persönlichkeit. Er hatte Märchenzüge. Verführt vom romantischen Spiel seiner blitzend gescheiterten, ironisch fabulösen Phantasie, bildete er seine eigene Person, neben andern köstlichen Figuren, zu einer witzig grossartigen, unvergesslichen Gestalt. Von allen echten und falschen Dichtern, die mit ihrer Person das Bild des Dichters zu verkörpern suchen, schuf er in unsern Tagen das eigentümlichste, holdeste Bild. Und das Seltene geschah: Sein poetischer Rang und seine selbstgebildete Figur waren identisch. Wer immer ihn vor einem Kaffeehaus sitzen

sah, wie er mit emsiger Bedächtigkeit schrieb und trank, dachte mit Recht: Ecce poeta!

Es schien alles an ihm — und an seinen Figuren — höchste Natur und war alles höchste Kunst. Seine Kunst macht sein interessantes Leben, und seine Entwicklung verständlich. Seine Grösse liegt in seiner Prosa. Seine Seltsamkeiten, sein tiefster Reiz, sein Charme, seine scheinbar so offene und wiederum so geheimnisvolle Existenz beruhen darin, dass er zu jenen echten Romanziern gehörte, die gleichsam unter ihrer eigenen Feder zur Romanfigur sich verwandeln. Er und seine Gestalten stehen so scharf und bestimmt im vernünftigen Licht des Tages wie die Erscheinungen der Natur. Man spürt die geheimnisvolle Ruhe des Schöpferischen. Aber wie bei allen wahren Kunstwerken der irdischen Dichter, wie auch des lieben Gottes, jenes extramundanen Poeten, ist



diese klassische Simplizität aus der verworren schwierigsten Mischung geschaffen.

Geboren am 2. September 1894 zu Brody im alten Oesterreich-Ungarn, gestorben am 27. Mai 1939 zu Paris im Exil, hat er als ein Weltbürger gelebt, aus Neigung und Ueberzeugung. „Wo Gutes getan wird,“ (schrieb er im „Antichrist“), „dort ist meine Heimat.“ Frei von den falschen Vorurteilen der Rassen und Klassen, der Nationen und Religionen, ein fanatischer Feind aller Fanatismen, nahm er das Wort Gottes und die Menschenrechte wörtlich. Er, der sich stets einen Europäer und mit Stolz einen Sohn des 19. Jahrhunderts hiess; des humanen Jahrhunderts, das aus dem Schosse der Aufklärung des 18. Jahrhunderts entsprungen ist, er predigte immer die Freiheit und Gleichheit der farbigen Völker und aller Weissen, er stritt für die Toleranz und schrieb für die Humanität, er verteidigte die Armen und Unterdrückten und liebte die Leidenden und Simplen. Er war ein ironischer Geist voller Güte und voller Widersprüche.

Er hat einige Tagebuchseiten, nie Autobiographisches veröffentlicht. Er hat sich immer einsam gefühlt und war der geselligste Mensch. In den meisten grossen Städten Europas war sein Kaffeehaustisch eine Tafelrunde und ein Stammtisch, seine Freunde in aller Herren Länder waren Legion, Freunde von jeder Sorte, Poeten und Journalisten, Verleger und reiche Leute, Schmarotzer und Stammgäste, katholische Priester und Kommunisten, Herzoginnen und Schauspielerinnen, Hilfesuchende und Leser, und Narren und Unglückliche. Eine ganze Gesellschaft sass an seinem Tisch, und Roth studierte und unterhielt sie, trinkend und plaudernd und rauchend, noch in den mühsigsten Stunden beschwingt, ein ausgezeichnete Erzähler, geistreich und nobel, ein flinker Beobachter, scharfäugig, hellhörig, immer der Mittelpunkt, anziehend und anzüglich, und in guten und lange auch in schlechten Zeiten die Tafelrunde bewirtend. Auch die Götter und Grazien sassan behaglich an seinem Tisch, Apoll und Bacchus und Merkur, der Patron der Verleger, und zuweilen auch, in der „Tracht eines Kleinbürgers“, ein (armer) Teufel, aber auch schöne Frauen. Und die Grazien liebten ihn.

Solchen Kaffeehausfreunden und auch Intimeren erzählte Roth gerne und amüsant aus seinem Leben, Dichtung und Wahrheit. So machte er sein Leben zur hundertfachen Legende und, spottend der Polizeiseelenpedanterie und Menschenzählungsgrundlagen, mischte er seine Fabeln so

willkürlich und vergnügt, dass jeder seiner Freunde andere Details und Anekdoten aus Roths Leben zu berichten weiss.

Der einzige Sohn jüdischer Eltern in einer kleinen östlichen Stadt der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie, besuchte er dort, zu Brody, und später zu Wien das humanistische Gymnasium, war ein Primus, studierte an der Wiener Universität Germanistik, machte den Weltkrieg zum Teil an der Front mit, ward nach dem Krieg Journalist, zuerst in Wien, dann in Berlin, bis ihn 1923 die „Frankfurter Zeitung“ in ihre Redaktion rief und auf Reisen schickte. Er fuhr schauend und schreibend durch ganz Europa, von Moskau bis Marseille, ja bis in die finstersten Winkel von Albanien und Germanien. Er wurde rasch Deutschlands berühmtester Feuilletonist, ein Prosaist ersten Ranges, ein Meister der kurzen Prosa und der deutschen Sprache. Die besten seiner Artikel und Feuilletons, die er durch mehr als zwanzig Jahre schrieb, verdienen in jeder Anthologie „klassischer“ deutscher Prosa ihren besonderen und schönen Platz. Er sah mit neuen Augen und schrieb mit der Kraft des Dichters und dem Mut des Moralisten, mit dem beissenden, zuweilen tiefen Witz des pessimistischen Skeptikers und mit der sanften Bitterkeit des melancholischen Romantikers. Er war ein Romantiker, begabt mit allen realistischen Mitteln. Er hasste den Schein und die Fälschung und vor allem das lügnerische Wort. Er stritt für die siegreiche Vernunft eines frommen Humanismus, schilderte, klagte, klagte an und beschrieb. Von seinen Zeitgenossen sagte er: „Die Blinden sind auch noch verworren.“ Er schrieb in seinen besten Feuilletons für die Wahrheit und die Rechte des Individuums, gegen die Gewalt und für die Vernunft, gegen Krieg und Militarismus, gegen Missbrauch der Macht und der Sprache und für gute Bücher und gute Menschen, er rühmte das Schöne und das Ewige, er war ein Lobsänger vergangener Zeiten. Seine reine, klingende Prosa ist kurzsatzig und melodisch, von starken Farben funkelnd und fehllos, er feilte sie, bis sie die Präzision und reine Melodie der Verse der guten Poeten empfing. Er war ein Purist, ein Moralist. Seine Prosa scheint sanft und ist stählern, sie ist voll Gesang und plötzlicher Stilettstiche. Sie scheint ganz spiegelklar und ist reich an verborgenen geheimnisvollen Bezügen. Er beherrschte sein literarisches Handwerk vollkommen, kannte die Regeln seiner Kunst genau, war der fleissigste der Poeten, seit zwanzig Jahren schrieb er täglich fünf, sechs, acht Stunden lang, bis Sonnenuntergang, mit Regelmässigkeit und Präzision, und doch glaubte er, dass alles in der



Kunst von der „Gnade“ abhängen. Und er war begnadet.

Neben seinen Zeitungsartikeln veröffentlichte er seit 1920 Novellen, Romane und Prosabücher, die ihn rasch in vielen Ländern berühmt gemacht haben. Andere hatten im Leben grösseren Ruhm. Sein Ruhm wird länger dauern.

Roth hatte 1931 die „Frankfurter Zeitung“ verlassen; am Tage, da ein Hitler Reichskanzler wurde, am 30. Januar 1933, verliess Joseph Roth das Deutsche Reich und lebte die letzten Jahre teils in Wien und Salzburg, teils in Marseille und Nizza, teils in Amsterdam und Ostende, teils in Brüssel und Lemberg, in Warschau und bei Zürich, und hauptsächlich in Paris, wo er am linken Seineufer mit Unterbrechungen seit fünfzehn Jahren wohnte, zuerst im Hotel Foyot, neben dem Jardin Luxembourg und dem Senat, zuletzt, da dieses alte Hotel abgerissen wurde, gegenüber im kleinen Hotel und Café Tournon.

Als ich Joseph Roth zuerst sah, im Jahre 1927 zu Frankfurt am Main, schien mir, als ginge schon der Genius halb verhüllt neben ihm. Es blitzten noch von feuriger Jugend seine blauen listigen Augen. Die blonden feinsinnigen Haare schienen so sanft. Seine blühenden roten Lippen lächelten so kalt ironisch. Den wehenden Mantel mit dem emporgeschlagenen Kragen trug er graziös über die Schultern gehängt, und wie er mit leichtem hurtigem Schritt daherging, schien des Mantels Schwung vom Wind der Poesie und der fernen Länder getragen. Dabei war er so zierlich und adrett, von nachlässiger Eleganz, schon ein Mann, aber noch ganz schlank und mit vielen Zügen des Jünglings, mit schönen, zärtlichen Händen, dünnen Beinen und ungewöhnlich engen Hosen. Sein Gespräch war geistreich und leidenschaftlich. Seine hallende Klugheit und sein scharfer poetischer Witz waren ihm stets parat. Wir sprachen von den Deutschen und der Poesie, von den Juden und von Gott, von der Technik des Schreibens und der Kunst des Lebens, selten waren wir einig, immer war er amüsant, oft tief und prophetisch. Ich kannte und liebte ihn schon aus einigen seiner ersten Schriften. Nun fand ich ihn ebenso glänzend und reich (an Geist) und verzweifelt wieder, nur zärtlicher, und ich liebte ihn, seit jenen mittäglichen Stunden.

Er besass das Geheimnis, das Vertrauen und die Freundschaft vieler Menschen zu gewinnen. Er wusste jeden als seinesgleichen zu behandeln, ohne seinen Rang und seine Würde je aufzugeben, und er machte jeden, ohne Ausnahme, den Minister ebenso wie den Nachtportier, den Bankier wie den Kellner mit seinen privaten Sorgen und Geständ-

nissen vertraut. Es betraf ebenso seine ewige Geldnot, diesen Fluch deutscher Dichter, wie seine literarischen Feinde, die Dummheit und Schlechtigkeit der Welt, ebenso wie seine Pläne und künftigen Artikel. Immer hütete er in der Brusttasche das Verzeichnis seiner meist kleinen Schulden und sein Manuskript, in seiner wie gestochenen, zierlich melodischen Handschrift geschrieben, das er ängstlich und zärtlich hütete, als einen Schatz, ein echter, ein geborener Schriftsteller.

Er war ein grosser Prosaist. Seine Romane und Novellen, ungleich im Rang, in den Tendenzen, in den Anschauungen und in der Schreibweise, bilden zusammen das Werk eines originellen und bedeutenden Romanciers. Er hinterlässt zwölf Romane, ein oder zwei Bände Erzählungen, drei essayistische oder journalistische Bände und vielleicht tausend Artikel. Seine gesammelten Werke werden ihn als einen der ersten Dichter unserer Zeit erweisen.

Seine Romane lassen deutlich zwei scharf getrennte künstlerische Perioden erkennen, zuerst die des Skeptikers und Neuerers und Revolteurs und danach die des Gläubigen und Klassizisten und Konservativen. Wenn ich nicht irre, ist der Unterschied bei Roth mehr ein Wandel der Haltung als der Anschauung, mehr in der Schreibmanier als in der stilistischen Substanz, mehr in der artistischen Laune als in der Tiefe des Gemüts gelegen.

Roth kam vom Osten Europas in den Westen. Er hat literarische Einflüsse stärker von Russland und Frankreich als von Deutschland empfangen. Er liebte und lernte von Tolstoi und Gogol, von Stendhal und Flaubert. Er malte Frankreich und Russland, Oesterreich und Deutschland. In seinen ersten Romanen („Flucht ohne Ende“, „Zipper und sein Vater“, „Hotel Savoy“, „Rechts und Links“ und „Rebellion“) schilderte er die Auflösung unserer Zivilisation, die Unordnung unserer Welt, die verlorenen kleinen Existenzen. Er brauchte die modernen Stilmittel der epischen Auflösung. Diese Bücher waren meist Kurzromane, voll von der unmoralischen Hast und der Verzweiflung unseres götterlosen Lebens. Sie schilderten den Nihilismus der Zeit. Aber ihr moralischer Rigorismus und die tragische Gewalt der Darstellung liehen ihnen eine Schärfe und Reinheit der Sprache, einen präzisen Lakonismus in Handlung und Stil, die sie zu exemplarischen Dichtungen unserer Zeit machten. Roth war immer vorzüglich ein Schilderer, ein Porträtist. In diesen ersten Romanen strebte er danach, die landläufige Fabel und Psychologie zu verbannen. Ein glänzender Menschenschilderer, malte er seine Figuren und liess sie handeln. Er erklärte sie nicht. Diese



Romane gehören zu den witzigsten Pamphleten gegen unsere Zeit, sie sind voller Bonmots und satirischer Züge.

Mit dem „Hiob“ und dem „Falschen Gewicht“, mit dem „Radetzkmarsch“ und der „Kapuzinergruft“ (diesen beiden Nach-Träumen Oesterreichs), den Hauptwerken Roths aus seiner zweiten Periode, wechseln seine Stilmittel und seine Haltung. Seine Kunstmittel werden klassizistisch. An die Stelle des Epigramms tritt das Bild, an die Stelle des witzigen Lakonismus die strömende Melodie. An Stelle des ätzend Wahren erscheint das ruhige Schöne als Kunstideal. Und im Konflikt von formaler Tradition und kompromissloser Humanität entstand jene zitternd nervichte Spannung seiner späten Prosa. Roth schreibt nun Fabeln. Er wird gläubig oder will glauben. Er wählt theologische Probleme, die Schuld, die Sühne, das unendliche Leid, die Erlösung. Von nun an bekennt er seinen Glauben an Gott. In „Hiob“ ist es noch der alttestamentarische Gott der Juden, in späteren Büchern malt er den Teufel und den Himmel der katholischen Kirche. Im „Hiob“ ist noch, dem Stoff gemäss, die Empörung gegen die unbegreifliche Grausamkeit Gottes dargestellt. Im „Radetzkmarsch“ wird noch die Notwendigkeit des Verfalls des alten Oesterreichs episch bewiesen. Aber schreibend verliebte sich Roth in diese verdammte und tote Welt. Als er schon den halben „Radetzkmarsch“ geschrieben hatte, beschloss er erst, den Kaiser im Roman auftreten zu lassen. Schreibend wurde er ein Monarchist, abhängig so, nach dem Wort Goethes, von den Figuren, die er schuf. Schreibend wurde Roth fromm. Da er glauben wollte, war er (vielleicht) gläubig. In einem neuen Habsburger Reich, innerhalb der katholischen Kirche glaubte er die Ordnung und die Humanität und die Rettung vor der neuen Barbarei und dem alten Chaos, vor Teufel und „Antichrist“ zu finden.

Aber wie Roth einst schon unter Radikalen und Neuerern ein Skeptiker und Legitimist war, so wandelte er nun zwischen Katholiken und Monarchisten und war ein radikaler Moralist, der mit seiner Kritik weder Kaiser noch Papst schonte, ein liebender Menschenfreund. Und immer, früh und spät, liebte er die grosse Komödie des Lebens und lebte sie und schrieb sie in seinen Büchern auf. Er focht stets für die Identität und Legitimität des humanen Gewissens und Lebens. Er verwarf das „blinde Wissen“ des Materialismus, ebenso wie den blinden Eifer der Fanatiker. Sich wandelnd blieb er sich immer treu, ein Hüter der deutschen Sprache und der Humanität, ein gütiger und zorniger Moralist, ein guter Mensch und ein gros-

ser Wortführer seiner Zeit und ein reizender Märchenerzähler, skeptisch und fromm, von erbarmungslosem Witz und voll grossartiger Güte, ein bezaubernder Poet und ein strahlender Schöngeist, der zärtlichste Freund und ein rächerischer Hasser, sanft mit den Guten und Schwachen, ein Kamerad der Armen und Verfolgten, und sogar zu den Reichen hold, allgesellig und immer hilfsbereit und hilfreich. Noch in seiner Krankheit, selber in Not und Trauer, begleitete er während der letzten Monate unglückliche Emigranten zur Polizeipräfektur und sass dort halbe Tage lang mit ihnen, ein Freund fremder Unglücklicher, die zu ihm kamen.

Er liebte bis zur Eifersucht, hasste bis zum Pamphlet, schrieb alltäglich bis Sonnenuntergang und bis in die letzten Tage seines Lebens, und trank bis zum Tode. Immer in Geldnöten, starb er arm wie Hiob, ein deutscher Dichter.

Er hat das Leben mit der grössten Leidenschaft geliebt, sein Lebenswille war von einer grossartigen Kraft, und leidenschaftlich war auch sein Hang zur Selbsterstörung. Er war einer der gewaltigsten Trinker seiner Zeit. Er hatte gewaltige Leidenschaften und sah ebenso wie die Welt auch sein eigenes Leben mit Grösse an. So wurden ihm Ereignisse, die andern alltäglich erschienen wären, zu tragischen Erschütterungen. So dramatisierte er sein Leben oder empfand es vielmehr so gross und tragisch, wie vielleicht jeder empfinden sollte. Seine Fähigkeit zu leiden war so gross, dass es Empfindungsärmeren erscheinen konnte, als suchte er das Leiden, als genösse er Gewissensqualen, als wäre er neugierig auf die Versuchungen der Hölle. Aber er verstand den Teufel zu beschwören und zu bannen. Er beschwor die Toten und bannte die Lebenden. Er verstand es, Menschen zu bilden und zu schaffen. Er hat sich selbst gebildet und sein Leben trinkend und leidend verkürzt. Er hatte die schönste Vernunft, nur sein eigenes Leben zu sparen hat er nicht verstanden, auch darin ein grosser und leidenschaftlicher Dichter.

Zehn Tage vor seinem Tode sah ich ihn das letzte Mal. Am frühen Abend war ich in Paris angekommen. Mein erster Gang aus dem Hotel galt ihm. Es war so angenehm, so heimatlich, zu ihm zu gehen. Obwohl ich an seinem Tisch in Berlin und Nizza, in Brüssel und Amsterdam, in Ostende und Marseille gesessen war, schien mir Roth zu Paris zu gehören. Hier, wenn überhaupt, war er zu Hause. Ich wusste, da sass er, in dem kleinen Café in der Rue de Tournon, wo die junge Wirtin den kranken Poeten, wie ein Freund, behütete und betreute. Dort, in dem kleinen Hotel, hatte Roth seine win-



zige Stube. Dort verwahrte die Wirtin, im Schanktisch, sorgsam und des Rangs des grossen Dichters durchaus bewusst, seine neuesten Manuskripte, Korrekturen, Bücher, und obgleich sie, eine Pariserin, kein Deutsch versteht, wusste sie genau, wie ein Germanist, Bescheid über jedes deutsche Manuskript, sie kannte jede ins Französische übersetzte Zeile Roths, und seine Freunde, und wusste diese und jene nach ihrem Wert zu schätzen und zu behandeln, auch sie, wie fast alle die ihm nahe kamen, seine Vertraute und Bewunderin, sein Schüler und Hüter. Denn Roth, wie es bei genialischen Menschen geschieht, weckte gleichzeitig Respekt und Mitleid, er erschien schutzbletend zugleich und sehr schutzbedürftig. Wie nichts so komisch-rührend war, als zuweilen die Aermsten und Verlorensten unter seinen Freunden ernsthaft schmerzlich miteinander beraten zu sehn, was man für „den Roth“ tun könne, wie man ihn retten könne, denn er war stets von hundert Rettern umgeben, indes er, der mit hundert oder tausend Mark in der Tasche sich schon einen Millionär fühlte, und der von einer Minute zur anderen, mit dem stets neu zerrissenen Säckel Fortunati zu Geld und Glück kam, vielleicht schon mit hundert oder tausend Mark in der Tasche bei einer guten Flasche Wein und fröhlicheren Freunden bei Tische sass, vergnügt trinkend und essend und melancholisch scherzend über alle traumwandelnden Retter der Welt.

Ich liebte Roth, ich habe seit zwölf Jahren einen grossen Teil meines Lebens mit ihm verbracht, nüchtern sass ich neben dem Nüchternen des Mittags, wenn er schrieb, und nüchtern sass ich neben dem Berauschten, des Abends und tief in die Nacht hinein, wenn er trank und lauschte mit dem zärtlichsten Vergnügen seiner witzigen Weisheit des Mittags und seiner witzigen Tollheit um Mitternacht, denn auch seine Tollheit schmeckte nach Poesie.

Ich liebte Roth und ging sogleich zu ihm und traf ihn um elf Uhr abends, es waren schon die meisten seiner Freunde fortgegangen, es sass da nur noch ein emigrierter Schriftsteller aus Leipzig, ein jiddischer Korrespondent aus Warschau, ein entlaufener Rechtsanwalt aus Prag, der zu Verwandten nach New York fuhr, ein jüdisch-katholischer Konvertit, eine ehemalige Berliner Schauspielerin und ein Jugendfreund Roths aus Wien. Vor Roth standen ein oder zwei Gläser mit einer grünen oder gelben Mixtur. Ich setzte mich neben ihn und sprach mit andern, da fragte er mich plötzlich: „Wovon leben Sie eigentlich, Kesten?“ Er fragte im Scherz, vielleicht auch mit einigem gut verstecktem Ernst, denn seine

Scherze noch trafen ins Schwarze. „Sie wissen ja,“ antwortete ich, der „alte Rationalist“ dem „frommen Katholiken“, „ich lebe von Wundern.“ Später gingen die Schauspielerin und der Leipziger Literat, der Jugendfreund und die anderen Entlaufenen fort, und Roth und ich blieben allein und „Was schreiben Sie?“, fragte ich, und er erzählte mir seine letzte Novelle, die er zu Ende geschrieben, die „Legende vom seligen Trinker“, wie man unter Literaten erzählt, mehr das Technische als den Inhalt, mehr die Bezüge und Kunstgriffe als die „schönen Stellen“. „Ist das nicht hübsch?“ fragte er, und strich sich das blonde struppige Schnurrbärtchen, das er in den letzten Jahren trug, und sah mich mit den trübblauen Augen melancholisch freundlich an und trank langsam einen Schluck und wiederholte: „Ist das nicht hübsch?“

Ich lächelte und sagte: „Hm! Ein wenig Kleist, die Trinkeranekdote, und auch Tolstoi.“

„Eher Tolstoi!“ sagte er und lächelte so sanft und trunken. Und er sagte: „Die Geschichte wird Ihnen gefallen.“ Und er gab mir sein kleines Notizbuch, ein alphabetisches Adressenbüchlein, und bat mich, meine Hotel-Adresse hineinzuschreiben, er wolle mich bald anrufen. Um halbzwei Uhr schloss das Café, und ich stand auf, um zu gehen.

Mit seiner reizenden und soignierten Höflichkeit stand Roth auf und geleitete mich vor die Tür des leeren Cafés und gab mir die Hand, seine Gestalt war ein wenig gebeugt, ein wenig schwankend, sein Lächeln, so melancholisch gescheit, und die müden schwimmend blauen Augen, das blonde Schnurrbärtchen und die schönen Hände, seine schon rauhe und so herzliche Stimme... Mein lieber alter Freund Roth, den ich immer geliebt habe, wie einen älteren Bruder, so nahe mir immer und so sonderbar fremd, der Dichter, den ich noch im beiläufigen Werk liebte und dessen poetische Stimme ich bis in jeden Tonfall kannte... Er sah so beständig aus, bei allen Spuren des Leidens so

Besitzen Sie schon  
die weltberühmte Hitler-Biographie?

KONRAD HEIDEN

## ADOLF Ein Mann HITLER gegen Europa

Das Leben eines  
Diktators

Zweiter Band  
der Hitler-Biographie

Kart. sfr. 6.—; Ln. sfr. 8.— Kart. sfr. 6.—; Ln. sfr. 8.—

EUROPA - VERLAG, ZUERICH / NEW YORK



dauerhaft freundlich gewohnt wie das gute, süsse, geliebte Leben, so sanft und fremd lächelte er mir zu...

Er sagte noch: „Bald rufe ich Sie an...“

## In memoriam Joseph Roth

Von Rudolf Olden

Vor anderthalb Jahren starb Benno Karpeles, Begründer und Chefredakteur jenes schon sagenhaften „Neuen Tag“, der nach dem Krieg und nach der Zerstückelung des Habsburger Reichs, nur ein Jahr lang, in Wien erschien. Ich schrieb damals, Oktober 1937, im Neuen Tage-Buch Worte zu seinem Gedächtnis: „Nachruf auf einen Freund“. Ich zählte auf, wen Karpeles in der Redaktion gesammelt hatte: Alfred Polgar, Arnold Höllriegel, Karl Tschuppik, der Zeichner Carl Josef, Egon Erwin Kisch, Anton Kuh, Karl Otten und auch Joseph Roth war mit ein paar Sätzen geschildert, der abgerüstete junge Offizier, der, ebenso stolz wie sichtbar arm, manchmal abends erschien, von Tschuppik, dem Chef vom Dienst, mit grossem Respekt empfangen, und kleine Artikel, prägnante kurze Schilderungen des Wiener Alltags, brachte. Noch wusste niemand, wer Joseph Roth war. Nur soviel wussten die Kollegen, dass er ein Talent war. Von der Redaktion pflegte er zum nahen Stephansplatz zu gehen, zum „Kleinen Sacher“, dem Würstelmann, der dort seine Bude aufgestellt hatte. Bei ihm nahm „Josephus“ — so waren die kurzen Artikel gezeichnet — sein Souper, das nicht selten auch sein Mittagessen war. Manchmal habe ich ihn von der Redaktion aus begleitet und bin mit ihm so ins Gespräch gekommen.

Als jener Nachruf auf Karpeles gerade gedruckt war, kam Roth in die Redaktion des Neuen Tage-Buches, las ihn und schrieb mir, auf dem Briefpapier der Zeitschrift, ein paar Zeilen, die ich aufgehoben habe und die vor mir liegen: Sie lauten: „Lieber Freund Olden, herzlichen Dank für den Nachruf auf Karpeles. †. Es ist ein Nachruf auf uns alle: die letzten Zehn vom vierten Regiment. Ich grüsse Sie in herzlicher Kameradschaft als der neunte. Ihr alter Joseph Roth.“ Er war noch jung, der „alte“ Joseph Roth, er war der jüngste in jenem Kreis gewesen. Dass er nicht lange mehr zu leben haben würde, konnte er aber wohl wissen. Den Selbstmord verwarf er, aus religiösen Gründen, wie er hier erst vor zwei Wochen wohl in seiner letzten öffentlichen Aeusserung, in der ritterlichen Abbitte an Major Fey, gesagt hat. Aber schon lang, viele Jahre lang, lebte er so, dass sein Leben ein sicherer und kurzer Weg zu einem frühen Tod war, verbrannte er die flackernde Kerze an beiden Enden.

In jenen paar Zeilen, mir teuren Zeilen, sind die Zeichen enthalten, unter denen zuletzt sein Leben stand. Karpeles hatte eine Entwicklung ähnlich der Roths genommen, er war als junger Mensch Viktor Adler gefolgt und war als gläubiger Sohn der Kirche gestorben. So fehlte nicht hinter seinem Namen das

christliche Kreuz. Und das Wort von den „letzten Zehn“ war einem österreichischen Soldatenlied entnommen. Auch Karpeles war ein unnachsichtlicher Kritiker des alten Reichs gewesen und ist dann Monarchist geworden. Es war nicht anders mit Karl Tschuppik, der seither auch die schäbig und glaubenslos gewordene Welt verlassen hat.

Ich möchte ein paar Worte zu der Wandlung sagen, die Josephus, aber wahrlich nicht er allein, erfahren hat. Das Glück wurde mir zuteil, noch wenige Monate vor seinem Tod, einige Abende mit ihm in Paris, im Café Tournon, zusammen zu sein. Und siehe da, wir verstanden uns politisch ausgezeichnet, obwohl ich nicht auf seine Glaubenssätze schwöre. Aber im Grund stimmten wir gut überein, in der Sehnsucht nämlich nach jenem „Reich“, mag es nun das Römisch-Deutsche oder anders heissen: nach dem Reich der Toleranz, der Nächstenhilfe und Menschenliebe, des Stolzes und der Ritterlichkeit, das wohl nie ganz ein Reich der Wirklichkeit war, aber doch einmal der Wirklichkeit weit näher, als es das jetzige ist, wie eben ein Reich der Aristokraten sich unterscheidet von dem der preussischen Drill-Sergeanten, wobei es wenig ausmacht, dass ein Dutzend bayrische Schinder unter sie gemischt worden sind.

Dogmatische Federfuchser haben von Zeit zu Zeit den Drang gefühlt, den Dichter Joseph Roth zu rüffeln, weil er sein Antlitz der Vergangenheit zuwandte. Sie haben ihn auch moniert, weil die Schilderung, die er von der alten Monarchie entwarf, keine photographische Treue besitze. Sie wollten nicht verstehen, dass das, wovon er erzählte, zukünftig gemeint war, auch wenn es die Namen und äusseren Male der Vergangenheit trug. Politik, also Ermahnung und Versuch der Gestaltung der Zukunft, birgt immer das Element des Utopischen in sich. Gewiss nicht am wenigsten utopisch ist das Paradies, das mit Zahlen errechnet wird. Das Bild, das Roth mit den Augen der Seele ersah, zog die menschlichen Schwächen in Betracht, und also war es nicht so sehr von den Gegebenheiten der Realität entfernt. Im übrigen aber trug es die Züge der Güte und Wärme, des Mitleids mit der Kreatur und des Vertrauens auf Gott. Seine Utopie zeugte von den Eigenschaften, die seinem eigenen Wesen innewohnten, und also war sie edler und liebenswerter, als manche anderen Utopien sind.

# Alle Bücher

---

## Deutsch-Französisch-Englisch

durch

### Librairie Science & Littérature

PARIS (V). 21, rue Cujas

---

VERSAND NACH ALLEN TEILEN DER WELT



*Ludwig Marcuse:*

## ABSCHIED VON JOSEPH ROTH

Es gibt ein paar Menschen, die nie Distanz zu ihm gewinnen konnten, so sehr liebten sie ihn. Ich gehörte dazu und bin sehr glücklich gewesen. So kann ich ihm auch heute keinen Nekrolog ins Grab nachschicken, nur eine Liebeserklärung. Vor zwei Monaten, eine Stunde vor meiner Abfahrt nach Amerika, sah ich ihn das letztemal. Er saß in meinem Pariser Zimmer: den Hut auf dem Kopf, ein dünnes Stöckchen glitt zwischen den schlanken Fingern hin und her, der Mantel hing, wie ein Cape, leicht an den Schultern — er wollte gar nicht erst den Gedanken aufkommen lassen, als beabsichtige er, sich häuslich niederzulassen. Und so kam denn auch nach zwei Minuten das Sätzchen, das unabwendbar war, wenn er, selten einmal, sich gezwungen sah, in eine Privatwohnung einzutreten: „Gehen wir hinüber ins Bistro!“ Er ist in österreichischen und deutschen Hotelhallen groß geworden und starb in einer französischen Kneipe. Ein Jude auf der Wanderschaft. Im Bistro blickte er dann einer roten Flüssigkeit tief auf den Grund — ich haßte dieses, Farbige seit fünfzehn Jahren als den großen Feind, der mir den Freund schließlich abspenstig machen würde. Joseph Roth hat mich, trotz aller begeisterten Reden über den wichtigen Unterschied von Pernod père und Pernod fils, zum Hasser des Alkohols gemacht... Die schönsten Gespräche mit alten Freunden beginnen: „Weißt du noch, damals, vor zwanzig Jahren?“



„Da habe ich dich gründlich beschwindelt“, sagte Roth mit zynischer Wärme, „gleich zu Beginn und mit einer ausgewachsenen Lüge. Ich ließ dir sagen, ich wollte dich kennenlernen, weil dein letztes Buch mir gefallen hätte. Ich hatte es gar nicht gelesen. Und als ich es dann später las, gefiel es mir nicht, weil ich es nicht verstand. Aber ich war neugierig auf dich gewesen!“ — „Ich habe damals, beim erstenmal, noch viel kräftiger gelogen!“ entgegnete ich. — Er holte den Blick aus dem Glas langsam zurück; das farbige Nasse schwamm jetzt in seinen Augen, die mich absuchten wie die Augen eines Lehrers, der ganz zufrieden mit seinem Schüler ist — aber noch einmal das Einzelne überprüft. Doch dachte er nun etwas schärfer zurück und sagte erstaunt: „Du warst doch aber damals noch ein Pathetiker mit einem Wahrheitsfimmel!“ — „Ja, das war so gekommen“, erklärte ich ihm, „du bildetest dir ein, ein ganz großer Graphologe zu sein und batest mich, viele Schriftproben mitzubringen. Jede einzelne deiner Deutungen war grundfalsch, aber so phantasiereich, so geistreich, so witzig und graziös, und du warst dabei so sicher und deine liebe, reizende Frau war so glücklich über ihren zarten Zauberer, daß ich euch beiden schwor: du müßtest die Handschriften und ihre Schreiber bereits gekannt haben, es wäre gar nicht anders möglich!“ — Roth war schon wieder in einem neuen kleinen Ozean, dessen Farbe noch giftiger war, untergegangen. Von dem blonden spärlichen Schnauzbart, den er sich im letzten Jahrzehnt in einer Dichterlaune zugelegt hatte, tropfte es grünlich herab, als wäre der Mann bereits ertrunken.

Er hat es mit der Wirklichkeit nie sehr genau genommen, nicht nur an jenem ersten Tag unserer Freundschaft: nicht als Journalist, nicht als Romancier, nicht als Kulturphilosoph und nicht als Mitmensch. Er hatte so viel Herz und so viel Phantasie, daß er den lieben Gott imitieren mußte, sich seine eigene Realität schuf und nicht zu bewegen war, die Produktion des großen

Kollegen für mehr zu nehmen als einen Steinbruch, der gut zu gebrauchen war. Das war bisweilen sehr hart für einen Freund, der ein äußerst empfindliches Gewissen für das Objektive besaß — bis dieser Freund so überwältigt war, daß er auch den kleinen Gott liebte und nicht mehr kritisierte. Wozu mit ihm streiten über Menschen und Parteien? Er war kein Psychologe, außer, wenn er die Psyche selbst gemacht hatte. Er war kein Politiker — sein Monarchismus, sein Katholizismus, sein Konservativismus, sein Austriazismus waren nur sehr eigenwillige und schwer lesbare Geheimchiffren; nicht das, was unter diesen Worten im Konversationslexikon steht. Er war ein Poet im ursprünglichen Sinne des Wortes, der Schöpfer eines All — und saß, wie jeder Poet, in einem Elfenbeinturm; auch wenn er mit Schuschnigg sprach, mit dem Pater Muckermann korrespondierte, mit Rauschnig diskutierte und an der Spitze der österreichischen Legion in Deutschland einzuziehen gedachte. Man konnte ihn nur verstehen, wenn man sich in seinen Turm begab. Der stand einst im „Englischen Hof“ und im „Hotel am Zoo“; zuletzt in der Rue de Tournon. Ich war in diesem Turm zu Hause. Und sehr glücklich.

Er musizierte uns etwas vor, daß uns das Herz aufging. Er war weder an seinem Tisch noch in seinen winzigen, zierlichen, eng aneinandergedrängten Buchstaben „positiv“, „aufbauend“, „optimistisch“, „kämpferisch“ — wenn auch ein glänzender Hasser. Er war traurig, hatte die Liebe ohne den Glauben und für den Mitmenschen keine Schlachtparole und viel Mitleid. Kurz, wir dürfen es nicht verheimlichen: er war ein Pessimist. Aber ich gestehe, daß ich mich sehr oft von den Forschen, Unentwegten, Unbesiegbaren zu diesem Melancholiker rettete, wenn mein Lebensmut zu Ende war. Er hatte keine stahlharte dogmatische Soziologie — nur eine unverfälschte Liebe; es gibt Menschen, die meinen, daß es vom Ersteren zu viel und vom Letzteren zu wenig gibt. In



manchen Kreisen war er allerdings als Dekadent verachtet und als Nicht-Realist verdammt.

Und nun habe ich ihn immer noch nicht in seiner Meisterschaft gepriesen. Er zeichnete mit einem spitzen Bleistift, dessen Hülle so grell aussah wie der Trank neben dem Manuskript, so schlichte, anschauliche, gescheite und melodische deutsche Sätze hin wie kein anderer deutscher Schriftsteller in den letzten zwanzig Jahren. Es gibt Zeitgenossen, deren Werke umfänglicher, deren Themen vielseitiger, deren Fabeln interessanter, deren Pointen dichter gesät und deren Gedanken tiefer sind. Nicht ein einziges Gesamtwerk ist von größerem Charme — und echter. Auch die Besten haben hier und da gemogelt. Auch die Berühmtesten haben bisweilen geschludert (und manche nicht nur bisweilen) — ich werde nie vergessen, wie Roths böser Blick, ein blauer Blitz, in diese Sätze fuhr, mitten hindurch durch ein dickleibiges Buch. Ja, es konnte geschehen, daß er im Zorn zum Messer griff und in eine Druckseite mitten hineinschnitt, weil er meinte, daß solchen Sprachkrüppeln nicht anders beizukommen ist.

Und wie ich nun darangehe, diese Abschiedsworte, denen ich keine tröstliche Wendung anfügen kann, abzuschließen: da sehe ich den geliebten Richter, über diese Zeilen gebeugt, hochnotpeinlich untersuchen, ob nicht vielleicht eine unreine Schwebung eine unechte Empfindung verrät. Er besaß das moralischste Ohr — das einzige, vor dem ich je gezittert habe. Er war ein sterblicher Mensch mit vielen großen und kleinen Fehlern, in einem war er unfehlbar: er schuf ein makellooses Deutsch; Spiegel einer großen Sehnsucht nach dem Makellosen.

Hermann Kesten:

## DER TOD DES DICHTERS

„Er wollte nicht eingestehen, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle.“  
Goethe

Verdutzt blickten Alexander und Cäsar in der Rue de Tournon auf eine grüingestrichene Bank unter zwei Kastanienbäumen.

Hier hatte vor einem Jahr das Hotel Foyot gestanden. Es war ein kirchenstiller Sonntagabend. Zwei alte Mönche gingen selig lächelnd die Straße herauf. In den Fensterscheiben der obersten Stockwerke überm Postamt glänzte der Abschein der Abendsonne. Vor der Bar des niederen Hotels de la Poste tranken zwei fette Herren mit den roten Bändchen der Ehrenlégion kopfschüttelnd ein grünes Getränk. Die strengblickende und hübsche Wirtin hinter der Bar erzählte den Brüdern, die Stadt Paris habe das Hotel Foyot abtragen lassen, um die Straße zu verbreitern.

Auf der Straße trafen sie Volkmüller, einen Wiener Musikkritiker, der bei der Besetzung Wiens durch Hitler von einem Tag zum andern hatte fliehen müssen, weil er öffentlich Gustav Mahler und Arnold Schönberg gelobt hatte; infolge gewisser bürokratischer Wunder war er ohne gültiges Visum bis Paris gelangt, wo er seit länger als einem Jahr auf Grund eines französischen Papiers lebte, das besagte, der Träger dieses Refoulement habe Frankreich binnen fünf Tagen zu verlassen, andernfalls er nach einer längeren Haft-



ich. Und er erzählte mir seine letzte Novelle, die er eben zu Ende geschrieben, die „Legende vom seligen Trinker“, wie man unter Literaten erzählt, mehr das Technische als den Inhalt, mehr die Bezüge und Kunstgriffe als die „schönen Stellen“.

„Ist das nicht hübsch?“ fragte er und strich sich das blonde, struppige Schnurrbärtchen, das er in den letzten Jahren trug und sah mich mit den trübblauen Augen melancholisch-freundlich an und trank langsam einen Schluck und wiederholte: „Ist das nicht hübsch?“

Ich lächelte und sagte: „Hm! Ein wenig Kleist, die Trinker-anekdote und auch Tolstoj?“

„Eher Tolstoj!“ sagte er und lächelte sanft und trunken. Und sagte: „Die Geschichte wird Ihnen gefallen.“

Und er gab mir sein kleines Notizbuch, ein alphabetisches Adressenbüchlein und bat mich, mein Hotel hineinzuschreiben, er wolle mich bald anrufen. Um halb zwei Uhr schloß das Café und ich stand auf, um zu gehen.

Mit seiner reizenden und soignierten Höflichkeit stand Roth auf und geleitete mich vor die Tür des leeren Cafés und gab mir die Hand. Seine Gestalt war ein wenig gebeugt, ein wenig schwankend, sein Lächeln so melancholisch-gescheit und die müden, schwimmend-blauen Augen, das blonde Schnurrbärtchen und die schönen Hände, seine schon rauhe und so herzliche Stimme... Mein lieber, alter Freund Roth, den ich immer geliebt habe wie einen älteren Bruder, so nahe mir immer und so sonderbar fremd, der Dichter, den ich noch im beiläufigen Werk liebte und dessen poetische Stimme ich bis in jeden Tonfall kannte... Er sah so beständig aus, bei allen Spuren des Leidens so dauerhaft freundlich, gewohnt wie das gute, süße, geliebte Leben, so sanft und fremd lächelte er mir zu...

Er sagte noch: „Bald rufe ich Sie an...“

Paris, im Juni 1939.

Hermann Linden:

## X TAGE MIT JOSEPH ROTH

### I

Wer einen toten Freund im Gedächtnis des Herzens trägt, wird oft jene Situation erleben, die mehr als ein Nur-Erinnern ist, zumal wenn er in der gleichen Stadt lebt, in welcher der Verstorbene damals viele Tage verbrachte. Wenn auch die Lokale und die Hotels, in denen die Freunde zusammengetroffen waren, zu unkrautüberwucherten Schutthalden wurden, die kaum noch eine Ahnung einstiger Eleganz vermitteln, so ist doch die Erde und das Pflaster der Straßen unverändert, jener Straßen, durch die man in glücklicheren Zeiten zusammen ging und trotz des äußeren Wohlstandes mit Gott und den Menschen unzufrieden war. Und die stummen Steine reden in der furchtbaren Sprache des Schweigens. Diese Sprache ist oft so stark, daß man sich mit Worten nicht mehr begnügen will; man flieht in Stille und Dunkelheit und ruft mit der ganzen Kraft der Selbsthypnose die Phantasie zu Hilfe. Man beschäftigt sich nicht mehr mit der müßigen Frage, warum mußte er vorzeitig sterben, man will ihn sehen, den toten Freund. Man schaltet die Phantasie ein wie ein geheimnisvolles magisches Licht, man schließt die Augen und im völligen Dunkel erscheint die Gestalt des toten Freundes. Visionen, vom Willen erzwungen — ein Bildnis, das heute nachgezeichnet werden soll.



II

Joseph Roth war ein kleiner, schmaler, zierlicher Mensch. Auch sein Kopf war schmal, dünn behaart, edel in der Form, ein Amenophiskopf. Der Geist manifestierte sich in Augen und Mund. Roth trug keine Brille. Man sah ihm direkt ins Auge und wer diese Augen — die blau waren — oft, lange genug und richtig ansah, dem offenbarten sich die Seelengeheimnisse dieses ostjüdischen Romantikers, der sich so gerne die Maske der Arroganz vorband. Aus diesen Augen leuchteten seine Schönheitsträume, in ihnen spiegelte sich seine witzige Heiterkeit, die mit abgründiger Melancholie wechselte. Aus ihnen loderte der haßbereite Fanatismus des Aufklärers und Menschenfreundes, stachen die Blicke des Beobachters in jedes Ziel der Wahrheit, und aus ihnen schimmerte auch jene warme Güte, die alle Tiefen des Leides und alle menschlichen Irrwege, Schwächen und Lügen kennt. Zu diesen Augen paßte der Mund. Augen und Mund waren eine Einheit — die Einheit der Physiognomie. Dieser Mund war ein blanker Spiegel der Ironie. Das Leben hatte ihn geformt. Viele kleine Falten zeugten von menschlicher Niedertracht. In der leichten Krümmung der Lippen hatten sich Verachtung und Skepsis ausgeprägt.

III

Roth war ein Zivilisationsnomade. Uralter Trieb des Wanderblutes jagte ihn. Seine Sesshaftigkeit währte höchstens Wochen. Er hatte nirgendwo eine Wohnung, kein Haus, kein möbliertes Zimmer. Das Hotel war seine Wohnung. In den vier Städten, in denen er die besten Jahre seines Lebens verbrachte, in Berlin, Frankfurt am Main, Paris und Marseille wohnte er stets in denselben Hotels. Die Hotels „Nautique“ (Marseille) — „Foyot“ (Paris) — „Englischer Hof“ (Frankfurt am Main) — „Hotel am Zoo“ (Berlin) waren seine Domizile, seine Oasen auf der „Flucht ohne Ende“. In den

kleinen Hotelzimmern, in der unpersönlichen Umgebung konventioneller Hotelbehaglichkeit saß er, der Schilderer österreichischer Kaiserpracht. Hier gestaltete er die einmaligen Bilder des „Hiob“, des „Radetzky marsch“ — Bilder von farbenbrennender Schönheit und erregender Prägnanz. Oft war der Tisch, an dem er schrieb, noch nicht einmal ein richtiger Schreibtisch. Roth brauchte nicht viel. Er schrieb seine Manuskripte mit der Hand, mit goldener Füllfeder, auf kleine Blockblätter. Manchmal genügte auch als Schreibtisch die Marmorplatte des Nachtschränkchens. Roth war ununterbrochen produktiv. In seinen letzten fünfzehn Lebensjahren produzierte er allein vierzehn Romane. Er schrieb jeden Tag mehrere Stunden, Szenen des Romans oder Feuilletons für die „Frankfurter Zeitung“. Seine Handschrift war einzigartig, kalligraphisch schön, die Buchstaben von fast grotesker Winzigkeit. Während er die Romanprosa nur im Zimmer schrieb, zauberte er die Feuilletons im Vestibül stets am gleichen Eckisch, uhrpünktlich aufs Papier. Er schrieb diese Feuilletons mit einer unheimlich anmutenden Geschwindigkeit. Die „gefeilte Grazie“ der Sätze, die verblüffenden Epigramme und Gleichnisse sprangen ihm aus dem Handgelenk.

IV

Maske und Waffe im Umgang mit Menschen war sein Witz. Dieser Witz war immer schlagfertig, immer treffsicher, unwiderstehlich in seinem *Charme*. Nicht nur die neutralen Zuhörer, sondern selbst anwesende Opfer dieses Witzes erfaßte die Heiterkeit bei den geistvoll-brillanten Gleichnissen, die Roth ohne ein Stirnrunzeln von sich gab. War Roth in größerer Gesellschaft immer witzig, so konnte man aber, wenn man mit ihm allein war, ihn von der anderen, tieferen, geheimnisvolleren Seite kennenlernen. Er war gerne zu zweit einsam. Viele Stunden habe ich mit ihm allein verbracht, am Schopenhauertisch des Englischen Hofes bei einer



Flasche Burgunder, in der traulichen Enge seines Zimmers, in dem seine Utensilien verstreut lagen und in jener hinteren Ecke eines Nachlokals, wo er im Flimmerlicht bunter, rotierender Glaskugeln seine Kognaks und Gins trank. Roth schrieb nicht nur viel; er trank auch viel, zuviel, und die Getränke konnten nicht scharf genug sein. In diesen Stunden der gemeinsamen Einsamkeit lernte ich den Menschen Joseph Roth, den Wanderer von der österreichisch-russischen Grenze richtig kennen.

#### V

Er war ein feuilletonistischer Artist der Grazie, ein Zauberer der leichten Form, ein Wortmaler poetischer Bilder, ein erbarmungsloser Fanatiker, wenn es notwendig war, die Wahrheit auszusagen, anzuprangern. Sein geniales Sprachtalent, seine Formulierungskunst erhielt aber erst seinen tieferen Glanz, seine reifste Schönheit durch die morbide Melancholie, der Roth verfallen war wie dem Alkohol. Er war verheiratet, aber er hatte keine Frau; sie verbrachte fern von ihm, als unheilbar hindämmernde Kranke ihr Dasein in Sanatorien. Joseph Roth, der seinem Bericht „Die Flucht ohne Ende“ die von ihm später hinreißend desavouierte Behauptung voransetzte, es handele sich nicht mehr darum zu dichten, nur das Beobachtete sei wichtig. — war mehr als nur ein Realist. Realist war er wohl nur insofern, um zu beweisen, daß er über die Fähigkeit verfügte, Menschen und Zustände zu beobachten, zu beurteilen und zu demaskieren. Aber neben dem Realisten, dessen scharfe Zunge auch oft einen galligbitteren Sarkasmus notwendig fand, blühte insgeheim und zeitweilig verborgen, der Romantiker, der Wundersüchtige, Strahl von Gautiers Stern, der „späte Roth“, der in der Emigration mit wundervollen Früchten hervorgetreten war. Joseph Roth war nicht nur ein Zauberer der Sprache, der oft Flauberts Schönheit erreichte, er war nicht nur ein geistvoller, realistischer

Lebensschilderer, der die Erkenntnis der Wahrheit mit der Kunst der Form auf höchstem Niveau zu vereinen verstand, er war nicht nur ein Aktivist der Intelligenz — in ihm schlug auch ein großes Herz. Roth, der den Hotelangestellten, die ihm oft Frau, Eltern und Freunde ersetzen mußten, eine bestrickend-charmante Feuilleton-Reihe widmete, war immer auf der Seite der Schwachen, der Armen, der Getretenen, Verzweifelnden und Sinkenden, der Sehnsüchtigen und Labilen. Über einen entlaufenen Hund schrieb er eine spaltenlange Reportage. Dieses große, gütige, mitfühlende Herz pocht durch alle Seiten seines weiten Werkes. Einmal sagte der Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ zu ihm: „Roth, Sie müssen noch trauriger werden!“ Damals schrieb er am „Radetzky-Marsch“ „Nun gut“, lächelte Roth wissend, „heute abend, bei Kognak und Gin!“

#### VI

Ich bin kein Freund von grellfarbigen Krawatten. Ich bevorzuge dunkle Farben und schlichte Muster. Aber Roth mißfielen meine Krawatten dennoch. Er ging einmal mit mir Ahnungslos in ein Herrenaussstattungs-geschäft in der Frankfurter Kaiserstraße. Dort kaufte er zwei schwerseidene Krawatten, dunkelblau und dunkelrot und bat mich Überraschten, nur mit diesen einfarbigen Krawatten zu ihm ins Hotel zu kommen. Er wollte nur einfarbige Krawatten an mir sehen. Einmal saß ich mit dem Feuilleton-Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ zusammen in seinem Redaktionszimmer, um einen journalistischen Auftrag zu besprechen. Es klopfte leise: „Herein!“ rief der Redakteur, der nicht gestört werden wollte, etwas unwirsch. Und herein trat der kleine Joseph Roth, dessen neuer Roman „Zipper und sein Vater“ im Morgenblatt lief und dessen „Cuneus-Artikel“ im Abendblatt durch ihre soziale Polemik die Industriebonzen des Saargebiets empörten. „Merkwürdiger Mensch“, knurrte



der Redakteur, freundlich-verlegen, „machen Sie doch nicht solche Witze, indem Sie anklopfen!“ Um eine größere Arbeit auszuführen, hatte ich die Wohnung meiner Familie verlassen und ein möbliertes Zimmer gemietet. Als ich am ersten Nachmittag dort eintraf, stand gerade ein Mann vor der Tür, der die Namensschilder ablas. „Zu wem wollen Sie?“ fragte ich ihn. Er gab mir ein Billett. Ich las meinen Namen. Dann händigte er mir einen Blumenstrauß aus, zwanzig rote, herrliche Rosen. Ich las das Geschriebene: „L. H. L. Zu Dir kommen kann ich nicht, da mir ‚möblierte Zimmer‘ verhaßt sind. Auch werden sie durch Blumen nicht besser. Immerhin spürst Du meinen Gedanken an Dich bei Deinem Einzug. J. R.“ — — — Diese Rosen waren die ersten Blumen, die ich in meinem Leben geschickt bekommen hatte. Es ist auch weiterhin so geblieben, daß immer ich es war, der anderen Blumen schickte. Roth kaufte und spendete oft und gerne Blumen. Manches arme, mißbrauchte Mädchen im „Alcazar“ erhielt von dem kleinen Stammgast in der dämmrigen Ecke, der stets von eleganten Freunden umgeben war, einen Arm voll Blumen, um sich für einen Augenblick als Dame zu fühlen. Hinter Roth war immer der Inhaber des Phaidon-Verlages her, dessen verlegerischer Traum es war, „einen Roth“ herauszubringen, ein Traum, der sich nie erfüllte. Endlich gelang es einmal dem Doktor Horovitz, Roth in Frankfurt anzutreffen. „Machen Sie erst einen Vertrag mit meinem Freund H. L.“, sagte ihm Roth mit ernster Miene. „... Und dann mit Ihnen, Joseph Roth?“ versuchte Horovitz sich hastig zu sichern. Roth lächelte malitiös: „Ich werde dann mit Kiepenheuer reden.“ Mehr sagte er dem Wiener Verlagskaufmann nicht, der ihm unsympathisch war. Aber Horovitz klammerte sich an den Strohalm. Er machte einen Vertrag mit mir, der sogar zweimal bevorschußt wurde. Das geplante Buch kam nicht zustande, die Unterredung Roths mit Kiepenheuer natürlich auch nicht. Als Roth im

9.00 Nachrichten - Wien  
Wie SDR 1  
lltsch, V  
rbericht

Januar 1933 Deutschland verließ, schenkte er mir eine Armbanduhr, die er selbst getragen hatte. „Damit Du jeden Tag an mich denkst, wenn Du sie aufziehen mußt!“ sagte er dazu. Im Dezember 1933 kam noch eine Karte von ihm aus dem Hotel Foyot aus Paris: J. R. unterzeichnet. Zum letzten Male sah ich die winzigen Buchstaben. Zum letzten Male erhielt ich einen Gruß von ihm. Dann kam das lange, grausame Schweigen. Erst 1941 erfuhr ich, daß Roth zwei Jahre zuvor gestorben war. Roth hat den Krieg, den Zusammenbruch Frankreichs, den Einmarsch der Deutschen nicht miterlebt. Ich weiß nicht, ob er die Kraft und die Initiative aufgebracht hätte, rechtzeitig nach England oder nach Amerika zu fliehen oder ob er wie Oscar Wilde, lässig sitzend, das Unheil über sich hereinbrechen hätte lassen.

## VII

Joseph Roth „der größte Dichter Österreichs zwischen den zwei Weltkriegen“ starb am 27. Mai 1939 in Paris, in dem armseligen Krankenhaus einer häßlichen Gegend, wo die Kranken gratis sterben können. Er, der Gütige, starb keines sanften Todes, er, der die persönliche Freiheit als der Lebensgüter höchstes schätzte, mußte es erdulden, daß ihn, den Fiebertobenden, Krankenhauswärter fesselten und ihm ein Tuch in den Mund stopften.

Joseph Roth trug im Leben viele Masken. Gerne erschien er als Realist, als Skeptiker, ja sogar als arroganter Zyniker. Auch sahen wir ihn, der zuerst ganz links stand, später rechts, sahen ihn als Monarchisten, vorübergehend sogar im Banne des Katholizismus, als Demütigen, Traditionsgläubigen, und am Ende seines Lebens sehen wir ihn wieder in der Maske des Anfangs, als alles verachtenden Skeptiker, und Nihilisten. Wer Roth jedoch genau kannte, wer seine Einsamkeit teilen durfte, wer seine Handlungen beobachten, seine kavaliersmäßige Gastfreundschaft erleben konnte, wer



Zeuge seiner unbeschränkten Großzügigkeit wurde, der sah tiefer. Der wahre Roth war ein wundersüchtiger Romantiker. Er, der die Menschen verspottete, liebte die menschliche Seele, er liebte den einfachen Menschen, der gut und ehrlich war (wie viele solcher liebevoll gezeichneten Menschen finden sich in seinen Romanen!). Roth konnte als Fanatiker hassen, aber er haßte nur das Böse und das Gemeine. Dem Bösen und dem Gemeinen galt sein unermüdlicher Kampf, galten die Todesstiche seines immer angriffsfeurigen Intellekts. „Wo das Gute ist, soll meine Heimat sein!“ schrieb er einmal an den Rand.

Auch der Poesie im Alltag widmete er viele zärtliche Arabesken, zu deren unvergeßlichen Stücken die Skizze „In der Loge“ zählt. Um die Schönheit zu preisen, strengte er sein kostbares Gehirn an und es gelang ihm, die herrlichsten Metaphern zu erfinden. Er war ein König der Gleichnisse.

Ein solcher Mensch und Künstler mußte in der fahlen Einsamkeit der Verbannung sterben — erst 45 Jahre alt. Mit seinem Tode erlosch eine der reinsten Erscheinungen der Emigration, eine der größten Hoffnungen der deutschen Literatur.

*Hermann Kesten:*

## DER SCHRIFTSTELLER JOSEPH ROTH

Joseph Roth hat die Klarheit eines klassischen Stils. Eine strikte Einfachheit, aber die Einfachheit der bedeutenden Rede, die einfache Bedeutenheit derer, die zu viel oder zu nachdrücklich zu sagen haben, als daß sie sprachliche Umwege nehmen könnten, Prunk brauchen könnten, es ist die Sprache der von der reinen Idee Besessenen, wobei man wissen muß, daß diejenigen, die anscheinend zu viel zu sagen haben, Menschen sind, die nur einer Sprache mächtig sind, Menschen, die nur eins zu sagen haben, das „Eine“, was sie reden macht, was sie überfließen läßt.

Es gibt verschiedene Gründe, Bücher zu lieben. Ich habe immer die Bücher am meisten und leidenschaftlich geliebt, die uns die intime Kenntnis eines Menschen vermittelt haben, nämlich des Autors. Von gewissen Autoren ist es genug, siebzehn Sätze zu lesen, um ihnen so nahe zu sein wie einer Geliebten, einem alten Onkel, einem guten Freund oder dem lieben Gott.

Joseph Roth gehört zu den Schriftstellern, die Intelligenz haben, und zu den Schriftstellern, die böse sind, wenn sie schreiben, so ingrimmig böse, wie es nur wahrhaft gute Menschen sein können, von jener richtenden, predigenden, „liebenswerten Bosheit“, die sieht, daß es schlecht bestellt ist, und so gerne möchte, daß es gut bestellt sei. Roth ge-



*Gustav Kiepenheuer:*

## EINE REVERENZ VOR JOSEPH ROTH

Joseph Roth begegnete ich zum erstenmal am Anhalter Bahnhof, als er aus dem Wiener D-Zug stieg; von diesem Augenblick an war unsere Freundschaft besiegelt. Er, der ewige Passagier, kam für einige Wochen oder Monate nach Berlin und nun begannen für mich eine Reihe von ersprießlichen Begegnungen menschlicher und verlegerischer Art, die sich bei all seinen späteren Aufenthalten dort oder anderswo fortsetzten.

Unsere Treffpunkte waren sein Zimmer im Hotel am Zoo, seine Ecke bei Mampe am Kurfürstendamm, in Paris das Café Deux Magots und vor allem die Schreibstube des Hotel Foyot. Für kurze Zeit hatte er einmal eine Wohnung gemietet, und ich sah ihn in dem düstern, riesigen Berliner Zimmer, die Hände in den Manteltaschen, wie in einem Wartesaal auf- und abgehen, als lauere er auf das Abfahrtszeichen seines Zuges.

Dieser rastlose Wanderer, der Führer einer unsichtbaren Karawane, die im verhängnisvollen vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zu einem die Welt überflutenden Strom anwuchs, blieb ein Gast, wo er auch war. Ein Anhänger der Habsburger, der heimatlos werden sollte, ein Kosmopolit und auch ein Mönch, dessen Klause die ganze Welt war. Aber aus dieser Klause trat er nie mürrisch oder

abweisend dem Eindringling — wer es auch war — entgegen, sondern lud ihn liebenswürdig zu sich ein.

Dem weißen Kater bei Mampe, der mit seinen Manuskriptseiten spielte und sie mit den Pfoten durcheinanderwarf, strich er verständnisvoll übers weiche Fell. Dem tunesischen Teppichhändler, der vor dem kleinen Café am Boulevard Michel gerade vor Roths Fensterplatz stundenlang monoton seine Ware anprieß, ließ er einen Fine bringen. In Hotelzimmer und Cafés, unmittelbar umgeben vom lärmenden Pulsschlag der Großstadt, zog er sich zurück, um dort in tiefster Abgeschlossenheit zu arbeiten. Nachts konnte er stundenlang mit einem durch die Straßen bummeln, reden und schweigen, in eine Bar einkehren, eine Kleinigkeit verzehren und etwas mehr trinken. Dann verschwand er, die Schultern ein wenig hochgezogen unter seinem braunen, lose hängenden Mäntelchen und mit seinen unmodernen, engen Franz-Josephs-Hosen, hinter seiner Hoteltür. Um schlafen zu gehen? Man konnte sich vorstellen, daß er in den Nächten leise im Zimmer auf- und abwanderte und Monologe hielt, bis der erste Tagesschein auf den Teppich fiel.

Er war ganz von dieser Welt und dennoch von den Menschen durch eine Weisheit getrennt, die ihn überall zum Mittelpunkt machte. Wäre er nicht so weise und gütig gewesen, hätte er durch eine Zauberformel Massen hinter sich herlocken können wie ein Rattenfänger.

Joseph Roth war der Aristokrat unter meinen Autoren. Er bezeugte einem jeden seine Ehrerbietung; seine Stimme erhob sich nie zu einem lauten Wort; er war für jeden da, ohne sich selbst jemals zu verlieren. Wenn er in der Dämmerung zu mir kam und mit seinen schmalen, weißen Händen in den Rock griff, um ein blaues Heftchen oder perforierte Zettelchen aus einem Notizbuch herauszuholen, so geschah dies mit einer gewissen Feierlichkeit und einem Respekt



vor der eigenen Arbeit. Denn auf diesen Papierchen stand in seiner feinen, gestochenen Schrift das Ergebnis des Tages: häufig nur ein einziger Satz, den er langsam, akzentuiert vorlas. Daran hatte er den ganzen Morgen an einem Marmortischchen gefeilt und gegrübelt, und aus diesen Papierchen wurde der Roman des ehemaligen Österreichs.

Und eines Tages gingen wir auf dem Augustus-Platz in Leipzig auf und ab und besprachen den Druck des Buches und suchten einen Titel. Als ich rief: „Radetzky-Marsch“, umarmte er mich, faßte mich am Arm und zog mich zu Felsche, den Einfall zu begießen. Dann holte er seine flache silberne Uhr aus der Weste, öffnete den Deckel, ritzte mit einem Taschenmesser dort das Datum, unsere Namen und „Radetzky-Marsch“ ein und überreichte sie mir zum Andenken an diese Stunde. Ich trug sie stets bei mir, bis sie mir im Krieg verlorengegangen ist, wie Joseph Roth selbst.

Der ewige Passagier hatte kein großes Gepäck: eine braune, weiche Ledermappe mit seiner kostbarsten Habe, den Manuskripten, wenige Koffer. Darunter ein Handkofferchen, das einmal offen im Zimmer stand und überquoll von kleinen Krawatten. Roth nahm jede einzelne hoch, einfarbige, gepupfte, gestreifte Schleifchen in allen Schattierungen, die er mit großer Liebe und unübertrefflichem Wiener Schick zu binden verstand.

Seine blauen Augen schienen oft besinnlich auf einem auszurufen und wichen dann langsam ab in einen fernen Himmel oder eine ferne Hölle. Hinter ihrem versöhnenden Aufblitzen lag es stets wie Verzicht. Man war ihm nah, aber manchmal nicht näher als einem heißgeliebten, schon dahingegangenen Freund.

Folgende geistreiche Zeilen, Andeutungen aus seinem Leben und dem Verhältnis zwischen Autor und Verleger — ihm und mir — schrieb mir mein Freund Joseph Roth zu meinem fünfzigsten Geburtstag:

„Ich habe viele Meilen zurücklegen müssen. Zwischen dem Ort, in dem ich geboren bin und den Städten, Ländern, Dörfern, durch die ich in den letzten zehn Jahren komme, um in ihnen zu verweilen, und in denen ich nur verweile, um sie wieder zu verlassen, liegt mein Leben, eher nach räumlichen Maßen meßbar als nach zeitlichen. Die zurückgelegten Straßen sind meine zurückgelegten Jahre. Nirgends, in keinem Kirchenbuch und in keinem Gemeindekataster wurde der Tag meiner Geburt eingetragen, mein Name vermerkt. Ich habe keine Heimat, wenn ich von der Tatsache absehe, daß ich in mir selbst zu Hause bin und mich bei mir heimisch fühle. Wo es mir schlecht geht, dort ist mein Vaterland. Gut geht es mir nur in der Fremde. Wenn ich mich nur einmal verlasse, verliere ich mich auch. Deshalb achte ich peinlich darauf, immer bei mir zu bleiben.

Geboren bin ich in einem winzigen Nest in Wolhynien, am zweiten September 1894, im Zeichen der Jungfrau, zu dem mein Vorname Joseph irgendeine vage Beziehung unterhält. Meine Mutter war eine Jüdin von kräftiger, erdruher, slavischer Struktur, sie sang oft ukrainische Lieder, denn sie war sehr unglücklich; (und die Armen sind es, die bei uns zu Hause singen, nicht die Glücklichen, wie in westlichen Ländern. Deshalb sind die östlichen Lieder schöner und wer ein Herz hat und sie hört, ist nahe dem Weinen.) Sie hatte kein Geld und keinen Mann. Denn mein Vater, der sie eines Tages nach dem Westen nahm, wahrscheinlich nur, um mich zu zeugen, ließ sie in Kattowitz allein und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Er muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein, ein Österreicher vom Schlag der Schlawiner, er verschwendete viel, trank wahrscheinlich und starb, als ich sechzehn Jahre alt war, im Wahnsinn. Seine Spezialität war die Melancholie, die ich von ihm geerbt habe. Ich habe ihn nie gesehen. Doch erinnere ich mich, daß ich als Knabe von vier, fünf Jahren einmal von einem



Mann geträumt habe, der meinen Vater darstellte. Zehn oder zwölf Jahre später sah ich zum erstenmal eine Photographie meines Vaters. Ich kannte sie bereits. Es war der Herr aus meinem Traum.

In einem zarten Alter, in dem andere gehen lernen, fuhr ich schon auf der Eisenbahn. Ich kam früh nach Wien, verließ es bald, kehrte zurück, fuhr wieder nach dem Westen, hatte kein Geld, lebte von Unterstützungen wohlhabender Verwandten und von Lektionen, begann zu lernen, eifrig und ehrgeizig, war ein besonders braver Junge, voll stiller Bosheit und gefüllt mit Gift, bescheiden aus Hochmut, erbittert gegen die Reichen, aber ohne Solidarität mit den Armen. Sie erschienen mir dumm und ungeschickt. Auch hatte ich Angst vor jeder vulgären Äußerung. Ich war sehr glücklich, als ich in Horaz' *Odi profanum vulgus* eine autoritative Bestätigung meiner Instinkte fand. Ich liebte die Freiheit. Die Zeit, die ich bei meiner Mutter verbrachte, war meine glücklichste Zeit. In der Nacht stand ich auf, kleidete mich an und ging aus dem Haus. Ich wanderte drei, vier Tage, schlief in Häusern, deren Lage ich nicht kannte und mit Frauen, deren Angesicht ich nicht sah und zu sehen neugierig war. Ich brät Kartoffeln auf sommerlichen Wiesen und auf harten herbstlichen Äckern. Ich pflückte Erdbeeren in Wäldern, trieb mich mit viel halbwüchsigem Gesindel herum und wurde manchmal verprügelt, gewissermaßen irrtümlich. Jeder, der mich einmal geschlagen hatte, bat mich bald darauf um Entschuldigung. Denn er fürchtete meine Rache. Sie konnte grausam sein. Ich hatte niemanden besonders lieb. Haßte ich aber einen, so wünschte ich ihm den Tod und war bereit, zu töten. Ich besaß die besten Schleudern, zielte nur gegen Köpfe und nicht nur mit Steinen, sondern auch mit Glasscherben und zerbrochenen Messerklingen. Ich bereitete Hinterhalte vor, Fangeisen, Fallgruben, Maskierungen des Geländes. Als einmal einer

meiner Feinde mit einem Trommelrevolver, allerdings ohne Munition, bewaffnet erschien, fühlte ich mich gedemütigt. Ich begann, ihm zu schmeicheln, wurde allmählich, mit großen Widerwillen, sein Freund und kaufte ihm endlich den Revolver ab, und zwar für Patronen, die mir ein Förster geschenkt hatte. Ich redete meinem Freund ein, daß die Munition viel gefährlicher sei als eine Waffe ohne Munition. Edelmütig wurde ich erst später, aber es war auch nicht von Dauer. Die ersten edlen Regungen weckte ein Mädchen in mir, ich war bereits im zweiten Semester der Germanistik. Meine Freundin stammte aus Witkowitz. Mit sechzehn Jahren war sie die Beute eines Ingenieurs geworden und von ihm schwanger. Sie gebar zum Glück ein totes Kind. Der Ingenieur kümmerte sich nicht um sie. Also ging sie nach Wien, als Erzieherin, zu argen und bösen Leuten. Was blieb mir da anderes übrig, als edel zu sein? Ich mietete ein Zimmer für das Mädchen, veranlaßte es, die blöden blonden Kinder in Matrosenkleidern zu verlassen und beschloß, diesem armen Mädchen ein lebendiges Kind zu zeugen und den Ingenieur zu fordern. Zu diesem Zweck verkaufte ich meinen Mantel und nahm einen Vorschuß bei dem Rechtsanwalt, dessen Sohn ich unterrichtete. Ich fuhr nach Witkowitz, fand meinen Ingenieur, er bestellte mich in ein Kaffeehaus, nachdem er meinen ziemlich groben und kurzen Brief erhalten hatte. Er hatte einen schwarzen Spitzbart, schiefe, aufwärts gerichtete Brauen, funkelnde Augen, ein braunes, schönes Gesicht, schmale Hände, er erinnerte mich an den Teufel. Auf seiner Visitenkarte stand: Leutnant der Reserve. Er bezahlte mir den Kaffee, war freundlich, lächelte, gestand, daß er der Reihe nach, aus Prinzip, mit allen Töchtern seiner Werkmeister schlafe, aber zu weiteren Beschäftigungen mit ihnen keine Zeit finde. Er führte mich in ein Bordell, schenkte mir drei Mädchen auf einmal und erklärte sich bereit, mir eine der Jungfrauen aus Witkowitz



freiwillig abzutreten. Er gab mir zu trinken, begleitete mich zur Bahn, wir küßten uns beim Abschied. Er ist leider 1916 im Krieg am Typhus gestorben. Er war einer meiner ersten Freunde gewesen.

Ich kehrte zurück, das Mädchen hatte inzwischen eine neue Stellung angenommen. Sie schrieb mir einen schönen Abschiedsbrief, aus dem hervorging, daß ich nichts für sie sei. Sie liebte, mit Recht, immer noch den Ingenieur. Ich begann von nun an im Stadtpark, im Volksgarten, im Wiener Wald Frauen zu suchen und durch Bescheidenheit und gespielte Furchtsamkeit das Mitleid, später die Liebe der Mütter meiner Schüler zu gewinnen. Die Frauen der Rechtsanwälte bevorzugten mich, weil ihre Männer so wenig Zeit hatten. Sie schenkten mir Hemden, Unterhosen, Krawatten, nahmen mich in die Logen der Oper, in Fiaker und verreisten mit mir nach Klagenfurt, Innsbruck, Graz. Sie waren meine Mütter. Ich liebte sie alle aufrichtig.

Als der Krieg ausbrach, verlor ich meine Lektionen, allmählich, der Reihe nach. Die Rechtsanwälte rückten ein, die Frauen wurden übelgelaunt, patriotisch, zeigten eine deutliche Vorliebe für Verwundete. Ich meldete mich endlich freiwillig zum 21. Jägerbataillon. Ich wollte nicht dritter Klasse fahren, ewig salutieren, ich wurde ein ehrgeiziger Soldat, kam zu früh ins Feld, an die Ostfront, ich meldete mich in die Offiziersschule, ich wollte Offizier werden. Ich wurde Fähnrich. Ich war bis zum Ende des Krieges an der Front, im Osten. Ich war tapfer, streng und ehrgeizig. Ich beschloß, beim Militär zu bleiben. Da kam der Umsturz. Ich haßte Revolutionen, mußte mich ihnen aber fügen und, da der letzte Zug von Shmerinka abgegangen war, zu Fuß nach Hause marschieren. Drei Wochen marschierte ich. Dann fuhr ich auf Umwegen, zehn Tage lang, von Podwoloczysk nach Budapest, von hier nach Wien, wo ich, aus Mangel an Geld,

für Zeitungen zu schreiben begann. Man druckte meine Dummheiten. Ich lebte davon. Ich wurde Schriftsteller.

Ich übersiedelte bald nach Berlin — die Liebe zu einer verheirateten Frau, die Furcht, meine Freiheit zu verlieren, die mir mehr wert war als mein dubioses Herz, zwang mich dazu. Ich schrieb die dümmsten Artikel und erwarb mir infolgedessen einen Namen. Ich schrieb schlechte Bücher und wurde bekannt. Zweimal lehnte mich Kiepenheuer ab. Auch das drittemal hätte er mich abgelehnt, wenn wir uns nicht kennengelernt hätten.

An einem Sonntag tranken wir Schnaps. Er war schlecht, wir wurden beide krank davon. Aus Mitleid schlossen wir Freundschaft, trotz der Verschiedenheit unserer Naturen, die sich nur im Alkohol finden. Kiepenheuer ist nämlich ein West-Phale, ich ein Ost-Phale. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken. Er ist ein Idealist, ich bin ein Skeptiker. Er liebt die Juden, ich nicht. Er ist ein Fortschritts-Phantast, ich bin ein Reaktionär. Er ist immer jung, ich bin immer alt. Er wird fünfzig, ich werde zweihundert. Ich könnte sein Urgroßvater sein, wäre ich nicht sein Bruder. Ich bin radikal, er ist konzilient. Er ist höflich-unbestimmt, ich bin prägnant. Er ist gerecht, ich bin ungerecht. Er ist ein Optimist, ich ein Pessimist.

Es muß wohl geheime Zusammenhänge geben zwischen uns beiden. Denn manchmal stimmen wir in allem überein. Es ist, als ob wir uns gegenseitig Konzessionen machten, aber es sind gar keine. Denn er hat keinen Sinn für das Geld. Diese Eigenschaft haben wir gemeinsam. Er ist der ritterlichste Mann, den ich kenne. Ich auch. Das hat er von mir. Er verliert an meinen Büchern. Ich auch. Er glaubt an mich. Ich auch. Er wartet auf meinen Erfolg. Ich auch. Ihm ist die Nachwelt sicher. Mir auch.

Wir sind unzertrennlich; das ist sein Vorzug.

Zehnter Juni 1930.

Joseph Roth.“



das wir nächtelang durchstreiften. Anfangs wohnte ich in der Domäne Roths, in dem berühmten, heute nicht mehr existierenden Hotel Foyot in der Rue de Tournon; gegenüber vom Senat. Dort, wo Radiguet starb und wo Rilke wohnte. Überhaupt betrachteten wir den ganzen Komplex zwischen dem Palais und dem Odeon als Roths unumschränktes Reich. Dort irrt sicher noch heute sein Geist umher.

Ich hatte viele Freunde im Leben, aber nur Joseph Roth nannte mich Freund seiner Seele. Lange hindurch schlossen wir unsere Briefe mit dem Satz aus einem seiner Jugendgedichte: „Hoch die Geige!“

„Hoch die Geige! Hoch die Geige!  
Stille, dummes Herz, und schweige!“

So hieß der Anfang dieses Gedichtes.

In den letzten bitteren Jahren seines Lebens schrieb Roth am Schluß seiner kurzen Briefchen die Worte: „Nieder die Geige!“

Wenn es elysische Gefilde für Dichter gäbe — oh! daß sie den Champs Elysées in Paris glichen — und wir uns dort einst im Monat April wieder begegneten, den der Verfasser der hübschen Erzählung „April“ so gern beschrieb! Das eigentliche Vaterland des großen österreichischen Dichters, der an der slawischen Grenze zweier Monarchien geboren wurde, war Paris, das Pariser Pflaster, auf dem er mit seinen dünnen Beinen leicht dahinschritt, mit seinem Stöckchen klopfend, wie ein Zauberer, einem Magier gleichend oder einer der Gestalten von E. Th. A. Hoffmann!

(Übersetzt aus dem Polnischen von Christa Werner, mag. phil.)

X Irmgard Keun:

## BEGEGNUNG IN DER EMIGRATION

Als ich Joseph Roth zum erstenmal in Ostende sah, da hatte ich das Gefühl; einen Menschen zu sehen, der einfach vor Traurigkeit in den nächsten Stunden stirbt. Seine runden blauen Augen starrten beinahe blicklos vor Verzweiflung, und seine Stimme klang wie verschüttet unter Lasten von Gram. Später verwischte sich dieser Eindruck, denn Roth war damals nicht nur traurig, sondern auch noch der beste und lebendigste Hassler.

Er schrieb an einem Roman aus dem alten Österreich. Wie viele seiner Bücher war auch dieses Buch von einer fast beklemmenden stilistischen Abgeklärtheit, mit halb gestorbenen, dunkel bewegten Menschen — lebendigen Schatten oder schattenhaft Lebendigen im erbarmungslosen Licht unerbittlicher Wahrheiten. Und über allem die zu Eis erstarrte Luft letzter Hoffnungslosigkeit, die noch hinter der Verzweiflung liegt.

In seinen Büchern versenkte Roth sich gern in die Welt der alten österreichischen Monarchie — in eine Welt, von der er mit verzweifelter Anstrengung und Inbrunst glauben wollte, daß sie ihm — zumindest früher einmal — Heimat des Denkens und des Fühlens war. Doch er wußte, daß er ewig heimatlos war und sein würde. Alles, was seinem Wesen nahe kam — Menschen, Dinge, Ideen —, erkannte er bis in die verborgenste Unzulänglichkeit hinein und bis in jene Kälte, die auch den lebendigsten wärmsten Atem einmal erstarren macht. So suchte er denn nach Welten, die ihm



wesensfremd waren und von denen er hoffte, daß sie ihm unerkennbar und wärmend bleiben würden. Doch was seiner rastlos schaffenden Phantasie gelang, zerstörte ihm immer wieder sein bitterböser unerbittlicher Verstand. Er hätte den Teufel gesegnet und Gott genannt, wenn er ihm geholfen hätte, an ihn zu glauben.

Zuweilen sah er sich selbst in geisterhaft leerem Raum zwischen Rationalismus und Mystik, gelöst von der Wirklichkeit und das Unerreichbare nicht erreichend und wissend dabei, daß es nicht zu erreichen war. Er war gequält und wollte sich selbst loswerden und unter allen Umständen etwas sein, was er nicht war. Bis zur Erschöpfung spielte er zuweilen die Rolle eines von ihm erfundenen Menschen, der Eigenschaften und Empfindungen in sich barg, die er selbst nicht hatte. Es gelang ihm nicht, an seine Rolle zu glauben, doch er empfand flüchtige Genugtuung und Trost, wenn er andere daran glauben machen konnte. Seine eigene Persönlichkeit war viel zu stark, um nicht immer wieder das erfundene Schattenwesen zu durchtränken, und so empfand er sich manchmal als ein seltsam wandelndes Gemisch von Dichtung und Wahrheit, das ihn selbst zu einem etwas erschrockenen Lachen reizte.

Roth konnte damals noch seine Qualen und Traurigkeiten vergessen und gern und gut lachen. Er konnte auch zuweilen noch sehr gut, sehr intensiv und äußerst lebendig in der Wirklichkeit leben. Wenn er nicht an seinem Roman arbeitete, schrieb er Artikel gegen den Nationalsozialismus. Ich kenne niemand, der so unerbittlich klar, so überzeugend stark, so leidenschaftlich kompromißlos darüber und dagegen schrieb wie Roth. Ich kenne niemand, der so erbarmungslos auch die kleinste politische Schwäche prominenter und prominentester Emigranten entdeckte und so furcht- und rücksichtslos angriff. Ich kenne niemand, der besser und folgerichtiger hassen konnte. Und ich kenne niemand, dessen Haß

so nobel, so großzügig, so weltenweit entfernt von jeder kleinlichen persönlichen Beleidigung war. Ich kenne niemand, der immer so sauber und so mutig Stellung nahm gegen jede Ungerechtigkeit — ganz gleich, wer sie beging, ganz gleich, wo sie begangen wurde. Ich habe nie wieder einen Menschen gekannt, der so viel reiner Empörung fähig war. Nie wieder einen Menschen, der weniger Rücksicht auf eigenen Schaden oder Nutzen nahm. Und nie wieder einen Menschen, der andere so souverän nach eigenem Ermessen wertete — völlig unfähig, jemals auch nur die Spur eines sozialen Unterschiedes gelten lassen zu können. Erst recht nicht, als ihm gelegentlich einfiel, die Rolle eines dem österreichischen Adel Ergebenen zu spielen.

Röth starb noch vor dem Krieg in Paris. Auch er hatte zuletzt nicht mehr gehaßt, sondern war nur noch traurig gewesen. Er hat nicht Selbstmord begangen, doch ein indirekter Selbstmord zumindest war auch sein Tod gewesen.

In Belgien war damals der Ausschank von Schnaps in Gaststätten verboten. Nur in der Restauration eines etwas düsteren katholischen Heims wurde einem heimlich und freundlich und noch dazu billig ein uralter edler Kognak serviert.

Doch auch Roths Bürotisch in einem Café an der Place d'armes war trotz des Verbotes immer bedeckt mit klebrigen braunen Flecken von Amer Picon.

Während Roth verkrochen in der dunkelsten Ecke des Cafés saß und rastlos die Seiten eines gelben Heftes mit einer Schrift bedeckte — so zierlich als wäre sie mit einer Stecknadel geschrieben — und nur hier und da eine Pause im Schreiben machte, um nach einem Glas zu greifen oder mit den weißen zerbrechlichen Händen flüchtig die entzündeten Augen zu kühlen, glühte draußen der Strand in Fluten von Sonnenlicht. Das Meer jubelte in Glanz und Farben, und die Menschen jubelten aus Lust am Leben.



Fred Grubel, Mein Vetter Muniu, in:

Walter Zadek (Hrsg.), Sie flohen vor dem Hakenkreuz. Selbstzeugnisse der Emigranten. Ein Lesebuch für Deutsche. Reinbek bei Hamburg 1981, S. 229-234 (rororo aktuell 4836)



*Fred Grubel  
(Foto: Eric Pollizer)*

*\* geb. 1908 in Leipzig, ein Vetter des Schriftstellers Joseph Roth, ist heute Leiter des Leo-Baeck-Instituts in New York. Joseph Roth, geb. 1894 in Brody Galizien, Journalist und Schriftsteller («Hiob», «Radetzky-marsch». Mehrere Bücher in der Emigration, Werkausgabe in der Bundesrepublik), ging 1933 ins Exil nach Frankreich, starb 1939 in Paris*

Fred Grubel\*

## Mein Vetter Muniu

Spaies

«Meinem lieben Fritz Grubel zu seiner Konfirmation von seinem Joseph Roth» steht in Roths feiner kleiner Handschrift in meiner deutschen Ausgabe von Romain Rollands *Colas (Meister) Breugnot*. Heute noch besitze ich dieses Geschenk meines ältesten Veters. Wir waren in der Grubel-Familie eine ganze Reihe von Vettern und Cousinsen, ich der beinahe jüngste und der einzige in Deutschland geborene. Nicht lange vor meiner Bar Mitzwah, wofür Roth das Wort «Konfirmation» benutzte, war Vetter Muniu bei uns in Leipzig aufgetaucht.

Ich wußte schon vorher von ihm, den die Familie Muniu nannte, wie ich annehme, eine polnisierte Koseform seines Vornamens «Moses». Ich wußte, daß er nach unserem gemeinsamen, uralt gewordenen Urgroßvater Mojsche Jossif, dem Grabsteinmetz vom Judenfriedhof in Brody genannt, aber vom Großvater beim *k. k. Matrikelamt* in Brody auf deutsch als «Moses Joseph» eingetragen worden war. Ich wußte, daß er seinen Vater nie gekannt hat. Ich wußte, daß er als erster in der Grubel-Familie die Matura (wie in Österreich die Reifeprüfung genannt wurde) gemacht und daß er sie mit Auszeich-



Joseph Roth (ganz links) im Kreise von Amsterdamer Literaten (Foto aus dem Archiv des Leo Baeck-Instituts in New York)

nung bestanden hat (das Telegramm mit dieser Nachricht wurde jahrelang von meinem Vater aufbewahrt). Ich wußte, daß er an der russischen Front für Österreich gekämpft hatte. Ich wußte, daß Aufsätze von ihm bereits in regelrechten Zeitungen abgedruckt worden waren. Die Ausschnitte hatte er meinem Vater geschickt.

Ich wußte, daß seine Mutter, meines Vaters Schwester Manja, ins kriegszerstörte Brody zurückgekehrt war, sobald es wieder in österreichische Hände fiel. Ich wußte, daß sie dort geblieben ist, als Österreich polnisch wurde, um auf ihren Jungen, ihr einziges Kind zu warten, von dem keine Nachricht war.

Ich wußte, daß im Pogromwinter 1918/19 der Junge wirklich nach Hause kam zur Mutter – als Mitfahrer auf einer aus Krieg und Revolution flüchtenden einzelnen Lokomotive (wie Roth erzählte). Und nach wenigen Tagen packte er sich, ließ die Mutter in Brody und fuhr in die Welt des Westens, erst nach Lemberg, schließlich nach Wien, um einer der großen Schriftsteller der deutschen Sprache zu werden. Nur der Mutter schrieb er nie ...

Und dann, 1920, kam er nach Deutschland, nach Leipzig, wo mein Vater, sein Onkel, ihn aufnahm. Ich erinnere mich an ihn, den blonden

freundlichen Vetter mit den klugen blauen Augen, armselig gekleidet, unaufhörlich hustend («chronischer Lungenspitzenkatarrh», erklärte er und zündete sich eine Zigarette an), gerne trinkend («beim Militär gelernt», erklärte er und nahm noch einen Schnaps), auf die Hopfenhändler schimpfend («viel Geld und kein Herz» erklärte er und meinte seinen Onkel).

Dem bewundernden Sextaner erzählte er Geschichten von des uralten Kaisers Soldaten und von des uralten Kaisers Juden im fernen Brody. Und Gedichte schrieb er auch!

Eines habe ich aufbewahrt (es ist bisher unveröffentlicht):

### Ballade

In langer Bettlerschaft verhärtete sein Sinn  
und Hochmut war in ihm vor Erbgesehnen:  
er schlug zum Schlaf am schroffen Wegrand hin  
und war wie einer von den gottvergessenen  
Randsteinen dort am trüben Bachgerinn ...

Nur einmal blühte seiner Seele Gut:  
als er sie mitten zwischen längst begrabenen  
Hoffnungen fand; und sein Vagantenblut  
verjüngt aufrauschte in dem jäh erhabenen  
Heilstrom der Liebe, die die Wunder tut.

Noch da sie fortging, muß' er nach ihr spä'h'n:  
wie man Teeblüten nachsieht, zart gewesen, die Winde töricht wo auf Wüsten sä'n.  
Und war, wie einer von den Niegewesenen,  
die von versteinerten Heiligen Gnade fleh'n.

31. 5. 20

Leipzig

Joseph Roth

Es war Frühling. Wir gingen im Rosental, dem Leipziger Waldpark, spazieren, und ich vergesse nie meinen ungläubigen schauernden Zweifel, als er mir auseinandersetzte: «Im Frühling bin ich auf die Reise gegangen. Da kann man nachts auf einer Bank schlafen und für ein paar Pfennige eine Tüte Kirschen zum Essen kaufen. Also leben, ohne Geld zu haben!» Schließlich fuhr er nach Berlin und wurde Journalist für Zeilenhonorar. Seine winzig kleine Handschrift erklärte er mir als «Selbstverteidigung» gegen die Redakteure. Eine geschriebene Zeile wäre gleich einer Druck-



zeile. So könne er nicht ums Honorar betrogen werden. Die *Neue Berliner Zeitung* kam bald regelmäßig mit der Post. Muniu schrieb für sie und ließ sie uns schicken. Und sie kam jahrelang, auch nachdem er schon längst der Joseph Roth der *Frankfurter Zeitung* geworden war.

Von nun an erschien er sporadisch, wenn immer Zeitungsberichte einen Aufenthalt in Leipzig notwendig machten. Er spornte mich an, gutes Deutsch zu schreiben. Als größte Auszeichnung betrachtete er die Auswahl eines seiner Feuilletons für das offizielle deutsche Lesebuch der Lycées von Frankreich. «Du mußt wissen, um Hilfsredakteur in einer französischen Provinzzeitung zu werden, muß man klassisch-perfektes Französisch schreiben. In Deutschland ist man ein großer Dichter und heißt Jakob Wassermann!» erklärte er mir zu der Zeit von Wassermanns höchster Popularität. Die Liebe, Verehrung und den Respekt für die deutsche Sprache hatte er vom Brodyer Kronprinz-Rudolf-Gymnasium mitgebracht. Er behauptete, den ganzen *«Faust»* auswendig gewußt zu haben, als er in Wien mit höchsten Erwartungen Germanistik zu studieren begann. Und dann kam die Enttäuschung. «Deutsche Sprache und Dichtung wollte ich studieren und mit Grammatik fütterte man mich auf der Universität.»

Ich saß als eifriger Zuhörer, wenn er mit meinem Vater und einem alten Brodyer Schulfreund endlose Gläser heißen Tee mit einer Unzahl von Zuckerwürfeln trinkend stundenlang über die Juden von Brody Erinnerungen austauschte. Menschen und Namen waren kurios. Ob sie nun vom Onkel Nusen Piczenik sprachen, der sich nie von seinem Regenschirm trennte und während der russischen Besetzung als einziger der Familie in Lemberg und Brody geblieben war, um das Besitztum der Schwäger zu schützen (was ihm auch gelang!), oder ob sie sich über Mojsche Polizei, den jüdischen Polizisten von Brody, amüsierten, dessen Sohn der am meisten gefürchtete Mitschüler gewesen war. Von seiner jüdischen Erziehung sprach Roth nie. Jedoch war er tief betroffen, als er nach Erscheinen des *«Hiob»* in Leipzig einen Brief von einem Yeshiva-Bachur aus Polen erhielt, der ihn auf einen schweren Fehler hinwies! Der berühmte Geiger, Mendel Singers Sohn, die Hauptfigur im *«Hiob»*, heißt Menachem (wahrscheinlich im Anklang an Yehudi Menuhin). Dies sei jedoch unmöglich, denn Mendel und Menachem seien identische Namen, und kein jüdisches Kind darf den Namen des Vaters erhalten.

Daß ihm ein solcher Fehler unterlaufen war, störte Roth besonders, da er sorgfältigste Studien allem vorausschickte, worüber er schrieb oder womit er sich beschäftigte. So erbe ich von ihm die Reglements der k. u. k. Armee und der Wiener Hofetikette, als der *«Radetzky-Marsch»* vollendet war. Psychiatrische Lehrbücher und Studien waren in seinem Gepäck

in der bösen Zeit, in der Friedel, seine Frau, in Umnachtung verfiel und er jahrelang sich weigerte, sie in einer Nervenklinik unterzubringen, weil er den Psychiatern in keiner Weise traute. Friedel war der gute Geist seines Lebens gewesen. Es war ihr gelungen, sein Trinken auf ein halbwegs vernünftiges Maß einzuschränken. Der «Lungenspitzenkatarrh» verschwand. Seine Kleidung und sein Gehabe waren nie näher der mir gewohnten bourgeoisen Normalität als zu den Zeiten von Friedels Wachsamkeit und Pflege.

Auch später blieb er, obgleich mehr und mehr Bohemien, der freundlich zugetane Cousin Muniu. Ein charmanter Plauderer, sogar im Familienkreise, las er uns die gerade vollendeten Kapitel von *«Radetzky-Marsch»* vor und diskutierte mit meinem Vater Einzelheiten von Häusern, Gassen und Menschen der fernen Garnisonstadt an der russischen Grenze und der mährischen Bezirksstadt, die beide nichts anderes waren als die Heimatstadt Brody, von ihrer tristen und von ihrer sonnigen Seite gesehen.

Ich saß mit ihm im Leipziger Kaffeehaus Felsche, bis die Kellner die Stühle auf die Tische stellten zum Zeichen der Schließung für die Nacht, und nahm teil an den endlosen Gesprächen mit Hans Natonek, damals Redakteur am *Leipziger Tageblatt*, später *Neue Leipziger Zeitung*. Ich erinnere mich der Geschichten aus Kriegs- und Militärzeit, wie er als «Kadett» beim Trauerzug des Kaisers Franz Joseph Spalier gestanden und ihm die Tränen gekommen waren in Trauer nicht nur um den guten Kaiser, sondern um das große menschliche Österreich, das – wie er und seine Kameraden fühlten – ebenfalls zu Grabe getragen wurde. Es wäre die Menschlichkeit der k. u. k. Offiziere, die er nie vergessen würde. Als Beispiel erzählte er, während des kalten miserablen Kriegswinters 1916/17 wäre er als hungriger und armseliger «Kadett» wegen der Schabigkeit seiner Uniform von einem Obersten auf der Wiener Ringstraße «gestellt», d. h. zur Erklärung seiner, einem künftigen Offizier der k. u. k. Armee unwürdigen Erscheinung zur Rede gestellt worden. Er erklärte, daß er zu arm sei, sich besser zu kleiden und zu pflegen. Woraufhin der k. u. k. Oberst ihn in ein entsprechendes Geschäft kommandiert und ihm eine vollkommene Garderobe gekauft hätte.

Ob dies wirklich geschehen ist oder ob es eine der «schönen Geschichten» ist, die Roth gesponnen hat, weiß ich nicht. Auf jeden Fall zeigt es, wie Roth gefühlt hat in seiner Sehnsucht nach dem verschwundenen Kaiserstaat.

War der Cousin Muniu meiner Gymnasiastenzzeit für mich der Geschichtenerzähler einer melancholisch besonnenen Vergangenheit, so wurden die Gesprächsthemen meiner Studentenzzeit Vorwarnungen schwer-



sten Schicksals. 1930 erwachte, was an liberalem deutschem Bürgertum noch existierte, mit Schrecken, als das traditionell «rote Sachsen» der NSDAP einen unerhörten Landtagswahlsieg brachte. Roth unternahm eine Berichtreise in das kleinbürgerliche Mitteldeutschland, in dem die Nazis zur Großpartei geworden waren. Leipzig war sein Ausgangspunkt. Der «Brief aus dem Harz» (Werke, Bd. IV, S. 685 ff) war sein Bericht, den die *Frankfurter Zeitung* veröffentlichte und den er zeichnete als «äußerst trauriger» Joseph Roth.

Was er nicht veröffentlichte, war jedoch noch viel aufregender. Als er nun von dieser Harz-Reise nach Leipzig zurückkehrte, formulierte er seine Eindrücke mit dem grauenvoll hellsichtigen Satz, der mir noch in den Ohren klingt: «Wir stehen nur wenige Tage vor Kischinew!» Kischinew war die Stadt, das Symbol des vor Auschwitz blutigsten Pogroms der Zarenzeit! «Wir» waren die Juden, zu denen er sich ohne Zögern hinzuzählte. Zionist war er gewiß nie. «Wir haben nicht 2000 Jahre als die Träger des Weltgewissens durchgekämpft, durchgelitten und durchgehalten, um als kleines levantinisches Völkchen zu enden», hatte er mir erklärt. Aber als Jude fühlte er sich in der Stunde der Gefahr.

Er hatte die für ihn bezeichnende Idee, daß nur eine Verbindung mit der seiner Ansicht nach größten und klügsten Macht der Erde, der römisch-katholischen Kirche, uns retten könne. Der Vatikan sei gescheit genug zu wissen, daß Geld die Welt regiert. Eine Millionenspende für «irgendeinen heiligen Zweck» müßte von den reichen Juden (jüdischer und christlicher Konfession) aufgebracht und Seiner Heiligkeit übergeben werden durch einen gut katholisch getauften Juden – er hatte den Industriellen Louis Hagen im Sinn, der gerade päpstlicher Kammerherr geworden war. Als Gegenleistung würde dann die Kirche die heidnisch-gottlose NSDAP mit dem Kirchenbann belegen. Wenn die Kirchenglocken im katholischen Deutschland verstummen, wenn keine Messe gelesen, wenn keine Sakramente den Nazis erteilt werden, dann würde zumindest der katholische Teil Deutschlands zur Besinnung kommen und Deutschland und die Juden vor der antichristlichen und antijüdischen Katastrophe bewahrt bleiben.

Ich selbst habe den Brief gelesen, in dem er Moses Waldmann, einem Berliner Journalisten, den er für «gescheit und höchst einflußreich» hielt, die Ausführung dieses Plans dringendst ans Herz legte. Leider war der Adressat ganz und gar nicht einflußreich oder vielleicht auch zu gescheit, um Roths Hirngespinnst wirklich ernst zu nehmen.

Mag auch der Rettungsplan nicht realistisch gewesen sein, Roths Beurteilung der politischen Situation war es gewiß. Ich sah ihn zum letztenmal in Berlin im Sommer 1932. Wir saßen bei Mampe am Kurfürstendamm,

als draußen die Braun- und Schwarzhemden triumphierend schwadronierten. Die neue Papen-Regierung hatte gerade das SA- und SS-Verbot aufgehoben! «Denen gehört jetzt Deutschland», sagte Roth. «In spätestens einem Jahr werden sie regieren, und wir werden alle verbrannt werden; nicht nur die Bücher des Juden Roth und seiner jüdischen Kollegen, sondern auch die Bücher der Arier Mann und Unruh und aller, die zur deutschen Kultur gehören, werden verbrannt werden – auf offenem Markte!» Ungläubig schüttelte ich den Kopf . . .

Wenige Monate später verließ Roth Deutschland für immer. Ich blieb im Lande, wagte natürlich nicht, ihm nach Paris zu schreiben. 1939 – mit Buchenwald hinter mir – flüchteten meine junge Familie und ich nach England. Von London berichtete ich ihm, daß wir schließlich der Hölle entronnen seien und hofften, bald nach Amerika weiterwandern zu können. Er antwortete prompt, daß er freudig «gerührt» sei, mich gerettet zu wissen, und daß er hoffe, wir würden uns in New York wiedersehen. Er sei von Mrs. Roosevelt zur Pen-Club-Tagung nach Amerika eingeladen und möchte wohl die Reise unternehmen.

Roths Brief selbst habe ich verloren, seinen Inhalt und Wortlaut jedoch nie vergessen. Auf meine Antwort kam keine Erwiderung mehr. Kurze Zeit danach starb mein Vetter Muniu in Paris.

Sieben Jahre später, 1946, arbeitete ich in Paris im internationalen jüdischen Hilfswerk für die Überlebenden des Hitler-Terrors. Dem Friedhof zu Thiais bezahlte ich eine Gebühr fürs Grab von Joseph Roth, damit es erhalten bliebe und nicht der Friedhofsordnung gemäß eingeebnet würde zum Neugebrauch.

Auf Anregung von Friderike Zweig und Caroline Birmann suchte ich Roths Übersetzerin und Freundin Mme. Blanche Gidon auf. An einem grausilbernen Pariser Wintermorgen stieg ich die steile Rue des Martyrs auf dem Montmartre hinauf, wo Mme. Gidon wohnte. Die lebenswürdige, zierliche, schneeweiße alte Dame übergab mir einen alten abgenutzten Coupékoffer. Wir öffneten ihn, und ich übernahm Roths Manuskripte, Bücher, Briefe, die jetzt im Archiv des Leo-Baeck-Instituts sind. Auf meine Frage, wo Mme. Gidon diese lebensgefährlichen Schätze während der Pariser Schreckensherrschaft der Gestapo aufbewahrt habe, kam die lächelnde Antwort: «*Sous le lit de la concierge!*»

So verdanken wir einer unbekanntenen Tochter des einfachen Volkes von Paris die Erhaltung eines Großteils der Handschriften von Joseph Roth, diesem Abschiedsgeschenk des einfachen kaisertreuen Judenvolkes von Galizien an das versunkene Habsburger Österreich.



Aus: David Bronsen: "Joseph Roth, Eine Biografie"

JOSEPH ROTH

Guten Morgen, lieber Gott,  
mache diese frühe Stunde,  
nicht wie sonst zur ersten Kunde,  
von der nächsten bösem Trott.

Meine Augen sind verklebt,  
von dem schweren Leim der Pflichten,  
und mein schwaches Herze bebt,  
schon aus Angst vor den Verzichten.

Ach, die Vögel habens gut!  
deshalb loben sie dich alle,  
fliegen gut in deiner Hut,  
Menschen sitzen in der Falle.

Dieser zappelt im Büro,  
jener stöhnt an Rad und Riemen,  
alle sitzen am Popo,  
emsig schuftend wie die Biemen.

Manche freilich treiben Sport,  
und auch das ist kein Vergnügen,  
lieber bleib ich im Abort  
und betrachte deine Fliegen,

wie sie summen, wie sie brummen,  
Ich entfalte dann die Zeitung,  
eine ernste Vorbereitung,  
auf die Stunden, welche kummen.

Mach sie, lieber Gott, mir leicht!  
gib mir Ruhe bis zum Abend,  
daß ich nichts zu tuen habend,  
sagen kann: es ist erreicht!

Aus: "Das falsche Gewicht",

© Kiepenheuer und Witsch, 1956

Zu Hause schrie der Säugling. Was ein Wunder! Säuglinge schreien. Sie wissen nicht, ob sie Bastarde sind oder nicht. Sie haben ein Recht, zu wimmern und zu schreien. Übrigens übertönten in Eibenschütz' Ohren die leise klingenden Ohr-  
ringe der Euphemia auch das laute Schreien des Säuglings. Eibenschütz dachte gar nicht mehr an seine Frau und an das Kind des Josef Nowak.

Als er sein Haus betrat, dachte der Eichmeister nur daran, daß er der Hebamme nicht begegnen dürfte. Dies allein war seine Sorge. Aber es gelang ihm keineswegs. Sie hatte gehört und gesehen, wie er ankam. Und sie ging ihm entgegen mit der beruflichen Fröhlichkeit, die ihr eigen war und berichtete ihm alles, was er nicht zu wissen wünschte: daß der Junge prächtig sei und daß sich die Mutter wohl befinde.

Eibenschütz dankte ihr gehässig. Immer noch klingelten in seiner Erinnerung und in seinem Herzen die goldenen Münzen an den goldenen Ohringen. Er fühlte sich sehr unsicher, sehr unsicher fühlte er sich. Zuweilen war es ihm, als sei er kein Mensch mehr, sondern ein Haus und er wäre imstande, seinen nahen Einsturz vorauszuhnen, als wäre er ein Haus oder eine Mauer: es barst und bröckelte in ihm, und er fühlte kaum noch den Boden unter seinen Füßen. Er selbst schwankte, das ganze Haus schwankte, es schwankte auch der Sessel, auf den er sich setzte, um sein Frühstück einzunehmen. Der Hebamme wegen ging er jetzt hinein, in das Schlafzimmer, in dem seine Frau Regina seit ihrer Niederkunft wieder untergebracht war. Skandale wollte er nicht. Der Hebamme wegen.

Er sagte zu seiner Frau flüchtig und gehässig: „Guten Morgen“ und betrachtete den Säugling Josef Nowaks, den ihm die Hebamme mit beruflichem Dienstifer entgegenstreckte. Der Säugling wimmerte. Er roch zudringlich und säuerlich nach Muttermilch und Urin. Eibenschütz dankte Gott, daß es nicht sein eigener Sohn war. Er empfand ein wenig Schadenfreude darüber, daß es der Sohn des verhaßten Josef Nowak war. Aber lauter noch als die Schadenfreude tönnten in seinem Herzen die klingelnden Ohr-  
ringe.



Aus: Joseph Roth "Panoptikum. Gestalten und Kulissen.", 1930  
© Kiepenheuer und Witsch

Das Hotel, das ich wie ein Vaterland liebe, liegt in einer der großen europäischen Hafenstädte, und die schweren, goldenen Antiqua-Lettern, in denen sein banaler Name über den Dächern der langsam emporsteigenden Häuser aufleuchtet, sind für mein Auge lauter metallene Fahnen, stehende Fähnchen, die zur Begrüßung glänzen statt zu flattern. Wie andere Männer zu Heim und Herd, zu Weib und Kind heimkehren, so komme ich zurück zu Licht und Halle, Zimmermädchen und Portier - und es gelingt mir immer, die Zeremonie der Heimkehr so vollendet abrollen zu lassen, daß die einer förmlichen Einkehr ins Hotel gar nicht beginnen kann. Der Blick, mit dem mich der Portier begrüßt, ist mehr als eine väterliche Umarmung. Und als wäre er wirklich mein Vater, bezahlt er aus eigener Westentasche den Chauffeur, um den ich mich nicht mehr kümmere. Der Empfangschef im Cutaway tritt aus seinem gläsernen Verschlag und lächelt mehr, als er sich verbeugt. So selig scheint ihn meine Ankunft zu machen, daß sein Rücken seinem Mund Freundlichkeit abgibt und das Berufliche sich mit dem Menschlichen in der Begrüßung teilt. Er würde sich schämen, mir einen Meldezettel vorzulegen; so genau weiß er, daß ich das Gesetz als eine persönliche Beleidigung empfinde. Meinen Meldezettel schreibt er später, wenn ich schon im Zimmer bin, mit eigener Hand, obwohl er keine Ahnung hat, woher ich komme. Nach Lust und Laune schreibt er irgendeinen Namen hin, einen der Städte, die er für würdig hält, von mir besucht zu werden.

Aus: Joseph Roth "Briefe"

© Kiepenheuer und Witsch, 1970

*An René Schickele*

20. Januar 1930.

Sehr verehrter lieber Herr René Schickele,  
ich danke Ihnen sehr herzlich für Ihren lieben guten Brief und für die liebenswürdige Einladung. Ich nehme sie sehr frohen Herzens an. Ich bin nur noch nicht imstande, Berlin zu verlassen, ehe die Angelegenheit meiner Frau nicht wenigstens so weit geordnet ist, daß ich weiß, wo sie bleibt. Augenblicklich ist sie bei meinem Freund. Jeden Tag muß ich mir die paar Mark zusammenkratzen, die für sie, die Pflegeschwester und anderes notwendig sind. Ich bemühe mich um einen größeren Reiseauftrag, ich lasse dann hier ein paar tausend zurück, zu mindest die Aussicht auf sie und wandere weiter. Mit dem Andern, der seelischen Belastung, muß man allein fertig werden. Und da hilft es leider nicht, daß man selbst ein Schriftsteller ist. Das ist man offiziell und privat ist man ein ganz kleiner armer Teufel, der schwerer schleppt als ein Straßensbahnschaffner. Die Zeit allein und nicht die Begabung kann uns die Distanz geben, und ich habe nicht viel Zeit mehr. Zehn Jahre meiner Ehe mit diesem Resultat haben mir vierzig bedeutet und meine natürliche Neigung, ein Greis zu sein, unterstützt das äußere Unglück in einer schrecklichen Weise. Acht Bücher bis heute, mehr als 1000 Artikel, seit zehn Jahren jeden Tag zehnstündige Arbeit, und heute, wo mir die Haare ausgehen, die Zähne, die Potenz, die primitivste Freude Fähigkeit, nicht einmal die Möglichkeit, einen einzigen Monat ohne finanzielle Sorge zu leben. Und diese Canaille von Litteratur! Ich bin noch aus der Zeit, in der man ein Grieche und ein Römer war, wenn man mit Geist was zu tun hatte, und ich stehe fremd inmitten dieses gräßlichen Angelsachsentums, dieses sentimentaln Amerikanismus, der die Welt in Deutschland regiert. Es tut mir sehr weh, daß Sie eine so gräßliche langweilige Sache haben. Gehen Sie zu einem Wundermann, nicht zu Ärzten! im übrigen bedarf die Sache nur eines »Ausstands«, wie man in Österreich sagt. Es verschwindet eines Tages, ebenso plötzlich, wie es gekommen ist. Ich werde Ihnen zwei Wochen vorher schreiben, ehe ich komme. Wie lange bleiben Sie in Badenweiler? Fahren Sie nicht weg?

Küssen Sie Ihrer lieben Frau für mich die Hand

In *herzlicher* Zugetanheit Ihr trauriger

Joseph Roth.



Aus: Joseph Roth "Das Spinnennetz"

© Verlag Kiepenheuer und Witsch, 1988

Es war eine Freiturnübung in Weißensee angesagt, unter dem Kommando des Leutnant Wachtl. Hundert Schritte von den anderen entfernt gingen Klitsche, Theodor und Günther. Gast war Günther, herzlich begrüßt und mit Witzen unterhalten. Man hörte das starke Lachen Klitsches.

Theodor sah vor sich unzählige Baumstämme, die das Sonnenlicht brachen und dämpften. Aber die Bäume waren körperlos, Schattenbäume, sie standen nicht fest, sie befanden sich in einer fortwährenden unmerklichen Bewegung, als wäre der ganze Wald eine Kulisse aus dünnem Schleierstoff, von einem ganz sanften Wind bewegt. Deutlicher als die Baumstämme, die sich vor ihm befanden, sah Theodor den Detektiv Klitsche hinter sich; sah, wie er eine Beilpicke erhob, mit beiden Händen, und sich reckte, fühlte, wie Klitsche den Atem anhielt, und dann schloß Theodor die Augen. Als er sie wieder aufschlug, sah er Günther neben sich niederbrechen, sah er den halboffenen Mund des Liegenden, den halben Schrei, den steckengebliebenen, und fühlte eine lastende Stille. So ruhig war es im Walde, als wartete alles auf den Todesschrei, der nicht kam.

Zwischen den Brauen Günthers, an der Nasenwurzel, steckte die Spitze der Beilpicke. Sein Angesicht war weiß, violett schimmernd unter den Augen. Noch atmete er. Der Daumen seiner linken, auf der Brust liegenden Hand bewegte sich wie ein kleiner, fleischiger, sterbender Pendel. Mit einem letzten Röcheln verzog er die Oberlippe, man sah seine

Zähne und ein Stück weißlichgrauen Zahnfleisches.

Klitsche war einen Sack über Günther, die Beilpicke ließ er stecken. Er schleppte ihn weiter über Tannennadeln, über Sandboden, über Zapfen, die leicht knisterten. Da war eine Grube, da hinein fiel Günther, Klitsche zog den Sack fort, um die Beilpicke zu entfernen. Rot und steil, mit unendlich feinem Prasseln, schoß das lang gehemmte Blut aus Günthers Stirn hinauf in die Baumkronen, eine rote Schnur, und tropfte von den Tannen. Es waren klebrige, zähe Tropfen, sie erstarrten sofort, im Niederfallen noch. Verkrusteten sich wie roter Siegellack. Unendliches rauschendes Rot umgab Theodor. Im Felde hatte er dieses Rot gesehen und gehört, es schrie, es brüllte wie aus tausend Kehlen, es flackerte, flammte wie tausend Feuersbrünste, rot waren die Bäume, rot war der gelbe Sand, rot die braunen Nadeln auf dem Boden, rot der scharfgezackte Himmel zwischen den Tannen, in grellgelbem Rot spielte der Sonnenschein zwischen den Stämmen. Purpurne große Räder kreisten in der Luft, purpurne Kugeln rollten auf und nieder, glühende Funken tänzelten zwischendurch, verbanden sich zu sanft gewellten Funkenschlangen, trennten sich. Aus Theodors Innern kam das rauschende Rot, es erfüllte ihn, schlug aus ihm, aber es machte ihn leicht, und sein Kopf schien zu schweben, als wäre er mit Luft gefüllt. Es war wie ein leichter, roter Jubel, ein Triumph, der ihn hob, ein beschwingtes Rauschen, Tod der schweren Gedanken, Befreiung der verborgenen, begraben gewesenen Seele.



Klitsche glitt aus, fiel nieder, stöhnte einmal. Die Beilpicke stand noch eine Weile in der Luft mit aufwärtsragendem Stiel, als wäre sie lebendig und wankte seitwärts. Theodor griff sie auf. Er ahmte Klitsche nach, erhob die Beilpicke und ließ sie niedersausen. Klitsches Schädel krachte ein wenig. Weißgrauer und blutiger Brei quoll aus seiner Stirn. Irgendwo hackte wieder der unermüdliche Specht, zwitscherte der schüchterne Vogel, stieg der schwere Dunst aus dem Waldboden.

Mit leichten Schritten ging Theodor durch den Wald, mürbe Zweige krachten unter seinen Füßen, leicht war er wie eine der hundert tänzelnden Mücken.

Aus: Joseph Roth "Rast angesichts der Zerstörung", 1938

© Verlag Kiepenheuer und Witsch

Gegenüber dem Bistro, in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe - die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern abend stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. Die drei anderen Mauern lagen schon, in Schutt verwandelt, auf dem halb umzäunten Platz. Wie merkwürdig klein erscheint mir heute dieser Platz im Verhältnis zu dem großen Hotel, das einst auf ihm gestanden hatte! Man müßte glauben, ein leerer Platz sei weiter als ein bebauter. Aber wahrscheinlich kommen mir die sechzehn Jahre, nun sie vergangen sind, so köstlich vor, ja, von Kostbarem erfüllt, daß ich nicht begreifen kann, wie sie auf einem so kargen Platz abrollen konnten. Und, weil das Hotel jetzt ebenso zerschmettert ist, wie die Jahre, die ich darin verlebt hatte, verronnen sind, erscheint mir in der Erinnerung auch das Hotel weit größer, als es gewesen sein mochte. An der einzigen Wand erkannte ich noch die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. Gestern schon zog man ein Gerüst, auf dem zwei Arbeiter standen, vor der Wand hoch. Mit Pickel und Steinhammer schlug man auf die Tapete ein, auf meine Wand; und dann, da sie schon betäubt und brüchig war, banden die Männer Stricke um die Mauer - die Mauer am Schafott. Das Gerüst ging mit den Arbeitern nieder. An beiden Rändern der Mauer gingen die Strickenden herunter. Jeder der beiden Männer zog an je einem Strickende. Und mit Gepolter stürzte die Mauer ein. Eine weiße, dichte Wolke aus Kalk und Mörtel verhüllte das Ganze. Aus ihr traten jetzt weißbestaubt, gewaltigen Müllern ähnlich, die Steine mahlen, die zwei



Männer. Sie kamen mir geradewegs entgegen, wie jeden Tag, ein paarmal am Tage. Sie kennen mich, seitdem ich hier sitze. Der Jüngere deutete mit dem Daumen über die Schulter rückwärts und sagte: "Jetzt ist sie weg, Ihre Tapete!" - Ich lud beide ein, mit mir zu trinken, als hätten sie mir eine Wand aufgebaut. Wir scherzten über die Tapete, die Mauern, meine teuren Jahre. Die Arbeiter waren Demolisseure; Niederreißen war ihr Beruf, für Aufbauen kamen sie niemals in Betracht. Und das ist recht so, sagten sie. Jedem sein Beruf und jedem sein Verdienst! Dies ist der König der Demolierer, sagte der Jüngere. Der Ältere lächelte. So heiteren Sinnes waren die Zerstörer; und ich war mit ihnen.

Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füße sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken.. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und größer, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose.

Aus: Joseph Roth "Legende vom Heiligen Trinker"

© Kiepenheuer und Witsch, 1956

Es war ein regnerischer Dienstagnachmittag, und es regnete so dicht, daß Woitech im nächsten Augenblick tatsächlich verschwunden war. Jedenfalls schien es Andreas also.

Es schien ihm, daß sein Freund verlorengegangen war im Regen, genauso, wie er ihn zufällig getroffen hatte, und da er kein Geld mehr in der Tasche besaß, ausgenommen fünfunddreißig Francs, und verwöhnt vom Schicksal, wie er sich glaubte, und der Wunder sicher, die ihm gewiß noch geschehen würden, beschloß er, wie alle Armen und des Trunkes Gewohnten es tun, sich wieder dem Gott anzuvertrauen, dem einzigen, an den er glaubte. Also ging er zur Seine und die gewohnte Treppe hinunter, die zu der Heimstätte der Obdachlosen führt.

Hier stieß er auf einen Mann, der eben im Begriffe war, die Treppe hinaufzusteigen, und der ihm sehr bekannt vorkam. Infolgedessen grüßte Andreas ihn höflich. Es war ein etwas älterer, gepflegt aussehender Herr, der stehenblieb, Andreas genau betrachtete und schließlich fragte: »Brauchen Sie Geld, lieber Herr?«

An der Stimme erkannte Andreas, daß es jener Herr war, den er drei Wochen vorher getroffen hatte. Also sagte er: »Ich erinnere mich wohl, daß ich Ihnen noch Geld schuldig bin, ich sollte es der heiligen Therese zurückbringen. Aber es ist allerhand dazwischengekommen, wissen Sie. Und ich bin schon das dritte Mal daran verhindert gewesen, das Geld zurückzugeben.«

»Sie irren sich« – sagte der ältere, wohlangezogene Herr – »ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Sie verwechseln mich offenbar, aber es scheint mir, daß Sie in einer Verlegenheit sind. Und, was die heilige Therese betrifft, von der Sie eben gesprochen haben, bin ich ihr dermaßen menschlich verbunden, daß ich selbstverständlich bereit bin, Ihnen das Geld vorzustrecken, das Sie ihr schuldig sind. Wieviel macht es denn?«

»Zweihundert Francs« – erwiderte Andreas – »aber verzeihen Sie, Sie kennen mich ja nicht! Ich bin ein Ehrenmann, und Sie können mich kaum mahnen. Ich habe nämlich wohl meine Ehre, aber keine Adresse. Ich schlafe unter einer dieser Brücken.«

»Oh, das macht nichts!« – sagte der Herr. »Auch ich pflege da zu schlafen. Und Sie erweisen mir geradezu einen Gefallen, für den ich nicht genug dankbar sein kann, wenn Sie mir das Geld abnehmen. Denn auch ich bin der kleinen Therese so viel schuldig!«

»Dann« – sagte Andreas – »allerdings, stehe ich zu Ihrer Verfügung.«

Er nahm das Geld, wartete eine Weile, bis der Herr die Stufen hinaufgeschritten war, und ging dann selber die gleichen Stufen hinauf und geradewegs in die Rue des Quatre Vents in sein altes Restaurant, in das russisch-armenische Tari-Bari, und dort blieb er bis zum Samstagabend. Und da erinnerte er sich, daß morgen Sonntag sei und daß er in die Kapelle Ste Marie des Batignolles zu gehen habe.



Aus: Joseph Roth "Werke in drei Bänden", Juden auf der Wanderschaft  
© Kiepenheuer und Witsch, 1956

Nach einer alten Legende sind einmal zwei Ostjuden durch die Welt gezogen, um Geld zum Bau einer Synagoge zu sammeln. Sie kamen zu Fuß durch Deutschland, sie kamen an den Rhein, gingen nach Frankreich und begaben sich in die alte jüdische Gemeinde Frankreichs, nach Montpellier. Von hier zogen sie ostwärts, ohne Karte, ohne die Wege zu kennen und verirrten sich. Sie gelangten in einer finstern Nacht in das lebensgefährliche Spanien, wo sie getötet worden wären, wenn sich nicht ihrer die frommen Mönche eines spanischen Klosters angenommen hätten. Die Mönche luden die jüdischen Wanderer zu einem Disput ein, waren über die Gelehrtheit der Juden sehr erfreut, brachten sie sicher über die Grenze zurück und gaben ihnen noch einen Klumpen Gold, zum Bau der Synagoge. Beim Abschied mußten die Juden schwören, das Gold wirklich zum Bau der Synagoge zu verwenden.

Die Juden schworen. Aber die Sitte (wenn auch nicht das Gesetz) verbot ihnen, das Gold, das aus dem Besitz eines Klosters, wenn auch eines freundlichen kam, für das Heiligtum zu benutzen. Sie überlegten lange und kamen endlich auf die Idee, aus dem Goldklumpen eine Kugel zu formen und sie auf dem Dach der Synagoge als eine Art Wahrzeichen anzubringen.

Diese goldene Kugel leuchtet noch auf dem Dach der Synagoge. Und sie ist das einzige, das die Juden des Ostens noch mit ihrer alten spanischen Heimat verbindet.

Diese Geschichte erzählte mir ein alter Jude. Er war Thoraschreiber von Beruf, ein *Sophar*, ein frommer und ein weiser und ein armer Mann. Er war ein Gegner der Zionisten.

Jetzt, sagte er, wird der *Cherim* (der Bannfluch) gegen Spanien erlöschen. Ich habe nichts dagegen, daß meine Enkel nach Spanien gehen. Es ist den Juden nicht immer dort schlecht gegangen. Es gab fromme Menschen in Spanien und wo fromme Christen sind, können auch Juden leben. Denn die Gottesfurcht ist immer noch sicherer als die sogenannte moderne Humanität.

Er wußte nicht, der Alte, daß die Humanität nicht mehr modern ist. Er war nur ein armer Thoraschreiber.

Aus: Joseph Roth "Zipper und sein Vater"

o Kiepenheuer und Witsch

Ich hatte keinen Vater - das heißt: ich habe meinen Vater nie gekannt -, Zipper aber besaß einen. Das verlieh meinem Freund ein besonderes Ansehen, als wenn er einen Papagei oder einen Bernhardiner gehabt hätte. Wenn Arnold sagte: "Ich gehe mit meinem Vater morgen auf den Kobenzl", so wünschte ich mir, auch einen Vater zu haben. Man konnte ihn bei der Hand nehmen, seine Unterschrift nachahmen, man konnte von ihm Rügen, Strafen, Belohnungen, Prügel erhalten. Manchmal wollte ich meine Mutter veranlassen, noch einmal zu heiraten; denn selbst ein Stiefvater kam mir begehrenswert vor. Die Lage der Dinge ließ es aber nicht zu.

Der junge Zipper protzte immer mit seinem Vater. Dies hatte ihm der Vater gekauft, jenes verboten. Dies hatte er ihm versprochen, jenes versagt. Mit dem Lehrer wollte der Vater sprechen, einen Hauslehrer wollte er bestellen, Arnold eine Uhr zur Konfirmation kaufen und ihm ein eigenes Zimmer einrichten. Selbst wenn der Vater dem Sohn eine Unannehmlichkeit zufügte, so war es, als hätte Arnold sie selbst gewünscht. Der Vater war ein mächtiger, aber zugleich auch ein dienstbarer Geist.

Manchmal kam ich mit Arnolds Vater zusammen. Eine Viertelstunde lang behandelte er mich wie seinen eigenen Sohn. Er sagte mir zum Beispiel: "Mach den Kragen zu, es geht ein Nordwest, man kann Halsweh kriegen". Oder: "Zeig mir mal deine Hand



her, du hast dich ja verletzt, wir wollen drüben in die Apotheke gehen und etwas draufstreichen." Oder: "Sag deiner Mutter, sie soll dich zum Friseur schicken. Im Hochsommer trägt man keine langen Haare." Oder: "Kannst du schon schwimmen? Ein junger Mann muß schwimmen können!" Dann war es, als hätte mir der junge Zipper den alten geliehen. Ich war meinem Freund dankbar, hatte aber zugleich das peinliche Gefühl, daß ich ihm seinen Vater zurückgeben mußte. Geliehene Sachen waren schließlich nicht eigene.

Die schrecklichen Neuigkeiten flammten auf in den Zeitungen, die Mendel jeden Morgen zu kaufen pflegte. Sie flammten auf, er vernahm wider Willen ihren fernen Widerschein, er wollte nichts von ihnen wissen. Über Rußland regierte kein Zar mehr. Gut, mochte der Zar nicht mehr regieren. Von Jonas und Menuchim wußten sie jedenfalls nichts zu melden, die Zeitungen. Man wettete bei Skowronnek, daß der Krieg in einem Monat zu Ende sein würde. Gut, mochte der Krieg zu Ende gehn. Schemarja kehrte nicht zurück. Die Leitung der Irrenanstalt schrieb, daß Mirjams Zustand sich nicht gebessert habe. Vega schickte den Brief ein, Skowronnek las ihn Mendel vor. „Gut“, sagte Mendel, „Mirjam wird nicht mehr gesund werden!“

Sein alter schwarzer Kaftan schimmerte grün an den Schultern, und wie eine winzige Zeichnung der Wirbelsäule wurde, den ganzen Rücken entlang, die Naht sichtbar. Mendels Gestalt wurde kleiner und kleiner. Die Schöße seines Rockes wurden länger und länger und berührten, wenn Mendel ging, nicht mehr die Schäfte der Stiefel, sondern fast schon die Knöchel. Der Bart, der früher nur die Brust bedeckt hatte, reichte bis zu den letzten Knöpfen des Kaftans. Der Schirm der Mütze aus schwarzem, nunmehr grünlichem Rips, war weich und dehnbar geworden und hing schlaff über Mendel Singers Augen, einem Lappen nicht unähnlich. In den Taschen trug Mendel Singer viele Sachen: Päckchen, um die man ihn geschickt hatte, Zeitungen, verschiedene Werkzeuge, mit denen er die schadhafte Gegenstände bei Skowronneks reparierte, Knäuel bunter Bindfäden, Packpapier und Brot. Diese Gewichte beugten den Rücken Mendels noch tiefer, und weil die rechte Tasche gewöhnlich schwerer war als die linke, zog sie auch die rechte Schulter des Alten hinunter. Also ging er schief und gekrümmt durch



die Gasse, ein baufälliger Mensch, die Knie geknickt und mit schlurfenden Sohlen. Die Neuigkeiten der Welt und die Wochentage und Feste der andern rollten an ihm vorbei, wie Wagen an einem alten abseitigen Haus.

Eines Tages war der Krieg wirklich zu Ende. Das Viertel war leer. Die Menschen waren fortgegangen, die Friedensfeiern zu sehen und die Heimkehr der Regimenter. Viele hatten Mendel aufgetragen, auf die Häuser zu achten. Er ging von einer Wohnung zur andern, prüfte die Klinken und Schlösser und kehrte heim, in den Laden. Aus einer unermesslichen Ferne glaubte er das festliche Gedröhn der freudigen Welt zu hören, das Knallen der Feuerwerke und das Gelächter zehntausender Menschen. Ein kleiner stiller Frieden kam über ihn. Seine Finger kraulten den Bart, seine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. ja, sogar ein winziges Kichern kam in kurzen Stößen aus seiner Kehle. „Mendel wird sich auch ein Fest machen“, flüsterte er und zum erstenmal ging er an einen der braunen Grammophonkästen. Er hatte schon gesehen, wie man das Instrument aufdrehte. „Eine Platte, eine Platte!“ sagte er. Heute vormittag war ein heimgekehrter Soldat dagewesen und hatte ein halbes Dutzend Platten gebracht, neue Lieder aus Europa. Mendel packte die oberste aus, legte sie behutsam auf das Instrument, dachte eine Weile nach, um sich genau an die Hantierung zu erinnern und setzte endlich die Nadel auf. Es räusperte sich der Apparat. Dann erklang das Lied. Es war Abend, Mendel stand im Finstern neben dem Grammophon und lauschte. Jeden Tag hatte er hier Lieder gehört, lustige und traurige, langsame und hurtige, dunkle und helle. Aber niemals war ein Lied wie dieses hier gewesen. Es rann wie ein kleines Wässerchen und murmelte sachte, wurde groß wie das Meer und rauschte. Die ganze Welt höre ich jetzt — dachte Mendel.

Aus: Joseph Roth "Radetzkmarsch"

© Kiepenheuer und Witsch, 1956

Der Kaiser war ein alter Mann. Er war der älteste Kaiser der Welt. Rings um ihn wandelte der Tod, im Kreis, im Kreis und mähte und mähte. Schon war das ganze Feld leer, und nur der Kaiser, wie ein vergessener silberner Halm, stand noch da und wartete. Seine hellen und harten Augen sahen seit vielen Jahren verloren in eine verlorene Ferne. Sein Schädel war kahl, wie eine gewölbte Wüste. Sein Backenbart war weiß, wie ein Flügelpaar aus Schnee. Die Runzeln in seinem Angesicht waren ein verworrenes Gestrüpp, darin hausten die Jahrzehnte. Sein Körper war mager, sein Rücken leicht gebeugt. Er ging zu Hause mit trippelnden, kleinen Schritten umher. Sobald er aber die Straße betrat, versuchte er, seine Schenkel hart zu machen, seine Knie elastisch, seine Füße leicht, seinen Rücken gerade. Seine Augen füllte er mit künstlicher Güte, mit der wahren Eigenschaft kaiserlicher Augen: sie schienen jeden anzusehen, der den Kaiser ansah, und sie grüßten jeden, der ihn grüßte. In Wirklichkeit aber schwebten und flogen die Gesichter nur an ihnen vorbei, und sie blickten geradeaus auf jenen zarten, feinen Strich, der die Grenze ist zwischen Leben und Tod, auf den Rand des Horizontes, den die Greise immer sehen, auch wenn ihn Häuser, Wälder oder Berge verdecken. Die Leute glaubten, Franz Joseph wisse weniger als sie, weil er so viel älter war als sie. Aber er wußte vielleicht mehr als manche. Er sah die Sonne in seinem Reiche untergehen, aber er sagte nichts. Er wußte, daß er vor ihrem Untergang noch sterben werde. Manchmal stellte er sich ahnungslos und freute sich, wenn man ihn umständlich über Dinge aufklärte, die er genau kannte. Denn mit der Schlauheit der Kinder und der Greise liebte er die Menschen irrezuführen. Und er freute sich über die Eitelkeit, mit der sie sich bewiesen, daß sie klüger wären als er. Er verbarg seine Klugheit in der Einfalt: denn es geziemt einem Kaiser nicht, klug zu sein wie seine Ratgeber.



Lieber erscheint er einfach als klug. Wenn er auf die Jagd ging, wußte er wohl, daß man ihm das Wild vor die Flinte stellte, und obwohl er noch anderes hätte erlegen können, schoß er dennoch nur jenes, das man ihm vor den Lauf getrieben hatte. Denn es ziemt einem alten Kaiser nicht, zu zeigen, daß er eine List durchschaue und besser schießen könne als ein Förster. Wenn man ihm ein Märchen erzählte, tat er, als ob er es glaube. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, jemanden auf einer Unwahrheit zu ertappen. Wenn man hinter seinem Rücken lächelte, tat er, als wüßte er nichts davon. Denn es ziemt einem Kaiser nicht, zu wissen, daß man über ihn lächelte; und dieses Lächeln ist auch töricht, solange er nichts davon wissen will. Wenn er Fieber hatte, und man rings um ihn zitterte und sein Leibarzt vor ihm lag, daß er keines habe, sagte der Kaiser: „Dann ist ja alles gut!“, obwohl er von seinem Fieber wußte.

Aus: "Joseph Roth", Gnädige Frau! (Fingierter Brief); Manuskript  
 © Verlag Kiepenheuer und Witsch 1918

Gnädige Frau!

Jetzt noch, da ich dieses schreibe, bin ich Ihr »Feind«. Wenn dieser Brief erledigt sein wird — ich hoffe, er wird Sie erreichen — werde ich in jenes Reich gegangen sein, wo es keine Feindschaft mehr gibt und wo selbst dieses fürchterliche und nie dagewesene Morden zu einem geringfügigen Nichts verkümmert, das die ewigen Gesetze jenes Reiches in ihrer großen, heiligen Unwandelbarkeit gar nicht berührt. [...] Niemand kann Ihnen besser Auskunft über die letzte Stunde Ihres Mannes geben, denn ich. Denn er starb in meinen Armen. Er gab mir die letzten Grüße für Sie mit. Noch mehr: er starb durch mich, denn ich habe ihn getötet: Ich bin sein Mörder.

Als der Befehl zum Angriff kam, stürmte ich vor. Nachdem ich meine Handgranaten verschleudert hatte, griff ich zum Gewehr. Plötzlich fühlte ich mich umschlungen. Aug' in Aug' mir gegenüber mein »Feind«. Ich sah in sein wildes Gesicht. Seine Augen glühten wahnsinnig. Wirr fiel ihm das Haar in die Stirn. »Er will dich töten« dachte ich und ich suchte mit der freien Linken nach meinem Stoßmesser. Ein glücklicher Griff: ich hatte es. Und — ich stieß zu. Ich sah ihn blaß werden, fühlte mich frei, sah ihn vor mir niedersinken. In demselben Augenblick bekam ich einen dumpfen Schlag auf das Haupt. Ich dachte nur noch: ein Kolben. Dann schwanden mir die Sinne. Als ich erwachte, stand die Sonne rot im Westen. Sie blutete durch das Gewirr der kahlen dünnen Zweige. Ein Vogel klagte. Ringsumher lagen Tote. Lagen zerfetzte Gliedmaßen, offene Schädel und breiige Hirnmassen. Dicht neben mir hörte ich stöhnen. [...] Ich sah dem Toten ins Gesicht. Es war fahl, gelb, verfallen. Er mußte schon lange blutend gelegen haben. Er war ein »Feind«. Plötzlich durchzuckte es mich: das war derselbe. Der letzte schreckliche Augenblick vor meiner Ohnmacht lebte wieder auf. Ja, es war derselbe, der mich hatte töten wollen, und — ich hatte ihn getötet. [...]

»Höre«, sagte ich zu dem Toten »nicht *ich* habe dich getötet; Hörst Du? Nicht ich! Der Krieg hat Dich gemordet, wie er schon Millionen gemordet hat. Ich bin nicht schuldig. Oh, über den Wahnsinn, der uns treibt! Oh, wäre nur Einer der Großen dieser Erde hier und sähe ihn, den Gemordeten und sähe mich, den Mörder! Muß es sein, daß jene, die regieren, weit hinten sitzen, und Augen haben und nicht sehen und Ohren haben und nicht hören? Muß es sein? Und doch — und doch habe ich Dich getötet, mein Freund, mein Bruder! Aber ich werde Dich rächen. Ich werde Deinen Mörder töten. Schlaf wohl, mein Freund! [...]



# Miniaturen

## Ein antiker Selbstmörder

### I.

Es gehört zu den vornehmsten Pflichten eines Schriftstellers, einem toten Mann öffentlich Ehre zu erweisen, gegen den man, zur Zeit seines Lebens, heftig eingenommen war. Mag auch in dem bitteren Ernst dieser Tage der verspätete Widerruf einer Gehässigkeit wie ein antiquiertes Echo einer bereits vergessenen und als „überwunden“ betrachteten Epoche gelten, in der die Ehrenbezeugung noch der Ausdruck der Ehrerbietung war; mag heutzutage auch noch hier und dort gesagt werden, dass es „aktuellere Sorgen“ gäbe als die, einem Halbverschollenen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; ich lasse mich nicht davon abbringen, dass die primärsten Gesetze der europäischen Menschheit in aller brennenden materiellen Not noch die höchste, weil stabilste Aktualität behalten. Und einem toten Gegner Abbitte leisten, auch wenn dieser Gegner nicht mehr von Bedeutung ist, heisst für mich, ein Winziges, ein ganz Winziges, beizutragen zu der Aufrichtung einer versunkenen Moralität, deren Bestand von höchstem „aktuellen“ Wert wäre...

Vor wenigen Wochen hat sich der gewaltsame Tod Oesterreichs geöhrt und der ebenso gewaltsame vieler seiner Söhne. Unter diesen befand sich der Major *Emil Fey*, an dessen politische Tätigkeit sich viele, sich die meisten, noch erinnern werden. Wo immer es mir, einem politisch nicht kombattanten Oesterreicher möglich war, habe ich den Major Fey bekämpft: im privaten Gespräch und in privaten Briefen. Ihn hielt ich für den wahrhaft Verantwortlichen an dem blutigen Krieg des Bundeskanzlers Dollfuss gegen die österreichischen Arbeiter. Ihn, den Offizier und Maria-Theresien-Ritter konnte ich, ein Soldat, nicht verstehen, als er heil aus der Bundeskanzlei herauskam, nachdem die Nazis dort das bekannte Blutbad angeordnet hatten; als er auf dem Balkon am Ballhausplatz erschien, um mit den Mördern seines Vaterlandes zu verhandeln. Ihn — und nicht den Kardinal Innitzer und nicht den bigotten Dreckhaufen Seyss-Inquardt — hielt ich für fähig, Oesterreich an Hitler zu verraten. Indessen aber, nachdem diese es getan hatten, erfuhr ich aus unbezweifelbaren Quellen, mündlich, von Männern, an denen kein Zweifel sein kann, und aus Abschiedsbriefen, an deren Authentizität ebensowenig zu zweifeln ist, dass der Mann, von dem hier die Rede ist, ganz anders war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Und mag seine vorübergehende Erscheinung auch nur an die Peripherie der Zeitgeschichte gehören, so weist sie doch allein durch die Art schon, in der sie sich selbst ausgelöscht hat, Züge von einer klassischen Grösse auf, dergleichen man in den letzten Jahrzehnten nicht gesehen hat. Dieser Tod ist infolgedessen würdig, durch das Wort gewürdigt zu werden.

### II.

Dieser, im antiken Sinne schöne (freilich unchristliche) Tod vollzog sich in der Nacht nach dem Einbruch Hitlers in Wien. Der Sohn des Majors Fey war Kadettenschüler in der Offiziersschule in Wiener Neustadt. Um den obligat gewordenen Eid für Hitler nicht zu leisten, desertierte der Junge, in der Nacht, ins väterliche Haus. Er findet seine Eltern vor, bereit, beide zu sterben; nicht zu fliehen. Der junge Mann sieht, dass sein Vater schon die Abschiedsbriefe an seine Freunde geschrieben hat. Was hat er noch zu erwarten? Der junge Mann geht ins Nebenzimmer und schießt sich eine Kugel in die Schläfe. Aber er, der Offiziersschüler, hat schlecht geschossen: er hat sich nur geblendet und nicht getötet. „Ich bin nur blind, Vater!“ — sagt er. Der Vater gibt ihm einen Herzschuss. (Es ist ein Uhr nachts.) Hierauf schreibt der Major seine letzten zwei Briefe. Hierauf erschießt er seine Frau. Dann tötet er seinen Hund. Zuletzt erschießt er sich selbst.

Mich überzeugt die Art, in der ein Mann zu sterben versteht, ich kann nicht anders. Es ist für mich, dem jede Art von Mord und Selbstmord aus konstitutioneller wie weltanschaulicher Haltung ein Greuel sein muss, dennoch kein ästhetisch-literarisches Gefühl allein, das mich heisst, dem Toten öffentlich Abbitte zu leisten. Dieser Tod hat Grösse; freilich keine christliche, aber antike Grösse. Euripides hätte sich nicht schämen müssen, solch einen Tod zu dichten. Der ganze merkantile Heroismus der Diktatoren, der Führer, der Unterführer, der Gauleiter erhält hier eine Korrektur. Unter den gebildeten Menschen dieser Zeit, aus denen man (mit Absicht, halb und halb im Auftrag einer unterirdischen Macht) die antiken Wertmassstäbe des wahrhaft Heroischen ausgetrieben hat; unter den Menschen, für die man in wahrhaft diabolischer Systematik die „Realia“ erfunden hat statt der „Humana“, werden sich gewiss noch viele finden, die diese Art Tod zu ehren wissen, auch wenn sie ihn nicht moralisch akzeptieren. Diese werden wohl begreifen, dass ich ein peripherisches Ereignis der — ach, so hurtig verhuschenden Zeitgeschichte — in diesen leider so vergänglichen Blättern festhalten wollte.

JOSEPH ROTH

## Jules Legras

Jules Legras, der vor wenigen Tagen 68jährig in Dijon verstorben ist, verdient auch in diesen Blättern ein Wort des Gedenkens. Er hat einen wichtigen Teil des Heinischen Nachlasses, der längst als unwiderbringlich verloren gegolten hatte, entdeckt und herausgegeben. Und er hat in seinem Buch „*Henri Heine poète*“ (1897) die dichterische Gestaltungskraft und das Sprachkünstlertum Heines mit einer Feinspürigkeit



# DAS NEUE TAGE-BUCH

Herausgeber: Leopold Schwarzschild

7. Jahrgang, Heft 22

PARIS-AMSTERDAM

27. Mai 1939

Verschiebepbahnhof  
Basel

Was weiss Hitler  
von Wilson?

Campanella: Geld für Spanien?

Joachim Haniel: Lager, die man braucht

Rudolf Olden: Diplomatie im Reich

Walter Mehring

Joseph Roth

Ernst Toller †

Ein antiker Selbstmörder

PREIS DES HEFTES:

Belgien ..... 5.— bfrs.

England ..... -/-/10

Frankreich .... 5.— Frs.

Holland ..... —.35 Fl.

ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

Hebdomadaire paraissant le samedi

NEDERLANDSCHE UITGEVERIJ, PARIS

Société Néerlandaise d'Éditions, Paris, 56, Faubourg St-Honoré  
Société à responsabilité limitée au capital de 200.000 fr.

PREIS DES HEFTES:

Polen ..... 1.10 Zl.

Schweden ..... —.70 Kr.

Schweiz ..... —.80 Frs.

U. S. A. .... —.20 \$



Walter Zadek (Hg.)

# Sie flohen vor dem Hakenkreuz

Selbstzeugnisse der Emigranten  
Ein Lesebuch für Deutsche

Unter Mitarbeit von Christine Brinck



Rowohlt



*Fred Grubel  
(Foto: Eric Pollizer)*

*\* geb. 1908 in Leipzig, ein Vetter des Schriftstellers Joseph Roth, ist heute Leiter des Leo-Baeck-Instituts in New York. Joseph Roth, geb. 1894 in Brody Galizien, Journalist und Schriftsteller («Hiob», «Radetzky-marsch». Mehrere Bücher in der Emigration, Werkausgabe in der Bundesrepublik), ging 1933 ins Exil nach Frankreich, starb 1939 in Paris*

Fred Grubel\*

## Mein Vetter Muniu

«Meinem lieben Fritz Grubel zu seiner Konfirmation von seinem Joseph Roth» steht in Roths feiner kleiner Handschrift in meiner deutschen Ausgabe von Romain Rollands *Colas (Meister) Breugnon*. Heute noch besitze ich dieses Geschenk meines ältesten Veters. Wir waren in der Grubel-Familie eine ganze Reihe von Vettern und Cousinen, ich der beinahe jüngste und der einzige in Deutschland geborene. Nicht lange vor meiner Bar Mitzwah, wofür Roth das Wort «Konfirmation» benutzte, war Vetter Muniu bei uns in Leipzig aufgetaucht.

Ich wußte schon vorher von ihm, den die Familie Muniu nannte, wie ich annehme, eine polnisierte Koseform seines Vornamens «Moses». Ich wußte, daß er nach unserem gemeinsamen, uralt gewordenen Urgroßvater Mojsche Jossif, dem Grabsteinmetz vom Judenfriedhof in Brody genannt, aber vom Großvater beim *k. k. Matrikelamt* in Brody auf deutsch als «Moses Joseph» eingetragen worden war. Ich wußte, daß er seinen Vater nie gekannt hat. Ich wußte, daß er als erster in der Grubel-Familie die Matura (wie in Österreich die Reifeprüfung genannt wurde) gemacht und daß er sie mit Auszeich-





*Joseph Roth (ganz links) im Kreise von Amsterdamer Literaten (Foto aus dem Archiv des Leo Baeck-Instituts in New York)*

nung bestanden hat (das Telegramm mit dieser Nachricht wurde jahrelang von meinem Vater aufbewahrt). Ich wußte, daß er an der russischen Front für Österreich gekämpft hatte. Ich wußte, daß Aufsätze von ihm bereits in regelrechten Zeitungen abgedruckt worden waren. Die Ausschnitte hatte er meinem Vater geschickt.

Ich wußte, daß seine Mutter, meines Vaters Schwester Manja, ins kriegszerstörte Brody zurückgekehrt war, sobald es wieder in österreichische Hände fiel. Ich wußte, daß sie dort geblieben ist, als Österreich polnisch wurde, um auf ihren Jungen, ihr einziges Kind zu warten, von dem keine Nachricht war.

Ich wußte, daß im Pogromwinter 1918/19 der Junge wirklich nach Hause kam zur Mutter – als Mitfahrer auf einer aus Krieg und Revolution flüchtenden einzelnen Lokomotive (wie Roth erzählte). Und nach wenigen Tagen packte er sich, ließ die Mutter in Brody und fuhr in die Welt des Westens, erst nach Lemberg, schließlich nach Wien, um einer der großen Schriftsteller der deutschen Sprache zu werden. Nur der Mutter schrieb er nie ...

Und dann, 1920, kam er nach Deutschland, nach Leipzig, wo mein Vater, sein Onkel, ihn aufnahm. Ich erinnere mich an ihn, den blonden

freundlichen Vetter mit den klugen blauen Augen, armselig gekleidet, unaufhörlich hustend («chronischer Lungenspitzenkatarrh», erklärte er und zündete sich eine Zigarette an), gerne trinkend («beim Militär gelernt», erklärte er und nahm noch einen Schnaps), auf die Hopfenhändler schimpfend («viel Geld und kein Herz» erklärte er und meinte seinen Onkel).

Dem bewundernden Sextaner erzählte er Geschichten von des uralten Kaisers Soldaten und von des uralten Kaisers Juden im fernen Brody. Und Gedichte schrieb er auch!

Eines habe ich aufbewahrt (es ist bisher unveröffentlicht):

## Ballade

In langer Bettlerschaft verhärtete sein Sinn  
und Hochmut war in ihm vor Erbgesessenen:  
er schlug zum Schlaf am schroffen Wegrand hin  
und war wie einer von den gottvergessenen  
Randsteinen dort am trüben Bachgerinn . . .

Nur einmal blühte seiner Seele Gut:  
als er sie mitten zwischen längst begrabenen  
Hoffnungen fand; und sein Vagantenblut  
verjüngt aufrauschte in dem jäh erhabenen  
Heilstrom der Liebe, die die Wunder tut.

Noch da sie fortging, mußte er nach ihr spähen:  
wie man Teeblüten nachsieht, zart gewesenen,  
die Winde töricht wo auf Wüsten sähen.  
Und war, wie einer von den Niegewesenen,  
die von versteinten Heiligen Gnade flehen.

31. 5. 20

Leipzig

Joseph Roth

Es war Frühling. Wir gingen im Rosental, dem Leipziger Waldpark, spazieren, und ich vergesse nie meinen ungläubigen schauernden Zweifel, als er mir auseinandersetzte: «Im Frühling bin ich auf die Reise gegangen. Da kann man nachts auf einer Bank schlafen und für ein paar Pfennige eine Tüte Kirschen zum Essen kaufen. Also leben, ohne Geld zu haben!» Schließlich fuhr er nach Berlin und wurde Journalist für Zeilenhonorar. Seine winzig kleine Handschrift erklärte er mir als «Selbstverteidigung» gegen die Redakteure. Eine geschriebene Zeile wäre gleich einer Druck-



zeile. So könne er nicht ums Honorar betrogen werden. Die *Neue Berliner Zeitung* kam bald regelmäßig mit der Post. Muniu schrieb für sie und ließ sie uns schicken. Und sie kam jahrelang, auch nachdem er schon längst der Joseph Roth der *Frankfurter Zeitung* geworden war.

Von nun an erschien er sporadisch, wenn immer Zeitungsberichte einen Aufenthalt in Leipzig notwendig machten. Er spornte mich an, gutes Deutsch zu schreiben. Als größte Auszeichnung betrachtete er die Auswahl eines seiner Feuilletons für das offizielle deutsche Lesebuch der Lycées von Frankreich. «Du mußt wissen, um Hilfsredakteur in einer französischen Provinzzeitung zu werden, muß man klassisch-perfektes Französisch schreiben. In Deutschland ist man ein großer Dichter und heißt Jakob Wassermann!» erklärte er mir zu der Zeit von Wassermanns höchster Popularität. Die Liebe, Verehrung und den Respekt für die deutsche Sprache hatte er vom Brodyer Kronprinz-Rudolf-Gymnasium mitgebracht. Er behauptete, den ganzen *«Faust»* auswendig gewußt zu haben, als er in Wien mit höchsten Erwartungen Germanistik zu studieren begann. Und dann kam die Enttäuschung. «Deutsche Sprache und Dichtung wollte ich studieren und mit Grammatik fütterte man mich auf der Universität.»

Ich saß als eifriger Zuhörer, wenn er mit meinem Vater und einem alten Brodyer Schulfreund endlose Gläser heißen Tee mit einer Unzahl von Zuckerwürfeln trinkend stundenlang über die Juden von Brody Erinnerungen austauschte. Menschen und Namen waren kurios. Ob sie nun vom Onkel Nusen Piczenik sprachen, der sich nie von seinem Regenschirm trennte und während der russischen Besetzung als einziger der Familie in Lemberg und Brody geblieben war, um das Besitztum der Schwäger zu schützen (was ihm auch gelang!), oder ob sie sich über Mojsche Polizei, den jüdischen Polizisten von Brody, amüsierten, dessen Sohn der am meisten gefürchtete Mitschüler gewesen war. Von seiner jüdischen Erziehung sprach Roth nie. Jedoch war er tief betroffen, als er nach Erscheinen des *«Hiob»* in Leipzig einen Brief von einem Yeshiva-Bachur aus Polen erhielt, der ihn auf einen schweren Fehler hinwies! Der berühmte Geiger, Mendel Singers Sohn, die Hauptfigur im *«Hiob»*, heißt Menachem (wahrscheinlich im Anklang an Yehudi Menuhin). Dies sei jedoch unmöglich, denn Mendel und Menachem seien identische Namen, und kein jüdisches Kind darf den Namen des Vaters erhalten.

Daß ihm ein solcher Fehler unterlaufen war, störte Roth besonders, da er sorgfältigste Studien allem vorausschickte, worüber er schrieb oder womit er sich beschäftigte. So erbe ich von ihm die Reglements der k. u. k. Armee und der Wiener Hofetikette, als der *«Radetzky marsch»* vollendet war. Psychiatrische Lehrbücher und Studien waren in seinem Gepäck

in der bösen Zeit, in der Friedel, seine Frau, in Umnachtung verfiel und er jahrelang sich weigerte, sie in einer Nervenlinik unterzubringen, weil er den Psychiatern in keiner Weise traute. Friedel war der gute Geist seines Lebens gewesen. Es war ihr gelungen, sein Trinken auf ein halbwegs vernünftiges Maß einzuschränken. Der «Lungenspitzenkatarrh» verschwand. Seine Kleidung und sein Gehabe waren nie näher der mir gewohnten bourgeoisen Normalität als zu den Zeiten von Friedels Wachsamkeit und Pflege.

Auch später blieb er, obgleich mehr und mehr Bohemien, der freundlich zugetane Cousin Muniu. Ein charmanter Plauderer, sogar im Familienkreise, las er uns die gerade vollendeten Kapitel von *«Radetzky-marsch»* vor und diskutierte mit meinem Vater Einzelheiten von Häusern, Gassen und Menschen der fernen Garnisonstadt an der russischen Grenze und der mährischen Bezirksstadt, die beide nichts anderes waren als die Heimatstadt Brody, von ihrer tristen und von ihrer sonnigen Seite gesehen.

Ich saß mit ihm im Leipziger Kaffeehaus Felsche, bis die Kellner die Stühle auf die Tische stellten zum Zeichen der Schließung für die Nacht, und nahm teil an den endlosen Gesprächen mit Hans Natonek, damals Redakteur am *Leipziger Tageblatt*, später *Neue Leipziger Zeitung*. Ich erinnere mich der Geschichten aus Kriegs- und Militärzeit, wie er als «Kadett» beim Trauerzug des Kaisers Franz Joseph Spalier gestanden und ihm die Tränen gekommen waren in Trauer nicht nur um den guten Kaiser, sondern um das große menschliche Österreich, das – wie er und seine Kameraden fühlten – ebenfalls zu Grabe getragen wurde. Es wäre die Menschlichkeit der k. u. k. Offiziere, die er nie vergessen würde. Als Beispiel erzählte er, während des kalten miserablen Kriegswinters 1916/17 wäre er als hungriger und armseliger «Kadett» wegen der Schabigkeit seiner Uniform von einem Obersten auf der Wiener Ringstraße «gestellt», d. h. zur Erklärung seiner, einem künftigen Offizier der k. u. k. Armee unwürdigen Erscheinung zur Rede gestellt worden. Er erklärte, daß er zu arm sei, sich besser zu kleiden und zu pflegen. Woraufhin der k. u. k. Oberst ihn in ein entsprechendes Geschäft kommandiert und ihm eine vollkommene Garderobe gekauft hätte.

Ob dies wirklich geschehen ist oder ob es eine der «schönen Geschichten» ist, die Roth gesponnen hat, weiß ich nicht. Auf jeden Fall zeigt es, wie Roth gefühlt hat in seiner Sehnsucht nach dem verschwundenen Kaiserstaat.

War der Cousin Muniu meiner Gymnasiastenzzeit für mich der Geschichtenerzähler einer melancholisch besonnenen Vergangenheit, so wurden die Gesprächsthemen meiner Studentenzzeit Vorwarnungen schwer-



sten Schicksals. 1930 erwachte, was an liberalem deutschem Bürgertum noch existierte, mit Schrecken, als das traditionell «rote Sachsen» der NSDAP einen unerhörten Landtagswahlsieg brachte. Roth unternahm eine Berichtreise in das kleinbürgerliche Mitteldeutschland, in dem die Nazis zur Großpartei geworden waren. Leipzig war sein Ausgangspunkt. Der *«Brief aus dem Harz»* (Werke, Bd. IV, S. 685 ff) war sein Bericht, den die *Frankfurter Zeitung* veröffentlichte und den er zeichnete als «äußerst trauriger» Joseph Roth.

Was er nicht veröffentlichte, war jedoch noch viel aufregender. Als er nun von dieser Harz-Reise nach Leipzig zurückkehrte, formulierte er seine Eindrücke mit dem grauenvoll hellsichtigen Satz, der mir noch in den Ohren klingt: «Wir stehen nur wenige Tage vor Kischinew!» Kischinew war die Stadt, das Symbol des vor Auschwitz blutigsten Pogroms der Zarenzeit! «Wir» waren die Juden, zu denen er sich ohne Zögern hinzuzählte. Zionist war er gewiß nie. «Wir haben nicht 2000 Jahre als die Träger des Weltgewissens durchgekämpft, durchgelitten und durchgehalten, um als kleines levantinisches Völkchen zu enden», hatte er mir erklärt. Aber als Jude fühlte er sich in der Stunde der Gefahr.

Er hatte die für ihn bezeichnende Idee, daß nur eine Verbindung mit der seiner Ansicht nach größten und klügsten Macht der Erde, der römisch-katholischen Kirche, uns retten könne. Der Vatikan sei gescheit genug zu wissen, daß Geld die Welt regiert. Eine Millionenspende für «irgendeinen heiligen Zweck» müßte von den reichen Juden (jüdischer und christlicher Konfession) aufgebracht und Seiner Heiligkeit übergeben werden durch einen gut katholisch getauften Juden – er hatte den Industriellen Louis Hagen im Sinn, der gerade päpstlicher Kammerherr geworden war. Als Gegenleistung würde dann die Kirche die heidnisch-gottlose NSDAP mit dem Kirchenbann belegen. Wenn die Kirchenglocken im katholischen Deutschland verstummen, wenn keine Messe gelesen, wenn keine Sakramente den Nazis erteilt werden, dann würde zumindest der katholische Teil Deutschlands zur Besinnung kommen und Deutschland und die Juden vor der antichristlichen und antijüdischen Katastrophe bewahrt bleiben.

Ich selbst habe den Brief gelesen, in dem er Moses Waldmann, einem Berliner Journalisten, den er für «gescheit und höchst einflußreich» hielt, die Ausführung dieses Plans dringendst ans Herz legte. Leider war der Adressat ganz und gar nicht einflußreich oder vielleicht auch zu gescheit, um Roths Hirngespinnst wirklich ernst zu nehmen.

Mag auch der Rettungsplan nicht realistisch gewesen sein, Roths Beurteilung der politischen Situation war es gewiß. Ich sah ihn zum letztenmal in Berlin im Sommer 1932. Wir saßen bei Mampe am Kurfürstendamm,

als draußen die Braun- und Schwarzhemden triumphierend schwadronierten. Die neue Papen-Regierung hatte gerade das SA- und SS-Verbot aufgehoben! «Denen gehört jetzt Deutschland», sagte Roth. «In spätestens einem Jahr werden sie regieren, und wir werden alle verbrannt werden; nicht nur die Bücher des Juden Roth und seiner jüdischen Kollegen, sondern auch die Bücher der Arier Mann und Unruh und aller, die zur deutschen Kultur gehören, werden verbrannt werden – auf offenem Markte!» Ungläubig schüttelte ich den Kopf . . .

Wenige Monate später verließ Roth Deutschland für immer. Ich blieb im Lande, wagte natürlich nicht, ihm nach Paris zu schreiben. 1939 – mit Buchenwald hinter mir – flüchteten meine junge Familie und ich nach England. Von London berichtete ich ihm, daß wir schließlich der Hölle entronnen seien und hofften, bald nach Amerika weiterwandern zu können. Er antwortete prompt, daß er freudig «gerührt» sei, mich gerettet zu wissen, und daß er hoffe, wir würden uns in New York wiedersehen. Er sei von Mrs. Roosevelt zur Pen-Club-Tagung nach Amerika eingeladen und möchte wohl die Reise unternehmen.

Roths Brief selbst habe ich verloren, seinen Inhalt und Wortlaut jedoch nie vergessen. Auf meine Antwort kam keine Erwiderung mehr. Kurze Zeit danach starb mein Vetter Muniu in Paris.

Sieben Jahre später, 1946, arbeitete ich in Paris im internationalen jüdischen Hilfswerk für die Überlebenden des Hitler-Terrors. Dem Friedhof zu Thiais bezahlte ich eine Gebühr fürs Grab von Joseph Roth, damit es erhalten bliebe und nicht der Friedhofsordnung gemäß eingeebnet würde zum Neugebrauch.

Auf Anregung von Friderike Zweig und Caroline Birmann suchte ich Roths Übersetzerin und Freundin Mme. Blanche Gidon auf. An einem grausilbernen Pariser Wintermorgen stieg ich die steile Rue des Martyrs auf dem Montmartre hinauf, wo Mme. Gidon wohnte. Die liebenswürdige, zierliche, schneeweiße alte Dame übergab mir einen alten abgenutzten Coupékoffer. Wir öffneten ihn, und ich übernahm Roths Manuskripte, Bücher, Briefe, die jetzt im Archiv des Leo-Baeck-Instituts sind. Auf meine Frage, wo Mme. Gidon diese lebensgefährlichen Schätze während der Pariser Schreckensherrschaft der Gestapo aufbewahrt habe, kam die lächelnde Antwort: «*Sous le lit de la concierge!*»

So verdanken wir einer unbekanntenen Tochter des einfachen Volkes von Paris die Erhaltung eines Großteils der Handschriften von Joseph Roth, diesem Abschiedsgeschenk des einfachen kaisertreuen Judenvolkes von Galizien an das versunkene Habsburger Österreich.



Materialien zum  
Literarischen Nachtgespräch

"Sagen Sie einer Schnecke,  
sie soll sich noch ein  
Landhaus mieten".

über Joseph Roth  
am 13.10.1989

W  
704  
RFA  
Collection  
JUN 15 1983

# jahresring 69|70

*Beiträge  
zur  
deutschen  
Literatur  
und  
Kunst  
der  
Gegenwart*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART



## HERMANN KESTEN

Ich bin ein Spaziergänger. Gestern ging ich nach Prag.  
Fünf fremde Armeen standen auf den Straßen herum.  
Die Regierung, sagten sie auf russisch, bulgarisch, ungarisch, polnisch  
Und auf sächsisch,  
Die Regierung hat uns eingeladen,  
Wir kamen als Freunde zu Freunden.  
Da standen sie und schossen aus Tanks und mit Kanonen auf die Regierung,  
Aufs Museum, auf den Hradschin, auf den Rundfunk, auf die Bevölkerung,  
Schießende Regierungsgäste . . . welcher Regierung?  
Sie kamen, um den Kommunismus zu retten, und versteht sich, die Menschenrechte,  
Jeder mit der fünfzigjährigen Revolution im Tank . . .

## ODE AN JOSEPH ROTH

Unsere Toten bleiben stehn,  
Wir altern, sie merken nichts  
Und bleiben zurück,  
Stehn im Sterbejahr,  
Manche jung, mit Grazie ohne Zukunft,  
Und verwelkter Hoffnung.  
Wir, trotz Falten und grauem Haar, scheinen uns jünger,  
Als sie, die in unsrer Jugend starben.  
Sie gingen, mit Zweifeln über so viele Fragen der Menschheit,  
Die längst verschollen sind. Wir kennen die Resultate,  
Und möchten sie ihnen mitteilen.

Würden Sie gerne wissen, lieber Roth,  
Daß Deutschland seinen Krieg verloren hat, und  
Hallers Frau durchgegangen ist,  
Daß Anton Kuh im Frack in New York tot umfiel, und  
Keiner mehr Possen treibt im Kaffeehaus,  
Und daß es das Romanische Café nicht mehr gibt,  
Und unsern Mampe am Umlandseck nicht mehr,  
Und auch die Gedächtniskirche ist nur eine wohlerhaltene Ruine,  
aufgebaut von Eiermann,  
Und Ludwig Marcuse ist immer noch streng und unbestechlich gegen die Freunde.  
Inzwischen gewann ein neuer Marcuse Ruhm, Herbert Marcuse.  
Er würde dir nicht passen,  
Und Soma Morgensterns Frau lebte in New York,  
Und der große Negerjunge Manga, der nicht Ihr Sohn war,  
Wurde in Duala von seinem regierenden Vater erschossen,  
Weil er mit einer von dessen Frauen geliebäugelt hat, angeblich,  
Und es gibt wieder die Verlage Kiepenheuer und Rowohlt und S. Fischer,  
Aber Kiepenheuer ist tot, und Rowohlt, und von S. Fischers Tod  
Lasen Sie ja selber noch in der Zeitung  
Und unser Verleger Walter Landauer ist in Bergen Belsen verhungert,  
Obgleich er ein Armband trug als wirtschaftswichtiger Jude.  
Und daß man Ihre Bücher wieder druckt, und ich Ihr Herausgeber bin,  
Und jetzt Ihre Briefe gesammelt habe und herausgebe,  
Amüsiert es Sie,  
Höre ich nicht Ihr altes herzlich heiseres Gelächter,  
Das schallte, bis Sie zu husten begannen,  
Und der Husten Sie zwang, ein neues Glas Schnaps zu trinken,  
Und Ihren verfärbten Schnurrbart zu streichen, und ein boshafte Wort zu äußern?  
Zwar Ihre klugen blauen Augen blicken mich nicht mehr an,  
Sie lächeln nicht mehr, und Ihr Lächeln war so lebenswürdig,  
Da ist nicht mehr die Hand, die schrieb und schrieb,  
Und die Briefftasche ist dahin, mit der präzisen Liste Ihrer Schulden,  
die Sie immer wieder lasen, als wäre es ein Morgengebet und ein Nachtgebet.



Vor Jahren erklärte unser alter Freund Joseph Bornstein, daß sogar viele Ihrer Bücher schon gealtert wären, er hatte Unrecht.  
Schade, daß Sie nicht weitergeschrieben haben, ein Reporter der Hölle, oder des Himmels wo immer Sie weilen.  
Was hätten Sie zum Nürnberger Prozeß gesagt, zu Adenauer, zum Otto Habsburg, zu Kiesinger und Kissinger, und Kennedy und Nixon,  
Und General de Gaulle, zum Tod Mussolinis, Hitlers, Laval, Pétains,  
und zum Tod fast all unsrer Freunde,  
Oder des Waschweibs Joseph Goebbels im Kreis seiner Kinder und Gattin.  
In hundert Kaffeehäusern Europas saßen wir neben einander und schrieben und plauderten,  
Viele dieser Cafés wurden durch Bomben zertrümmert,  
Von Bomben wofür die Steuerzahler von einem Dutzend Ländern gezahlt haben.  
Viele dieser Steuerzahler und viele unserer Kellner sind schon begraben,  
Auch Churchill ist tot, dessen Größe Sie gar nicht mehr erlebt haben,  
In Trümmern liegen unsere Cafés und auch Sie sind zertrümmert.  
Ich könnte Ihnen so manche witzige Geschichte erzählen,  
Über die Atombombe oder Vietnam hätten Sie glänzende Feuilletons geschrieben.  
Einige Damen, die Sie geliebt haben, leben noch, eine sogar im Irrenhaus.  
Eine antisemitische Welle geht durch Europa und Amerika, wie eine Hitzewelle.  
Sie sollten ein neues Kapitel schreiben zu Ihrem Buch „Juden auf Wanderschaft“.  
Schade, daß Sie tot sind . . .

AR 1764

4/58

Joseph Roth Collection

VI 2

Kolloquium  
zum 100. Geburtstag

54717

Kolloquium zum 100. Geburtstag von Joseph Roth - 1974





**NEW YORK UNIVERSITY**

Department of Germanic Languages and Literatures

**KOLLOQUIUM ZUM 100. GEBURTSTAG VON JOSEPH ROTH**

Samstag, 12. November 1994  
Deutsches Haus at NYU, 42 Washington Mews

**PROGRAMM**

**13:00 UHR**

**BEGRÜSSUNG**

Tony Judt, Dean for the Humanities, Faculty of Arts and Science

Einführung

Robert Cohen, New York University

**13:30 UHR**

Robert Cohen, New York University

"Männerwelt, Gewalt, Weimarer Republik, Junge Rechtsextremisten in Joseph Roths *Das Spinnennetz* und Ernst Ottwalts *Rube und Ordnung*"

Frank Trommler, University of Pennsylvania

"Die Feudalisierung des Einfachen: Roths konservative Revolution"

Moderation: Joan Reutershan, New York University

**15:20 UHR**

**KAFFEEPAUSE**

**15:45 UHR**

Helen Chambers, Leeds University

"Von Frauen und Frauenbeinen - 'Girls', Mädchen und andere in der Reportage von Joseph Roth und Gabriele Tergit"

Bernd Hüppauf, New York University

"Joseph Roths Skepsis"

Moderation: Fred Ulfers, New York University

**17:45 UHR**

**KAFFEEPAUSE**

**18:15 - 19 UHR**

**PODIUMSDISKUSSION**

"Möglichkeiten und Schwierigkeiten heutiger Roth-Lektüren"

Frederic Morton, Schriftsteller

Fred Grubel, Vice President, Leo Baeck Institute

Helen Chambers

Frank Trommler

Moderation: Bernd Hüppauf

Die Veranstaltung wird unterstützt durch

Austrian Cultural Institute, New York

Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD)

Deutsches Haus at NYU

Faculty of Arts and Science (NYU)

Weitere Auskunft gibt Tel. (212) 998-8660



Im Zusammenhang mit dem Kolloquium zeigt das Deutsche Haus at NYU eine Verfilmung des ersten Romans von Joseph Roth, *Das Spinnennetz*. Thema ist der Aufstieg eines Rechtsextremisten in den politischen Wirren der frühen Weimarer Jahre.

Samstag, 5. November 1994

**14:00 Uhr**

Einführung: Robert Cohen, New York University  
"Das Spinnennetz" (1988), Regie: Bernhard Wicki  
(Deutsche Originalversion ohne Untertitel, Dauer 3 Stunden)

Kaffeepause nach ca. 2 Stunden

Diskussion

AR 1764

4/59

Joseph Roth Collection

VI 2

Vollgenuss  
zwischen Stadt und  
Metropole

597/7

HALOQUINON - ZWISCHEN STADT UND METROPOLE: JOSEPH ROTH, 1924





**Filmreihe 100. Geburtstag von Joseph Roth und Kolloquium "Zwischen Shtetl und Metropolis: Joseph Roth in Berlin."** in der LiteraturWERKstatt berlin

**Zwei Ausstellungen** in der Staatsbibliothek zu Berlin **Joseph Roth-Reisen durch Berlin und Europa** Programm Juli/August/September 1994

**WERKstatt**  
berlin

**100. Geburtstag von Joseph Roth**

**Filmreihe**

**In der Reihe**

"Verfilmte Literatur" präsentieren wir Ihnen Verfilmungen von Romanen Joseph Roths.

Jeweils am Donnerstag Abend um 20:30 Uhr werden die, als Fernsehproduktionen entstandenen, Arbeiten zu sehen sein. An die Filmreihe schließt am

**2./3. 9.** das Kolloquium "Zwischen Shtetl und Metropolis: Joseph Roth in Berlin." an.

**7. 7. 20:30 Uhr**

**"Rebellion"**

Wolfgang Staudte, 1962

Die "Rebellion" war Staudtes erste Arbeit für das Fernsehen. Es wird die Geschichte des kriegsversehrten treuen Untertanen Andreas Pumm erzählt, der nach dem ersten Weltkrieg dafür büßen muß, daß er der Obrigkeit und dem lieben Gott vertraut. Durch eine Kette von unglücklichen Zufällen verliert er Existenz und bürgerliches Glück. Im Gefängnis beschließt er, sich den "Tagedieben, Gottlosen und Rebellen" anzuschließen, weil die Obrigkeit ihn im Stich ließ. Noch im Tode verschmäht er die, von seinem Richter angebotene, Gnade: seine "Rebellion" kommt für ihn zu spät.

**14. 7. 20:30 Uhr**

**"Trotta"**

Johannes Schaaf, 1971

1914 heiratet der Baron Trotta die reiche Bürgerstochter Elisabeth Kovacs, dann zieht er ins Feld. Nach dem Krieg kommt er in eine Welt zurück, in der er sich nicht mehr zurechtfindet. Während er seine Frau an die emanzipierte Almarin verliert, zerrinnt zudem noch sein Vermögen. Trotta versinkt in Schwermet.

**21. 7. 20:30 Uhr**

**"Das falsche Gewicht"**

Bernhard Wicks, 1974

Ein abgelegenes Grenzdorf Galiziens dient als Schauplatz einer Tragödie, die den Verfall der Donau-Monarchie beschreibt. Der Versuch eines neuen Eichmeisters, Rechts- und Moralprinzipien seiner ehemaligen k.u.k.-Armeezeit an der Endstation des Lebens durchzusetzen, bricht ihm das Rückgrat.

**28. 7. 20:30 Uhr**

**"Stationschef Fallmerayer"**

Walter Davy, 1976

Eines nachts verunglückt der Expreszug. Wie durch ein Wunder ist eine schöne russische Gräfin die einzige, die bei dem Chaos nicht verletzt wurde. Stationsvorsteher Fallmerayer nimmt sie einige Tage in sein Haus, dann fährt die Gräfin weiter zu ihrem Mann nach Rom und Ägypten. In seinem Innersten ist Fallmerayer aber tief verwirrt, und die Gräfin bestimmt zunehmend sein gesamtes Denken. Mobilmachung 1914. Fallmerayer muß als einer der ersten an die galizische Front. Eines Tages besetzen die k.u.k. Truppen die Woiodschast mit dem Gut des Grafenpaares. Der Graf kämpft auf weißrussischer Seite. Fallmerayer kann mit der Gräfin in zwei Wagen fliehen und gelangt nach Irrfahrten an die Riviera.

**4. 8. 20:30 Uhr**

**"Geschichte einer Liebe"**

Dagmar Damek, 1978

Ein Schriftsteller will in einer abgeschiedenen Kleinstadt wieder zu sich selbst kommen und arbeiten. Er verliert sich bei seinem Aufenthalt in die Bedienung seines Hotels, die eine gescheiterte Ehe hinter sich hat. Letztlich scheitert auch seine Liebe zu Anna an den Gegebenheiten einer festgefügtten Ordnung dieser Kleinstadt des Jahres 1924.

**11. 8. 20:30 Uhr**

**"Flucht ohne Ende I"**

Michael Kehlmann, 1985

"Flucht ohne Ende" gibt den Bericht von der Flucht eines ehemaligen österreichischen Oberleutnants, der in Sibirien einsam vegetiert, aus der kalten Öde in die Hitze der bolschewistischen Revolution gerät. "Die Flucht ohne Ende enthält meine Autobiographie zum großen Teil..."

**18. 8. 20:30 Uhr**

**"Flucht ohne Ende II"**

Michael Kehlmann, 1985

"Im folgenden erzähle ich die Geschichte meines Freundes, Kameraden und Gesinnungsgenossen Franz Tunda. Ich folge zum Teil seinen Aufzeichnungen, zum Teil seinen Erzählungen. ...da stand mein Freund Tunda, 32 Jahre alt, gesund und frisch, ein junger starker Mann von allerhand Talenten, auf dem Platz vor der

Madelaine, inmitten der Hauptstadt der Welt und wußte nicht,

was er machen sollte. Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal mehr Egoismus. So überflüssig wie er war niemand in der Welt."

**25. 8. 20:30 Uhr**

**"Die Legende vom heiligen Trinker"**

Ermanno Olmi, 1988

Die Geschichte des Clochards Andreas Kartak, eines polnischen Emigranten, ist eine echte Legende. Zu seinem Quartier unter einer der Seinebrücken kommt eines Tages ein fremder, unbekannter Herr und gibt ihm Geld mit der Bemerkung, er möge es gelegentlich der Kirche St. Marie de Batignolles zurückgeben. Andreas ist Clochard und Trinker, trotzdem ist er bemüht, sein gegebenes Wort zu halten. Wie er es verschwendet und wieder gewinnt, verliert und verschenkt, wie es auf geheimnisvollen Wegen wieder zu ihm zurückkommt und schließlich sein ganzes Leben zu beherrschen beginnt, das ist mehr als nur eine vordergründige Geschichte.

**1. 9. 20:30 Uhr**

**"Das Spinnennetz"**

Bernhard Wicks, 1988

Ein ehemaliger Leutnant der kaiserlichen Armee, dessen Welt nach der Niederlage von 1918 in Scherben fällt, macht mit Hilfe eines rechtsradikalen Geheimbundes unaufhaltsam Karriere, wobei er sich skrupellos aller Mittel bedient. Die Verfilmung von Joseph Roths erstem Roman spiegelt die Entwicklung eines desillusionierten Kleinbürgers zum Karrieristen, Opportunisten, Mörder und Wegbereiter des Nationalsozialismus wider.

(Mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Kulturfonds)

**In der LiteraturWERKstatt berlin**

Majakowskiring 46/48, 13156 Berlin, Telefon: 482 47 65  
Fahrverbindungen: Ab U2 Pankow mit Bus 107 oder mit Tram 52/53 bis "Majakowskiring" oder ab U9 (Osloer Str.) mit Bus 150 bis "Tschaikowskistr." oder S-Bahn Wollankstraße.

**WERKstatt**  
berlin

**"Zwischen Shtetl und Metropolis: Joseph Roth in Berlin."**

**Kolloquium**

am **2. und 3. September 1994** in der LiteraturWERKstatt berlin. Aus Anlaß des 100. Geburtstages

von Joseph Roth veranstalten die LiteraturWERKstatt berlin und der "Forschungsschwerpunkt Literaturwissenschaft" (Berlin) ein zweitägiges Kolloquium, das sich insbesondere dem bislang vernachlässigten *Journalisten* Joseph Roth und seinen Berliner Jahren widmet. Jüdischer Abkunft, aus Galizien stammend, beginnt Roth nach dem 1. Weltkrieg eine journalistische Karriere, die im Berlin der 20er Jahre ihren Höhepunkt erreicht. Im Auftrag der

*Frankfurter Zeitung* ist er als Reise-Reporter quer durch Deutschland und Europa unterwegs.

Seine Feuilletons, Reportagen und Essays vermitteln ein Panorama der Zwischenkriegszeit, in dem das Herauskommen des Faschismus und die Widersprüche und Spannungen zwischen europäischem Osten und Westen ihre Spuren eingezeichnet haben. Nachdem die *politische Ost-West-Spaltung* des Kontinents der Vergangenheit angehört, zugleich alte Nationalismen neue zerstörerische Gewalt entwickeln, will das Kolloquium vor einem offenen Auditorium nach den Spuren dieser Konflikte und nach dem Zusammenhang zwischen Erzähler und Journalist im Werk Roths fragen.

Schriftliche Anmeldung zum Kolloquium in der LiteraturWERKstatt berlin.

**Programmübersicht und Zeitplan**





"Zwischen Shtetl und Metropolis:  
Joseph Roth in Berlin."

**Kolloquium**

Freitag, 2. September 1994

11:00 - 14:00 Uhr

Dieter Kliche (Berlin):

**Die fremde Stadt.**

Roths Berliner Feuilletons

Almut Todorow (Tübingen):

**Heimatzeitung und Weltblatt:**

Joseph Roth

als Berliner Korrespondent  
der "Frankfurter Zeitung"

Dieter Schlenstedt (Berlin):

**Ortsbilder:**

**Roth, Kisch und andere**

Helen Chambers (Leeds):

**Von Frauen und Frauenbeinen -**

**"Girls" Mädchen und andere**

**in der Reportage von**

**Joseph Roth und Gabriele Tergit**

15:00 - 18:00 Uhr

Silvia Schlenstedt (Berlin):

**Roths Essay**

**"Juden auf Wanderschaft"**

Kerstin Schoor (Berlin):

**"Galizien grenzt an Berlin".**

**Joseph Roth und die deutsch-**

**jüdische Kultur im Berlin**

**der 20er und 30er Jahre**

Michael Bienert (Berlin):

**Europa**

als Thema Joseph Roths

Katharina Ochse (Berlin):

**"Ich bin ein Franzose**

**aus dem Osten, ein Katholik**

**mit jüdischem Gehirn..."**

**Roths Frankreich-**

**und Rußland-Reportagen**

20:00 Uhr

**Schriftsteller lesen**

**und kommentieren Roth-Texte**

Teilnehmer: Kerstin Hensel,

Heinz Czechowski, F. C. Delius,

Christoph Dieckmann,

Gert Heidenreich, Wulf Kirsten

Moderation: Dieter Schlenstedt

**Veranstaltung des Deutschen**

**P.E.N.-Zentrums (Ost und West)**

**und der literaturWERKstatt berlin**

Samstag, 3. September 1994

11:00 - 13:30 Uhr

Cary Nathenson (St. Louis/Berlin):

**Journalist auf Wanderschaft.**

**Joseph Roth als Flaneur?**

Karl Kröhnke (Frankfurt/Main):

**Der "grüne" Joseph Roth:**

**Harzreisen**

Maijaž Birk (Ljubljana):

**Wo der Weltkrieg begann:**

**Joseph Roths südslawische**

**Reisebilder zwischen**

**Kulturgeschichte, Politik**

**und Monarchieverklärung**

Samstagnachmittag

**"In Berlin friert man schon bei**

**plus 15 Grad Celsius"**

**Stadtgang mit Joseph Roth**

**durch das Berlin der 20er Jahre**

Führung: Michael Bienert

(begrenzte Teilnehmerzahl,

schriftliche Anmeldung erbeten)

Anmeldung für die Führung

in der literaturWERKstatt unter

Tel.: 482 47 65.

(Mit freundlicher Unterstützung

der Stiftung Kulturfonds)



**In Berlin friert man schon bei  
plus 15 Grad Celsius" -  
eine Reise durch die 20er  
Jahre mit Joseph Roth**  
(eine U-Bahnreise zu den  
von Roth geliebten Plätzen  
und Stätten in Berlin)

Termine: **10.9. / 17.9. / 24.9. /  
1.10. / 8.10. / 15.10. / 22.10.**  
(jeweils samstags) um 14 Uhr,  
Dauer ca. 2,5 Stunden.

Treffpunkt vor dem Literaturhaus  
in der Fasanenstr. 23.  
Karten DM 15,- / DM 10,-  
(zzgl. BVG-Fahrschein).

**Durchs Scheunenviertel  
mit Joseph Roth**

Vom ostjüdischen Leben im  
ehemaligen Scheunenviertel  
fühlte sich der Journalist

besonders angezogen.

Wo waren die Kriminellenlokale,

die Roth in seinen ersten

Berliner Reportagen, wo die

jüdischen Straßen, die er

in "Juden auf Wanderschaft"

beschrieb?

Termine: Im September und

Oktober **1994 jeden Sonntag**

um **14 Uhr** vor der Volksbühne,

Rosa-Luxemburg-Platz.

Dauer ca. 2 Stunden.

Karten DM 15,- und DM 10,-.

**Reise nach Galizien**

(Lemberg/Lviv und Brody)

Eine Reise in das Land,

in dem Joseph Roth aufwuchs und

in dem auch sein literarisches

Werk seine Wurzeln hat.

Über Krakau und Przemyśl führt

sie nach Lemberg, einst die

östliche Metropole

der Habsburger Monarchie, heute

das Zentrum des ukrainischen

Nationalbewußtseins.

Neben aktuellen Tendenzen bilden

die Spuren jüdischen Lebens

einen Schwerpunkt des

Besichtigungsprogramms.

Ein Tag ist für einen Ausflug nach

Brody reserviert,

die Geburtsstadt Joseph Roths.

Termine: **Sonntag, 10.7.**

**bis Sonnabend 16.7.1994** und

**Sonntag, 2.10.**

**bis Sonnabend 8.10.1994.**

Kosten DM 795,-.

**Literarische Wochenendreise  
nach Wien**

Im Herbst 1994 wird

im Jüdischen Museum Wien eine

Ausstellung eröffnet, die sich

besonders mit dem Judentum

Joseph Roths auseinandersetzt.

Außerdem auf dem Programm:

Ein Spaziergang durch das

ehemalige jüdische Viertel, in dem

Roth getraut wurde, eine

kulturhistorische Stadtrundfahrt

der "Stattwerkstatt", ein Besuch

des Literaturhauses, Lesungen

und Gespräche, auch zur aktuellen

Literatur.

Termin:

**Donnerstag, 27.10.** (abends)

**bis Montag, 31.10.** (morgens).

Kosten DM 495,- DM

**Information und Anmeldung bei:**

Stattreisen e.V., Turmstr. 4,

10559 Berlin, Tel. 394 83 54.

Für die Teilnahme an den

öffentlichen Stadspaziergängen

ist keine Anmeldung erforderlich.

**Joseph Roth- Reisen  
durch Berlin und Europa**

**"Ein Exterritorialer war ich unter  
den Lebenden..."**

Eine Lesereihe mit Texten

von Joseph Roth, in der

Staatsbibliothek zu Berlin,

(Konzeption: Michael Bienert,

Martin Düspohl.)

Mit freundlicher Unterstützung

der Senatsverwaltung

für Kulturelle Angelegenheiten

und des Kunstamtes Kreuzberg/  
Kreuzberg-Museum)

Es lesen: Franziska Dieterich und

Klaus Kowatsch.

Donnerstag **25. August 1994**,

19:00 Uhr:

**"Die verlorene Heimat".**

**Bilder aus Galizien**

Montag, **5. September 1994**,

19:30 Uhr:

**"Berlin ist eine junge, unglück-**

**liche und zukünftige Stadt".**

**Der Chronist der Metropole.**

Montag, **12. September 1994**,

19:30 Uhr:

**"Die weißen Städte".**

**Europa von Frankreich her**

**gesehen.**

Montag, **19. September 1994**,

19:30 Uhr:

**"Reise durch Deutschlands**

**Winter". Geschichte**

**einer unglücklichen Liebe.**

Montag, **26. September 1994**,

19:30 Uhr:

**"Es war einmal ein Kaiser".**

**Heimkehr in die Utopie.**

**Staatsbibliothek zu Berlin,**

Potsdamer Str. 33, 10785 Berlin

(Tiergarten), Simon-Bolivar-Saal

Der Eintritt ist frei.

**Zwei Ausstellungen zum 100.**

**Geburtstag von Joseph Roth**

in der Staatsbibliothek zu Berlin

**JOSEPH ROTH 1894-1939**

Die biographische Ausstellung,

veranstaltet vom österreichischen

Außenministerium und der

Dokumentationsstelle für neuere

österreichische Literatur in Wien,

gibt mit über 150 Fotos und

Faksimiles einen Überblick über

alle Lebens- und Schaffensphasen

Joseph Roths. Sie wird ergänzt

durch die Ausstellung

**JOSEPH ROTH UND BERLIN**

der Staatsbibliothek zu Berlin.

Sie präsentiert vor allem

Erstdrucke der Werke

Joseph Roths in Berliner Zeitungen

und Verlagen und spiegelt damit

die Bedeutung der Stadt als Feld

seiner journalistischen Arbeit und

als literarischer Schauplatz.

Eröffnung am Donnerstag,

den **25.8.** um 19:00 Uhr mit einer

Lesung von Franziska Dietrich

und Klaus Kowatsch.

in der **Staatsbibliothek zu Berlin,**

Potsdamer Str. 33, 10785 Berlin

(Tiergarten)

**26.8. 1994 - 31. 9. 1994,**

Mo-Fr 9-21 Uhr, Sa 9-17 Uhr

Der Eintritt ist frei.

Die Ausstellungen wurden

konzipiert von Heinz Lunzer und

Victoria Lunzer-Talos, Wien

(Fotoausstellung), Eberhard

Siebert und Michael Bienert,

Berlin (Joseph Roth und Berlin).



**literaturWERKstatt berlin**  
Majakowskiring 46/48  
D-13156 Berlin  
☎ 482 47 65 · Fax 482 57 12



**Luftpost**

Dr. Fred Grubel  
Leo Baeck Institute  
129 East 73 rd Street  
New York N.Y. 10021

USA



AR 1764

4/60

Joseph Roth Collection

VI Tagung Joseph Roth  
and Galitzien

S 4717

TAGUNG "JOSEPH ROTH UND GALIZIEN" / SYMPOSIUM "JOSEPH ROTH" ANALYSE 1964



М Е Н Ю

ресторану "ОРІОН" комбінату харчування  
Бродівської РСС на 30-31 серпня 1994р

### ПІРІОВІ СТРАВИ

Завиванці бродівські 100 10300

### ХОЛОДНІ ЗАКУСКИ

салат з помідорів 100 4900

салат з капусти " 5500

помідори під майонезом 100/10 4300

асорті свочева: 100 10300

помідори 100 3000

огірки мариновані 100 7500

перець 100 6400

крижальки " 4900

### асорті м'ясо:

рулет копчений 100 13300

рулет полтавський" 11200

ковбаса бродівська" 10120

свинина смажена 100 13250

### ПЕРШІ СТРАВИ

борщ український з пампушками 100/300 6400

бульйон з грінками 25/300 5200

Інженер-технолог:

Цехукар:

Калькулятор: *Seef*

### ДРУГІ СТРАВИ

бризоль по моршанськи 120/10 15100

лангет в соусі 100/100 9400

картоплянка з шкварками 100/30 5000

### КУЧНІ СТРАВИ

вареники з картоплею 200/10 3600

вареники з сиром 200/10 3700

оладі картопляні з сметаною 200/40 6100

### ГАРНІРИ:

картопляне пюре 150 2900

картопля смажена 150 9200

огірки мариновані 25 1875

набачки мариновані 25 500

11600

### НАПИТКИ

вода мінеральна 16 2700

вода солодка " 5400

пиво " 7900

### Десерт

яблука 100 2900



0.5л

13 15 17 19 21

ПІВО

13%

ЕНЕРГЕТИЧНА  
ЦІННІСТЬ  
50 ККАЛ/100 МЛ



Високий Замок

"КОЛОС" ЛЬВІВСЬКИЙ

14 16 18 20











TAGUNG "JOSEPH ROTH UND GALIZIEN" 31. AUGUST - 2. SEPTEMBER 1994  
СИМПОЗИУМ "ЙОЗЕФ РОТ І ГАЛИЧИННА" 31 СЕРПНЯ - 2 ВЕРЕСНЯ 1994

## ERKÄRUNG zum Stadtplan von BRODY

Dichte Linie - Busfahrt

Strich - zu Fuß

- |  |  |
|--|--|
| 1. Siedlung Schwaby - vul. 1. Travnja  | 10. Ringplatz - Ševčenko-Denkmal<br>Zlota - vul. Zolota  |
| 2. Bahnhof - plošča Voksal'na<br>Kolejowa - vul. Zaliznyčna                      | 11. Hotel "Bristol"<br>Zukra - vul. Zluky<br>Ehemalige jüdische Schule   |
| 3. Sinagoge<br>Ringplatz - plošča Rynok  | 12. Kreuzerhöhung-Kirche<br>Korzeniowskiego - vul. W. Stuża  |
| 4. Schloß  | 13. Pl. Sobieskiego - Majdan Swobody<br>Administratives Zentrum von Brody<br>Parkanlage, ukrainisches Dankmal,<br>Museum |
| 5. Postamt<br>Jurowska - vul. Jur'jevs'ka  | 14. Prager Bank<br>Zlota - Goldene Str.  |
| 6. St. Jurij-Kirche<br>Lescniowska - vul. I. Franka                              | 15. Schule N° 1, ehemaliges Gymnasium  |
| 7. Jüdischer Friedhof<br>nach Radziwillow - vul. Bohuna<br>Jurdyka - vul. Kirova | 16. Handelskammer  |
| 8. Krankenhaus<br>Nowa - vul. Hrusevs'koho<br>Goldgabera - vul. I. Franka        | 17. Landesgericht  |
| 9. Gottesmutter Kirche   |  |



ГІМНАЗІЯ В БРОДАХ

Йозеф Рот — письменник, класик  
австрійської літератури  
(1894 — 1939 рр.)





Товариство Філателістів Бродщини.  
Бродівська райдрукарня. Зам. 903. Тираж 300

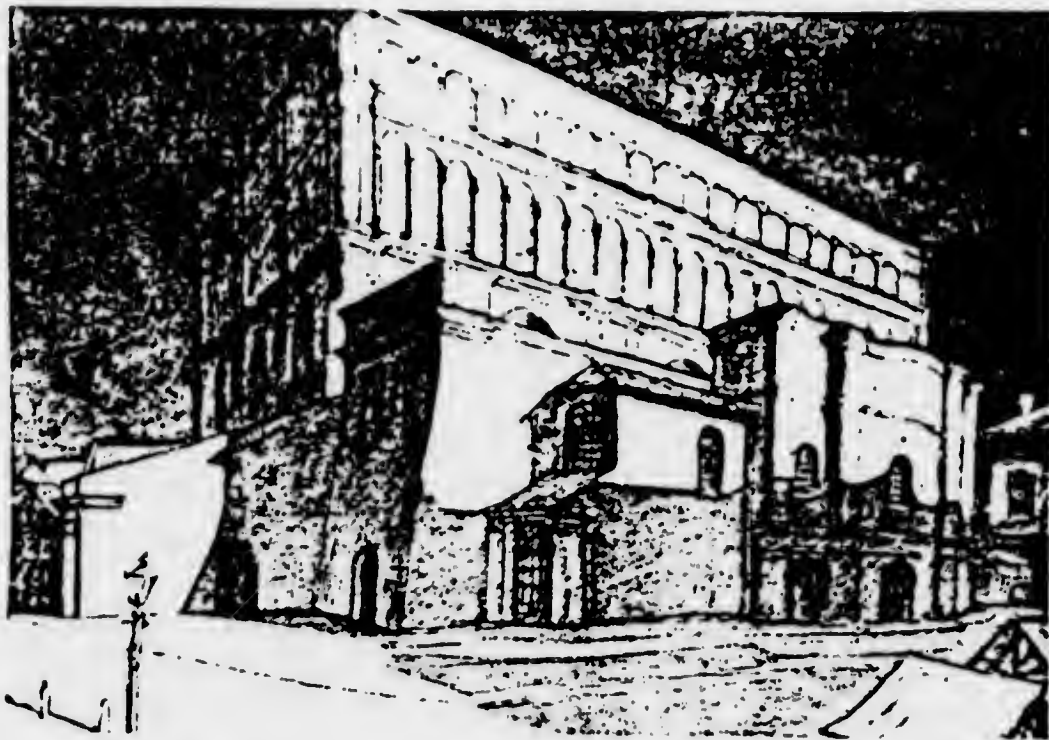


Figure 1. The 17th-century fortress synagogue of the Ukrainian town of Brody, destroyed by the Nazis in 1943. Drawing by Georges Leukomski, a Russian authority on East European Jewish religious art. Jerusalem, Israel Museum Archives.

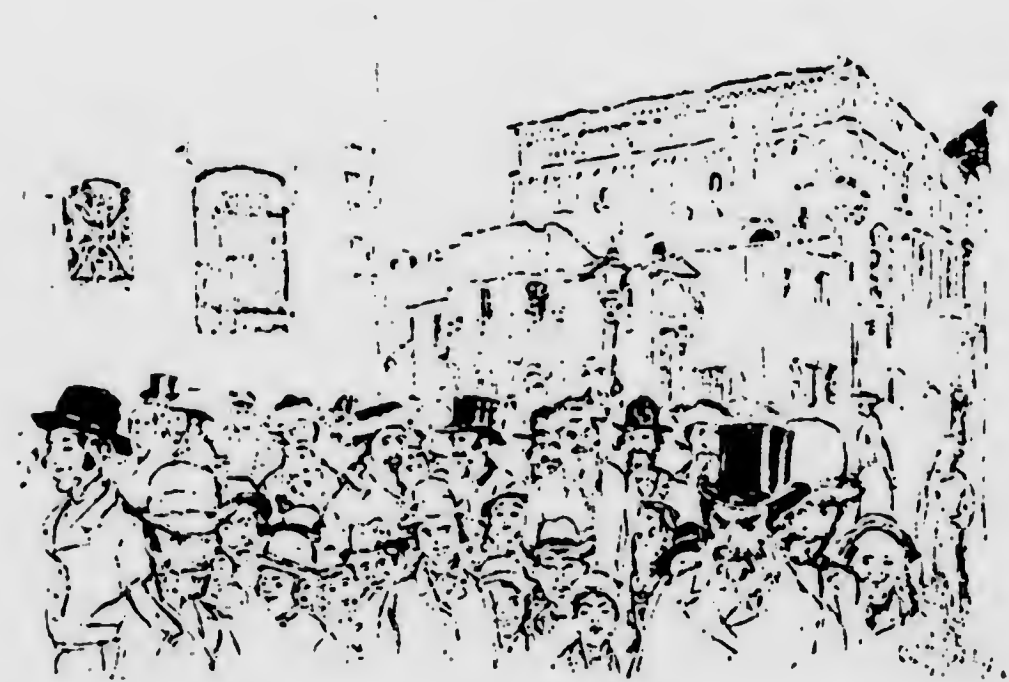


Figure 2. Jews of Brody, with the synagogue in the background. Drawing by Joseph Pennell, *The Jews at Home*, 1892.

young Jews from Brody joined the Soviet Army. By the end of 1942 a fighting unit (ZOB), consisting of young Jews of all political trends was formed in the ghetto, and led by Jakub Linder, Samuel Weiler, and Solomon Halbersztadt. The ZOB was divided into an urban unit which prepared for armed resistance within the ghetto, and a unit which trained small groups for partisan operations in the neighboring forests. The Jewish fighting organization maintained contacts with the non-Jewish resistance. So far as is known no Jewish community was reconstituted in Brody after World War II. [D.E.D.]

**Bibliography:** *Arim ve-Immahot be-Yisrael*, 6 (1955), *Sefer Brody* by N. M. Gelber; J. Pennell, *The Jew at Home* (1892), with many illustrations; T. Brustin-Bernstein, in: *Bleter far Geshikhte*, 6, no. 3 (Warsaw), 1953, 45-153; B. Ajzensztajn, *Ruch podziemny w gettach i obozach, materialy i dokumenty* (1946).



**BRODY** city in Lvov district, Ukrainian S.S.R. (in Russia until 1772; in Austria, 1772-1919; and in Poland, 1919-39). An organized Jewish community existed in Brody by the end of the 16th century. In 1648 approximately 400 Jewish families are recorded. The Jewish quarter was destroyed by fire in 1696. Subsequently the overlords of Brody, the Sobieskis, granted the Jews a charter (1699) permitting them to reside in all parts of the town, to engage in all branches of commerce and crafts, and to distill beer, brandy, and mead in return for an annual payment; the communal buildings, including the hospital and the homes of the rabbi and cantor, were exempted from the house tax. The Jews gradually replaced the Armenian commercial element in Brody until by the middle of the 18th century trade was concentrated in Jewish hands. The Jewish artisans in Brody—cordmakers, weavers, and metal-smiths—achieved a wide reputation and exported their products. The Potockis, who subsequently controlled Brody, continued to support the Jews; in 1742 they compelled merchants living on their other estates to attend the Brody fairs.

In 1664 the Jewish community of Brody joined with the communities in Zholkva and \*Buchach to attain independence from the communal jurisdiction of Lvov, which had extended its authority over the outlying communities. At the session of the provincial council of Russia (see \*Councils of the Lands) held at the time, Brody obtained two seats out of seven, and in 1740 the Brody delegate, Dov Babad, was elected \**parnas* of the provincial council. For generations a few powerful families controlled the Brody community, among them the Babad, Shatzkes, Perles, Rapaport, Brociner, Bick, Chajes, Rabinowicz, and Bernstein families.

In 1742 the bishop of Lutsk challenged the Brody Jews to a public religious disputation in the synagogue. As he refused to recognize the rights of the representatives of the congregation—the physician Abraham Uziel and the *dayyan* Joshua Laszczower—to participate in the debate, the community leaders invited the surrounding settlements to choose alternative disputants. When the group assembled in Brody, however, it was disbanded by Count Potocki, who arrested several of the Brody communal leaders.

The community in Brody vigorously opposed the Frankist movement (see Jacob \*Frank), which found supporters in the area in the middle of the 18th century. Brody was the meeting place of the assembly which excommunicated the Frankists in 1756. A rabbinical assembly convening in Brody in 1772 excommunicated the followers of \*Hasidism, and hasidic works were burned there. In these struggles the circle formed by the Brody *klaus* joined talmudic scholars and mystics as protagonists of Orthodoxy.

During the 1768-72 wars in Poland, the Jews of Brody were ordered to provision the armies passing through the town. The Jewish economic position deteriorated considerably as a result, and to save the community from ruin the overlords of the town granted it a loan. After the annexation of Galicia—including Brody—by Austria in 1772, the lot of the Jewish merchants improved. They were exempted from payment of customs dues on all merchandise in transit through the empire. The guilds of Jewish innkeepers, bakers, and flour dealers were supported by the central authorities in Vienna, in compelling the lord of the town to reduce the taxes. Brody had the status of a free city between 1779 and 1880. After 1880 many Jewish wholesale merchants living in Brody moved to other towns with which they had business connections. A group of Brody Jews had already settled in \*Odessa and founded a synagogue there.

In 1756 there were 7,191 Jews living in Brody; in 1779, 8,867 (over half the total population); in 1826, 16,315 (89%); in 1910, 12,188; and in 1921, 7,202.

Rabbis officiating in Brody include: Saul \*Katzenellenbogen, appointed before 1664; Isaac Krakover ("from Cracow"), who was the progenitor of the Babad family (end of the 17th century); Eleazar \*Roke'ah; and Aryeh Loeb \*Teomim. In the 19th century Solomon \*Kluger exerted a wide influence. The last rabbi of the community was Moses Steinberg (1929-42).

The Jews of Brody, who often traveled to Germany, helped to diffuse the philosophy of the Berlin Enlightenment (\*Haskalah) movement in Galicia. Some of its earliest adherents living in Brody were Israel b. Moses ha-Levi of Zamosc Menahem \*Lefin, Jacob Samuel \*Bick, and Nahman \*Krochmal. The community opened a *Realschule* in 1815 where teaching was in German. Among *maskilim* residing in Brody in the middle of the 19th century were Dov Ber Blumenfeld, Isaac \*Erter, and Joshua Heschel \*Schorr, who published the Hebrew periodical *He-Halutz* ("The Pioneer") in Brody between 1852 and 1889. Other noted personalities from Brody were the literary historian Marcus Landau, the orientalist Jacob \*Goldenthal, the writer Leo Herzberg-Fraenkel, and his son Sigmund Herzberg-Fraenkel, the historian. A folk choir, the "Broder Singers," was founded by Berl (Margolis) \*Broder. Baruch Werber and his son Jacob edited the Hebrew weekly *Ivri Anokhi* (also, *Ivri*) in Brody between 1865 and 1890. As a border town, Brody often served as a point of assembly for the masses of Jewish refugees from the Russian pogroms, intending to emigrate to America or to Western Europe.

Throughout the period of Austrian sovereignty, Brody returned Jewish deputies to the parliament in Vienna. In 1907 the president of the Galician Zionists, Adolf \*Stand, was elected as deputy; however, he was maneuvered out of office in 1911 as a result of government pressure and political manipulation by the assimilationist Heinrich \*Kolischer. After Brody reverted to Poland in 1919, Jewish communal life was revived under the leadership of Leon Kalir. [N.M.G.]

**Holocaust Period.** There were approximately 10,000 Jews in Brody when World War II broke out. This area came under Soviet occupation following the partition of Poland in 1939. The town fell to the Germans in July 1941, at which time the Germans set up a Judenrat headed by Dr. Abraham Glasberg. Persecution of the Jews began immediately, and several hundred were murdered by the Nazis and their Ukrainian collaborators. Among the victims were 250 Jewish intellectuals. A ghetto was established in January 1942 for the 6,500 remaining Jews of Brody, who were joined later on (in September 1942) by some 3,000 refugees from the neighboring towns and villages. The unbearable conditions in the ghetto (lack of fuel and foodstuffs), led to the decline of the ghetto population at a rate of 40-50 daily. In the hopes of better chances for survival, a few Jews managed to get into work camps in the vicinity by bribing the guards. Typhoid fever, claiming several hundred victims, broke out in the ghetto which was completely sealed off from contact with the outside.

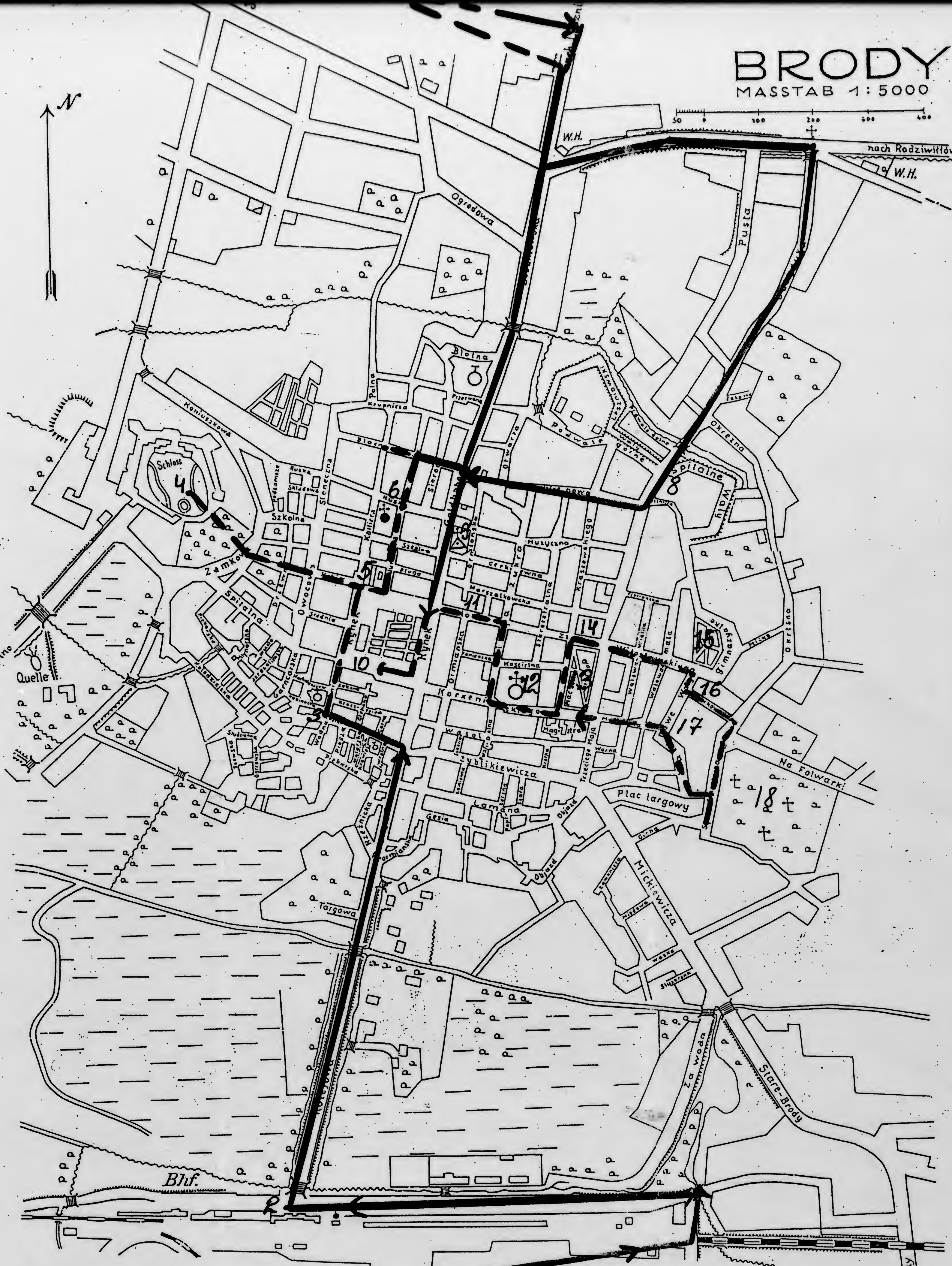
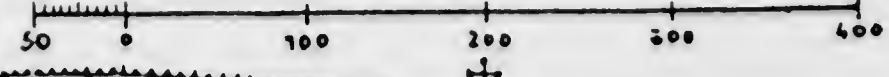
Mass extermination of the Brody community began with the deportations to \*Belzec death camp of several thousand Jews on Sept. 19-21, 1942, followed by several thousand more on November 2. The ghetto and labor camp for Jews were finally liquidated on May 1, 1943, when the surviving 2,500 Jews were deported to \*Majdanek.

**RESISTANCE.** During the Russian occupation and particularly after the Nazis invaded Russia, large numbers of

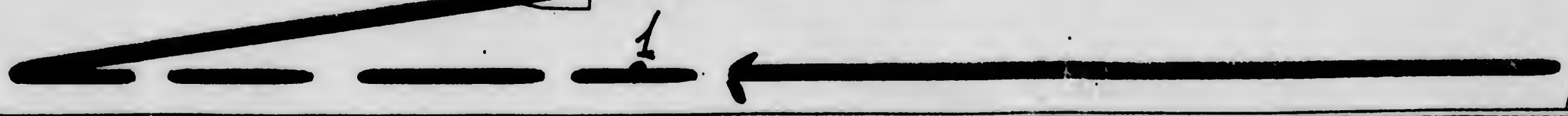


# BRODY

MASSTAB 1:5000



12.11.12 am 12/2.18.





AR 1764

4/61

Joseph Roth Collection VI 3

Roth, Joseph:  
Die Neue Bahiner  
Feitung - 12. Uen Blatt

59717

Roth, Joseph - Die Neue Bahiner Zeitung, 1922

nr 1264

Joseph Carl Collier

New York Zeitung

12. Woch Blatt

Adelaide Box 7 folde 17



## Nachtkonferenz in Paris.

### England verlangt bündige Antwort.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die britische Regierung hat heute in London eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

Die britische Regierung hat heute in London eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Englische Flieger über Konstantinopel.

27. Okt. 7. Oktober.  
Ein britischer Flieger hat heute über Konstantinopel geflogen. Der Flieger hat eine Höhe von 10.000 Metern erreicht.

### Ein Patent der Arbeiter.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Arbeiter in London haben heute ein Patent für eine neue Art von Schuhwerk angemeldet.

### Wichtiges Mitteilungs an die Gente.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Redaktion des Blattes hat heute ein wichtiges Mitteilungs an die Gente gemacht. Die Redaktion hat heute ein wichtiges Mitteilungs an die Gente gemacht.

### Fiametta TANZPALAST

Vom 1. Oktober ab  
Pete Zabriskie's  
American Jazz-Band

Bobo, den bekandten  
Jazz-Drummer

Die Fiametta-Tanzpalast hat heute ein wichtiges Mitteilungs an die Gente gemacht. Die Fiametta-Tanzpalast hat heute ein wichtiges Mitteilungs an die Gente gemacht.

Was kostet man die höchsten Silberpreise?  
**Gold-, Silber-, Platin-**  
Das ist die Firma Moulhardt & Engelberg Goldschmied m. B. G.  
Bismarckstr. 22, am Bahnhof Altona.  
Telefon: 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500.

### Die Falschken rücken.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Falschken in London haben heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Prozess der Geheimnisse.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Prozess der Geheimnisse in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Die Falschken rücken.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Falschken in London haben heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Prozess der Geheimnisse.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Prozess der Geheimnisse in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Die Falschken rücken.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Falschken in London haben heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Prozess der Geheimnisse.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Prozess der Geheimnisse in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Die Falschken rücken.

27. Okt. 7. Oktober.  
Die Falschken in London haben heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Prozess der Geheimnisse.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Prozess der Geheimnisse in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Dollar.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Dollar in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

### Der Prozess der Geheimnisse.

27. Okt. 7. Oktober.  
Der Prozess der Geheimnisse in London hat heute eine Erklärung abgegeben, die eine bündige Antwort von Frankreich verlangt. Die Erklärung lautet: „Wir sind bereit, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen, wenn Frankreich bereit ist, die Forderungen der Konferenz in Paris zu erfüllen.“

**DER KAISERHOF**  
5-Uhr-Tea  
Grades Restaurations  
**WIEDER ERÖFFNET**

# «DAS 12UHR BLATT»

Verlag und Druckerei S. O. O., Zimmerstraße 74  
Erscheinungsdauer: Sonntag 34 bis 3430

Montag, den 2. Oktober 1922

Post-Bericht monatlich 200 000 — Abonnement, die 6 Monate  
Hauptstadtseite 25 Mark

## Neue Dollar-Hausse.

Berlin, 2. Oktober.  
Der Dollar hat in Berlin heute einen neuen Höchststand erreicht, und es ist zu erwarten, dass er in den nächsten Tagen weiter ansteigen wird. Die Ursache dafür ist die starke Nachfrage nach Dollar durch die amerikanische Regierung für den Kauf von Anleihen.

Der Dollar hat heute einen neuen Höchststand erreicht, und es ist zu erwarten, dass er in den nächsten Tagen weiter ansteigen wird. Die Ursache dafür ist die starke Nachfrage nach Dollar durch die amerikanische Regierung für den Kauf von Anleihen.

## Luft-Express London-Berlin.

Eröffnung einer Luftlinie. — Buffet und Bett im Flugzeug.  
Telegramm der Neuen Berliner Zeitung

A. Berlin, 2. Oktober.  
Die Luftlinie London-Berlin wird am 1. Oktober eröffnet. Die Flugzeuge sind mit einem Buffet und einem Bett ausgestattet.

Die Luftlinie London-Berlin wird am 1. Oktober eröffnet. Die Flugzeuge sind mit einem Buffet und einem Bett ausgestattet.

## Die Schwierigkeiten in Madama?

Telegraphische Berichte.  
Die Schwierigkeiten in Madama sind die Folge der hohen Preise für den Import von Waren.

Die Schwierigkeiten in Madama sind die Folge der hohen Preise für den Import von Waren.

**Fiametta**  
Tanzorchester  
Von 1. Oktober ab  
**Pete Zabriskie's**  
American Jazz-Band  
am Savoy-Hotel in London  
mit  
**Bobo, dem bekannten**  
Jazz-Drummer

## Geschichte einer der wichtigsten Ereignisse in

Waldung des Telegraphen-Netzes.  
Die Geschichte einer der wichtigsten Ereignisse in der Waldung des Telegraphen-Netzes ist die Erfindung des Telegraphen.

## Veränderte Nebenwirkung in Leipzig.

Telegramm des Neuen Berliner Zeitung.  
Die Nebenwirkung in Leipzig ist durch die Erfindung des Telegraphen verändert worden.

## Juwelen-Einkaufs-Gesellschaft

unter Hauptstadt & Co.  
Ankaufs-Abteilung  
Berlin  
Berlinerstrasse 12

## Staatsgerichts-Hofstadt.

Von unserem Sonderberichterstatter  
Joseph Roth.  
Die Staatsgerichts-Hofstadt ist ein wichtiges Organ der Justiz.

## Neue Diamantfelder in Südafrika.

Telegramm des Neuen Berliner Zeitung.  
Die neuen Diamantfelder in Südafrika sind die Folge der Entdeckung neuer Lagerstätten.

## Die Bedeutung.

Die Bedeutung der neuen Entdeckung ist von großer Wichtigkeit.

## Erhöhung der Druckkosten um 50 Proz.

Telegramm des Neuen Berliner Zeitung.  
Die Druckkosten sind um 50 Prozent erhöht worden.

## Die Bedeutung.

Die Bedeutung der Erhöhung der Druckkosten ist von großer Wichtigkeit.

## Erhöhung der Druckkosten um 50 Proz.

Telegramm des Neuen Berliner Zeitung.  
Die Druckkosten sind um 50 Prozent erhöht worden.

## Die Bedeutung.

Die Bedeutung der Erhöhung der Druckkosten ist von großer Wichtigkeit.

## Antisemitismus Dr. Kurt Seger.

Telegramm des Neuen Berliner Zeitung.  
Die antisemitischen Aussagen von Dr. Kurt Seger sind von großer Wichtigkeit.

## Die Bedeutung.

Die Bedeutung der antisemitischen Aussagen ist von großer Wichtigkeit.

Wir erheben nun die höchsten Preise für  
**Gold-, Silber-, Platin-**  
waren. Bitte beachten Sie die neuesten Preise für Gold-, Silber- und Platinwaren.

Die Bedeutung der Erhöhung der Preise ist von großer Wichtigkeit.



„Deshalb“ hat. Sie haben entschieden bei  
aus, denn Sie offen ausgelegt und praktisch die  
Ziffern macht mit Ihren Forderungen.

Unter den Forderungen ist es die wichtigste Sache  
Schwierigkeit zu lösen. Denn diese sind bei der  
man ein Gefühl des gesicherten Fortschritts  
zu haben. Von diesen Forderungen  
soll man sich nicht lassen. Die Forderungen  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

### Die Berichtiger.

Die Berichtiger machen es sich gewöhnlich leicht,  
bei jeder Gelegenheit zu schreiben, dass es in dieser  
Interesse liegt, in einem Zeitungsartikel die  
Forderungen zu machen. Die Forderungen  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Der Berichtiger macht es sich gewöhnlich leicht,  
bei jeder Gelegenheit zu schreiben, dass es in dieser  
Interesse liegt, in einem Zeitungsartikel die  
Forderungen zu machen. Die Forderungen  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Der Berichtiger macht es sich gewöhnlich leicht,  
bei jeder Gelegenheit zu schreiben, dass es in dieser  
Interesse liegt, in einem Zeitungsartikel die  
Forderungen zu machen. Die Forderungen  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

### Die Dehler.

Manchmal geht die Zeit auf und man hat  
noch kein Geld für den Kauf der Waren. In  
den letzten Tagen sind die Waren  
noch nicht bezahlt. Die Waren  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

## Deutschland bleibt dem Völkern

### Eberts Mitteilungen an Braun

Im Zusammenhang mit den Mitteilungen  
des Reichspräsidenten Ebert an den Reichstag  
haben die Mitteilungen an den Reichstag  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

### Gibt es einen Mädchenhandel?

#### Die Hamburger Polizei bestreitet es.

Nein! Es gibt keinen Mädchenhandel in  
Hamburg. Die Hamburger Polizei bestreitet es.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Hamburger Polizei bestreitet es.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Hamburger Polizei bestreitet es.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

# Börsensc

### Lebhaft. — Valutapapiere steigend. — Bankaktien. — Auslandskäufe.

Die Börse hat in diesem Monat die  
lebhaftesten Tage erlebt. Die Valutapapiere  
steigen. Die Bankaktien sind lebhaft.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Börse hat in diesem Monat die  
lebhaftesten Tage erlebt. Die Valutapapiere  
steigen. Die Bankaktien sind lebhaft.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Börse hat in diesem Monat die  
lebhaftesten Tage erlebt. Die Valutapapiere  
steigen. Die Bankaktien sind lebhaft.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Börse hat in diesem Monat die  
lebhaftesten Tage erlebt. Die Valutapapiere  
steigen. Die Bankaktien sind lebhaft.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Börse hat in diesem Monat die  
lebhaftesten Tage erlebt. Die Valutapapiere  
steigen. Die Bankaktien sind lebhaft.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

### Terrain A-G. Not in Berlin

Die Aktien der Terrain A-G sind  
in Berlin nicht in den Kursen.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

Die Aktien der Terrain A-G sind  
in Berlin nicht in den Kursen.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

### Verordnung vom Wasserwerken?

Die Verordnung vom Wasserwerken  
ist in Berlin nicht in den Kursen.  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der  
Interesse haben. Denn diese sind bei der

...nachdem ...

### Verhaftung des Bauernführers Palma.

Die Verhaftung eines Landarbeiters

Die Verhaftung des Bauernführers Palma, der sich in der Gegend von ...

Die Verhaftung des Bauernführers Palma, der sich in der Gegend von ...

...nachdem ...

...nachdem ...

### Ein antirepublikanischer Minister.

Das Verhalten der Republikanten

Ein antirepublikanischer Minister, das Verhalten der Republikanten ...

## Die „Schweiz“

Die „Schweiz“ ...

# Börsenscha

## Erneute Marktlucht. Die Halb- und Ganz-Valuten.

Die neue Marktlucht der Halb- und Ganz-Valuten ...

## Städtischer Unterricht.

Städtischer Unterricht ...

## Edmond Hermann N. G.

Edmond Hermann N. G. ...

## Städtischer Unterricht.

Städtischer Unterricht ...

## Edmond Hermann N. G.

Edmond Hermann N. G. ...

## Dividendenrückgang.

Dividendenrückgang ...



## Dollar über 3000!

Währ:  
3077 Mark.

Der Dollar hat sich heute auf 3077 Mark gehoben. Die Währungsnotiz ist heute um 100 Mark höher als gestern. Die Währungsnotiz ist heute um 100 Mark höher als gestern. Die Währungsnotiz ist heute um 100 Mark höher als gestern.

### Antwortschreiben des Dresdner Bank.

Die Dresdner Bank hat heute ein Antwortschreiben an den Reichsbankpräsidenten veröffentlicht. In dem Schreiben wird erklärt, dass die Dresdner Bank die Forderungen der Reichsbank auf Zahlung von 100 Millionen Mark an den Reichsbankpräsidenten nicht erfüllen kann. Die Dresdner Bank erklärt, dass sie die Forderungen der Reichsbank nicht erfüllen kann, weil sie keine ausreichenden Mittel hat.

### Ungewöhnliche Bewegung bei Russen

Die Russen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.

Wir erufen man die besten Schmuckstücke für  
**Gold-, Silber-, Platin-**  
Schmuckstücke für alle Gelegenheiten. Wir erufen man die besten Schmuckstücke für alle Gelegenheiten. Wir erufen man die besten Schmuckstücke für alle Gelegenheiten.

### Franz lehrt zurück!

Die Franzosen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.

### Die Zeugen.

Die Zeugen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.

### Verdorbenes Konflikt in Leipzig.

Die Leipziger haben heute einen Konflikt gehabt. Sie haben heute einen Konflikt gehabt. Sie haben heute einen Konflikt gehabt.

### Die Zeugen.

Die Zeugen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.

### Kerriert in Berlin.

Die Berliner haben heute einen Kerriert gehabt. Sie haben heute einen Kerriert gehabt. Sie haben heute einen Kerriert gehabt.

### Die Zeugen.

Die Zeugen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht. Sie haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.

Wichtigste Nachrichten des Tages sind hier zusammengestellt.

Die Zeugen haben heute eine ungewöhnliche Bewegung gemacht.





# ische Angriffe en Wirth.

Der Mittelstand gegen die Gesetzgebung, an der die der Verhältnisse gemäss geübte Umschau der Art zu bringen

## Auf der Suche nach neuen Verfehlungen.

Telegraphischer Bericht

18. Berlin, 4. Oktober

Der kurze Bericht, betreffend das die neuen Bestimmungen, welche den Mittelstand gegen die Gesetzgebung, an der die der Verhältnisse gemäss geübte Umschau der Art zu bringen

## Bozen von Faschisten befehlt.

Ein Rachezug gegen Inhaber angekündigt  
Telegraphischer Bericht  
1. Innsbruck, 4. Oktober

Die von Faschisten befehlet wird die im Laufe des Jahres 1922 in Bozen verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Faschisten, die Inhaber der Faschisten befehlet wird die im Laufe des Jahres 1922 in Bozen verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Faschisten

### Juwelen-Einkaufs-Gesellschaft

Moppel & Co.  
Ankaufs-Abteilung  
Sankt Petersburg  
Sankt Petersburg 12

## Die Dreizehn.

Telegraphischer Bericht  
1. Joloff, 10.

Die Dreizehn, die im Jahre 1922 in Joloff verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Dreizehn, die im Jahre 1922 in Joloff verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Dreizehn

## Caudebe Verbannung Konstantins.

Telegraphischer Bericht

1. Caudebe, 4. Oktober

Die Verbannung Konstantins, die im Jahre 1922 in Caudebe verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Verbannung Konstantins, die im Jahre 1922 in Caudebe verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Verbannung Konstantins

## Die neue Jone von den Faschisten nicht getrennt.

Telegraphischer Bericht

1. Jone, 4. Oktober

Die neue Jone von den Faschisten nicht getrennt, die im Jahre 1922 in Jone verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der neuen Jone von den Faschisten nicht getrennt, die im Jahre 1922 in Jone verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der neuen Jone von den Faschisten nicht getrennt

# Dollar und Vorbörse

18. Berlin, 4. Oktober

Die Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse

Die Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse

Wir stellen Ihnen die besten Edelmetalle vor  
**Gold-, Silber-, Platin-**  
Firma Müller & Engelberg  
Telegraphischer Bericht

Die Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse, die im Jahre 1922 in Berlin verübten Verbrechen, insbesondere die Ermordung des Oberleiters der Vorbörse





... die ...  
... die ...  
... die ...

### Der Mann zweier Frauen.

Das Schicksal eines Ehepaars

Die Ehefrau ...  
... die ...  
... die ...

Die Ehefrau ...  
... die ...  
... die ...

Die Ehefrau ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

**UFA-PALAST AM ZOO**  
Ein große Revue Film der Ufa  
**Zum Paradies der Sarr**  
Edith Posca ... Lupu P  
Morgen 3 Vorstellungen

# Börsens

## Marktlucht und Valufawerte.

... die ...  
... die ...  
... die ...

... die ...  
... die ...  
... die ...

Stamps and Die ...











Mittwoch, den 11. Oktober 1932

# Maßnahmen gegen die Wissenschaftspetulation.

Entscheidung des Reichskanzlers.

Der Reichskanzler hat am 10. Oktober 1932 die folgenden Maßnahmen gegen die Wissenschaftspetulation beschlossen: Die Petitionen der Wissenschaftler, die sich auf die Erhaltung ihrer Stellen beziehen, sind nur dann zu berücksichtigen, wenn sie von den zuständigen Behörden unterstützt sind. Die Petitionen, die sich auf die Erhaltung ihrer Stellen beziehen, sind nur dann zu berücksichtigen, wenn sie von den zuständigen Behörden unterstützt sind.

### Freigabe der amerikanischen Goldbarren.

Die Freigabe der amerikanischen Goldbarren ist am 10. Oktober 1932 beschlossen worden. Die Freigabe der amerikanischen Goldbarren ist am 10. Oktober 1932 beschlossen worden.

### Die Dollar.

Die Dollar sind am 10. Oktober 1932 freigegeben worden. Die Dollar sind am 10. Oktober 1932 freigegeben worden.

# Unterzeichnung in Mudania.

Am 10. Oktober 1932 wurde in Mudania die Unterzeichnung der... Die Unterzeichnung der... wurde am 10. Oktober 1932 in Mudania abgeschlossen.

### General Azeiteiro erklärt.

General Azeiteiro hat am 10. Oktober 1932 erklärt, dass... General Azeiteiro hat am 10. Oktober 1932 erklärt, dass...

### Griechische Militärrevolte in Athen.

Die griechische Militärrevolte in Athen ist am 10. Oktober 1932 beendet worden. Die griechische Militärrevolte in Athen ist am 10. Oktober 1932 beendet worden.

### Rote Fahren und bolschewistische Lieder in Moskau.

Die roten Fahren und bolschewistischen Lieder sind am 10. Oktober 1932 verboten worden. Die roten Fahren und bolschewistischen Lieder sind am 10. Oktober 1932 verboten worden.

## Juwelen- Einkaufs-Gesellschaft

Hepenold & Co.  
Ankaufs-Abteilung  
Berlin  
Reuthestrasse 12

# Die Frau und der Koffer.

Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer...

### Die Frau und der Koffer.

Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer...

### Die Frau und der Koffer.

Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer...

### Die Frau und der Koffer.

Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer...

Wo kauft man die besten Silber- und Goldpreise?  
**Gold-, Silber-, Platin-**  
...  
Mauhandl & Engelberg  
Burgstraße 50, im Gorchow Hof.

Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer... Die Frau und der Koffer...

...wird die ...

...wird die ...

...wird die ...

...wird die ...

# Die Reise deutscher Industrieller nach Frankreich.

## Äußerungen Herrn de Lubersacs.

Telegraphischer Bericht.

Das Office National ...

„Haben Sie ...“

# Börsenschau

## Spezialkolumne - Wissenswertes.

...wird die ...

## Metallbetriebe A.-G. in Berlin.

Die Gesellschaft ...

## Wass-Baden A.-G. in Berlin.

Die Gesellschaft ...

## Wass-Baden A.-G. in Berlin.

Die Gesellschaft ...

## Wass-Baden A.-G. in Berlin.

Die Gesellschaft ...

**FEMINA**  
ZELT I / ZELT I  
**BALL**  
INTERNATIONAL  
Donnerstag, den 12. Oktober  
Das große  
**TANZ-TURNIER**  
mit der goldenen, silbernen  
und bronzenen Medaille  
des  
**Femina-Tanzpalastes**  
Schöneberg-Ballett  
Messe und Delas  
und das große Programm  
Ballorchestra: Ernst Lehmann  
Orchester: Wilhelm Meisel  
Anfang 8 Uhr  
Täglich 8 Uhr hochzeitliche  
Gesellschaftstänze mit  
Tanzvorführungen

**Wiener Schloß-Restaurant u. Bar**  
Dorotheenstrasse 77-78  
Capitale Küche • 24 / 7 Uhr  
**Altes Ballhaus**  
Anfang 8 Uhr  
Täglich Ball  
Beste Ballmusik  
Ballhaus-Bar

**BAROC**  
UNTER  
das Große Jazz-Band  
Kapellmeister Hartha

**„Der Blaue Vogel“**  
Donnerstag 9. u. 11. Oktober 1910  
Anfang 8 Uhr

**Palais der Friedrichstadt**  
Friedrichstraße, Eingang Bismarckstraße 22 // Direction: Selbiger & Co.  
**Internationaler Tanzpalast**  
Schöneberg-Ballett Nowetny  
Pepita und Eukamilla  
Anfang des nicht im Oberbühnen Oktober-Programm















Die Zeitung ist gewöhnlich...  
Die Redaktion...  
Die Verwaltung...

**Die Dikale**  
Joseph Roth...  
Der Artikel...  
Die Redaktion...

Die Redaktion...  
Die Verwaltung...  
Die Redaktion...

**Der Mann im Sockel**  
E. K. Hoffmann...  
Die Redaktion...  
Die Verwaltung...

Die Redaktion...  
Die Verwaltung...  
Die Redaktion...

**Die türkische Armee**  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

**König Konstantin ohne Wohnung**  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

**Barthous in die R.H.**  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

# rsenschau

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

**Der Bankrott**  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...  
Die türkische Armee...

**Die neue K...**  
Herrn-Ge...  
1900  
1900







AR 1164 4/62

Joseph Roth Collection

VI 3 Nach mehr;  
Hunt Faucher (ed.)

59717

ROTH, JOSEPH - NACH MEHR, HUNT FAUCHER (ED.), 1983

N O C H M E H R

Herausgeber  
Kurt Fäecher

Wien

Juni 1983

J o s e p h R o t h



gratis und franko



Joseph Roth hat während des Ersten Weltkriegs etliche Beiträge für 'Österreichs Illustrierte Zeitung', das 'Prager Tagblatt' und die Wiener Wochenschrift 'Der Friede' geschrieben. "Der 'Hauptzweig' seiner schöpferischen Tätigkeit", so berichtet der Freund József Wittlin, sei damals jedoch nicht die Prosa, sondern die Lyrik gewesen, "wenn auch nur wenige seiner Gedichte in der Wiener Presse erschienen. Leider fiel eine große Anzahl von Roths Gedichten in Manuskripten, die sich in meiner Warschauer Wohnung befanden, einem Bombenangriff zum Opfer. Darunter befanden sich einige kurze lyrische Gedichte, die Roth mir auf gewöhnlichen Postkarten schickte. Die Gedichte klangen so melodisch wie ukrainische Volkslieder. In späteren Jahren schämte sich Roth seiner lyrischen Jugendwerke und ließ sie aus diesem Grunde nicht veröffentlichen. Das ist sehr bedauerlich, denn wir finden in ihnen den ganzen späteren Roth, den Meister der Einfachheit und Klarheit. Roths Gedichte erinnern zuweilen an Mörike, den er sehr verehrte."

Keine zwanzig Gedichte, gedruckt oder in handschriftlicher Form überliefert, sind bisher bekannt geworden. Man wird jedoch dank Fleiß und Zufall mehr finden; wie die folgenden, die der 'Arbeiter-Zeitung' entnommen wurden.

---

M a r s c h k o m p a g n i e .

So war es noch nie,  
Wie heute in jedem die Sehnsucht schrie,  
Wie heute in jedem das Leben sang  
Durch Trommelwirbel und Hörnerklang . . .  
Sie trugen auf Kappen Blumen und Band  
Und jeder führte sein Weib an der Hand  
Und sie schrien und johlten: Ade! Ade! . . .  
Doch lauter schluchzte in jedem das Weh . . .  
Und sie stampften, daß ihnen die Ferse sprang.  
Doch die Sehnsucht jauchzte im Hörnerklang  
Und in jedem, trotz Johlen und Tanz und Strauß,  
Rief es: Mein Haus! . . .

So war es noch nie,  
Wie heute in jedem das Heimweh schrie . . .

\*

Sie standen scheu an die Wand gedrückt,  
Mutter und Kind, Mutter und Kind,  
Sie haben ihm schluchzend nachgeblickt,  
Als der Trommler wirbelte Wind um Wind . . .

So war es noch nie,  
Wie heut in der Trommel die Sehnsucht schrie,  
Wie heut in der Trommel das Leben sang,  
Daß das Kalbfell sprang . . .

Der Trommler war ein bleicher Mann,  
Sie sahen ihn alle erschrocken an,  
Und plötzlich wußte die ganze Schar,  
Wer der bleiche, schweigsame Trommler war,  
Der wirbelte heute Wind um Wind  
Und dazwischen schluchzte gell auf ein Kind.

- - - - -

Und dann war die ganze Halle leer . . .  
Sie weinten nicht mehr, sie johlten nicht mehr . . .  
Nur der Trommler wirbelte Wind um Wind  
Und die Trommel heulte wie Weib und Kind . . .

So war es noch nie,  
Wie heut in der Trommel das Sterben schrie . . .

(Arbeiter-Zeitung, Wien; 24. 12. 1916)

\*

---



---

L i e d   d e r   G l o c k e n .

. . . Seitdem wir die Klänge des Hasses geboren,  
sind unsere Seelen krank:  
Wir haben das Lied der Liebe verloren  
und Suchen und Sehnen ist unser Sang.

Uns ist unser silbernes Lachen geschwunden,  
seitdem unser Schoß den Sturmruf gebar -:  
Wir wandern und wandern, bis wir es gefunden,  
Stunden um Stunden und Jahr um Jahr . . .

(Arbeiter-Zeitung, Wien; 3. 1. 1917)

\*

M ü t t e r .

Starr lag die Nacht und keine Glocke schlug -  
da wandelte vorbei der Mütter Zug . . .

-----  
. . . Und manche waren, deren blasse Lippen  
Gebete murmelten und leise klagten  
und zag und scheu an ihrem Schmerze nagten,  
an Gott noch glaubten und nicht grollten  
und auf den Feldern suchten nach Gerippen  
der toten Söhne, die sie küssen wollten . . .

Doch manche kamen mit flatternden Haaren  
und gramversengtem Angesicht.  
Wir sind die furchtbar rächenden Scharen  
vom Jüngsten Gericht! . . .

Ich hab' ihn aus meinem Schoße geboren,  
ich hab' ihn an meinen Brüsten genährt,  
ich hab' ihn sein erstes Lallen gelehrt . . .  
Ich weiß, wie er rüttelnd stand an den Toren  
des jungen Lebens und wie der Wind  
zehntausend Blüten Treue geschworen  
und alle küßte, die er sich erkoren - -  
Ich hab' ihn verloren . . . verloren . . . verloren . . .  
    Mein Sohn! . . .  
    Mein Kind! . . .

. . . Und andere wieder warten still . . .  
In ihren Augen schwieg ein starres Warten  
und ihre sehnsuchtsmüden Arme harrten  
wie auf ein Glück, das niemals kommen will . . .  
Wie in der Lotosblüten weißen Garten,

---

---

So schritten sie in ihren süßen Traum - -  
Dort stehn sie still - sie glauben's selber kaum -  
und dennoch warten sie - und warten . . . warten . . .

Starr lag die Nacht und keine Glocke schlug -  
Da wandelte vorbei der Mütter Zug . . .

(Arbeiter-Zeitung, Wien; 26. 5. 1917)

\* \* \*

Welcher Art die Beziehung war, die zwischen dem sozialistischen österreichischen Journalisten und Politiker Max Winter (1870 - 1937) und Joseph Roth bestand, ist unbekannt. Briefe oder Aufzeichnungen, die hier Klarheit schaffen könnten, sind nicht erhalten. Im Nachlaß Max Winters fanden sich allein diese Gedichte:

---



---

D r e i   S o n e t t e   e i n e s   P r o l e t a r i e r s .

Dem Menschen Max Winter, anläßlich seiner Genesung gewidmet.

M o r g e n .

Des Morgens, wenn ich aus der Türe trete,  
reckt Haus an Haus sich aus dem Schlaf empor,  
die Fensterscheiben glüh'n im Rosenflor  
erwartungsvoller Morgendämmerröte.

Ein Blatt, das gestern noch der abendspäte  
Westwind im Tanz aus losem Haar verlor,  
liegt welk und zitternd noch vor meinem Tor  
und wartet auf den Wind, der es verschmähte.

Aus allen Straßen bricht nun Tag hervor,  
wie sonnenreife Frucht, die Gott selbst säte -  
und allen Menschen jubelt Klang im Ohr -

Und rings kein Aug', das nicht sein Ziel erspähte - -  
Ich aber warte an des Tages Tor,  
wie jenes Blatt, das welke, windverwehte. -

D i e   S t r a ß e .

Hier bin ich demutsvoll und schäme mich  
im Angesicht der steinernen Paläste,  
wie in Erwartung kaiserlicher Feste  
rastet die Straße, blank und feierlich.

Laternenpfähle blicken stolz auf mich  
und warten wie Lakaien auf die Gäste, -  
die Bäume neigen ihre dunklen Äste -  
ein Galawagen rollt - ich schäme mich:

Denn meine Kleider haben noch an sich  
der jahrelangen Armut dunkle Reste -  
und des Vagantentums verfehnte Geste

haftet an mir noch treu und wunderbar. -

Im Angesicht der steinernen Paläste  
bin ich voll Bettlerscheu und schäme mich. -

---

---

O B r u d e r M e n s c h !

Da es noch Tag war, kannte ich dich nicht, -  
nun, da es Nacht, liebkos' ich Deine Nähe -  
und sinke in die Knie' und rufe: wehe!  
daß ich nicht seh'n kann in Dein Angesicht!

Ich reichte kaum zum Gruße dir die Hand,  
wir waren zungenfremde Weggenossen -  
nun unser Blut in e i n e n Strom geflossen,  
weiß ich: Du bist mir nah und blutsverwandt ...

Weil Du mich schlugst, besitzt Du mich ganz,  
um Dich zu lieben, muß ich Dich erst morden,  
o Bruder Mensch, vergib', daß ich erlag! ...

Doch eh vollendet dieser Höllentanz,  
ist Licht u m uns und Licht i n uns geworden - -  
Sieh, Bruder Mensch! Durch Nebel wuchtet schon ein Tag! ...

Wien, am 17. III. 1919

Joseph Roth.

\*

Nur das letzte Gedicht scheint gedruckt worden zu sein. Ingeborg Sültemeyer hat es in ihr Buch: Das Frühwerk Joseph Roths. 1915 - 1926. Studien und Texte (Wien, Freiburg, Basel 1976, S. 157) aufgenommen. Die dort gebotene Konjektur ist, wie man sieht, nach dem Manuskript zu verbessern.

Daß Joseph Roth auch in späteren Jahren für die 'Arbeiter-Zeitung' geschrieben hat, ist, was den Roman 'Das Spinnennetz' anlangt, bekannt. Er erschien dort in 28 Fortsetzungen vom 7. 10. bis 6. 11. 1923. Die Veröffentlichung wurde am 6. 10. 1923 folgendermaßen angekündigt:

---



---

A n u n s e r e L e s e r !

Wir beginnen morgen Sonntag mit der Veröffentlichung eines neuen Romans. Er führt den Titel

Das Spinnennetz

und stammt von einem jungen deutschen Autor, von

Joseph Roth.

Der Roman, der in der Arbeiter-Zeitung zum erstenmal gedruckt erscheint, schildert den Sumpfboden der Reaktion, die moralische und geistige Verwilderung, aus der als Blüte das Hakenkreuzlerium aufsteigt. Obwohl die Handlung des Romans in Deutschland spielt, ist sie doch allgemein gültig; die Ereignisse und Erscheinungen wiederholen sich überall, wo die gleichen Vorbedingungen gegeben sind.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser dem packend geschriebenen Roman mit der Teilnahme folgen werden, der dem lebendigen Gefühl eines Miterlebens entspringt.

\*

Außer diesem Roman wurden in der 'Arbeiter-Zeitung' folgende Arbeiten Joseph Roths gedruckt: 'Das Wartezimmer' (11. 1. 1924; Nachdruck im Berliner 'Vorwärts' am 27. 1. 1924); 'Ein Rebell' (12. 11. 1930; zuvor in der 'Neuen Freien Presse', Wien, vom 28. 9. 1930 unter dem Titel 'Der Rebell des Erzgebirges'. Erstdruck in der 'Frankfurter Zeitung' vom 27. 5. 1925). Am 4. 10. 1932 brachte die 'Arbeiter-Zeitung' unter dem Titel 'Der Held von Solferino' eine längere Passage aus dem 'Radetzky-Marsch'. Dazu schrieb Otto Koenig:

Aus dieser hier zur Probe veröffentlichten, durchaus nicht wirklichen Begebenheit, aber doch typisch wahren Anekdote von der k. u. k. österreichischen Heldentat und der glorreichen k. u. k. Lesebuchgeschichtswissenschaft entwickelt Josef Roth, seit 'Zipper und sein Vater', als Schriftsteller von Format, seit seinem 'Hiob' als Dichter zu schätzen, sein neuestes, bei Gustav Kiepenheuer (Berlin) erschienenenes Buch, den 'Radetzky-Marsch', den Roman einer österreichischen Familie. Die Familie Trotta, die da ganz nach Art von Gustav Freytags Ahnen, auch ohne alle Rücksicht auf den Einfluß der Erbmasse der Mütter, aber mit deutlicher Betonung des bekannten biologischen Rückschlages auf die Großväter durch vier Generationen verfolgt wird, diese Familie Trotta v. Trotta, Freiherr v. Trotta und Sipolje gibt es kein einzigmal in der ganzen Welt, aber unter vielen Namen und vielfach lebte sie im alten Oesterreich. Von der Schlacht bei

---

Solferino führt die mit virtuoser Einfachheit aufgebaute Handlung das Geschlecht des invaliden bäuerlichen Feldwebels im Schatten seines berühmten Sohnes, des "Helden von Solferino", über den mährischen Bezirkshauptmann, diesen *verhinderte* n Offizier und Hüter der ruhmreichen Tradition, bis zu einem der ersten Gefechte des Weltkrieges, in dem der Leutnant v. Trotta, der wieder bäuerlich fühlende Urenkel jenes slowenischen Feldwebels, der Enkel des geadelten Kaiserretters, fällt, mit in einer Heldentat fällt, da er unter dem Feuer des Feindes seinem dürstenden Bataillon Wasser schaffen will.

Nur daß eben sein Heldentod "zur Behandlung in Lesebüchern für die kaiser- und königlichen österreichischen Volks- und Bürgerschulen ungeeignet war, denn der Leutnant Trotta (Enkel) starb nicht mit der Waffe, sondern mit zwei Wassereimern in der Hand"!

Nichts anderes und nichts mehr als eine Art militärischer Reflexbewegung hatte den Großvater und mit ihm seine Nachkommen in den Ruhmesglanz kaiserlicher Gunst gerückt, aber dieser Ruhmesglanz hat das ganze Geschlecht in den *Schatten* einer Tradition gestellt. Großvater, Vater und Sohn müssen den 'Glauben' *verlieren*, in dem allein leben zu können, sie vermeinen mußten. Und der Enkel, der eine *wirkliche* Heldentat selbstaufopfernder *Willenskraft* versucht, stirbt an ihr *ruhmlös*.

Die Gestalt des greisen Franz Josef, eine dichterische Verklärung seniler Vergeßlichkeit und Verstandesschwäche, ist von Josef Roth durch manchen unschuldig schlichten Satz ganz sardonisch charakterisiert. Der Kaiser, der Schicksalsgott des Romans, ist eine Repräsentationsfigur gebieterischer Ohnmacht, die nichts Ersprießliches zu tun vermag, selbst wenn sie möchte oder Gutes zu tun glaubt. Es ist immer derselbe huldvolle Fehlgriff, ob der Kaiser einen bäuerlich ehrlichen Kommissleutnant und sein ganzes Geschlecht in den Adelsstand erhebt und damit widernatürlich belastet, oder ob er seinen Manöverraseur, einen strammen Unteroffizier, der heimlich am allerliebsten "in Zivil gehen" will, in allerhöchst gnädiger Laune durch die Verleihung der Feldwebelcharge an den Militärdienst kettet.

Roths Erzählung zeigt, von einigen wenig wichtigen, aber doch auffälligen Einzelheiten abgesehen, eine genaue Kenntnis des alten Oesterreich. Der auch durch symptomhafte Parallelszenen konstruktiv überaus wohlgelungene Roman nützt ein verhältnismäßig kleines, aber treffsicher ausgewähltes Personal zu einem erstaunlich vielseitigen und schicksalhaften Gemälde der Monarchie, zu einer symbolisch überzeugenden Begründung ihrer hohlen Größe und ihres kolossalen Zusammenbruches.

\*

Das ist alles, was von Joseph Roth und über ihn in der 'Arbeiter-Zeitung' erschienen ist. Ein Beitrag für die 'Neue Freie Presse' wurde bereits erwähnt; ein weiterer ist der



---

Ausgabe vom 28. 2. 1930 zu entnehmen:

D e r e w i g e T u t a n k h a m e n .

Der 78jährige Lord Westbury hat Selbstmord begangen. Er sprang aus dem Fenster seiner Wohnung, die im siebenten Stockwerk gelegen ist. Auf seinem Schreibtisch hinterließ er einen Zettel mit den schlichten Worten: "Ich sehe Schreckgestalten. Ich halte es nicht mehr aus."

Lord Westbury ist anscheinend das dreizehnte Opfer Tutankhamens. Denn auch er war, wie Lord Carnarvon, wie Sir Eric Reid, wie Oberst Herbert, wie der ägyptische Prinz Ali Fahmy Bey und wie die anderen sieben auf eine merkwürdige, unerwartet schnelle Weise ums Leben gekommenen Menschen, an der Oeffnung der ägyptischen Königsgräber beteiligt gewesen. Es ist gewiß nicht ganz ungefährlich, in der Oeffentlichkeit die Frage mit Nachdruck aufzuwerfen: ob nicht vielleicht irgendein rätselhafter Zusammenhang zwischen der Oeffnung der ägyptischen Gräber und dem tödlichen Schicksal ihrer Oeffner besteht? Die Frage ist oft gestellt worden, aber immer mit jenem lächelnden Zweifel, der dem Fragenden selbst gestattet, seine ernste Ahnung für einen Scherz auszugeben und in jener skeptischen Tonart, die eine Antwort von vornherein gar nicht mehr zu erwarten scheint. Es ist also einigermassen nicht ungefährlich, den Ernst zu bewahren, der einem Zeitgenossen dieser vernünftigen Epoche übel ansteht, sobald er fragt: Ist der Tod der Dreizehn in einem Zusammenhang mit der Oeffnung der augenscheinlich verhängnisvollen Gräber zu bringen oder nicht?

Wenn ich die Frage dennoch mit diesem entschiedenen Ernst stelle, so überschätze ich keineswegs etwa den Mut, der zu ihr gehört. Ich erhoffe mir nur ein Echo von einer latenten Bereitschaft der Leser, einmal einer genaueren Erörterung des rätselhaften Tatbestandes zu begegnen, wenn auch nicht einer Lösung des Rätsels. Selbst dieser Epoche nämlich, die sich schmeichelt, Tag für Tag ein neues Geheimnis der Schöpfung zu entwinden, würde keineswegs das Geständnis zur Schande gereichen, daß es gewisse unaufklärbare Zusammenhänge gibt. So möge man doch ohne das verlegene Lächeln, das den Aberglauben kaschieren soll, das ihn aber in Wirklichkeit verrät, seine Ahnungslosigkeit gestehen! Es ist immerhin merkwürdig, daß dreizehn Menschen, die an der Gräberöffnung in Aegypten beteiligt waren, auf eine unerwartete Weise sterben. Die Menschheit dieses Jahrhunderts weiß ohne Zweifel besser Bescheid über die Lebenszeit des Königs Tutankhamen als über die Kraft, die ihm vielleicht erst der Tod verliehen haben mag. Sie ist über die Vorzeit genauer aufgeklärt als über das Jenseits. Im übrigen wird selbst der Ungläubige nicht umhin können, Gräbern wenigstens jenen Grad von Respekt zu zollen, den er der Archäologie entgegenbringt. Vom Standpunkt der Wissenschaft mag es notwendig sein, Gräfte zu öffnen und Leichen in Museen auszustellen. Aber es gibt neben dem segensreichen Wissensdurst im Herzen des Menschen noch eine ebenso segensreiche Regung, nämlich die der Pietät. Und

---



---

in dem Fall Tutankhamen entsprach das Verdienst, das sich die Archäologie erworben hat, vielleicht doch nicht ganz dem Anstand, den das primitive Empfinden diktiert. ...

Widersprechen nun manchmal die Handlungen, die man im Dienste der Wissenschaft begeht, dem Anstand, den die Begegnung mit dem Tode gebietet, so widerspricht nicht minder der Forschungseifer, von dem unsere Zeit ja erfüllt ist, der scheinbar skeptischen Gleichgültigkeit, mit der man die Kunde von dem Tod der Dreizehn entgegennimmt. Und mag auch kein sogenannter 'schicksalhafter', sondern nur ein sogenannter 'zufälliger' Zusammenhang die Oeffnung der Gräber mit dem Tod der Oeffner verbinden, so ist es doch immerhin verwunderlich, daß diese so forschungseifrige Epoche den auffallenden Zufällen nicht nachzuspüren gesonnen ist, ja, nicht einmal Lust hat, über sie nachzudenken. Und, um auf die Pietät zurückzukommen; wie lange währt eigentlich die Schutzfrist für Tote, innerhalb deren man sie in dem Frieden zu lassen hätte, den man ihnen gewünscht hat, als man sie begrub? Ist es eher gestattet, ein zweitausendjähriges Grab zu öffnen als eines, das nur zweihundert alt ist? Rechtfertigt etwa der Dienst an der Wissenschaft nur die Pietätlosigkeit an a u ß e r o r d e n t l i c h verjährten Toten? ...

Die Wissenschaft - wir kennen ihre Eigenschaften - macht freilich weder vor dem Leben noch vor dem Tode halt, und unser Gewissen spricht sie dennoch frei, selbst in den Fällen, in denen unser Herz sie anklagt. Die Medizin sieht sich manchmal bemüßigt, Kaninchen zu vivisezieren und die Archäologie, tote Könige in Museen zu überführen. Die Wissenschaft ist nicht weniger grausam als die Natur, wir haben uns damit abzufinden. Dort aber, wo sich der menschliche Forschungsdrang nicht mit den Grausamkeiten begnügen will, zu denen er sozusagen aus fachlichen Gründen verpflichtet ist, wo er eine Grausamkeitsanleihe beim Nachbarn macht, dort müssen wir vernehmlicher anklagen. Auf den Gräberstätten Tutankhamens nämlich scheint die Archäologie nicht nur Gräberöffnungen, sondern auch eine Art von Vivisektion vorzunehmen - und zwar nicht an Kaninchen, sondern an j u n g e n E i n g e b o r e n e n .

Denn folgendes ereignete sich auf den Gräbern Tutankhamens:

Ueber tausend braunen und schwarzen Eingebornenkindern glüht unbarmherzig, wie die Wissenschaft, die ägyptische Sonne. Die Kinder haben die Aufgabe, zu graben. So arbeiteten vielleicht vor zweitausend Jahren die Sklavenkinder der alten Aegypter auf Befehl der Nachkommen Tutankhamens - damals allerdings nicht an der Oeffnung, sondern an der Herstellung von Gräbern. Und genau so, wie vor zweitausend Jahren, steht in der Mitte der arbeitenden Haufen ein Aufseher und schwingt die Peitsche. Wenn ein paar Knaben und Mädchen saumselig werden, saust auf ihre braunen, schwitzenden Rücken der lange geknotete Riemen. Es gibt nur eine Stunde Mittagspause. Das Mittagessen besteht aus Bananen und Wasser. Ungefähr neun Pfennig beträgt der Tageslohn für jeden kleinen Arbeiter. Und da für einen großen Teil des ägyptischen

---



---

Volkes die mageren Jahre häufiger sind als die fetten, müssen die Kinder arbeiten, hungern und sich prügeln lassen. Es kommen Besucher aus England, Deutschland, Amerika, besichtigen interessiert die Resultate der Ausgrabungen und fahren wieder heim, einen gewachsenen Respekt vor den Leistungen der Archäologie im Herzen. Ja, vor einigen Monaten wurden die Ausgrabungen sogar gefilmt - und in der ganzen zivilisierten Welt kann man bereits den Film sehen, den Film von den grabenden Kindern und den peitschenden Aufsehern. Aber der Mensch - und besonders der zivilisierte - ist derart beschaffen, daß ihn immer noch die Resultate der Ausgrabungen stärker interessieren, als die Mittel und Methoden, die der Forschungseifer anwendet.

Man liest in den Zeitungen allerdings nur von den Todesfällen, die einen okkulten Zusammenhang mit dem toten großen König zu haben scheinen, nicht von jenen, die eine ganz nüchterne reale Folge der Ausgrabungen sind. Wie viele Eingeborenkinder mögen an den Folgen der Archäologie, des Sonnenbrands, des Hungers und der Peitsche in Aegypten zugrunde gehen? Wenn schon eine Art Vergeltung angenommen werden sollte, so wäre es ziemlich schwierig, zu unterscheiden, ob es die Schändung der Königsgräber ist, die sich an den Entdeckern rächt, oder die Schändung der Menschenwürde; die verletzte Pietät oder die geprügelte Humanität; die ausgestellten Mumien oder die begrabenen kleinen Körper. Geheim sind vor uns die geheimnisvollen Gesetze, nach denen eine unerforschliche Gerechtigkeit Lohn und Strafe unter den Menschen sät. Aber ganz offenbar scheint uns hier die Tatsache zu werden, daß sich seit zweitausend Jahren unter der Sonne - und besonders unter der ägyptischen - gar nichts geändert hat: nicht weniger grausam als die Pharaonen sind wahrscheinlich die Könige der Wissenschaft, die jene ausgraben. Nach zweitausend Jahren wahrlich ein Fortschritt!

\*

Einige Rezensionen von Büchern Joseph Roths folgen.

A k t i v i s t i s c h e   B ü c h e r .

Verlag: 'Die Schmiede', Berlin, 1924.

Den literarischen Aktivismus der Epoche kennzeichnet tiefe Unzufriedenheit mit ihrem Bürger, der sich durchaus nicht bekehren läßt. Aus diesem Grunde schafft die Mehrzahl der Bücher, die in die Zeit fragen, rufen, auf sie losschreien, wohl Erkenntnisse, aber keine Proselyten, wohl neue Form, aber keine Neuformung. Es wird fleißig gehämmert, doch nichts glüht auf im Hammerschlag. Die Schmiede arbeiten kalt. Schall und Hall ist einziges Ergebnis, das zerhämmerte Objekt schmiegt und schweiß sich nicht. Es verharret in seiner Urgegebenheit, erhaben gleichmütig, wenn auch mitunter schmerzlich angeführt. In dieser schmerzlichen Anrührung des erprobten Alten, das durch sie manchmal nur noch liebenswerter wird, oft

---



---

aber auch seinen Staub und Rost offenbart, liegt der Kampfwert des aktivistischen Buches.

Iwan G o l l (...)

(...) Viktor W i t t n e r (...)

Anklage gegen das mechanistische Prinzip der ausgleichenden irdischen Gerechtigkeit, verkörpert im Walten der Behörde, erhebt Josef R o t h in seinem Roman 'D i e R e - b e l l i o n'. Das Werkzeug, dessen er sich bedient, ist der Kriegskrüppel Andreas Pum, ein armer Teufel und musterhafter Untertan, der alle Störer der gottgewollten Autorität kurzweg "Heiden" nennt und innig verabscheut. Trotz solcher Wohlanständigkeit gerät er aber doch ganz schuldlos in einen Konflikt mit der Staatsgewalt; die Räder der Maschine erfassen, zermahlen ihn. Was schließlich als Rest des braven Andreas Pum freigelassen wird, rebelliert innerlich und stirbt als überzeugter 'Heide'. Knappe, humorige Ironie durchpulst die Erzählung. Ihre Menschen sind scharf umrissen und lebenswahr. Man gewinnt sie lieb, obwohl sie allesamt wenig lebenswürdig sind. In seiner Gestaltungskraft als Epiker zeigt Josef Roth bedeutendes Können, sein Stil hat Kultur, Farbe, leuchtenden Schliff. Bedauerlich nur, daß die tendenziöse Einstellung des Buches seinem künstlerischen Wert insoweit Abbruch tut, als die innerliche Wahrhaftigkeit dann bewußt verleugnet wird, wenn die Behörde als ein Monstrum von Grausamkeit, Dünkel und Dummheit dem Opfer gegenübertritt. Gar so arg ist es im bürgerlichen Staat jenseits der Romanwelt nicht, der Zukunftsstaat auf Probe aber, den das bolschewistische Rußland dermalen zeigt, hat keinesfalls erwiesen, daß dort, wo alle Macht im souveränen Volke ruht, die Obrigkeit den in ihren Netzen zappelnden Unschuldigen etwa feinfühlicher behandelt. "Es ist unten so wie oben und oben so wie unten", hat der "hohe Eingeweihte" Hermes schon vor Jahrtausenden in Altägypten erkannt und damit die einheitliche Anordnung des Weltganzen gemeint. Sollte dies bei irdischem Machwerk jemals anders sein können?

(...) Karl S t e r n h e i m (...)

Vier aktivistische Köpfe. Man freut sich immerhin, daß sie Profile zeigen. An Profillosigkeit, die uns anmutig-verschwommen beplaudern, herrscht im Dichterwalde ohnedies kein sonderlich fühlbarer Mangel.

Rudolf Jeremias Kreutz.

(Neues Wiener Abendblatt, 16. 6. 1925)

\*

'D i e F l u c h t o h n e E n d e'. Ein Bericht von Josef R o t h, Kurt-Wolff-Verlag, München.

Josef Roth, einer der wenigen die den Mut und die Kraft haben, die Kultiviertheit unserer Epoche auf ihren Gehalt an Kultur, auf ihren ethischen Wert zu prüfen, sagt in einem kurzen Vorwort zu seinem "Bericht" über die Schicksale des ehemaligen österreichischen Oberleutnants Franz Tunda:

---



---

"Es handelt sich nicht mehr darum, zu 'dichten', das Wichtigste ist das Beobachtete." Dann erzählt er, den Aufzeichnungen oder Erzählungen seines Freundes Tunda folgend, die Lebensflucht eines Individualisten aus der Gesetzmäßigkeit einer Welt, aus der er sich ausgeschaltet fühlt, der er aber doch mit allen Fasern seines Seins verhaftet bleibt. Diese Bereitwilligkeit im Wesen des modernen Menschen, wie sie hier aufgezeigt wird, macht 'Die Flucht ohne Ende' zu einem ungeheuer interessanten, zu einem epochalen Zeitdokument. Es sind ganz neue Perspektiven, die Roth eröffnet. Sein Blick ist grausam tief. Er verneint die mitteleuropäische Kultur von heute. Aber auch drüben in Rußland, wo sein Held sich seit seiner Gefangennahme im Weltkrieg jahrelang als Pelzjäger, Soldat der Roten Armee und Volkslehrer herumgetrieben hatte, "entschleierte sich ihm gleichsam, das revolutionäre Ideal. ... Man muß voraussetzen, daß die Revolution, von lauter Feinden umgeben, keine anderen Möglichkeiten hat, ihre Macht zu sichern, als die, jedes Individuum zu opfern, wenn es nötig ist." Der Oberleutnant Tunda dieses Buches bleibt ein "Fremdling überall". Selbst in der Liebe. Denn seine Vorkriegsbraut, die inzwischen nach Frankreich geheiratet hat und die er als ein unsteter Flüchtling "aus der Atmosphäre falscher Ideale" und doch wieder als ein sehnsüchtiger Heimkehrer in Paris sucht, enttäuscht ihn. Ueber die freizügigen, von Toiletten, Sport und Flirt ununterbrochen in Atem gehaltenen Damen der Gesellschaft urteilt er so: "Es war selbstverständlich, daß sie, die so lebendig waren, nicht lebten." Eines Tages begegnet Josef Roth dem Oberleutnant Tunda auf dem Platz vor der Madeleine: "Er hatte keinen Beruf, keine Liebe, keine Lust, keine Hoffnung, keinen Ehrgeiz und nicht einmal Egoismus. So überflüssig wie er war niemand in der Welt." Dieses Buch ist böse und wahr. Voll köstlicher satanischer Ironie. Es zeigt wie kein anderes vor ihm die grimme Reaktion des geknebelten Individuums gegen die Errungenschaften und 'Wunder' unserer im kollektivistischen Ideal und im Triumph der Masse schwelgenden, die Massen zum 'Guten und Bösen' nützenden Zeit. Es zeigt, wie hoffnungslos der intensiv lebende Einzelne im Mechanismus einer Welt steht, die Gesinnungen und Charaktere uniformiert. 'Die Flucht ohne Ende' wird vielen willkommen, vielen ärgerlich sein. Und nicht übertroffen werden.

Rudolf Jeremias Kreutz.

(Neue Freie Presse, 27. 11. 1927)

\*

J o s e p h R o t h: R e c h t s u n d L i n k s .  
Roman. 370 Seiten. Verlag Gustav Kiepenheuer, Berlin. Geheftet 9, Leinen 12<sup>60</sup> Schilling.

Im Hause des reichen Provinzbankiers wächst Paul Bernheim auf, der Löwe der Salons, Oxford-Student, Herrenreiter und Held des Buches. Er wächst in den Krieg hinein, der über ihn

---



---

zusammenschlägt und einen Nachkriegstypus von sich gibt, elegant, scharmant, jung und ziellos, gewandt den Dollars, Pfunden, Franken gegenüber, bis ihn die Inflation ertränkt. In den Hafen einer reichen Ehe rettet sich das sinkende Schiff dieses Menschen und hier hält es still, am Anker der Millionen einer Frau, brach und zwecklos. Roth hat in seinem Buche nur Typen zur Welt gebracht. Alles, was seine Menschen tun und sagen, ist typisch, typisch für den deutschen Bürger, der da sorglos dem Engländer nachahmte, in lächelnder Wohlhabenheit, und nur dessen Snobismus erblickte, der von den Tatsachen des so ideal dreinschauenden Krieges bitter enttäuscht wird und aufgeht in stummer Bedeutungslosigkeit. In der Reihe der vielen Zeitspiegelungen erhebt sich Joseph Roths Werk zu einer erstaunlichen Höhe.

R. D. A.

(Bildungsarbeit. Blätter für sozialistisches Bildungswesen. Wien, März 1930)

\*

E i n H i o b v o n h e u t e .

(Josef Roth: 'Hiob', Roman, Gustav Kiepenheuer Verlag, 1930.)

V o n S t e f a n Z w e i g .

Was an dem neuen Roman Josef Roths vor allem so überrascht und ergreift, ist seine große gebändigte Einfachheit. Schon Roths frühere Bücher 'Rechts und Links', 'Die Flucht ohne Ende', gaben ihm ersten, beinahe allerersten Rang unter den jüngeren deutschen Erzählern. Ungewöhnliche Hellsichtigkeit in der Betrachtung politischen und sozialen Lebens und zugleich eine beglückende Hellhörigkeit des Herzens zeichneten sie besonders aus. Aber doch, diese zeitdokumentarischen Bücher entbehren letzter Gebundenheit, sie waren im strengeren Sinn fragmentarisch. Sie fragten hinein in die Zeit, betasteten neugierig alle Probleme, schälten sie auf, sogen geistig lüstern ihr innerstes Arom, ohne aber ihr Wesen völlig künstlerisch aufzuzehren. Es war ein Ergreifen und Wiederfallenlassen, ein Herangehen und Wiederweitergehen in ihnen, eine nervöse Sehnsucht, irgendwo sich zu binden, und doch wieder der gleich nervöse Skeptizismus, sich nicht völlig mit dem Glauben einzulassen, Bücher einer aus dem Kriege fremd und fragend, mißtrauisch und wachsam heimgekehrten Generation. Vibration ging von ihnen aus, Erregung, flirrende Farbe, ein feiner, gleichzeitig seelischer und sinnlicher Reiz, aber sie reizten, ohne zu befriedigen, und man bewunderte sie, ohne sie ganz zu lieben, und ich wünschte mir sehr heftig, gerade weil ich den gewaltigen Köhner, den wahrhaftigen Menschen in Josef Roth so sehr fühlte und bewunderte, dieser Begabteste von allen möchte einmal sich in einem Werke ganz innerlich zusammenfassen.

---



---

Das hat Josef Roth nun in diesem Roman auf das überraschendste getan, indem er in einer denkbar einfachen (aber wissend kunstvollen) Weise die schlichteste aller Geschichten erzählt. Keines der beliebten Probleme der Zeit, Krieg, Schule, Politik, forcierte Aktualität, sondern ein Heute, das für gestern und morgen und jederzeit gilt und jedem verständlich ist, der mit dem Herzen versteht, mir und dir, und jedermann kann diese wahre und klare Jedermannsgeschichte heute oder morgen oder übermorgen geschehen. Im Nachbarhaus und um die Ecke ereignet sie sich täglich. Man müht sich und wirkt ohne viel Aufhebens und Begeisterung sein tägliches Werk. Man ist nicht so gut als man sein sollte, aber man ist auch nicht so schlecht als man sein könnte. Man ist weder ungläubig noch übermäßig gläubig: man ist eben wie alle, wie die meisten sind. Und dann fällt plötzlich von obenher, von irgendwo ein Schlag und trifft mitten hinein. Mich kann er treffen oder dich oder den Nachbarn um die Ecke, den Freund oder den Feind. Unglück schickt über Nacht seinen erbarmungslosen Büttel ins Haus, Krankheit, Tod oder Armut; das Schicksal, bisher gleichgültig, wirft sich in einem plötzlichen Anfall von Bosheit auf einen, der ebenso schuldig oder unschuldig ist wie die andern. Das geschieht jeden Tag links und rechts, im ersten, im zweiten, im dritten oder vierten Stock jedes Hauses, aber immer taumelt dieser eine Mensch auf unter dem Keulenschlag und schreit und ballt die Fäuste und fragt: Warum gerade mich? Was habe ich getan, daß es mich so hart trifft? Warum nicht die andern, warum nicht den Nachbarn, den Freund, den Feind, warum gerade mich unter allen?

Dieser Schrei, über zwei Jahrtausende schon hallt er herüber, der Schrei eines dieser Jedermanns, der anklagende wilde Protest des einfachen, schlichten, gewöhnlichen Mannes, den plötzlich über Nacht das Unglück so anfällt. Hiob hieß der erste, von dem wir wissen, und wohnte im Lande Uz. Ein reicher Mann war er, gottesfürchtig und fromm, aber nicht reicher als die anderen und nicht frömmere als die anderen, und doch hat gerade ihn Gott ausgesucht, um mit dem Teufel zu streiten, gerade seinen Rücken gewählt zum Austrag der grausamen Wette. Schlag auf Schlag hämmert das Unglück auf ihn los, ohne daß er weiß, warum. Da richtet sich Hiob auf und rechtet mit Gott, ein einzelner mittlerer Mensch lehnt sich gegen das Schicksal auf, und seine Stimme dröhnt anklägerisch durch zwanzig Jahrhunderte. Und jedem Geschlecht wiederholt sie sich tausend- und millionenmal.

Diese Geschichte des ewigen Hiob hat Josef Roth noch einmal erzählt. Sein Hiob wohnt nicht im Lande Uz, sondern in Rußland, er hat nicht Weide und Schafe und Rinder, nicht den geringsten Reichtum der Erde, sondern ist nur ein kleiner jüdischer Lehrer, "fromm, gottesfürchtig und gewöhnlich, ein ganz alltäglicher Jude". Er ist nicht sehr glücklich, er ist nicht sehr unglücklich, er ist fromm, aber nicht fanatisch fromm. Er hat wenig Geld, aber ihm dünkt es genug, er kann sich nichts von den Freuden der Welt gönnen, aber doch legt hie und da seine Frau einen Rubel Erspartes heimlich unter die Diele ihres einzigen Zimmers. Er liebt seine Frau

---



---

und liebt sie doch nicht zu sehr, er hat Kinder, sie sind gut geraten, aber auch nicht zu gut, alles ereignet sich unbedeutsam bei ihm, mittel und gewöhnlich. Einmal pocht dann das Schicksal mit dem knochigen Finger an, ein Kind wird ihm geboren, das nicht sprechen lernt, in Wachstum und Wesen zurückbleibt, unheimlich in seiner Schwäche und den Eltern heilig. Und seine Tochter, heiß und schön geraten, geht kaum mannbear, heimlich mit Kosaken. So klopft das Schicksal zum erstenmal und das Herz des alten Mannes ängstet sich. Aber das Schicksal geht wieder vorbei, einem seiner Söhne gelingt es, die Familie nach Amerika hinüber zu nehmen. Der Junge hat dort ein gutes Geschäft und das Geschäft geht besser und besser, schon 15.000 Dollar verdient in einem einzigen Jahr. Bequemlichkeit, ja vielleicht Reichtum wartet zum erstenmal auf die Familie des kleinen Lehrers aus Zuchnow. Da wird der alte Mann wieder froh, denn sein Herz bleibt bescheiden, er wird nicht frech und hochmütig im Wohlstand, so wie er nicht verzagt in der Armut gewesen. Er zieht nicht hinüber mit den anderen in den Stadtteil der Besitzenden, er bleibt in der engen Judengasse Newyorks, im kleinen Zimmer und versäumt nicht sein Gebet. Er ist ein mittlerer Mensch, er hat nicht den Mut, glücklich zu sein, und doch Kraft genug, sich zu bescheiden in seinem kleinen mittleren Leben und dafür Gott zu danken.

Vorbildlich einfach ist diese Chronik eines ephemeren Daseins erzählt, die Biographie eines mittleren Menschen, auf den man angeregt und mit warmem Anteil blickt. Aber großartig wächst das Geschehnis nun ins Epische, in das Erschütternde empor, wie jetzt gleich einem Räuber aus dem Wald, das Schicksal mit dem Knüttel durch die zehntausend Straßen von Newyork gegangen kommt und unter den hunderttausend Kammern der gigantischen Stadt gerade diesen einen kleinen Menschen aussucht, den stillen, bescheidenen alten Mann, um ihm das Herz bei lebendigem Leib aus der Brust zu reißen. Weltkrieg bricht los, der eine Sohn fällt in Rußland, der zweite im amerikanischen Hilfskorps, die Frau stirbt, die Tochter wird wahnsinnig, und von dem kranken Kind, das er in Rußland bei Fremden zurücklassen mußte, kommt keine Botschaft. Hieb auf Hieb, hart auf hart saust aus dem Dunkel das Schicksal auf diesen Arglosen nieder. Ueber Nacht ist er in der Millionenstadt der Fremde allein geworden, sein ganzes in sechzig Jahren Zoll um Zoll aufgebautes Leben zerstückt und zerstört. Da taumelt er auf, der alte Mann, er muß seinen Schmerz ausschreien als eine Anklage. Und da er niemand weiß, der Schuld hat, so schreit er gegen ihn, der an allem Schuld hat, gegen Gott. Wie im Lande Uz einstmals Hiob seine mit Beulen und Schwären bedeckten Arme gegen den Allmächtigen, so ballt der kleine russische Schullehrer Mendel Singer in einer Hinterstube des Judenviertels von Newyork sein Herz gegen den Grausamen. Er will sein Gebetbuch verbrennen und die schrecklichsten Flüche strömen über seine alten zitternden Lippen. Hier bildet Roth genau die Szene der Bibel nach: entsetzt umstehen die Freunde den Gotteslästerer und suchen ihn zurückzuhalten, aber er schlägt ihren Einspruch nieder und vergebens bereden sie ihn, auf ein Wunder zu hoffen. Nein, schreit er,

---



---

es geschehen keine Wunder mehr. Und doch, ein Wunder geschieht: der verschollene, ehemals kranke Sohn, kommt plötzlich nach Amerika herüber, es ist gesundet und begabt und er holt den alten Vater wieder zurück in die Heimat. Wie bei Hiob beginnt der alte morsche Stamm noch einmal zu grünen, und die Saite des Schicksals, bis zum Zerreißen gespannt, nun lockert und löst sie sich wieder zu einer zarten, die Seele herrlich beschwichtigenden Harmonie.

Mit welcher seelischen Kraft diese Umkehr von Josef Roth geschaffen ist, werden hoffentlich viele ergriffen fühlen. Mit welcher verborgenen Kunst aber dies Werk gestaltet ist, werden nur die Kenner verstehen, denn seine Einfachheit, seine tiefe Zartheit, ist magistraler und kraftvoller als alles Raffinierte und fühlbar Bewußte. Alles Nebensächliche in diesem scheinbar nebensächlichen Schicksal ist weggelassen, um dem Uebergewaltigen Raum zu geben. Keine Arabeske stört seine entschlossenen und dennoch niemals schroffen Linien, die von den erzenen Zeichnungen William Blakes zum Buche Hiob inspiriert scheinen, kein Pathos verletzt die volksliedhafte Natürlichkeit dieser durchleuchtend klaren und dem Bildnerwillen allezeit gefügigen Sprache. Man erlebt, statt zu lesen. Und man schämt sich nicht, endlich auch einmal von einem wirklichen Kunstwerk ganz sentimentalisch erschüttert zu sein.

(Neue Freie Presse, 12. 10. 1930)

\*

E i n n e u e r R o m a n v o n J o s e p h R o t h

In seinem neuen Buch 'B e i c h t e e i n e s M ö r d e r s', erzählt in einer Nacht' (Allert de Lange-Verlag, Amsterdam, 262 Seiten) setzt Joseph Roth seinen Kreuzzug gegen die Hoffahrt fort, diesmal in einem Exempel von äußerster Härte und Exponiertheit. Die furchtbare Strafe eines bis ins Letzte verworfenen, elenden, innerlich und äußerlich schäbigen Lebens folgt hier auf eine scheinbar nur allzu begreifliche Regung des Hochmuts in einem Knaben, der dahinter kommt, daß er uneheliche Sohn eines russischen Fürsten ist und nun bei diesem sein Recht durchsetzen möchte. Der Teufel reitet ihn höchst persönlich bei diesem Unternehmen und stellt sich in Gestalt eines verdächtig hinkenden ungarischen Windbeutel ein, der, wie der Satan in 'Hoffmanns Erzählungen', zu guter oder schlechter Letzt auch noch am Ende der Rahmen-erzählung real und bedrohlich erscheint. Der dumme Junge kann sich aus übler Situation nur retten, indem er zur Polizei geht, die ihn als Spitzel verwendet. Namenloses Unglück bringt er nun über Unschuldige, aus ohnmächtiger Rachsucht gegen einen von dem alten Fürsten bevorzugten Halbbruder. Spät erst, knapp vor dem Krieg, gelingt es ihm endlich, diesen zu erschlagen und seine Geliebte, die ihn mit dem Rivalen betrogen hatte, dazu. Das alles beichtet der Mörder, zwanzig Jahre später, in einem russischen Emigrantengasthaus in Paris seinen dort versammelten Landsleuten, da öffnet sich die Tür und

---

---

jene 'Ermordete', in Wirklichkeit bloß durch jenes Attentat verunstaltet und verwüstet, tritt ein, um den 'Mörder', der unter ihrem Pantoffel steht, nach Hause abzuholen. Auch der fürstliche Nebenbuhler ist nicht tot, sondern humpelt als verbjödender Krüppel in Paris umher, so daß dem traurigen Schuft wider Willen nicht einmal die Genugtuung bleibt, ein wilder Mordgeselle zu sein. Er ist nur jämmerlich und lächerlich. Welche entsetzliche Strafe für etwas, das kaum mehr als eine Gedankensünde war! Ist die Welt des alten, grausamen und lasterhaften Fürsten wirklich so erhaben, daß ein Angriff auf sie so entsetzlich geahndet wird? Nein, sie ist es nicht, ob- schon der fanatische Antirevolutionär Roth keinen Zweifel darüber läßt, daß ihm die Intaktheit selbst der übelsten Korruption da oben lieber ist als eine Umwälzung, die die Seuche höchstens verlagert oder verbreitet. Aber auch diese Haltung beruht nicht auf der Wertschätzung jener sozialen Schichte an sich, sondern der gesamten sozialen Ordnung als solcher, die wir als eine Fügung Gottes und als Einrichtung zur Prüfung unserer Demut anzusehen haben. Auch hier bemerken wir, wie sonst häufig bei Roth, eine gewisse Verwandtschaft des Weltbildes mit dem Franz Kafkas. Der Region dieses großen Dichters ist das neue Buch Joseph Roths auch in seiner sprachlichen Substanz benachbart. Ihre Schlichtheit ist diesmal ohne jede Spur von Prätention, legitimiert auch durch die Form der Erzählung. Wir begrüßen in dem neuen Roman Roths den starken Beweis eines neuen Anstiegs der Schaffenskurve des Dichters.

Ernst Kr̆enek.

(Wiener Zeitung, 27. 11. 1936)

\*

F e h l e r v e r z e i c h n i s :

- S. 14, Z. 21 v. o.: nach 'auf einen,' ergänze: und zwar auf  
einen,  
S. 15, Z. 16 v. o.: nach 'froh,' ergänze: aber nicht zu  
froh,  
S. 16, Z. 16 v. u.: nach 'daß er' ergänze: der
-



AR 1764

4/64

Joseph Roth Collection

VI 3

Roth, Joseph and  
Miller, Leo

54717

ROTH, JOSEPH and MILLER, LEO. THE LETTERS VERNACULAR IN VIENNA, 1934-1938  
- FROM SCRIPT

Scénario déposé

DER LETZTE KARNEVAL  
VON WIEN.

Ein Film von Joseph E. ~~h~~ <sup>h</sup>

und  
Leo Mittler .

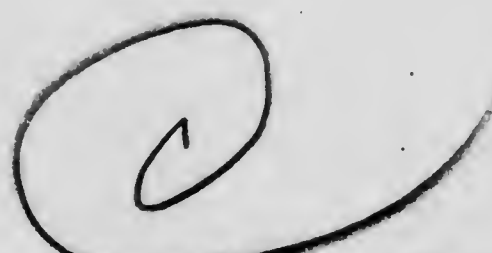
Leo Mittler

DR. EDMOND PAUKER  
CAPITOL THEATRE BUILDING  
1639 BROADWAY NEW YORK

Original in:  
Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M.  
Deutsches Exilarchiv 1933-1945  
- Archivalien -

Signatur/Nachlaß:

*Sammlung Pauker*

  
Diese Kopie darf nur mit schriftlicher Genehmigung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M., veröffentlicht, vervielfältigt oder zu diesen Zwecken an Dritte weitergegeben werden.



DR. EDMOND PAUKER  
CAPITOL THEATRE BUILDING  
1639 BROADWAY NEW YORK

**PERSONEN :**

- Robert Hammerling:** Kapellmeister und Komponist, internationale Berühmtheit. Interessanter, moderner Mensch. Nimmt die Kunst sehr ernst, alle andern Dinge sehr leicht. Sehr einsam, 36 Jahre alt.
- Kathrin Gruber,**  
**geborene Fröblich :** Typische Wienerin, 30 Jahre alt. Sehr graziös und charmant. Witzig und unsentimental. Das Herz an rechten Fleck. Aufopfernde Mutter. Gute Kameradin des Sohnes. Zärtlichste Geliebte.
- Franz Gruber :** Grosses musikalisches Talent. Ausser in seiner Musik noch ausserordentlich kindlich.
- Fürstin Ditrichstein:** Dame von Welt. Grosse Allüren. Über 65 Jahre alt. Ausserst witzig, gütig, liberal. Kann aber auch grob werden. Frau von repräsentativer Kultur.
- Oberst Meyerhofer:** Sehr gut aussehender älterer Herr. Ewiger Hochzeiter. Grand Seigneur.
- Karwendel. :** Musiker. Lehrer von Franz. Misstrauisch. 65 Jahre. E. T. A. Hoffmansche Figur. Schweigsam. Geheimnisvoll.

Das Alter der Personen ist für die Handlung 1938 angegeben

Original in:

Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M.  
Deutsches Exilarchiv 1933-1945  
- Archivalien -

Signatur/Nachlaß:

Diese Kopie darf nur mit schriftlicher Genehmigung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M., veröffentlicht, vervielfältigt oder zu diesen Zwecken an Dritte weitergegeben werden.

1925.

Dichter Schnee fällt über das nächtliche Wien. Seine Flocken tanzen um die mitterleuchtenden Strassenlaternen im Wiener Rathaus Park. Hinter den dunkeln Bäumen ragt die Silhouette einer der zahlreichen Wiens-das Rathaus. Hinter erleuchteten Fenstern drehen sich die Paare in diesen Fasching von 1925. Der Park liegt still und menschenleer. Da hört man das Pfeifen einiger Walkertakte, dann Stille... dann wieder das Aufnehmen derselben Melodie, etwas verändert aber schon sicherer und gefirmer... jetzt kommt ein junger Mann unter die Laterne. Robert Hammerling sucht ein Schreibheft in seinen Taschen und im Lichte der Laterne beginnt er die letzten ~~ersten~~ Noten und Verse einer Liedstrophe zu schreiben:

Ich lieb Dich schon lange, Kathrin  
Obwohl ich Dich gestern zum ersten Mal sah,  
So fremd ich Dir bin, Du bist mir nah  
Seitdem ich Dich sah, Kathrin....

Mit glücklichen Lächeln schreibt er über das Lied die Worte:

"Für Kathrin!"

Von Ferne kommt Singen und Musik, ein buntes Faschingszug zieht an dem Gittern vorbei, der wartende wird bemerkt. Lustige Mädchenstimmen rufen ihm zu: "Komm mit uns! Sie hat Dich sitzen lassen! Sie kommt nicht!" Lachend wirft er einen Schneeball dem Mädchen ins Gesicht. Der Zug ist vorbei. Die Musik verklingt. Die Rathausuhr schlägt



10 Uhr. ...und als der Zeiger um eine weitere Stunde vorgerückt ist, steht Robert noch immer allein. Er verlässt schnell und aufgeregter den Park.

Schon läuft er die Treppe eines kleinen Vorstadthauses hinauf. Er läutet...er läutet wieder...Endlich schlürfende Schritte...eine brummige Stimme hinter der Tür.

"Ist Fräulein Katha Fröhlich zu Hause?" fragt Robert

"Nein, sie ist vor zwei Stunden weggefahren."

"Hat sie nichts für mich hinterlassen?"

"Nein, nichts."

Robert will noch etwas fragen, aber schon entfernt sich die Stimme fluchend und schimpfend über die Störung.

Robert zieht das Geld aus der Tasche, streicht während das Wort "Für Kathrin" aus und schreibt dafür "Adieu Kathrin", und schiebt das Blatt unter der Tür durch.

Im Palais Ditrichstein sitzt eine resolute, ältere Dame an dem kostbaren Schreibtisch. Auf ein grosses Couvert schreibt die Fürstin Ditrichstein die Adresse:

"AN DEN HERRN DIREKTOR DES PARISER KONVERSATORIUMS"

Über einer Kerze nimmt ein älterer Herr das Ziegellack, um die Briefe der Fürstin zu verschliessen. Seit 30 Jahren dient dieser Mann, ewig verliebt und nie erhört, der Fürstin. Seit 30 Jahren folgt er ihr, ein treuer Freund auf Schritt und Tritt. Nie hat er den Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie übersunden und nur in dem geistreichen Kreise der ewig lebenslustigen alten Dame gewinnt Oberst Alexander Meyerhofer die Lebenslust und das Raufgüngertum seiner Jugendjahre wieder. In jedem Gespräch wendet sich die Fürstin an ihn mit einem



entwaffnenden Lächeln und mit „in ganz Wien bekanntem Ausspruch“  
 „Ich hab doch recht, Landl?“

„Zu Befehl, Fürstin, wie immer ist die ständige Antwort des G.  
 bersten.“

Mit unendlicher Bewunderung hängt er an dieser Frau. Sie ist das  
 Symbol der alten Wiener Kultur geworden. Ihr Haus ist der Bren-  
 nungspunkt des künstlerischen Lebens in der alten Monarchie gewesen  
 und ist es geblieben in dem neuen Oesterreich. Trotz aller Stür-  
 me hat sie und diese Stadt es verstanden die internationalen Be-  
 wunderer Wiens an sich zu ziehen. Künstler und Gelehrte der  
 ganzen Welt begrüßt sie in ihrem Salon und wie die Freundin  
 und Ratgeberin aller Prominenten ist, ist sie die Beschützerin  
 und Mäzenin aller jungen Talente... So hat sie auch Robert Hen-  
 ling, dem verliebten jungen Mann aus dem Wiener Mathaus Park seit  
 Jahren Musik studieren lassen. Glücklich will sie jetzt das Stu-  
 dium des jungen Mannes an der Pariser Hochschule für Musik  
 beenden lassen. Die Empfehlungsbriefe sind fertig und spre-  
 chen voll tiefer Überzeugung von dem grossen Talent und der  
 grossen Zukunft Roberts.

Robert kommt wie immer unangemeldet. Er ist bedrückt und mis-  
 gestimmt. Als die Fürstin ihm die Empfehlungsbriefe geben will,  
 nimmt er sie nicht und erklärt, er fährt nicht. Die kluge Fran-  
 kann das nicht ernst nehmen, gleich errät sie die Ursache:

„Ja, ja der Pasching! Wer ist denn jetzt die ewig Geliebte? Jedes  
 Jahr ist dasselbe und am Fechermittwoch ist alles vergessen.“

Aber er widerspricht, er scheint wirklich zu lieben und er will  
 nicht fahren. Aber da wird die Fürstin ernst, ja geradezu grob.



4

wenn man ein solches Talent besitzt wie er, habe man andere Verpflichtungen als Liebesgeschichten. Wenn er Angst um das Mädel habe, solle er ihr den Namen und die Adresse lassen, sie werde sich schon um es kümmern. Als Robert zaghaft füsset, dass das junge Mädchen ihn schon betrogen habe, daß es nicht zum "andere vous" gekommen sei, dem ersten nach ihrer kurzen, aber leidenschaftlichen Begegnung, versichert ihm die Fürstin, dafür werde sie sich er auch den wahren Grund herausfinden. Und nach einigen Zureden, streng und doch voll Güte, gibt ihr der junge Mann das Wort, dass er fahren werde. Er sitzt sich ans Klavier, während die Fürstin an ihren Schreibtisch zurückkehrt. Mit den Worten: "Ich hab doch recht, Xandl?!" - "Zu Befehl, Fürstin, wie immer." - ist das Liebeserlebnis Roberts für sie abgeschlossen. Der sucht am Klavier die Takte des neukomponierten Walzers zusammen. Mit traurigen Mächeln streicht er die Worte: "Adieu Kathrin" aus und schreibt darüber: "Souvenir du Carnaval de Vienne" ... Die Melodie eines unsterblichen Wiener Walzers, noch zögernd auf dem Klavier zusammengesucht, wird zu einer rauschenden Symphonie und über den Lichtreklamen, Affischen, den Bildern der Opernhäuser von Paris, London, Berlin, New-York, Philadelphia und über allen Symbolen einer aufsteigenden glanzvollen Karriere ertönen die Worte zu diesem Walzer in allen Sprachen der Welt ... und die letzten Takte spielt das große Symphonieorchester in Philadelphia, dirigiert von ihrem gefeierten Kapellmeister Robert Hammerling.

Dreizehn Jahre sind vergangen seit er die ersten Takte dieses Walzers in Wiener "Märthaus" Park vor sich hin pfiff.



Es ist 1938.

Stürmischer Beifall. Ermüdet verbeugt sich Robert und im Künstlerzimmer sinkt er völlig erschöpft in einen Stuhl. Sein Manager weist die Zuschauer ab und während sich Robert langsam anzusehen beginnt, spricht Monsieur Kalkowsky, der Manager, seine Unruhe und Besorgnis aus. In komischer Aufregung, die Worte übersprudelnd eine Zigarette nach der andern rauchend, in allen Sprachen der Welt schreiend, hat Kalkowsky seit Jahren alle Konzert Arrangements für Robert überwacht, ihn behütet wie einen Jungpapst. Mit Schrecken sieht er jetzt den körperlichen Verfall seines Lieblings. Robert ist verzweifelt. Er findet keine Zeit mehr zu komponieren. Zwar wiederholen sich täglich die Beifallstürme wenn er dirigiert, aber er selbst und einige ernste Freunde und Kritiker finden seine Kraft und Ursprünglichkeit erlahmen. Ein Konzert jagt das andere. Er muss ausspannen, sich erholen. Kalkowsky stimmt ihm zu. Er schlägt ihm vor: Miami, Palm Beach, Florida... Aber Robert lehnt alles ab. Wie er seinen Rock anzieht, greift er plötzlich an die Tasche, ein Brief ist aus Wien eingetroffen und er hat ihn noch nicht einmal geöffnet. Es ist das fürstliche Appen und die Handschrift seiner alten Freundin, der Fürstin Ditrichatsin. Sie schreibt ihm, dass sie besorgt sei über seine letzten Briefe, sie klingen nervös und unruhig, er solle doch ausspannen. Sie schlägt ihm vor, doch wieder mal nach Wien zu kommen. Seit der Salzburger Festspiele seit fünf Jahren habe sie ihn nicht wiedergesehen. Wien wäre das alte geblieben, der Fasching stünde vor der Tür und es wäre wunderbar mit ihm den Tag zu feiern, an dem sie ihn vor Jahren in die Welt hinausgeschickt habe, um seine Karriere zu beginnen und den



haben Wiens in die Welt hinauszutragen....

"Sag alles für die nächsten vier Wochen ab! ruft Oberst dem verblüfften Kalkowatz zu. "Ich fahre nach Wien!"

Der Briefumschlag ist auf dem Tisch liegen geblieben und aus der Briefmarke mit dem Kopf Beethovens steigt das Bild Wiens.

Robert hat niemand seine Ankunft angezeigt. Wien soll allein auf ihn wirken. Und schon nach den ersten Worten, die der Träger, der das Gepäck an den Wagen bringt, spricht, fühlt er sich heimisch.

"Was bekommen Sie?"

"Was der Herr wünschen."

"Haben Sie keinen Tarif?"

"Keinen Tarif haben wir schon, aber wir ziehen vor, was der Herr wünschen."

Wie ein Kind freut sich Robert auf dem Wege zum Hotel die allgeliebten Straßen und Plätze wieder zu sehen.

Im Salon der Fürstin Metrichstein, der sein Aussehen nicht verändert hat, klingelt das Telefon. Von Überraschung schreit die Fürstin auf. Sie bittet Robert, sobald er sich ausgeruht hat, zu ihr zu kommen. Sie ruft den Diener Johann Larcin. Mit Tränen in der Stimme stellt sie ein Menü zusammen...

Backhendl und Faschingskrapfen. Johann, der den Oberst schon vor 13 Jahren gekannt hat, wird vor Aufregung wider jung und bringt das ganze Haus in Rebellion.

Indessen äusserte die Fürstin ihre Betlosigkeit dem Oberst gegenüber, der noch immer ihr treuer Gefährte ist wie früher.

Als sie Robert vor 13 Jahren weggeschickt hatte, trotz des aufflammenden kurzen Liebesabenteuers mit Kathrin Fröhlich

hat die erfahrene Frau das Mädchen kennen gelernt. Sie erfuhr, ~~XXXXXXXXXXXX~~ dass Kathrin nach jener Faschingsnacht plötzlich ihren alten Vater ausserhalb Wiens besuchen musste. Als sie zurückgekehrt war, war Robert verschwunden ohne seine Adresse hinterlassen zu haben, und trotz aller Bemühungen konnte sie ihn nicht wiederfinden. Die Fürstin hat eingesehen, dass es für Kathrin nicht nur ein kurzes Liebesabenteuer, sondern die erste und ~~XX~~ einzige Liebe ihres Lebens war. Sie hat, freidenkend und grosszügig, wie die Menschen dieser Generation, das verzweifelte Mädchen in ihre Obhut genommen und als das Kind dieser Liebesnacht zur Welt kam, hat sie es mit Kathrin zusammen grossgezogen. .... Ein Junge von grosser Begabung, von der genialen Musikalität seines Vaters, mit 12 Jahren schon ein grosser ~~XX~~ "eigenvirtuose". Nach langen Kämpfen mit sich selbst, hat die Fürstin verhindert, dass Kathrin mit Robert in Verbindung tritt, denn keine privaten bürgerlichen Bindungen sollten dessen Karriere hemmen. Nach der Geburt des Jungen hat die ~~XXXX~~ Fürstin Kathrin mit dem viel älteren Postbeamten Gruber verheiratet. Kathrin war bereit um ihres Sohnes willen diese Ehe einzugehen und Gruber gab dem unehelichen Kinde gegen einen reichen Zuschuss der Fürstin gerne seinen Namen. Das Versprechen, Roberts Leben nie durch kleinliche Sorgen zu beschweren, die Ehe mit dem einfältigen, aber bemühten Manne liessen letzten Endes den immer wieder auftauchenden Wunsch Katherinas, Robert zu finden, völlig in Vergessenheit geraten. Es würden nur neue Konflikte entstehen und das ruhige und sich reich entfaltende Leben ihres Jungen würde gestört werden. Gruber tyrannisierte die Frau und oft wart er ihr die



Jugendsünde vor; verständnislos und uninteressiert stand er der Entwicklung des Jungen gegenüber... An all~~g~~ das erinnert sich nun die Fürstin. Wie immer ihr der direkte Weg der sicherste, denkt sie und beschliesst zu Kathrin zu fahren, um mit ihr den Weg zu beraten, der jetzt der richtige sei. "Ich hab doch recht, Xandl?"

"Zu Befehl, Fürstin, wie immer!" antwortet ihr der Oberst.

Und beim Abschied fragt er sie wie immer: "Und wir, Fürstin?"

(Immer wieder erinnert er sie mit dieser Frage an sein Heiratsgesuch vor 40 Jahren) und er küsst ihr resigniert die Hand als sie wie immer antwortet: "Aber es ist doch noch zu früh."

An den beschneiten Hügeln des Kahlebergz liegt ein kleines Vorstadthäuschen. Dort wohnt Kathrin Gruber geborene Fröhlich. Hier treibt sie ihre Schneiderei. Hier hat sie vernünftig und resolut, wie ein guter Kamerad ihren Jungen erzogen. Nur kurz hat die Ehe gedauert mit dem Postbeamten Gruber. Nach einigen Jahren starb er und Kathrin war wieder mit ihrem Jungen allein.

Als die Fürstin ihr mitteilt, dass Robert Hammerling in der Stadt ist, ist Kathrin zuerst tief erschüttert. Sie will ihn sehen, ihn sprechen. Aber mit klugen Worten weiss die Fürstin die junge Frau von ihrem Vorhaben abzubringen... vor allem soll er den Jungen, den Franz spielen hören. Unbeeinflusst von privaten Bindungen soll er beurteilen, ob wirklich in ihm der geniale Funke glüht, der bei allen, die den Jungen hören, die grosse Begeisterung entflammt. Ängstlich fürchtend, dass Robert Kathrin schon völlig vergessen habe, sagt die Fürstin, dass alles andere sich nachher ergebe....

Und Kathrin tapfer und entschlossen, verspricht bis zuletzt im Hintergrunde zu bleiben. Morgen bei einem kleinen Thee soll der Junge bei ihr spielen und mit einem mütterlichen Kuss auf die Stirn ver-

lässt die Fürstin Kathrin. Sie lässt die angefangene Arbeit stehen, zieht aus dem Schreibtisch ein grosses Album und blättert die Seiten durch.... Bilder Roberts seit dem Beginn seiner Karriere, Kritiken, Notizen u. s. w. und daneben geklebt Bilder ihres Jungen seit seiner frühesten Kindheit. Dann setzt sie sich mit dem Notenblatt "Adieu Kathrin" ans Klavier und fängt an den "Salzer zu spielen... .... Plötzlich begleitet sie eine Geige aus dem Nebenzimmer... Ein Junge von 12 Jahren kommt ins Zimmer... da erzählt sie ihm, dass er morgen dem grossen Dirigenten Robert Hammerling vorspielen soll und mit einem wehmütigen Lächeln setzt sie hinzu, dass sie Jahre auf diesen Augenblick gewartet hätte. Sie würde nicht dabei sein, um ihm in seinem Spiel nicht zu stören, nur sein Lehrer Karwendel würde ihn begleiten. Während Kathrin anfängt für den glückstrahlenden Jungen den Anzug aufzubügeln für den kommenden Tag, rinnen Tränen aus ihren schönen Augen.

In einer Taxe fährt Robert nachdem er sich etwas ausgeruht hat, aber noch immer furchtbar angespannt und ermüdet, zur Fürstin. Er nennt die Adresse, worauf der Chauffeur, ein älterer Mann sofort antwortet: "Ah, zur Fiance Fürstin!" und gleich zu erzählen beginnt: Als ich noch mein eigener Fiaker war, hab ich sie jeden Abend in die Oper oder ins Burgtheater geführt. Er erzählt, dass sie viele Liebhaber gehabt haben muss und alle wären Genies gewesen, nur einer der kein Genie gewesen ist, sei geblieben, der Oberst. Die zwei Köcher vom Fiaker wären schon längst am Schindacker, er sitze am Volant des Autos, aber der Oberst sei wie immer seit 40 Jahren an der Seite der Fürstin und warte wie immer. Robert muss über diese Menschen lächeln, die wie eine grosse Familie



lässt die Fürstin Kathrin. Sie lässt die angefangene Arbeit stehen, sieht aus dem Schreibtisch ein grosses Album und blättert die Seiten durch.... Bilder Roberts seit dem Beginn seiner Karriere, Kritiken, Notizen u. s. w. und daneben geklebt Bilder ihres Jungen seit seiner frühesten Kindheit. Dann setzt sie sich mit dem Notenblatt "Adieu Kathrin" ans Klavier und fängt an den "Walzer zu spielen... .... Plötzlich begleitet sie eine Geige aus dem Nebenzimmer... Ein Junge von 12 Jahren kommt ins Zimmer... da erzählt sie ihm, dass er morgen dem grossen Dirigenten Robert Hammerling vorgespielen soll und mit einem wehmütigen Lächeln setzt sie hinzu, dass sie Jahre auf diesen Augenblick gewartet hätte. Sie würde nicht dabei sein, um ihm in seinem Spiel nicht zu stören, nur sein Lehrer Karwendel würde ihn begleiten. Während Kathrin anfängt für den glückstrahlenden Jungen den Anzug aufzubügeln für den kommenden Tag, rinnen Tränen aus ihren schönen Augen.

In einer Taxe fährt Robert nachdem er sich etwas ausgeruht hat, aber noch immer furchtbar angespannt und ermüdet, zur Fürstin. Er nennt die Adresse, worauf der Chauffeur, ein älterer Mann sofort antwortet: "Ah, zur Piano Fürstin!" und gleich zu erzählen beginnt: Als ich noch mein eigener Fiaker war, hab ich sie jeden Abend in die Oper oder ins Burgtheater geführt. Er erzählt, dass sie viele Liebhaber gehabt haben muss und alle wären Genies gewesen, nur einer der kein Genie gewesen ist, sei gelieben, der Oberst. Die zwei Köcher vom Fiaker wären schon längst am Schindacker, er sitze am Volant des Autos, aber der Oberst sei wie immer seit 40 Jahren an der Seite der Fürstin und warte wie immer. Robert muss über diese Menschen lächeln, die wie eine grosse Familie

sind und er fühlt sich wie zu Hause und wie geborgen, als er der Fürstin gegenüber an dem blumengeschmückten Tisch sitzt unter dem grossen Bild des Kaisers Franz Joseph. Ihr kann er sein Herz ausschütten, von seinen Enttäuschungen und seinen Erfolgen erzählen... und wie ein Kind zurückgekehrt ins Vaterhaus, schläft er mitten in seinen Erzählungen über Amerika und ferne Länder ein. Die Fürstin lächelt, sie ruft den Diener Johann, sie deckt Robert zu.

"Schau her, Johann, so müde macht der Ruhm!" Johann zuckt dem Schlafenden die Achseln aus und sagt: "Jezzas, gut, dass ich kein Kapellmeister geworden bin."

Durch das hohe Fenster des Palais scheint eine kalte Wintersonne. Die Türme der Votivkirche schauen auf eine kleine Gesellschaft, die andächtig dem Spiel von Franz lauscht. Sein Lehrer Karwendel begleitet ihn auf dem Klavier. Der ist ein merkwürdig misanthropischer Mann, eine E. T. A. Hoffmannsche Figur, schweigsam und geheimnisvoll, verliebt in Musik und Kunst und unerbittlich streng in seinen Anforderungen an seine Schüler. Franz spielt Schubert. Roberts Gesicht drückt immer grössere Bewunderung aus. Die Fürstin und der Oberst beobachten ihn.

Über die Hintertreppe des Hauses ist Kathrin bis vor die Tür des Musiksalons gekommen. Dort steht sie neben der Köchin und zwei Dienern, die andächtig aber kritisch dem Spiel des Jungen lauschen. Nun ist das Spiel zu Ende.... Totenstille.... Kathrin drückt die Hand an ihr Herz. "Was wird er sagen? Werde ich seine Stimme wieder erkennen?.... Plötzlich hört man nur ein Wort: "Wundervoll!" Kathrin lauscht... Seine Stimme... Roberts Stimme..



## II.

die Stimme auf die sie gewartet hat. „um sprechen alle drin im Salon durcheinander. Kathrin hat genau gehört und mit glücklichem Lächeln geht sie die Treppe wieder herunter, während die Dienerschaft mit sachverständigen Bemerkungen in die Küche zurückgeht.

Robert ist von dem Jungen begeistert. Er gratuliert dem Lehrer Karwendel, der sehr abweisend und arrogant zu dem berühmten Dirigenten ist. Robert bittet den Jungen, morgen zu ihm ins Hotel zu kommen, dort würden sie alles weitere beraten, aber die Fürstin verschiebt dieses Rendez-Vous auf den übernächsten Tag um fünf Uhr, denn morgen sei der grosse Faschingsball.

Und einen Faschingsball wie diesen kann ein echter Wiener nicht veräumen und für ihn bereitet sich auch Kathrin vor. Ihr Junge war begeistert nach Hause gekommen, hat ihr in allen Einzelheiten erzählt, was vorgefallen ist, was Robert gesagt habe, dass er ihn übermorgen wiederssehen werde, denn morgen ginge er auf den Faschingsball. Da beschliesst Kathrin aus dem Munde Roberts sein Urteil über das Talent des Jungen zu hören.

Wie ein Kind freut sich Robert auf den Ball. Der Einfluss dieser Menschen, die er wiedergesehen und neu kennen gelernt hat, das Zusammentreffen mit diesem genialen Jungen, hat ihn verjüngt und er fühlt in den wenigen Tagen seine alte Schaffenskraft wiederkommen.

Unter den rauschenden Klängen eines Alt Wiener Walzers kommt ein Zug von Flakern durch den Festsaal....

.....Schönbrunn 1903 ! .....

Festlich ist der Saal ausgeschmückt. Die Türmchen des Gloriette

hiden die heitere Silhouette gegen einen blauen Himmel und die Front des Schlossbrunnenschlosses begrüßt den Zug der unbekümmerten Gäste. Die Fürstin ist als Columbine verkleidet, der Oberst trägt die Uniform seiner Leutnantszeit, Robert trägt den altertümlichen Fraque und Klappe. Schon hat Robert beschlossen nicht nach drei, sondern nach sechs Wochen Wien zu verlassen. Schon tanzt und tollt er wie ein Jüngling mit den schönen Frauen Wiens durch den Saal, den Domino den Märchenprinzessinnen, den Wäschermädeln... und immer wieder intrigiert ihn der lächelnde Mund einer schönen Maske, die immer wieder auftaucht, wieder verschwindet, bis er sie endlich festhält und während sie beide eine tolle Quadrille tanzen, sich immer wieder verlieren und sich immer wieder finden müssen, entspinnt sich zwischen den beiden ein heisser Flirt. In einem der Nebensäle, wo heurigen Musik spielt trinken sie Wein. Sie fragt ihn, wer er ist, was für einen Beruf er habe, er antwortet ihr, er habe nur einen Beruf, zu leben! Er erzählt ihr von dem letzten Fasching, den er in Wien vor 13 Jahren verbracht hat, aber ohne die Frau zu erwähnen, die er damals geliebt hat.

Auf einer Karussell, in einem der Nebensäle sitzt die Fürstin in einem von Schwänen gezogenen Wagen, während der Oberst auf einem weissen Holzpferd neben ihr reitet. Als die Fürstin ihn an die Zeit erinnert, da er noch auf einem echten Pferd neben ihr geritten hat, wiederholt er seinen schon tausendmal ausgesprochenen Heiratsantrag. Aber mit einem: "Es ist doch noch viel zu früh!" weist ihm die Fürstin lachend ab.

~~Er erzählte ihr von dem letzten Fasching, den er in Wien verbracht hat, aber ohne die Frau zu erwähnen, die er damals geliebt hat.~~



Aber in einzelnen Gruppen flüstern Männer miteinander. Die ernsten und erregten Gesichter stehen im grotesken Gegensatz zu ihren Fastnachtakostümen und dem unbekümmerten Treiben um sie. Sie sprechen besorgt und halb ungläubig von einer Gefahr die unausweislich scheint. Aber es heben sich auch unversöhnliche Stimmen die diese geheimnisvolle Macht begrüßen, ja herbei wünschen, denen die Kultur, die sich selbständig und oesterreichisch in ihrem Geist und Ausdruck erhalten will, morsch und hinfällig erscheint, die Oesterreich eingeleidert sehen wollen in ein grösseres gewalttätigeres Reich.

Indessen hat das Wäschermädelballett im grossen Saal begonnen. Die heiteren Weisen klingen herüber in einer der Logen, in der durch einen Vorhang vom grossen Saal abgetrennt, Robert mit der schönen Maske Champagner trinkt. Er drängt in sie, sich zu demaskieren... endlich sagt sie es ihm zu... Sie komme gleich wieder... Sie läuft in die Spiegelgalerie. Sie nimmt die Maske ab....

...Kathrin... beginnt sich die Lippen zu schminken, das Gesicht zu pudern, die Augenbrauen nachzuziehen. Sie ist fast ohnmächtig vor Erregung. Wird er sie erkennen? Wird er sich ihrer erinnern? Wird er begreifen wie sie auf ihn gewartet hat? Dann nimmt sie die Maske wieder vor und silt zurück in die Loge. Der Augenblick ist da, auf den sie Jahre erwartet hat. Langsam nimmt sie die Maske ab... und entzückt sieht Robert in das reizende Gesicht der jungen Wienerin. Bewunderung und Verliebtheit malt sich auf seinen Augen, aber kein Erinnern. Dreizehn Jahre voll wechselnder Erlebnisse haben die flüchtigen Stunden einer Faschingsnacht, die ihn dem Jüngling dem damals als grosses Erlebnis erschienen, völlig vergessen gemacht.

erzwungen lächelt sie. Gespannt sieht sie ihn an. "Was für ein süßes Wiener Mädel!" flüstert er ihr zu. Klug und humorvoll wie sie ist, geht Kathrin sofort auf diesen Ton ein. "Für wie alt halten sie mich?" fragt sie. "Höchstens für zwanzig", antwortet er überzeugt und er überschüttet ihre Hände mit Küssen. Sie zieht seinen Kopf an sich. Sie hält den geliebten Mann in den Armen. Nun will sie ihn nicht mehr fragen, was er von seinem und ihrem Jungen hält, nun will sie diesen Faschingstraum zu Ende träumen, das süße Wiener Mädel für ihn weiter sein. Sie trinkt Champagner, der Kopf dreht sich ihr. Sie singt zur Musik, die aus dem Saal hineindringt den blauen Donau-Walzer. Den Vorhang öffnend trinkt sie der Menge singend zu. Eine ganze Gruppe wird aufmerksam, stimmt in den Gesang mit ein. Die Stimmung teilt sich dem ganzen Saale mit und in einem berauschten Liegen und Schweben tönt der unsterbliche Wiener Walzer durch den Saal. Papierschlängen werden geworfen. Ballone steigen... es ist ein Fest voller Leichtigkeit und Schönheit. In einer entfernten Ecke des Saales beobachtet die Fürstin beunruhigt Kathrin: "Was macht das Mädel für Dummheiten?" flüstert sie dem Oberst zu und drängt sich durch die singende Menge zur Loge. Kathrin kommt eben mit Robert die Treppe hinunter. Sie fangen an zu tanzen... an der Fürstin vorbei. Ein fragender Blick: "Hat er Dich erkannt?" Ein Schütteln des Kopfes von Kathrin über die Schultern des Mannes hinweg. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Sie flüstert der Fürstin zu: "Ich halt mein Versprechen!" und setzt verschämzt hinzu, "wenn das Herz auch bricht!" dann schnell wieder gefasst lächelt sie den Mann an und schmiegt sich glücklich an ihn... Wieder steht sie neben der Fürstin, die Kathrin begrüßt, als hätte sie sie erst jetzt gesehen. "Natürlich kenn ich die Gruber Kathi!"... und als Robert einen Augenblick von Oberst Meyerhofer, der schon einen tüchtigen Schwips



hat, ins Gespräch gezogen wird, flüstert Kathrin der Fürstin zu:  
"Er hat mich vergessen!"

Die Fürstin tröstet sie: "Was macht das denn? Er scheint sich wieder aufs Neue in Dich zu verlieben!"

"Er glaubt, ich bin Zwanzig! Da kann ich doch nicht erzählen, dass ich einen grossen Jungen hab.... Einmal möchte ich einen Traum zu Ende träumen. Was soll ich tun?"

Da zieht sie die Fürstin liebevoll an sich und sagt mit dem charmantesten Lächeln: "Maul halten und Abwarten!"

Das Orchester beginnt einen hinreissenden Walopp. Die Fürstin, Kathrin, der Oberst und Rabert werden mitgerissen....

.....und diese Musik geht über die nächtlichen schneebedeckten Dächer von Wien. .... Überall ist Fasching!.....und leiser und leiser wird die Musik bis sie hinter den Fenstern eines kleinen Hauses verklingt und dem Spiel einer Violinsonate Beethovens weicht. .... In dem mit Büchern, Instrumenten, Notenblättern und dicken Notenpartituren angefüllten Raum kniet der Lehrer von Franz, Karwendel, vor einer Truhe. Die Maske Beethovens sieht auf ihn herunter und die Bilder Mozarts, Schumanns, Haydns, deren dickleibige Partituren im Zimmer aufgereiht sind, betrachten das geheimnisvolle Gebaren des skurrilen Musikers. Er zieht einen grossen Briefumschlag aus der Truhe, versiegelt mit der Aufschrift:

"ZU ÖFFNEN 100 JAHRE NACH MEINEM TOD

AUF WUNSCH LUDWIG VAN BEETHOVENS.  
cornelius Karwendel."

Heute ist der Tag. Karwendel öffnet mit zitternden Händen das Couvert...ein Paket beschriebener Notenblätter...die unverkennbare Handschrift Ludwig van Beethovens....ein vergilbter Zettel liegt dabei:

"Meinem Freunde Karwendel.

Lassen Sie diese Noten zum ersten Mal in  
Wien spielen, in meiner wirklichen Heimat.  
Ich widme dieses Musikstück Ihnen, dem ein-  
zigen, den ich in meiner Taubheit verstanden  
habe. In dem festen Glauben, dass 100 Jahre  
nach Ihrem Tode sich der Begriff der Freiheit  
über die ganze Welt verbreitet habe, bitte  
ich Sie, werter Freund, dieses Musikstück erst 100 Jahre  
nach Ihrem Tode, in Wien, veröffentlichen zu lassen.

Ihr

Ludwig van Beethoven.

Mit ergriffener Stimme hat Karwendel laut diesen Brief gelesen.  
Wie ein kostbares Kleinod legt er nun das Notenblatt auf den Tisch.  
Immer grösser wird dessen Ueberschrift: "AN DIE FREIHEIT".

Robert hat wie verabredet den jungen Geiger Franz  
um fünf Uhr in seinem Hotel empfangen. Mit einer Begeisterung, die  
er schon seit Jahren nicht mehr gefühlt hat, beglückt und verjüngt  
durch die Atmosphäre Wiens, verliebt wie ein Jüngling in die ent-  
zückende Kathrin, konzentriert er sich enthusiasmirt auf das  
Talent und die Zukunft dieses Jungen. Es ist eine strenge Debatte  
über die Kunst zwischen den beiden. Nicht mit allem ist Franz  
einverstanden, schon sieht er seine eigenen Wege vor sich....  
Da unterbricht ein Telegramm aus New-York die Unterhaltung. Un-  
geduldig verlangt Monsieur Kalkowsky genaue Termine für die kommen-  
den Monate. Robert will sich nicht festlegen. Er will seine Abreise  
noch möglichst lange hinausschieben und in einem plötzlichen  
Entschlusse sagt er zu dem glückstrahlenden Jungen, dass er ihn un-



terrichtet werde, und wenn er verreisen müsse, nähme er ihn mit.....

Indessen wartet Kathrin in der berühmten Konditorei Dehmel auf Robert. Für fünf Uhr hatten sie sich verabredet. An allen Tischen hinter Bergen von Kuchen und Schlagsahne sitzen junge Pärchen. Alles lacht und unterhält sich. Nur Kathrin sitzt allein an einem Tisch.....

.....und Robert musiziert mit Franz versunken in die Musik Schuberts und Haydns. Sie sind richtige Freunde geworden. Schon bricht der Abend herein. Robert erinnert sich, dass er "Figaros Hochzeit" dirigiert. Er konnte diese gastfreundliche Einladung des Wiener Opernhauses nicht abschlagen....

.....Kathrin beunruhigt, telephoniert das Hotel an..

.....Robert ist gerade beim Anziehen des Frackes und bittet den Jungen ans Telefon zu gehen....

.....Als Kathrin die Stimme ihres Jungen hört, lächelt sie schmerzlich, als hätte der Junge ihren Platz eingenommen und ohne zu antworten legt sie den Hörer auf die "abel. Dann eilt sie vor das Hotel und wartet an der Ecke bis ihr Junge herunterkommt. Auf seine erstaunte Frage sagt sie, sie wäre zu ungeduldig gewesen zu erfahren, was der Dirigent Hammerling denn über ihren Jungen gesagt habe... Statt zu dem Geliebten zu gehen, geht die Mutter mit ihrem Sohn wie zwei gute Kameraden nach Hause.

Mit allen möglichen Ausreden will Kathrin den schönen Orchesterplatz, den Robert dem Jungen gegeben hat, nicht annehmen. Sie schämt sich, denn zum ersten Mal lügt sie ihren Jungen an.... In ihrer Handtasche hat sie den Logenplatz, den ihr Robert auf dem Faschingsball gegeben hat.....

.....und von dieser Loge, hinter einem Vorhang versteckt,

fast über dem Pult des Dirigenten, sieht sie zum ersten Mal den geliebten Mann dirigieren, sieht den Mann mit begeisterten Tönen vom Parkett aus der genialen Stabführung Hammerlings folgen, sieht die Fürstin mit ihrem unzertrennlichen Kavalier, dem Obersten, mit Tränen in den Augen dem Crescendo der Musik lauschen.

Die göttlichen Klänge des letzten Aktes von "Figaros Hochzeit" verklängen, nachdem sie eine begeisterte Menge in eine einigere und glücklichere Welt versetzt hat.

Ein völlig gewandelter, in dem man nicht mehr den zusammengebrochenen Mann nach dem Konzert in Philadelphia erkennen kann, verbeugt sich Robert Lamelling vor dem begeisterten Publikum. Er lächelt zu Kathrin hinauf, um Entschuldigung bittend für das versäumte Rendez-Vous.

Im Künstlerzimmer lässt sich ein Herr melden, ein Abgesandter des Berliner Konzerthauses. Er lädt Robert ein, dort zu dirigieren. Robert nennt sein Programm... es enthält unter anderem Offenbach und Mendelssohn. Erstaunt sieht der Abgesandte Robert an. Und hinter den höflichen Phrasen von zwei Weltmännern enthüllen sich zwei Felten, zwischen denen es keine Brücke und keine Verständigung gibt. Mit einer versteckten Drohung vor den Folgen dieser Ablehnung, entfernt sich der Herr. Lachend schüttelt Robert den unangenehmen Eindruck ab. Jetzt öffnet sich die Tür und Barwendel eilt herein, noch gestern zurückhaltend und hochmütig, stürzt er heute begeistert auf Robert zu. In unbegreiflicher Aufregung flüstert er geheimnisvoll, dass er ihn unbedingt sprechen müsse. Robert verabredet sich mit ihm für morgen bei der Fürstin. Diese kennt Roberts leichte Nervosität, wenn er gerne dem Sturm der Enthousiasten entrirenen möchte und mit einer Anspielung auf das Liebesabenteuer vom Faschingsball verhilft sie



Robert unbemerkt zu entweichen. „Lächelnd sagt sie zu dem Oberst: „Jugend muss sich austoben. Ich hab doch recht, Xandl?“

„Zu Befehl, Fürstin, wie immer!“

Und während Karwendel den begeisterten Jungen durch die leeren Strassen Wiens nach Hause begleitet und ohm geheimnisvoll KKI von den Begegnungen seines Vaters und Grossvaters mit den grossen Meistern der Musik erzählt, fährt Kathrin mit Robert im Auto über eine verschneite Landstrasse ausserhalb Wiens. Er entschuldigt sich bei Kathrin für das verächtliche Rendez-Vous, er erzählt begeistert von dem Jungen, über dessen Geniale Begabung er alles Private vergessen habe. Er erzählt von seinen Plänen mit ihm, dass er ihn mitnehmen möchte, dass er durch diesen Jungen selber wieder jung geworden ist. Auf ihre ängstliche Frage ob er denn sobald wegführe, kann er keine Antwort geben. Und immer wieder spricht er zwischen Küssen und Liebesworten von der Aufgabe mit der ihn dieser Junge erfüllt. Sie schmiegt sich an ihn und sagt leise: „Ich möchte auch so einen Jungen haben...“ Da zieht er sie an sich und küsst sie. Draussen fliegt die Landschaft im glitzernden Mondlicht vorbei und die Töne des „Karneval-Walzers“ gehen über indieselbe Melodie, die ein Leierkastenmann am frühen Morgen spielt.....

Am nächsten Nachmittag sitzt Robert mit der Fürstin beim Teetisch und dankt ihr dafür, dass ihr Brief ihn nach Wien gebracht habe, das ihn jetzt so glücklich macht. Da läutet das Telephon. Monsieur Malkowsky ruft von New-York an, im selben Augenblick tritt Franz ins Zimmer, und als er hört, dass Robert mit New-York spricht, ist er aufgeregt und neugierig wie ein echtes Kind. Robert hält ihm die zweite Ohrmuschel hin und Franz dröhnt in die Ohren das aufge-

regte Kauderwelsch Kalkowakys. Je wütender Kalkowaky wird, der in seinem amerikanischen Lehnstuhl sitzt, die Beine auf dem Tisch, desto ausgelassener wird Robert. Er schüttelt sich vor Lachen. Er kann nicht begreifen wieso er sich über all diese Konzerttermine jemals so hatte aufregen können. Letzten Endes beruhigt er ihn und verspricht ihm morgen ein endgültiges Telegramm wegen seiner Rückreise zu schicken. Nach diesem Gespräch über das die Fürstin auch sehr gelacht hat, sagt sie auf Franz deutend: "Na, den Jungen wirst Du doch nicht hier lassen!"

"Natürlich nicht, das ist doch beschlossene Sache nicht wahr, Franz!"

"Nein, ich fahre nicht mit!" antwortet Franz plötzlich ganz ernst. Allgemeines Erstaunen: "Warum denn nicht?"

"Ich lasse Mutter nicht allein!"

Die Fürstin sieht Robert bedeutungsvoll an und ironisch an, sie sagt, sie habe so ähnliche Worte schon einmal gehört. Damals habe sie daraufgedrungen, dass jedes Privatgefühl zurückgesetzt werden müsse vor der Kunst und..... "Hab ich nicht recht behalten, Xandi?"

wendet sie sich fast wütend zu Meyerhofer.

"Zu Befehl, Fürstin wie immer!"

Auch Robert unterstützt die Fürstin. Er sagt zu Franz, dass auch die Mutter glücklich sein würde, wenn er berühmt sein wird und da sie ihn sicher von ganzem Herzen liebe, werde sie ihn mit Freuden gehen lassen....und was ihn heute schmerze, würde morgen Früchte tragen....Aufgewühlt in seinen Gefühlen, bricht Franz in Schluchzen aus.



Karwendel, der diesen Auftritt beigewohnt hat, erhebt sich plötzlich und in seiner würdevollen Art, sagt er geheimnisvoll und langsam: "Gestatten Sie Fürstin, dass ich mit Herrn Hammerling unter vier Augen spreche? Vielleicht bleibt Herr Hammerling nach dieser Unterredung hier und du brauchst nicht mehr zu weinen, mein Junge" Erstaunt sehen die Anwesenden den merkwürdigen Mann an.....

.....Im Nebenzimmer erzählt Karwendel von der Hinterlassenschaft seines Grossvaters von der neuentdeckten Partitur Beethovens mit dem Titel: AN DIE FREIHEIT. Und von der Bedingung, dass dieses Musikstück zum ersten Mal in Wien aufgeführt werden soll. Robert ist ergriffen wie ein Kind, das ein herrliches Geschenk erhalten hat und der grosse Dirigent dankt dem unbekanntem kleinen Musiker für die Ehre, die er ihm mit seinem Vertrauen beweist. Da sagt Karwendel ihn streng ansehend: "Dazu hab ich mich erst entschlossen, als ich sie gehört habe unseren Wolfgang Mozart zu dirigieren.."

.....und noch zur selben Stunde sitzt Robert in dem niedern Zimmer Karwendels über Beethovens Partitur gebeugt. Die Umwelt ist vergessen.

An diesem Abend findet ein grosser, zeremonieller Ball in der Hofburg statt. Die Würdenträger des Staates, die Spitzen der Diplomatie, der Gesellschaft, der Wissenschaft und Kunstwelt sind versammelt. Die Damen sind in grossem Abendkleid, die Herren in Frack und Uniform. Zu den gedämpften Klängen der Musik drehen sich die Paare langsam durch den Saal. Man scheint nicht sehr tanzlustig zu sein. Die einzelnen Gruppen sprechen im Flüsterton miteinander. Beunruhigende Gerüchte sind aufgetaucht. Die Fürstin Dietrichstein, elegant wie eine alte Frau ist der Mittelpunkt einiger ausländi-





frühen Stunde wiederzukommen. Auf der "trasse reißt ihn ein Faschi zug mit sich. Fröhliche Jungen und Mädchen singen ein Lied vom sterbenden Prozen Carneval. Vor einer Vorstadtkirche bleibt der Zug stehen, verstummt. Die Türen der Kirche sind offen. Die Menge zieht ihre Faschingsmützen. Unter den Klängen der Aschermittwochmesse sinken die Leute ins Knie. Die Ministranten streuen Asche aufs Haupt der Gläubigen. Robert ist aufs Tiefste beeindruckt und ergriffen  
 .....eine dunkle Altstimme singt eines der halbtraurigen weinseeligen Wienerlieder. In dem verräucherten Lokal sitzen wie ein junges Liebespaar Kathrin und Robert. Er ist etwas zerstreut. Zaghaft fragt sie ihn, was er denn mit dem begabten Jungen, den Franz zu tun beschlossen habe. Da erzählt er ihr ganz aufgeregt von seiner Auseinandersetzung mit ihm; wie sehr er bedaure, dass dieser so begabte Junge scheinbar eine so engherzige Mutter habe, denn sicher sei er von ihr beeinflusst. Robert könne nicht verstehen wie eine Mutter einer so aussergewöhnlichen Begabung im Wege stehen könne, ~~XXXXXXXXXXXX~~, selbst wenn sie ihn Jahre nicht bei sich haben könnte, müsste es doch das grösste Glück für sie sein, ihr Sohn berührt zu sehen. Da bemerkt er, dass sich die Augen Kathrins mit Tränen füllen. Erschrocken fragt er sie, was sie habe, da sagt sie ihm leise: "Franz ist mein Junge." und sie erzählt ihm alles, dass sie die Fürstin kenne, dass sie ihm nicht sagen wollte, dass sie einen so grossen Jungen habe, da er sie doch für ein süsses Wiener Mädel zwanzig Jahren gehalten habe. Da zieht er sie stürmisch an sich und ihr Gesicht mit Küssen bedeckend, beruhigt er sie: Ergriffen zählt er die kostbaren Fährte auf, die er in den kurzen Faschingstagen in Wien gemacht hat: Kathrin, die er lieben gelernt,

die ihn durch ihre Klugheit und Zärtlichkeit wieder jung macht; Praxindem er seine eigene Begabung verjüngt sieht und endlich das neu-entdeckte Beethovenmanuscript, das ihn, den Musiker zu neuem Schaffen anspornt..... Er ginge nicht fort, er bleibe bei ihr und dem Jungen, denn er habe hier durch den Zauber dieser Stadt und ihrer Menschen alles das wiedergefunden, wornach er sich in der Hast und Jagd der letzten Jahre so schmerzlich gesehnt habe.

Indessen hat die Sängerin Roberts Walzer "Carnaval de Vienne" zu singen angefangen und als nach der letzten Strophe die Musik die Melodie weiterspielt, schmiegt sich Kathrin eng an Robert und mit ganz leiser Stimme singt sie die Strophe, die nur sie und er kennt, die er ihr nach jener Liebesnacht im Fasching vor 13 Jahren gewidmet hat :

Ich lieb Dich schon lange Kathrin,  
Obwohl ich Dich heute zum ersten Mal sah,  
So fremd ich Dir bin, Du bist mir nah,  
Seitdem ich Dich sah, Kathrin....

Lange sieht Robert in das geliebte Gesicht, dann sagt er leise mit unendlicher Zärtlichkeit: "Kathrin Fröhlich..."

In die leisen Walzertöne voll Zartheit und Innigkeit ertönt fernes Grollen. Es wird stärker und stärker. Die Harmonien der Walzermusik müssen vor den Tisstonen einer stampfenden Marschmusik weichen, in deren gewalttätigem Ansturm Bücher verbrannt, Bilder zerissen werden, Statuen in Scherben stürzen, während klobige Stiefel über alles hinweggehen. Plötzlich gespensterhafte Stille. Endlose leere Strassenzüge. Plötzlich sind alle Strassen von Zetteln wie von Schmutz bedeckt. Angestliche Hände lassen die



Rolläden herunter. Ein Sturm erhebt sich. Die Zettel fliegen auf wie aufgeschreckte Vögel. Durch eine der leeren Strassen rennt Franz. Er will nach seinem Lehrer Karwendel sehen, merkwürdige Gerüchte sind zu ihm gedrungen. Nur spärlich sind die Strassen beleuchtet. Die Bögenlampen schaukeln im Winde. Franz öffnet die Tür zu Karwendelswohnung. Erstarrt bleibt er stehen... die Totenmaske Beethovens ist auf dem Kamin aufgestellt. Zu beiden Seiten flackern Kerzen. Rauch füllt schon das Zimmer. Geschäftig und lautlos huscht Karwendel herum... ein Wahnsinniger! Er häuft Partituren und Notenblätter auf das brennende Kaminfeuer. Er zieht aus der Schublade das Notenblatt mit der Aufschrift: "AN DIE FREIHEIT."

winkt Franz heran, als hätte er schon lange sein Eintreten bemerkt. Er sagt mit leiser, aber grauenhaft eindringlicher Stimme, indem er mit dem Finger nach draussen deutet:

"Die Saiten der Geigen sind gesprungen, die Instrumente liegen in Scherben.... Jetzt ist Beethoven tot. Jetzt."

Stumm vor Entsetzen schaut Franz auf Karwendel, der ihn plötzlich an sich zieht und ihn heftig in die Arme presst, dann lässt er ihn los und ehe Franz ihn zurückhalten konnte, stürzt er ins Freie, in den Schneesturm. Lautlos und behende mit einer unerwarteten Schelligkeit und Kraft läuft er, läuft, als wolle er etwas besonders Kostbares in Sicherheit bringen. Franz folgt ihm, aber der Alte läuft schneller als der Junge. Karwendel, mit einem Ausdruck, der nicht mehr von dieser Welt ist, sieht nicht mehr wohin er tritt, läuft gegen den Abhang des Hügels, der zur Donau herab fällt und immer weiter rasend stürzt er ins Schwarze dieser schrecklichen Nacht....

Einzelweig bricht, man hört ein leises Krachen in den Büschen und der schwere Körper Karwendels rollt nach unten, wo die Donau lang-

sam dahin gleitet zwischen Eis und Schnee.....

Die Notenblätter hat er verloren. Keuchend erreicht Franz den Abhang. Er starrt ins Leere. Nichts ist mehr zu sehen. Der Sturm übertönt alle andern Geräusche. Franz dreht sich um und rast der Stadt zu... Der Sturm trägt die Notenblätter in alle Richtungen. Sie drehen sich, dann fallen sie wie tote Vögel verstreut in den Schnee. Ein Notenblatt wird gegen einen Baum getrieben... Die Flecken decken es immer mehr und mehr zu und langsam verschwinden die Worte: AN DIE FREIHEIT.....

Indessen beraten sich in der Wohnung der Fürstin die Freunde. Die Fürstin drängt darauf, dass Robert mit Katharina und dem Jungen weg reisen soll. Sie sieht Robert durch sein unvorsichtiges Verhalten gegenüber dem Abgesandten aus Berlin, in Gefahr. Sie drängt und drängt. Sie selbst wolle bleiben. Ihr Geschlecht hätte Jahrhunderte überdauert und es hätte immer zu sterben gewünscht. Robert küsst Katharina und sagt ihr, er habe vieles an ihr gut zu machen und wie unendlich dankbar er ihr sei, dass sie ihm diesen Jungen aufgezogen habe. Wien sei nicht verloren, solange es in solchen Talenten unter freierem Himmel weiter lebe. Da hört man Schritte über das Treppenhaus jagen. Alle stürzen hinaus. Franz mit einem Gesicht von Angst und Schrecken verzerrt, stürzt ohnmächtig zu Boden. ~~MAN~~ Sie betten ihn im Salon auf den Diwan. Langsam schlägt er die Augen wieder auf. Leise sagt die Fürstin zu Robert:

"Robert, hast Du verstanden?"

"Ja, wir müssen weg."

Da sagt der Junge sich aufrichtend voll Angst: "Und Mutter?"

"Die kommt natürlich mit!"



Als nach einem ergreifenden Abschied Robert, Katharina und ihr Junge längst das Palais verlassen haben, verabschiedet sich auch der Oberst von der Fürstin. Wie immer fragt er sie: "Und wir Fürstin?"

Lange blickt sie in diese treuen Augen und mit Tränen in der Stimme sich zu einer leisen Ironie zwingend, sagt sie:

"Jetzt ist es wohl zu spät, Kendl."

Er küsst ihre Hand länger als gewohnt....

....und in seinem einfachen Zimmer steht der Oberst Alexander Meyerhofer in seiner alten Paradeuniform. Er blickt auf die Türe. Von draussen hört man Marschschritte. Da legt der Oberst den Revolver auf den Tisch. Schwere Schritte kommen die Treppe hinauf. Der Oberst schaut kalten Blicks auf die Türe.....

....und Marschschritte ertönen unaufhörlich vor dem Palais der Fürstin. In dem grossen Salon, der Glanz und Freude sovieler Jahre gekannt hat, sind die Rolläden heruntergelassen, die wenigen übriggebliebenen Möbel sind überzogen. Von den Gemälden ist nur das Bildnis des alten Kaisers Franz Joseph geblieben. Unverletzbar in ihrer Würde hat die Fürstin beschlossen zu sterben. Mit ruhiger Hand führt sie das Glas mit dem Gift an den Mund. Mit festen Schritten geht sie zum Klavier. Klar wie immer fängt sie zu spielen an... die Marschschritte ertönen disharmonisch... das Spiel der Fürstin wird stärker, die Melodie schwillt an, kämpft gegen das Gedröhne der Schritte von draussen... immer mächtiger... immer stärker...

nun hat das Crescendo der "Carnaval de Vienne Symphonie" alle andern misstönenden Geräusche siegreich verdrängt. Die Hände der Fürstin gleiten von den Tasten... das Bild Franz Josephs an der Wand verblasst

...Die Melodie rauscht in harmonischen Tönen über die Wellen des Ozeans. Ein Schiff trägt Kathrin, Robert und Franz einem neuen Leben

Original in:

Deutsche Bibliothek, Frankfurt a. M.

Deutsches Exilarchiv 1933-1945

- Archivalien -

Signatur/Nachlaß:

Diese Kopie darf nur mit schriftlicher Genehmigung der Deutschen Bibliothek, Frankfurt a. M., veröffentlicht, vervielfältigt oder zu diesen Zwecken an Dritte weitergegeben werden.

20,

AR 1764

4/65

Joseph Roth Collection

VI 3

Schiller-National-  
museum und  
deutschem Literatur-  
archiv

54717



ZISSKA & KISTNER  
Unterer Anger 15  
8000 München 2

JOSEPH ROTH (1894-1939)

DER "BERLINER NACHLASS"

enthaltend vollständige Romanmanuskripte

seiner frühen Erzählungen

"Hotel Savoy", "Die Rebellion",

"Der blinde Spiegel", "Die Flucht ohne Ende",

"Zipper und sein Vater"; dazu Fragmente

aus dem Umkreis des "Hiob", Typoskripte und

Fragmente von zu Lebzeiten unveröffentlichter Prosa

und andere Rothiana.

Auszug aus dem Katalog  
zur Auktion 20 am 26. Oktober 1992

München 1992

096577

Der sich hier anschließende Bestand umfaßt den bedeutendsten Teil des Nachlasses eines der wichtigsten deutschen Autoren unseres Jahrhunderts, der je in den Handel gelangt ist: den umfangreichen "Berliner Nachlaß" des Journalisten, Romanschriftstellers und Dichters Joseph Roth (1894 - 1939).

Roth hatte, bevor er 1933 ins Exil ging, seinem Vertrauten und Verleger Gustav Kiepenheuer zwei verschnürte Kartons mit ihm wichtig erscheinenden Manuskripten, Entwürfen und Arbeiten übergeben, welche dieser aufbewahren sollte. Dieses Depositum überlebte Bombenhagel, Wasserschaden und Auslagerungen im ansonsten davon stark betroffenen Verlagsarchiv Kiepenheuers. Erst Ende der 70er Jahre wurden die wertvollen Manuskripte im Archiv des mittlerweile in Weimar firmierenden Verlages wiederentdeckt und von Friedemann Berger in seinem Band "Perlefter" teilweise publiziert. Aus dieser Publikation fanden die zu Lebzeiten des Verfassers nicht veröffentlichten Texte auch Eingang in die von 1989 - 91 veröffentlichte neue Werkausgabe, hrsg. von F. Hackert und K. Westermann.

Größere Nachlaßteile befinden sich z. Zt. lediglich im Archiv des Leo-Baeck-Instituts in New York (Joseph-Roth-Collection; vgl. Hackert 1975), einzelne Manuskripte und Fragmente sind auch im Besitz des Deutschen Literatur-Archivs in Marbach, der Deutschen Bibliothek in Frankfurt und in der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur in Wien.

Die überragende Bedeutung des von uns angebotenen Nachlasses liegt besonders in den vollständigen Manuskripten zu Roths frühen Romanen "Hotel Savoy", "Die Rebellion", "Der blinde Spiegel", "Die Flucht ohne Ende" und "Zipper und sein Vater". Aber auch die Manuskriptfragmente und die Typoskripte sind für die Textgeschichte wichtige Zeugen, welche in ihrer gegenüber der Druckfassung veränderten Gestalt nicht in die bisher vorliegenden Ausgaben eingearbeitet sind.

Bei der Übernahme der Manuskripte durch eine öffentliche Sammlung würde der bedeutendste Teilnachlaß außerhalb der Bestände des Leo-Baeck-Institutes erstmals in uneingeschränktem Maße der Forschung zugänglich werden.















Die weißen Städte  
von Joseph Roth

Als ich dreissig Jahre alt war, durfte ich endlich die weissen Städte sehn, die ich als Knabe geträumt hatte. Meine Kindheit verlief grau in grauen Städten. Meine Jugend war ein grauer und roter Militärdienst, eine Kaserne, ein Schützengraben, ein Lazarett. Ich machte Reisen in fremde Länder - aber es waren feindliche Länder. Nie hätte ich früher gedacht, dass ich so rapid, so unbarmherzig, so gewaltsam einen Teil der Welt durchreisen würde, mit dem Ziel, zu schiessen, nicht mit dem Wunsch, zu sehn. Ehe ich zu leben angefangen hatte, stand mir die ganze Welt offen. Aber als ich zu leben anfang, war die offene Welt verwüstet. Ich selbst vernichtete sie mit Altersgenossen. Die Kinder der andern, der früheren und der späteren Generationen, dürfen einen ständigen Zusammenhang zwischen Kindheit, Mannestum und Greisenalter finden. Auch sie erleben Überraschungen. Aber keine, die nicht in irgendeine Beziehung zu ihren Erwartungen zu bringen wäre. Keine die man ihnen nicht hätte prophezeien können. Nur wir, nur unsere Generation, erlebte das Erdbeben, nachdem sie mit der vollständigen Sicherheit der Erde seit der Geburt gerechnet hatten. Uns Allen war es, wie einem, der sich in den Zug setzt, den Fahrplan in der Hand, um in die Welt zu reisen. Aber ein Sturm des un-er-Gefährts in die Weite und wir waren in einem Augenblick dort, dahin wir in gemächlichen und bunten, erschütternden und zauberhaften zehn Jahren hatten kommen wollen. Ehe wir noch erleben konnten, erfuhren wir's. wir waren für's Leben gerüstet und schon begrüßte uns der Tod. Noch standen wir verwundert vor einem Leichenzug und schon lagen wir in einem Massengrab. wir wussten mehr, als die Greise, wir waren die unglücklichen Enkel, die ihre Grossväter auf den Schoss nahmen um ihnen Geschichten zu erzählen.

### "Die weissen Städte"

Vollständiges Typoskript mit zahlreichen eigenhändigen Bleistiftkorrekturen von Roths Hand. Ohne Ort und Datierung (Berlin ? um 1925). 4°. 85 Seiten.

4000.--

Vollständige Niederschrift dieses Seitenstücks zu Roths Artikelserie "Im mittäglichen Frankreich", der Frucht einer Frankreichreise im Jahre 1925. Das wie für eine Buchausgabe konzipierte Typoskript wurde zu Lebzeiten Roths nicht veröffentlicht, es fand aber unter Hinzulassung des Einleitungskapitels Eingang in die Werkausgaben von 1975 f. und 1989 f. In diesen Drucken sind allerdings nicht alle Korrekturen Roths ausgeführt, jedoch Streichungen des Autors auch längerer Passagen weglassen. Das hochinteressante Einleitungskapitel, in dem Roth darlegt, daß ihm die "weissen Städte" Frankreichs die Träume seiner Kindheit "in grauen Städten" wahr machten, blieb bis heute unveröffentlicht, nur wenige Abschnitte hat F. Berger unter dem Titel "Hinterm Zaun" stark gekürzt in seinen Band "Perlefter" (1978) aufgenommen. Das letzte Kapitel "Die Menschen" scheint bereits einmal früher gesetzt worden zu sein, da es, wie die erste Seite, Eintragungen einer Setzerei trägt; jedoch konnte nicht geklärt werden, ob und wo es bereits gedruckt worden ist. - Wichtiges Typoskript, das als einziger Textzeuge dieses Werks Joseph Roths von herausragender Bedeutung ist. - Alle Blätter sind gelocht, die Blätter 1 - 97 mit 3 Klammern im linken Rand geheftet, Blätter 1 und 79 - 85 mit Quetschfalten und kleinen Randschäden ohne Textverlust. - Insgesamt bis auf leichte Altersspuren wohlerhalten.







## Verwest

Dieses Buch erhebt nicht den traurigen Anspruch, von Antisemiten gelesen zu werden. Es verzichtet auf den Beifall und die Zustimmung, aber auch auf den Widerspruch und sogar die Kritik derjenigen, welche die Ostjuden missachten, verachten, hassen und verfolgen. Es wendet sich ~~auch~~ nicht an jene Westeuropäer, die aus der Tatsache, dass sie bei Lift und Wasserklosett aufgewachsen sind, das Recht ableiten, über rumänische Läuse, galizische Wanzen, russische Flöhe Witze vorzubringen, die noch weniger Humor verraten, als man selbst diesen Erzählern zugetraut hätte. Dieses Buch verzichtet ~~auch~~ auf die "objektiven" Leser, die mit einem billigen und sauren Wohlwollen von den schwanken Türmen westlicher Zivilisation auf den nahen Osten hinabschielten und auf seine Bewohner; aus purer Humanität die mangelhafte Kanalisation bedauern und aus Furcht vor Ansteckung arme Emigranten in Baracken einsperren, wo die Lösung eines sozialen Problems dem Massentod überlassen bleibt. Dieses Buch will nicht von Jenen gelesen werden, die ihre eigenen, durch einen Zufall der Baracke entronnenen Väter oder Urväter verleugnen. Dieses Buch ist ~~auch~~ nicht für Leser geschrieben, die es dem Autor übelnehmen würden, dass er den Gegenstand seiner Darstellung mit Liebe behandelt, statt mit "wissenschaftlicher Sachlichkeit", die man auch Langeweile nennt.

Für wen also ist dieses Buch bestimmt ?

Der Verfasser hegt die törichte Hoffnung, dass es noch Leser gibt, vor denen man die Ostjuden nicht zu verteidigen braucht; Leser, die Achtung haben vor Schmerz, menschlicher Grösse, und vor dem Schmutz, der überall das Leid begleitet; Westeuropäer, die

## "Juden auf Wanderschaft"

2 eigenhändig korrigierte Typoskripte und 3 Exemplare der Korrekturfahnen. Ohne Ort und Datierung (Berlin ca. 1926). 4°. 88 und 49 einseitig beschriftete Blätter und 113 Korrekturfahnen.

3000.--

Vollständiges von Roth eigenhändig korrigiertes Typoskript als Druckvorlage zu seinem 1927 im Berliner Verlag "Die Schmiede" erschienenen Buches "Juden auf Wanderschaft", dessen einzelne Kapitel teils 1926 und 1927 bereits in der "Frankfurter Zeitung" erschienen waren. Der vollständigen Druckvorlage liegt ein ebenfalls eigenhändig korrigiertes Fragment der Durchschrift, welches die ersten 49 Blätter umfaßt, bei sowie 2 Exemplare der wohl nicht von Roth korrigierten Fahnenabzüge (dat. 31. 8. 1926) und ein Exemplar der Fahnen der zweiten oder Umbruchkorrektur. - Im Joseph-Roth-Archiv des Leo-Baeck-Institutes findet sich das möglicherweise später entstandene Manuskript zur erweiterten, aber nicht mehr erschienenen Neuauflage, dem der Abdruck in Werke 1989 f., Bd. II, S. 827 - 86 folgt. - Roth führt in seinem Buch ein Plädoyer für die im Westen so verachteten Chassiden oder Ostjuden. Manuskript und Fahnen enthalten noch einige Sätze, die für die Druckfassung wegfielen, etwa "Dieses Buch erhebt nicht den traurigen Anspruch, von Antisemiten gelesen zu werden" und "Ein Volk, das solchen traurigen Demütigungen wehrlos ausgesetzt ist, genießt von vorneherein die Sympathie aller anständigen Menschen. Für sie ist dieses Buch geschrieben". - Typoskripte und Fahnen teilw. mit Flecken und Bräunungen sowie mit einigen Randschäden bzw. Randeinrissen, im ganzen jedoch noch gut erhalten.



Abstrakt

I

Zipper

1

Freitag, 12. August 1927.

Der einzige Textzeuge zu Roths berühmtem 1928 bei Kurt Wolff erschienenem Roman. - Die 52 Blätter sind zum allergrößten Teil mit Tinte beschriftet und korrigiert, nur wenige Absätze liegen in Bleistift niederschrift vor. Unser Manuskript ist vollständig und in sich abgeschlossen. Das erste Blatt trägt die Überschrift "Abschrift", Kapiteleinteilung und Roths eigenhändige Follierung sind fortlaufend, am Schluß findet sich das Wort "Ende". Für den Druck hat Roth dann die vorliegende Fassung noch einmal erweitert, auch den Text vollständig überarbeitet und teilweise verändert. Die Druckvorlage muß jedoch als verloren gelten. - Zur Entstehungsgeschichte vgl. Werke 1989 f., Bd. IV, S. 501 - 607, S. 1068 f. und Bd. VI, S. 804 f. - Teilweise leichte Bräunungen und kleine Randschäden, insgesamt jedoch vorzüglich erhaltenes, vollständiges und eindrucksvolles Manuskript in einer wenig durchkorrigierten sauberen Reinschrift der vorläufigen Fassung zu einem von Roths berühmtesten und wichtigsten Romanen.

Das Manuskript des Romans "Zipper" ist ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Werk. Es besteht aus 52 Blättern, die zum größten Teil mit Tinte beschriftet und korrigiert sind. Nur wenige Absätze sind in Bleistift niederschrift vor. Die Überschrift "Abschrift" und die Kapiteleinteilung sind fortlaufend. Am Ende des Textes steht das Wort "Ende". Für den Druck hat Roth die vorliegende Fassung noch einmal erweitert und den Text vollständig überarbeitet und teilweise verändert. Die Druckvorlage ist als verloren zu betrachten. Zur Entstehungsgeschichte des Werkes vgl. die Werke 1989 f., Bd. IV, S. 501 - 607, S. 1068 f. und Bd. VI, S. 804 f. Das Manuskript zeigt leichte Bräunungen und kleine Randschäden, ist jedoch insgesamt vorzüglich erhalten. Es handelt sich um ein vollständiges und eindrucksvolles Manuskript in einer wenig durchkorrigierten, sauberen Reinschrift der vorläufigen Fassung eines der berühmtesten und wichtigsten Romane von Kurt Roth.

die Zipperer Frau

"Zipper und sein Vater"

Eigenhändiges vollständiges Romanmanuskript. Ohne Ort (Berlin), datiert 12.8.1927-25.8. (1927). 4°. 52 Blätter etwas unterschiedlichen Formats. 28 000.--

Der einzig erhaltene Textzeuge zu Roths berühmtem 1928 bei Kurt Wolff erschienenem Roman. - Die 52 Blätter sind zum allergrößten Teil mit Tinte beschriftet und korrigiert, nur wenige Absätze liegen in Bleistift niederschrift vor. Unser Manuskript ist vollständig und in sich abgeschlossen. Das erste Blatt trägt die Überschrift "Abschrift", Kapiteleinteilung und Roths eigenhändige Follierung sind fortlaufend, am Schluß findet sich das Wort "Ende". Für den Druck hat Roth dann die vorliegende Fassung noch einmal erweitert, auch den Text vollständig überarbeitet und teilweise verändert. Die Druckvorlage muß jedoch als verloren gelten. - Zur Entstehungsgeschichte vgl. Werke 1989 f., Bd. IV, S. 501 - 607, S. 1068 f. und Bd. VI, S. 804 f. - Teilweise leichte Bräunungen und kleine Randschäden, insgesamt jedoch vorzüglich erhaltenes, vollständiges und eindrucksvolles Manuskript in einer wenig durchkorrigierten sauberen Reinschrift der vorläufigen Fassung zu einem von Roths berühmtesten und wichtigsten Romanen.

**"Das Erlebnis"**

**Eigenhändiges vollständiges Manuskript. Ohne Ort und  
Datierung (Berlin ca. Juli 1927). 2 1/4 S.- Doppelblatt  
leicht violett getönten Papiers.**

2000.--

Manuskript zu einem Feuilleton, welches am 19.7. 1927 in der Frankfurter Zeitung unter dem Titel "Nur echte Erlebnisse. Antwort an Herrn Arthur Eloesser" veröffentlicht wurde.- Vgl. Werke 1989 f., Bd.II, S. 749 ff.- Roth moquiert sich hier über das von Eloesser bekannt gegebene magere Ergebnis eines vom S. Fischer Verlag veranstalteten Schreibwettbewerbes.- Das Manuskript enthält zahlreiche Streichungen, Einfügungen und Verbesserungen und weicht lediglich am Schluß stärker von der gedruckten Fassung ab. Dieser lautet hier: "Eine andere Frage aber scheint mir wichtiger: was ist mit dem Geld geschehen, das der Verlag S. Fischer ausgesetzt hat? Ich möchte ihm vorschlagen, dieses Geld einigen würdigen, bedürftigen und schon entdeckten Autoren zuzuwenden. Die Herren Preisrichter, glaube ich, sind am ehesten dazu berufen, diese Autoren namhaft zu machen."- Mit Knickfalte und leichter Eckbräunung, sonst sehr schönes und gut erhaltenes Manuskript in der typischen kleingliedrig exakten Handschrift Roths.



Es geht, das ist nicht möglich, denn die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

Die ...

"Perlefter"

Eigenhändiges Manuskript. Ohne Ort und Datierung (Berlin ca. Februar/März 1929). Quer-8° (4 Blätter) und 4° (25 Blätter). Zusammen ca. 29 Seiten. 20 000.--

Der einzige erhaltene Textzeuge dieser romanhaften Erzählung von Joseph Roth, die zu seinen Lebzeiten nicht im Druck erschienen ist, sondern erst 1978 von Friedemann Berger aus dem Nachlaß nach der hier vorliegenden Handschrift ediert wurde, der der unbetitelten Erzählung auch den Namen gab. In seinen Briefen erwähnt Roth zu Beginn des Jahres 1929 mehrmals die "Geschichte eines Bürgers in Deutschland" bzw. einen "Zeitroman", womit wohl die vorliegende Arbeit gemeint ist. Der Versuch, das Manuskript den "Münchner Neuesten Nachrichten" zum Druck anzubieten, schlug fehl. Die Handschrift besteht aus 4 Blättern im Queroktav-Format, welche zu Beginn und am Schluß mit Bleistift, sonst mit Tinte beschriftet sind und aus 25 Quartblättern, die eng mit kleiner Tintenschrift beschrieben sind. Letztere weisen deutlich weniger Korrekturen auf als erstere. Während der Beginn des Kapitels II in zwei Fassungen vorhanden ist, fehlen gegen Ende 3 Blätter mit der eigenhändigen Numerierung 26 bis 28. Diese müssen als verloren gelten. Die Handschrift weicht in mancherlei Hinsicht von den gedruckten Fassungen ab, da diese nicht textkritisch ediert wurden. Auch der Text in der neuen Ausgabe der Werke 1989 f. (Bd. IV, 931 - 1007 sowie Anhang S. 1071 f.) folgt den früheren Abdrucken in den Ausgaben F. Bergers. Eine genaue Auswertung des Manuskriptes durch die Forschung fehlt noch. Die meisten Blätter mit leichten Randschäden und Bräunungen, das letzte Blatt mit Einriß ohne Textberührung. Das wichtigste Erzählfragment aus dem "Berliner Nachlaß" von Joseph Roth in einer faszinierenden Niederschrift von großer Schönheit. - Beiliegend zwei Exemplare der Transkription von 1976.



Das Buch ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...

Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...  
Die Schrift ist geschrieben in der Sprache der Kartoffeln zu lesen. In Frühling gehen die Erntedaten in die ...

"Erdbeeren"

Eigenhändiges Manuskript in Tinte und Bleistift. Ohne Ort und Datierung (Berlin um 1929). Verschiedene Formate. 26 einseitig beschriftete Blätter. 9000.--

Fragmentarisch erhaltenes Manuskript, wohl erster Entwurf zu einem längeren Text, der im Zusammenhang mit Joseph Roths geplantem Roman über seine verlorene galizische Heimat steht. - Abgedruckt in Werke 1989 f., Bd. IV, S. 1008 - 36; zur Entstehungsgeschichte und Textkritik vgl. S. 1072 f. - Einziges erhaltenes Manuskript dieses eindrucksvollen Textes, lediglich der Biograph Roths, D. Bronsen, besitzt eine Schreibmaschinenabschrift; von ihm stammt auch der Titel des unbezeichneten Fragments. - 13 der Blätter etwa im Kleinoktav-Format, zwischen 2 Notizbuchdeckeln liegend; Papiere von unterschiedlichen Qualitäten. - Die größeren Blätter teils mit Knitterspuren und minimalen Randschäden bzw. -bräunungen. - Sehr schönes Entwurfsfragment in Roths kleiner und feingliedriger Handschrift, alternierend in Tinte und Bleistift mit zahlreichen Einfügungen, Änderungen und Streichungen mit einem nachgelassenen Text autobiographischer Prägung und von überragender Bedeutung innerhalb des gesamten schriftlichen Vermächnisses von Joseph Roth.





**Autobiographisches Fragment**

**Eigenhändiges Manuskriptfragment und 2 Typoskripte.  
Ohne Ort und Datierung (Berlin ca. 1929). 1 Blatt  
Manuskript im Oktavformat und zusammen 15 Blätter  
Typoskript im Quartformat.**

**1000.--**

Erinnerungen Roths an seine Knaben- und Jugendjahre, unter dem Titel "Jugend" aufgenommen in die Werke 1989 f., Bd.IV. S. 1044 - 50 (zur Textkritik vgl. ebda. S. 1074 f.).- Das stark beschädigte Manuskriptblatt beginnt "Ich besuchte die Universität gleichgültig..." und endet "... ehrgeizige Dummköpfe und eingebillete, denn sie meldeten sich".- Ein Blatt des Typoskripts in Spiegelschrift, 3 Blätter mit kleinen Randschäden.- Für das Verständnis von Joseph Roth maßgeblicher Text in seiner einzigen Überlieferungsform.



Mendel war ein jüdischer Kaufmann, er lebte in einer kleinen jüdischen Stadt, ~~...~~ in der Nähe von ...

Am Tag von ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Das ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

Die ... Mendel ...

"Wasserträger Mendel"

Eigenhändiges Manuskript. Ohne Ort und Datierung (Berlin Ende 1929). 4°. 7 einseitig mit Tinte beschriftete Blätter. 6000.--

Das sehr sorgfältig geschriebene und kaum korrigierte Manuskript, das durchaus die Abschrift einer ersten Fassung sein könnte, stellt wohl einen später von Roth verworfenen Anfang zu seinem Roman "Hiob" dar. Dafür spricht die Namensgleichheit der Hauptfigur Mendel Singer wie die Ähnlichkeit von Milieu und Charakteren. - Vgl. Werke 1989 f., Bd.V, S. 850 - 70. - Der Titel des unbezeichneten Manuskriptes stammt von dessen erstem Herausgeber F. Berger. - Sehr schöne Handschrift, blattfüllend in winziger Schrift von großer Klarheit und sehr guter Lesbarkeit auf Blätter karierten Papiers niedergeschrieben. - Gut erhalten.



Handwritten text in German, likely a manuscript fragment. The text is dense and appears to be a transcription of a biblical or literary passage.

Handwritten text in German, likely a manuscript fragment. This line appears to be a continuation or a separate section of the text.

Main body of handwritten text in German, consisting of several paragraphs. The handwriting is cursive and somewhat difficult to read due to its density.

Handwritten text in German, likely a manuscript fragment. This line appears to be a concluding or transitional sentence.

"Hiob"

Eigenhändiges Manuskriptfragment. Ohne Ort und Datierung (Berlin ca. 1930). Zusammen 9 Blätter verschiedener Formate.

4000.--

Die Handschrift der Kapitel IV und V der letzten Fassung des Romans "Hiob".- Die vollständige Niederschrift des ersten Entwurfs befindet sich im Deutschen Literatur-Archiv in Marbach und umfaßt 124 Blätter.- Unser Text beginnt "gewesen sein konnte, vielleicht war es auch an jenem Morgen geschehen..." und endet "Also verrannen die Jahre".- Schöne und exakte Reinschriften in Tinte (6 Blätter) und Bleistift (3 Blätter).- Beiliegend 2 Typoskripte der Kapitel II-V der letzten Fassung.- Gut erhalten.



2.) Die Epigonen.

Die Epigonen sind das letzte Glied einer Kette, die sich von den Helden der Vergangenheit bis zu den Epigonen erstreckt. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen.

[Kapitel der Epigonen sind es, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen.]

Das Gedicht ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen.

Das Gedicht ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen.

Das Gedicht ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen.

Das Gedicht ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen. Es ist ein Beispiel für die Kunst der Epigonen.

Sommer, 4 Uhr nachmittags.

Die Epigonen sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen. Sie sind die letzten, die den Namen der Helden tragen, die sie nicht mehr kennen.

"ein teures Grab..."

Eigenhändiges vollständiges Manuskript. Ohne Ort und Datierung (Berlin ca. Januar 1930). 2 Seiten.- Doppelblatt. 4000.--

"Die Scholle". Manuskript und Druckvorlage zu einem am 29.1.1930 in den Münchner Neuesten Nachrichten erstmals erschienenen und zweimal nachgedruckten Feuilleton. Vgl. Werke 1989 f., Bd. III, S. 167 ff. und S. 1026. Die Handschrift zu dem meisterhaften Feuilleton über das metaphysische Verhältnis zu einem "Stück aufgeworfener Ackererde" weist gegenüber der gedruckten Fassung nur minimale Abweichungen auf. Etwa lautet der Schluß: "Die heimatlosen Völker, die durch den Willen der Geschichte, ihr eigenes Land verloren haben, wie zum Beispiel die Juden, fühlen sich in allen Ländern heimisch, in denen ihre Ahnen begraben sind. Denn ein teures Grab haben heißt noch mehr als einen Acker besitzen." - Besonders kostbar wird unser Manuskript durch den Entwurf eines Gedichtes im unteren Viertel der zweiten Seite, der durch seine Streichungen und Verbesserungen uns eindrucksvoll die Arbeit des Lyrikers Joseph Roth vorführt. - Das Gedicht lautet: "Sommer, 4 Uhr nachmittags." "Die Grillen schlugen eben vier/sie störten nicht den Sang der Grillen/auch nicht den Flug der stillen/bunten Libellen über mir." - Lyrische Entwürfe Roths sind besonders rar. - Für die Tatsache, daß Roth "Die Scholle" ganz besonders hoch schätzt, spricht sein Vorhaben, es in sein geplantes "Lesebuch" aufzunehmen; dieser Tatsache verdankt die Handschrift wohl auch den glücklichen Zufall ihrer Erhaltung im "Berliner Nachlaß". - Bis auf die Knickfalte und einen winzigen Randeinriß gut erhalten.



Vorstadttheater.  
-----

A.

In ~~XXXXXXXX~~ ist Premiere. Man spielt den "Lumpazivagabundus" Ich sitze in der Loge für zwei Mark fünfzig. Ich sehe geradeaus hinunter auf die Honoratioren der Stadt, auf die Bürger ersten Ranges, die wirklich den ersten Rang einnehmen. In der Vorstadt ist man etwas, wenn man etwas ist, körperlich, nicht nur metaphotisch. Zwischen den ersten Reihen und jener, in der das einfache Publikum zu sitzen anfängt, ist ein leerer Raum, stehen leere Stühle, aus Respekt unbesetzt, so, dass das Parkett an eines jener dicken Bücher erinnert, in die sich die Besucher sehenswürdiger Schlösser eintragen: auf die erste Seite schreiben Monarchen und Fürsten ihre erlauchten Namen. Dann sind zwanzig Seiten frei, Auf der einundzwanzigsten fangen die simplen Namen simpler Besucher an, die nicht zum Herrn des Schlosses kamen, sondern zu seinen Kronleuchtern, seinen damastenen Vorhängen und originalen Oelgemälden.

[Ich sitze also in der Loge oben und sehe in den Orchesterraum, wo die Musiker ihre kleine Tragödie aufführen, die Bässe und Geigen stimmen, Zwiesprache halten mit ihren Instrumenten und ~~an~~ musikalisch miteinander verkehren, so dass, wenn eine Geige der andern antwortet, mit dem gleichen, sanften Ton der Uebereinstimmung, es ist, als wären beide entschlossen, ihr Bündnis aufrechtzuhalten, den ganzen Abend hindurch, und als hätte jeder Musiker versprochen, dem andern keinen Bogenstrich durch die Rechnung zu machen. Der Primgeiger ist ein junger schmächti-ger, blonder Mann mit lyrisch gekräuselten Haaren, deren Widerpenstigkeit Talente verheißt. Er steckt in einem viel zu weiten hellen und karierten Anzug, wie ihn der Bassgeiger tragen müß-

"Deutsches Lesebuch"

Sammlung von 19 (eins doppelt vorhanden) Typoskripten von Feuilletons Joseph Roths, als Entwurf für ein von ihm geplantes Sammelwerk von Prosastücken. Ohne Ort und Datierung (Berlin ca 1930). 4°. Ca. 80 Blätter.

1500.--

Enthält u. a. das wichtige Vorwort (Werke 1998 f., Bd. III, S. 149; ein Manuskript im Besitz von D. Bronsen), 3 Fassungen von "Stierkampf am Sonntag" (ebda. Bd. II, S. 437 und Bd. III, S. 1018), "Der Hauslehrer" (ebda. Bd. III, S. 1014), "Vorstadttheater" (in der genannten Werkausgabe nicht enthalten) sowie, besonders wertvoll, das in der Biographie von Bronsen auf S. 146 erstmals veröffentlichte Gedicht "Morgengebet": "Guten morgen, lieber Gott, / mache diese frühe Stunde, / nicht wie sonst zur ersten Kunde, / von der nächsten bösem Trott..." - Der Verleger Kiepenheuer hatte bereits 1929 ein "Lesebuch" von Joseph Roth angekündigt, der Plan wurde jedoch nicht ausgeführt. - Recht gut erhalten, genaue Liste der Beiträge auf Anfrage.





## Berliner Tageblatt

Morgen-Ausgabe

Ausschnitt aus der Nummer vom:

- 1. JUL. 1928

### Ein Vater-Sohn-Roman.

Joseph Roth hat wieder einen seiner sachlichen und doch so dichterisch-lebendigen Berichte geschrieben, die man kaum Romane nennen kann (er selbst enthält sich jeder Bezeichnung), weil sie ganz „ohne Vorzeichen“ dastehen, ohne Pathos, Sentimentalität oder sonstige Wirkungsmittel aufs Publikum hin. Das Buch „Zipper und sein Vater“ (Kurt Wolff, München) zeichnet wundervoll einen alten Mann aus der Vorkriegsgeneration, der „Väter, die den Krieg gemacht haben“. Einen ganz gewöhnlichen Menschen, um den doch eine ergreifende Gloriole menschlicher Tragik schimmert. Er hat keinen Erfolg im Beruf (Papierwaren und -sorten) wie im Eheleben (eine früh seelisch ausgestorbene Frau, die das „Impressionistische“ seines Wesens nie zu würdigen wusste), verliert dann den Sohn, auf den er schon, da er ihn Cäsar genannt, grosse Hoffnungen gesetzt, an Trunk und Irrsinn, verliert den andern Sohn, eben jenen Arnold Zipper, den Jugendfreund des Erzählers, den „Sohn“ dieses Vater-Sohn-Romans, an die Nachkriegsödnis, in der der durch alles Kriegsgraun Gegangene sich nicht mehr beheimatet findet. Beides sind die gleichen Menschen, nur verschiedener Generation. Der Vater: vielseitig wissend, aber voll dauernder Selbsttäuschung, die ihn Dinge aufnehmen, Bekanntschaften machen lässt, die ihm nichts nützen, ihn immer so tun lässt, als habe er Geld, wo er doch immer ärmlicher lebt, nur kurz vor seinem Tode noch einmal ein Aufblühender, in einem Prozess, den er verliert, wo er sich aber in falschem Pathos erhöhen kann. Der Sohn: ein gedrückter, zartfühlender, unsicherer Mensch, der sich nach dem Krieg an eine herzlose, spielerische Schauspielerin verliert, ihren Weg zum Filmruhm in Berlin als nur eben geduldeter Ehemann mitmacht, für sie dann in Montecarlo spielt (wo einst auch sein Vater viel Geld zum Teufel jagte), bis sie ihn sitzen lässt, um nach Hollywood zu ziehen. Er hat nun allen Halt verloren, allen Sinn für positive Lebenserhöhung, wird „Schein“-Geiger in einer Variété-Nummer. Und in dem „Brief des Autors an Arnold Zipper“, der dies Buch beschliesst, fallen wie in der „Flucht ohne Ende“ wieder Worte tiefer Resignation, die sich einem ganz fernen Hoffen hingeben: „Ich beglückwünsche Dich dennoch zu Deinem neuen Beruf. Versuche Du nur weiter, vergeblich zu spielen, wie ich nicht aufhören will, vergeblich zu schreiben. ‚Vergeblich‘, das heisst: scheinbar vergeblich. Denn es gibt, wie Du selbst weisst, irgendwo eine Region, in der die Spuren unseres Spiels verzeichnet bleiben, unlesbar, aber auf eine merkwürdige Weise wirkungsvoll, wenn nicht jetzt, so nach Jahren, und wenn nicht nach Jahren, so nach tausenden von Jahren . . . Und sicherlich wird die verfehlte Sehnsucht unserer ganzen Generation unsterblich bleiben, wie sie unerfüllt geblieben ist.“ Und Roth meint sich selbst und den jungen Zipper, wenn er schon vorher sagt: „Wir sehen gar nicht, wir gehen nicht acht. Es ist uns gleichgültig . . . Wenn Skepsis nicht auch eine Teilnahme voraussetzen würde, dann hätte ich gesagt: wir sind Skeptiker. Aber wir nehmen überhaupt nicht teil . . . Was wollen Sie? — Wir sind irrtümlich zurückgekommen.“ Das ist die Schmerzmelodie, die durch alle Rothschen Bücher geht: die einer grundlos tiefen Verzweiflung über die Nachkriegswelt, in der sich der Durchbruch der Massen und des Massenhaften vollzieht, und der einer, der wirklich die Hölle des Weltkriegs durchschritt, nicht mehr teilnehmend angehören kann. Aber in diesem neuen Buch hat sich dieser „teilnahmslose“ Mensch Joseph Roth, der ja auch ein Dichter ist, zu einer so wundervoll wahren, so mitleidenden Darstellung aller menschlichen Lebensvorgänge erhoben, dass er jetzt den bedeutendsten Prosakern dieser unserer Zeit zugehört. Vergangene Epoche, Menschen von ehemals, was er schildert, aber alles so heutig, so zukünftig, weil ein tiefer Kenner der Menschenseele zur Feder griff. Und weil ja diese Menschenseele sich nicht so sehr verändert, und immer noch genug terra incognita zu finden bleibt darin — für einen Dichter.

Werner Schickert.

Sammlung von 86 Zeitungsausschnitten mit Erst- und Frühdrucken journalistischer Arbeiten von Joseph Roth, schwerpunktmäßig aus den Jahren 1926 - 31.

1200.--

Vgl. die Bibliographie von Roths Zeitungsveröffentlichungen in Westermann, K., Joseph Roth, Journalist. Eine Karriere. Bonn 1987 (eine Photokopie, in der die hier enthaltenen Arbeiten angemerkt sind, liegt bei). - Die Sammlung enthält auch 3 bei Westermann nicht verzeichnete Drucke. - Beiliegend ca. 30 Zeitungsausschnitte mit Rezensionen von Roths Werken, darunter Texte von Ludwig Marcuse, Ludwig Quidde, Ernst Glaeser und Stefan Zweig, meist bezeichnet durch die Fahnen eines Ausschnittdienstes. Die meisten der Kritiken finden sich zu "Zipper und sein Vater" und zu "Flucht ohne Ende". - Papierbedingt gebräunt, teilweise mit Knitterspuren und Randschäden. - Textgeschichtlich wertvolle Sammlung.

Joseph Roth

Ergänzungen

Roth	Prosa o.T.	Fragment einer Erzählung, vor 1920	11 Bl.
			A:Roth 93.172.2
	Prosa o.T.	Fragment, um 1920	1 Bl. unvollst.
			A:Roth 93.172.3
	Verschiedenes	Notizbuch, um 1920	22 beschr. Bl. geh., z.T. lose
			A:Roth 93.172.4
Roth an Benno Reifenberg		1925-1932, o.D.	45 Br.

11.7.94 Di



## Zugänge

Zugangs-Nr.	Gegenstand	Preis		
	<u>ROTH, JOSEPH</u>			
	<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; display: inline-block;">           zu 1/3 EIGENTUM DER            BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND         </div>			
	Sogenannter Berliner Nachlaß			
94.114.1	Prosa. Sammlungen: o.T. Geplanter Titel: "Detsches Lesebuch" 18 Beiträge, mit 1 weiteren Exemplar 79 Bl. Durchschl. Dabei: Roth: Gedichte "Morgengebet" 2 Bl. Durchschl.			
2	Prosa: "Der blinde Spiegel. Roman". Dr.T. Erste, vom Druck abweichende Fassung 27 Bl. mit hs. Korr.			
3	"Erdbeeren". Dr.T. 13 Bl. und 13 Bl. im Lederetui			
4	"Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht". Dr.T. Roman 141 Bl. mit hs. Korr.			
5	"Heute früh' kam ein Brief...". Dr.T. 3 beschr. Bl.			
6	"Hiob. Roman eines einfachen Mannes". Dr.T. Kapitel IV und V der letzten Fassung. Fragmente 9 Bl. "Hiob. Roman eines einfachen Mannes". Dr.T. Roman. Typoskript der Kapitel II bis V und der Kapitel II bis IV der letzten Fassung 32 Bl. Durchschl. und 19 Bl. Durchschl.			
7	"Hotel Savoy. Roman". Dr.T. Erste Fassung 50 Bl. mit hs. Korr.			
8	"Juden auf Wanderschaft". Dr.T. Essay 88 Bl. Durchschl. "Juden auf Wanderschaft". Dr.T. Essay. Fragment 49 Bl. Durchschl. "Juden auf Wanderschaft". Dr.T. Essay. Korrekturfahne. Mit 2 weit. Ex. Korrekturfahnen 130 Bl. Dr. Karoo. Fahnen, z.T. mit hs. Korr.			
9	"Jugend". Dr.T. Autobiographisches Fragment 16 Bl., davon 15 Bl. Durchschl.			
10	"Nur echte Erlebnisse. Antwort an Herrn Eloesser. Dr.T. "Das Erlebnis". Ms.T. 2 Bl.			
11	"Perlefter". Dr.T. Fragment eines Romans 29 Bl. "Perlefter". Dr.T. Fragment eines Romans. Transkription, ohne Kapitel I 92 Bl., mit 1 weit. Ex. 92 Bl. Durchschl.			
12	"Die Rebellion. Roman". Dr.T. 74 Bl. mit hs. Korr.			
13	"Die Scholle" 2 Bl.			
14	"Wasserträger Mendel". Dr.T. 7 Bl.			
15	"Die weißen Städte". Ms.T. 85 Bl. Durchschl. Dabei: Roth: Prosa "Hinterm Zaun". Ms.T. 1 Bl. Durchschl.			
16	"Zipper und sein Vater". Dr.T. Roman "Zipper". Ms.T. 52 Bl.			
bitte wenden !				
Datum 1.9.1994	K S	Dep. Kopie	Herkunft Albert de Lange/ Kiepenheuer & Witsch (Verlage)	Zugangs-Nr. von bis 94.114.1-
Benutzungsbedingungen/Hinweise		Bearbeitung Fuchs Akzession X Katalogisierung X	Gegenstand Kurzfassung Teilnachlaß Joseph Roth: Manuskripte	

# Zugänge

Zugangs-Nr.

Gegenstand

ROTH, JOSEPH

- 2 -

Zu diesem Konvolut an Manuskripten und Typoskripten gehört eine Sammlung von Zeitungsausschnitten, die an die Dokumentationsstelle weitergegeben wurden.

Darin befanden sich:

94.114.17	Roth, Joseph: Prosa "Begegnungen"	4 Bl. Abschr. Durchschl.
18	Roth, Joseph: Prosa "Unsere Setzerei"	2 Bl. Durchschl.
19	Mohácsi, Jenő: Prosa "Joseph Roth"	2 Bl.Dr. mit hs. Korr.



Das Original befindet sich im  
Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum  
Marbach am Neckar  
Diese Aufnahme ist für den persönlichen Gebrauch be-  
stimmt und darf nur mit schriftlicher Genehmigung des  
Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseums ver-  
öffentlicht, vervielfältigt oder an Dritte weitergegeben  
werden.

**SECOND INTENTIONAL EXPOSURE**

Das Original befindet sich im  
Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum  
Marbach am Neckar  
Diese Aufnahme ist für den persönlichen Gebrauch be-  
stimmt und darf nur mit schriftlicher Genehmigung des  
Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseums ver-  
öffentlicht, vervielfältigt oder an Dritte weitergegeben  
werden.



ÜBERREICHT  
VOM SCHILLER-NATIONALMUSEUM UND  
DEUTSCHEN LITERATURARCHIV

*D-7142 Marbach am Neckar · Schillerhöhe 8-10  
Telefon 07144/848-0 · Telefax 07144/848-299*

*Müller p. m.  
T. 4/84*

*Marbach, 29. 11. 94*

Mit freundlichen Grüßen,  
Ihr  
Dr. Jeye

Heidepaul  
Tietze

München, 29. 11. 94



A:Roth

Roth, Joseph

Prosa

"Der Antichrist". Vom Druck abweichende Fassung  
80 beschr. Bl., davon 5 Bl. Durchschl., mit 3  
kleinen aufgeklebten Bl., davon 1 Bl. Dr.

73.237

D:Roth

Roth, Joseph

Prosa

"Hiob. Roman eines einfachen Mannes". Dr.T.  
Unvollständig  
122 beschr. Bl.

D 81.5

A:Roth

Roth, Joseph

Prosa

"Legende eines Trinkers". Ms.T.

s. Roth: Prosa "Die Legende vom heiligen  
Trinker". Dr.T.

A:Roth

Roth, Joseph

Prosa

"Die Legende vom heiligen Trinker". Dr.T.  
"Legende eines Trinkers". Ms.T.  
59 Bl., davon 58 Bl. Durchschl.

59.833

A:Roth

Roth, Joseph

Verschiedenes

Aufstellung über sämtliche Vertragsverhältnisse  
mit seinen Verlegern  
5 Bl.

Bei: Roth an Antonina Vallentin, 1934

92.130.4

A:Benn

Roth, Joseph

Benn, Gottfried

23.12.1929

Berlin-Charlottenburg  
2 Bl.

86.9646

A:Roth x

Roth, Joseph

Hohenlohe-Langenburg, Prinz Max Carl zu

24.3.1933

Salzburg

1 Bl. Kopie

x 71.180

A: Kracauer

Roth, Joseph

Kracauer, Elisabeth

20.4.1929

Paris

2 Bl.

72.3378

A: Kracauer

Roth, Joseph

Kracauer, Siegfried

1926-1931

Paris u.a.

21 Br., 2 Tel. 31 Bl.

72.2897/1-23

A:Küpper

Roth, Joseph

Küpper, Hannes

1930

Berlin, Leipzig

7 Br., 1 Tel. 8 Bl.

76.7681/1-8

A:Roth

Roth, Joseph

Meyer, Georg Heinrich

30.5.1928

Lemberg

1 Bl.

72.555

A:Roth

Roth, Joseph

Reece,

24.7.1934

Nizza

1 Bl. Durchschl. Mit 1 weit. Ex. 1 Bl. Durchschl.  
Bei: Roth an Antonina Vallentin, 1934

92.130.5/14

A: Kracauer

Roth, Joseph  
Reifenberg, Benno  
3.7.1929  
Berlin  
5 Bl. Durchschl.  
72.3475

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
10.12.1929  
Salzburg?  
1 Bl.  
62.41/1

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
20.1.1930  
1 Bl.  
62.41/2

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
3.11.1931  
Paris  
2 Bl.  
62.41/3

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1934  
Paris  
3 Br. 4 Bl.  
60.677/1-2; 63.123/1

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
14.4.1935  
1 Bl.  
60.677/3

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
13.6.1935  
2 Bl.  
60.677/4

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1 Bl.  
63.123/2

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1 Bl.  
63.123/3

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1 Bl.  
60.677/5

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1 Bl.  
60.677/6

A: Schickele

Roth, Joseph  
Schickele, René  
1 Bl.  
60.677/7



A:Hausenstein

Roth, Joseph  
Schickele, René

2 Bl. Abschr.  
Bei: Reifenberg, Benno an Wilhelm Hausenstein,  
1956

66.2473/5

A:Zweig x

Roth, Joseph  
Zugehörige Materialien  
Würdigungen

s. Shaked, Gershon: Prosa "The Grace of Reason  
and the Disgrace of Misery: Zweig and Roth ..."

A:T.Sternheim

Roth, Joseph  
Sternheim, Thea  
29.6.1933  
Paris  
2 Bl.

71.329/1

A:Améry

Roth, Joseph  
Zugehörige Materialien  
Zu seinem Werk

s. Améry, Jean: Prosa. Rezensionen Roth:  
Prosa "Perlefter"

A:T.Sternheim

Roth, Joseph  
Sternheim, Thea  
4.1.1936  
Paris  
2 Bl.

71.329/2

A:Roth

Roth, Joseph  
Vallentin, Antonina  
1934

Paris  
1 Bl.  
Dabei: Roth: Verschiedenes Aufstellung über  
sämtliche Vertragsverhältnisse mit seinen Ver-  
legern

92.130.4

A:Roth

Roth, Joseph  
Vallentin, Antonina  
1934

Paris, Nizza u.a.  
17 Br. 25 Bl.  
Dabei: Roth an      Reece, 24.7.1934

92.130.5/1-17

A:Haas

Roth, Joseph  
Unbekannt Dame  
21.  
Paris  
2 Bl. Mit 1 Bl. Beil.

89.95.95

A: Kracauer

Bermann Fischer, Gottfried

Roth, Joseph

30.6.1928

Berlin

1 Bl.

72.3408

A: Kracauer

Kracauer, Siegfried

Roth, Joseph

1929-1930

3 Br. 3 Bl. Durchschl.

72.1739/1-3

A: Küpper

Küpper, Hannes

Roth, Joseph

1929-1931

Essen

13 Br. 13 Bl. Durchschl.

76.6630/1-13

A: Kracauer

Reifenberg, Benno

Roth, Joseph

29.6.1929

Frankfurt/Main

3 Bl. Abschr. Durchschl.

72.3473



Das Original befindet sich im  
Deutschen Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum  
Marbach am Neckar  
Diese Aufnahme ist für den persönlichen Gebrauch be-  
stimmt und darf nur mit schriftlicher Genehmigung des  
Deutschen Literaturarchivs/Schiller-Nationalmuseums ver-  
öffentlicht, vervielfältigt oder an Dritte weitergegeben  
werden.